This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
STELLFELD PURCHASE 1954

König Ludwig II. von Bayern.

(Original im Besitze der Familie R. Wagner's.)

Das Leben
Richard Wagners

in sechs Büchern

dargestellt

von

Carl Fr. Glasenapp.

Dritte,
gänzlich neu bearbeitete Ausgabe.

Vierter Band.

(Früher: Dritten Bandes erste Abteilung.)

(1864—1872.)

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1904.

MUSIC - X
ML
410
.W1
G55
1904
v.4

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

STELLFELD

Vorwort.

Von München über Triebschen nach Bayreuth, das ist — in kurzen Zügen — der Inhalt dieses Bandes, der Abschnitt aus dem Leben Richard Wagner's, den wir lieber mit dem erhebenden kunst- und weltgeschichtlichen Ereignis der Bayreuther Grundsteinlegung am 22. Mai 1872 beschließen wollten, als mit der schwankenden und zweifelhaften Bedeutung des darauf folgenden Jahres 1873, in welchem der Meister wohl eine schöne trauliche Feier seines sechzigsten Geburtstages unter den Augen der Bayreuther Bevölkerung und die Hebefeier des Dachstuhls seines Bühnenfestspielhauses begehen durfte, nach außen hin aber bereits mehr und mehr in jene unerhört sorgenvolle Lage in Betreff seines Unternehmens gerieth, die ihn fast bis auf den Punkt drängte es aufzugeben und dessen schließliche Verwirklichung bis zum Jahre 1876 hinausschob.

‚Der Reformator', — mit diesem Untertitel sahen wir uns veranlaßt, das vorliegende fünfte Buch zu bezeichnen, weil es in so hervorragendem Maße jene auf das große reformatorische Werk des Künstlers bezüglichen Kämpfe sind, welche während dieses Jahrzehntes (wie auch des folgenden) sein gesammtes Dasein ausfüllen und auf jede Wendung desselben bestimmend einwirkten. ‚Aus dem auffallenden Abstand der öffentlichen Leistungen im Gebiete des mir vertraut gewordenen Kunstzweiges und der Anforderungen des deutschen Genius entstand für mich ein innerer Zwang zur Anregung der hierfür nöthigen Reformen, unter welchem ich, mehr als die Welt einsehen kann, zu leiden hatte.' Den von unserer gesammten modernen Theaterwelt Verrathenen und Ausgestoßenen hatte eine königliche Freundeshand gerade noch dicht am Abgrunde aus den beengenden Nöthen eines erbarmungslosen,

rein materiellen Verkommens gerettet. Wie leicht hätte er es sich, ohne jenen ‚inneren Zwang', machen können, wäre es ihm allein um sein persönliches Wohlergehen zu thun gewesen! Hätte er sich damit begnügt, unter königlichem Schutze — im höchsten Sinne unthätig — den Ruhm seines Namens zu genießen und, mit bloß papierenem Kunstschaffen zufrieden, der Durchführung seiner höchsten reformatorischen Idee zu entsagen: er hätte getrost in München, unter zunehmender allgemeiner Bewunderung und Hochschätzung, sein siebzigstes, ja achtzigstes Lebensjahr vollenden können, — wie es Goethe in Weimar gethan. Es klingt vielleicht hart, den Begriff der Unthätigkeit, wenn auch in eingeschränkter Anwendung, in einem Athem mit dem Namen Goethe's auszusprechen. Allein in Wahrheit hat uns für die Thätigkeit des — zugleich schaffenden und reformirenden — Genius doch erst das rastlose Wirken Richard Wagner's einen ganz neuen, bis dahin unerhörten Maßstab gegeben, dem gegenüber alles Frühere verblaßt. Dies kann heute ohne Mißverständnis ausgesprochen werden. Fast unübersehbar ist die Fülle seiner Bethätigung; ein Anderer hätte dazu ein zwei- oder dreifaches Leben nöthig gehabt! Nicht aber diese Fülle der Bethätigung, des gleichzeitig künstlerischen, litterarischen und persönlichen Wirkens, hätte je seine Kräfte erschöpft. Was seine stahlkräftige Natur nicht zu dem soeben bezeichneten Altersziele gelangen ließ, waren einzig die aufreibenden Kämpfe des ‚Reformators' gegen den, auch in dieser neuen Phase seines Lebens sich gleichbleibenden stumpfen Widerstand der Mitwelt gegen seinen schöpferischen Gedanken. In dieser Beziehung bleibt das Zugeständnis seines einstigen Hauptantagonisten von dauernder dokumentarischer Bedeutung: die gegen ihn gerichtete Agitation habe ‚von dem Tage an begonnen, an welchem die Pläne für ein großes Mustertheater auftauchten' (S. 38 dieses Bandes).[1] So war ihm der gesammte Münchener Aufenthalt eine einzige schmerzliche Lebenserfahrung, ihr schwer erkauftes Ergebnis aber die Einsicht in die völlige Unmöglichkeit seines, noch so vorübergehenden Wunsches: auf diesem Münchener Boden, dem Tummel-

[1] Nicht also, wie man es immer und immer wieder, wenn auch unter allerlei Verschleierungen, liest und hört, nicht die angebliche Vorliebe des höchst einfach und regelmäßig Lebenden für irgend welchen ‚Luxus' seines Privatlebens brachte den Münchener Philister gegen ihn auf — die in Wahrheit luxuriösen ‚Ateliers' unserer modernen Maler oder berühmten Romanciers gereichen ja diesem vielmehr jederzeit zum Vergnügen, wenn er sie in seinen illustrirten Journalen sich abbilden läßt! Nein, das jämmerliche Kampfmittel der Verleumdung seiner Person in dieser Richtung, so lange es auch, versteckt und offen, noch fortwirken möge, war für seine Gegner doch nur das — unwürdige — Mittel zum Zwecke! Der Zweck selbst aber war die Vereitelung seiner großen künstlerischen Absicht, deren Bedeutung weit über den Horizont verknöcherter Büreaukraten und urtheilsloser Spießbürger hinausging.

platz der Büreaukratie und der Parteileidenschaften, *sein* Lebenswerk, seine Festspiel-Institution errichten und eine reine Kunstpflege ermöglichen zu können!

Mit diesen Münchener Zuständen und ihrer Entwickelung bis zu der — an sich so leicht vermeidlichen — Katastrophe beschäftigt sich das erste Drittel des vorliegenden Bandes (Kap. I—VI). Fehlt zu ihrer getreuen Darlegung auch einstweilen noch — und vorerst auf unabsehbare Zeiten! — eine Hauptquelle, die Briefe des Meisters an den König, so fällt doch schon aus den gegenwärtig erreichbaren Quellen ein helles Licht auf die moralische und intellektuelle Beschaffenheit derjenigen Faktoren, denen es damals gelang, ihn *für immer* aus München zu entfernen. Denn seine Nichtwiederkehr an den Ort der Intrigue und der unausgesetzten Beunruhigungen, so sehr allmählich der allendliche Entschluß dazu (S. 260) in ihm reifte, war innerlichst und unbewußt schon damals besiegelt, so daß seine nächststehenden Freunde sie unschwer voraussehen konnten (S. 148). Es lag demnach etwas tiefer Begründetes, Providentielles in der auffallenden Indolenz, ja anscheinenden Zustimmung der Münchener Bevölkerung zu den aufregenden Vorgängen jenes Vertreibungsaktes. Der bayerische Residenzphilister blickte auf diese Vorgänge mit einer ähnlichen stumpfen Gleichgiltigkeit, ohne jedes Gefühl der Verantwortung, wie er neuerdings den Versuch eines Spekulanten aus undeutscher Race sich gefallen läßt, das unter blutigem Ringen geschaffene Heiligthum der Kunst zum Gegenstande gewerblicher Ausbeutung zu machen, ja, wenn es anginge, dasselbe noch nachträglich aus seiner von ihm unzertrennlichen Heimathstätte zu entführen, um es — auf München zu übertragen! Ja, wäre doch damals — zu dem Haß unverständiger Gegner — in Wirklichkeit nur die bloße *Gleichgiltigkeit* der Bevölkerung, und nicht etwas weit Schlimmeres dabei im Spiele gewesen! Als vor Kurzem eine lebensvolle Schöpfung Siegfried Wagner's auf demselben Münchener Boden unter Pfeifen und Toben und dem Hohn einer losgelassenen Preßmeute verschüttet und zu Grabe getragen wurde (— einstweilen haben ja die Gegner gesiegt! —) konnte man in einer Besprechung, gleichsam beschönigend, von der ‚*ehrlichen Schadenfreude*' lesen, mit welcher die vom Glück minder Begünstigten sich durch ihr Pfeifen an der Überlegenheit gerächt hätten! Es gehörte schon ein solcher, aus der Geschichte der Kunst nun nicht wieder zu streichender, widriger Vorgang dazu, um die ganz eigenartige Begriffskombination einer ‚ehrlichen Schadenfreude' (!) als überraschendes, neuestes Stichwort auszuprägen. Ist aber das München vor dreißig Jahren wesentlich von dem heutigen verschieden? Dem vergleichenden Blick des rückschauenden Historikers, der, außerhalb des

Tagestreibens stehend, diese Dinge aus einer größeren Ferne und Höhe betrachtet, muß diese Frage unwillkürlich sich aufdrängen. Städte und ganze Bevölkerungen scheinen, wie einzelne Menschen, das indelebile ihres Charakters in sich zu tragen. ‚Hätten wir,' sagt der echte Isarböotier noch heute mit einer Art selbstgefälliger Berühmung, ‚hätten wir anfangs der sechziger Jahre Wagner nicht ›vertrieben‹, so hätten wir heute Bayreuth in München, und damit die ganze Corona von Berühmtheiten (!) hier ansässig; dann stünde das, nach Semper's Plänen erbaute Wagner-Theater ungefähr an der Stelle, wo sich jetzt die schöne Prinz-Regententerrasse erhebt. Das neue Prinz-Regententheater kann uns heute mehr zusagen, als wenn wir ganz Bayreuth mit seinen Anhängseln (!) hier hätten.'[1] Man kann Auge und Ohr vor solchen Äußerungen und den ihnen zu Grunde liegenden Gesinnungen nicht verschließen! Nein, mit all seinen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften war und ist München zur Festspielstadt, zur reinen verjüngenden Quelle der Regeneration der Kunst und des deutschen Wesens nicht berufen! — — —

Von München über Triebschen nach Bayreuth führt uns der Gang unserer historischen Betrachtung. Nicht unmittelbar aus den ebenso heißen, als unfruchtbaren Münchener Kämpfen und Erschütterungen heraus konnte der befreiende Kulturgedanke von Bayreuth gefaßt werden. Dazu mußten die freien Alpengipfel der Schweiz, Jahre der Sammlung, der Konzentration mit verhelfen, während welcher die sorgende Macht der Liebe den aufs Neue vereinsamten Meister vor dem Andrang einer feindlichen Außenwelt zu bewahren wußte. Ohne Triebschen — kein Bayreuth! Den Triebschener Ereignissen gehört, nach dem kurzen, aber schmerzlichen Zeitraum völliger Entbehrung an gegenwärtiger Liebe und Freundschaft (Kap. VII) das folgende zweite Drittel unseres Bandes (Kap. VIII—XII) an. In diesen Zeitabschnitt fällt das entscheidende Hauptereignis im Leben des Künstlers, seine Verbindung mit der längst zu ihm gehörigen hohen Frau, deren sorgende Theilnahme an seinem Schaffen und Wollen ihm von jetzt ab in aufopfernder Selbstverleugnung zur Seite stand. Wir haben in unserem Lebensbericht alle einzelnen Phasen dieses segenbringenden, aber schwer erkämpften Liebesbundes eingehend verfolgt; nicht ohne zuvor ernstlich erwogen zu haben, ob es nicht noch vornehmer wäre, in unserer Darstellung der Thaten des Reformators von dieser rein privaten, der Öffentlichkeit abgewandten Seite seines Daseins gänzlich ab-

[1] Kein Phantasie-Citat, sondern buchstäblichst einem ‚Münchener Brief' aus der ‚Pfälzischen Rundschau' vom 10. April 1901 entnommen, und von einem Autor herrührend, der auf den Namen L. E. Meier hört.

zuſehen und ihrer auch nicht mit einem einzigen Worte zu erwähnen. Wir ſtehen nicht an es auszuſprechen, daß wir dieſen Zweifel gehegt; wir wollen aber auch andeuten, was uns bewog, auf dieſe — Verzichtleiſtung zu verichten. Dem liebebedürftigen Menſchen Wagner, der als überragender Menſch wie Künſtler überall nur auf Mißverſtändnis, Haß und Neid geſtoßen, erſchloß ſich endlich, nach langen Leidensjahren das höchſte, entſcheidende Glück ſeines Lebens, zum dauernden Kummer ſo vieler ‚Deutſchen‘, denen es — Hand aufs Herz! — doch lieber geweſen wäre, ihr größter ſchöpferiſcher Genius wäre, ſo wie es ſich gehörte, in Noth und Elend verkommen, hätte kein Bayreuth begründet und keinen Sohn hinterlaſſen, der ‚mit ſeinem Werke gedieh‘ und ihm nun durch ſein Daſein ‚ein neues langes Leben verleiht‘. Der große Geiſt ſucht in den kleinſten Dingen den tieferen Sinn, die ewige Geſetzmäßigkeit; der kleingeartete auch bei dem Größten bloß nach den, ihm einzig vertrauten und bewußten ‚kleinen Menſchlichkeiten‘; er weiß ſie auch da zu finden, wo ſie in Wahrheit nicht vorhanden ſind. Man mag es verſuchen, auch in dieſem echt deutſchen Zuge durch irgend welche künſtliche Beleuchtung eine liebenswürdige Eigenſchaft zu entdecken. Das Unliebenswürdige davon liegt hingegen recht offenkundig auf der Hand und — von jener ‚ehrlichen Schadenfreude‘ nicht allzu weit ab. Man ſucht einſtweilen in den Lücken der vorhandenen biographiſchen Dokumente, in den etwaigen ‚Auslaſſungen‘ der veröffentlichten Briefwechſel, nicht um darin die Größe des Genius, ſondern die eigene Kleinheit wiederzufinden; unbeirrt durch die ſtets erneute Beſchämung, wenn dieſe Lücken ſich ſchließen und neue Dokumente an das Licht treten, durch welche, wie dies noch in den letzten Jahren der Fall war, immer reiner, immer höher die geiſtige und moraliſche Perſönlichkeit Wagner's vor uns aufſteigt. ‚Es mag nicht viele große Männer in allen Nationen und auf allen Gebieten geben, die es vertragen, ſo bis ins Einzelnſte in Allem, was ſie gethan, gedacht, geſchrieben haben, ans Licht gezogen und unter die ſchärfſte Lupe der Forſchung genommen zu werden, ohne dadurch zu verlieren.‘ Da ſich nun aber unſere Erzählung zunächſt nicht an Schweden, Holländer oder Franzoſen, ſondern an Deutſche wendet, und es zudem doch jedenfalls auch noch ganz andere ‚Deutſche‘ giebt, als die oben charakteriſirten, ſo haben wir es vorgezogen, in der Entwickelung der Vorgänge nichts zu unterdrücken, was zu ihrer wahrheitsgemäßen Darſtellung nothwendig iſt. Wenn dieſes Buch, — ſeit ſeinem früheſten Erſcheinen der erſte wirkliche Verſuch einer vollſtändigen Wagner-Biographie, — ein Verdienſt hat, ſo iſt es das, daß es die Jahrzehnte hindurch künſtlich gezüchtete, langſam und ſpät ſich ſelber zerfreſſende, Peſt eines liebloſen Mißtrauens gegen die moraliſche Perſönlichkeit

des großen deutschen Reformators und schöpferischesten Geistes zu zerstören und das abgeklärte Urtheil einer späteren Nachwelt vorauszunehmen an seinem Theil bestrebt gewesen ist. Es kann nur als der allererste Anfang zu einer wahren, vertieften Würdigung dieser Persönlichkeit betrachtet werden; selbst aber auch einem derartigen ersten Versuche wohnen in der Art seiner Durchführung gewisse Konsequenzen inne. Möge es als eine solche innere Konsequenz unseres Unternehmens betrachtet werden, daß wir das bedeutungsvollste Ereignis im privaten Leben des Meisters nicht stillschweigend übergangen, sondern es an der rechten Stelle mit in den Gang der Erzählung hineinbezogen haben. So völlig einzig und unvergleichlich das Bayreuther Werk in jedem Sinne dasteht, so nothwendig ist es andererseits für jeden Deutschen zu wissen, welchem, nicht minder einzigen und unvergleichlichen, Segen der Liebe er dieses Werk — von seinen ersten keimenden Anfängen bis zu seinem heutigen Bestehen — zu danken hat.

Das letzte Drittel unseres Buches endlich (Kap. XIII—XVII) behandelt das Werden und Wachsen der Bayreuther Idee und die ersten Schritte zu ihrer Verwirklichung. Der erste und ursprüngliche Gedanke des Meisters kam damit wieder zur Geltung: sein Festspielhaus in einer lieblichen Einöde, an einem abgelegenen Orte, wie Zürich, wie Weimar, oder am Rhein, fern von dem Getriebe, dem Qualm und Dunst unserer Großstädte zu errichten. Seinem königlichen Freunde und Beschützer zu Liebe hatte er diesen ursprünglichen Gedanken zu Gunsten der bayerischen Residenzstadt aufgegeben; München aber dem Könige seine hochsinnigen Absichten vereitelt. Zu keiner weiteren Konzession verpflichtet, und nachdem er noch eine Reihe von Jahren abwartend der Entwickelung der Verhältnisse zugesehen, kam Richard Wagner auf seinen längst gehegten Gedanken zurück: sein Festspielhaus in einer kleinen entlegenen Stadt im Herzen Deutschlands erstehen zu lassen. Aus Dank gegen seinen erhabenen Beschützer erwählte er sich dazu eine Stadt im bayerischen Lande, das trauliche Bayreuth, vornehm und idyllisch zugleich in seiner ganzen Erscheinung, inmitten einer reizvoll poetischen landschaftlichen Umgebung. In gerechter Würdigung dessen, daß der Meister die richtige Wahl getroffen, daß der von ihm gewählte Ort der geeignete sei und die Festspiele in Bayreuth dem ganzen bayerischen Lande Nutzen und Ehre brächten, entsagte König Ludwig einer müßigen Wiederholung des gleichen Baues in seiner Hauptstadt. Sein telegraphischer Glückwunsch zur Grundsteinlegung (S. 423) hatte keinen anderen Sinn; der gleiche Gedanke kommt wiederholt in seinen Briefen an Wagner zum Ausdruck. Unmöglich ist es nun heute, das Ringen Richard Wagner's gegen tausend Hindernisse der Feindseligkeit, der Apathie

gegen den Spott und Hohn der Mitwelt zu verfolgen, ohne dabei einen Blick auf die Zeitereigniſſe und auf das neuerrichtete Pſeudo-Feſtſpielhaus, die Nachäffung ſeines Lebenswerkes, zu werfen, das ſich jetzt in München erhebt. Faſt ein volles Vierteljahrhundert hindurch hatte das Bayreuther Werk mit der Theilnahmloſigkeit der Mitlebenden, den Mißdeutungen einer übelwollenden Öffentlichkeit zu ringen. Endlich ſchien es ſiegreich dazuſtehen: zu augenſcheinlich hatte ſelbſtlos fortwirkende Macht der Treue die Anfechtungen von außen her überwunden. Da plötzlich dünkte es zeitgemäß, den Erfolg dieſes aufopfernden Ringens in ‚geſchäftskundige‘ Hände zu nehmen. Zu den unwürdigen Vorausſetzungen und Grundlagen dieſes in Haſt und Eile binnen zwei Jahren aufgeführten Münchener Baues, durch welchen ‚der großartigſte königliche Gedanke in ein Aktienunternehmen und eine Terrainſpekulation umgewandelt iſt‘, zu den von dieſem Centrum aus planmäßig in Umlauf geſetzten falſchen und ſchädigenden Gerüchten hat Bayreuth während des ganzen Verlaufes dieſer Angelegenheit vornehm geſchwiegen, wiewohl ihm alle Mittel der Bekämpfung in ausgebreitetem Maße zu Gebote geſtanden haben würden, hätte es mit dieſem Gegner einen Kampf aufnehmen wollen! Aber wenn die großherzigen Pfleger des Meiſtererbes es vorzogen, durch ihr bloßes Daſein und durch ihre Thaten, nicht durch Worte, zur Öffentlichkeit zu reden: die Geſchichte kann und wird darüber dereinſt nicht ſchweigen. Sie wird das berufene Forum bilden, welches die Entſtehung und den Zweck dieſes Hauſes als das vollkommene Zerrbild der Entſtehung und des Zweckes des Bayreuther Heiligthumes darſtellt. Einſtweilen iſt das Geheimnis Beider nicht bloß der Taube des Grales bewußt, ſondern die Spatzen auf den Dächern pfeifen von den zweckbewußten Beziehungen und unſichtbaren (?) Fäden zwiſchen München und New-York, und wo es ſich noch in unſeren Tagen um diskreditirende, verleumderiſche Zeitungsnotizen, wo es ſich um irgend einen Schritt, eine Möglichkeit der Abbröckelung, der verſuchten Unterminirung des Bayreuther Kulturwerkes und der Autorität ſeiner perſönlichen Vertreter handelt, da iſt dem kundigen Auge die Herkunft dieſer Machinationen unverkennbar . . .

Wir beſchließen hiermit unſere einleitende Betrachtung, und fügen nur noch eine Bemerkung hinzu. Eine der ſchlimmſten Eigenſchaften der Biographen iſt es, wenn ſie mehr ſagen, als ſie ſelbſt wiſſen; vor dieſem Fehler haben wir uns jederzeit zu bewahren geſucht. In dieſem Sinne hatten wir die Abſicht, gelegentlich dieſes Vorwortes einiger biographiſcher Eintagserſcheinungen zu gedenken, die in der Zwiſchenzeit zwiſchen dem Erſcheinen

unseres letzten Bandes und dem verzögerten Hervortreten des gegenwärtigen das Tageslicht erblickt haben, darunter einer solchen, die durch wiederholte Nennung ihres Urhebers (in den Fußnoten des vorausgehenden Buches) gewissermaßen einen Empfehlungsbrief von unserer Seite erhalten zu haben schien. Wir geben dies auf, weil uns dieselben bereits heute, wo wir diese Zeilen niederschreiben, zu sehr veraltet erscheinen, um noch auf dieselben zurückzukommen. Das eigentliche Material für die Biographie Richard Wagner's liegt in seinen eigenen Lebenszeugnissen in Briefform; die letzten Jahre haben davon, vornehmlich in den ‚Bayreuther Blättern' ganze Brieffolgen (an Levi, Muncker, Pusinelli, Feustel) von unschätzbarem Werth der Öffentlichkeit überwiesen. In dieser Beziehung hat daher der Verfasser die von ihm unabhängige Verzögerung des vorliegenden Bandes für einen wahren Glücksfall gehalten, da er ihn nunmehr mit einem ganzen Reichthum authentischer Aufklärungen über wichtige Angelegenheiten auszustatten in die günstige Lage versetzt war.

Es sei uns zum Schluß noch gestattet, an dieser Stelle der freundlichen Hand zu danken, welche sich der mühsamen Arbeit unterzogen hat, auch diesen Band, wie bereits dessen Vorgänger, mit einem eingehenden, sorgfältigst ausgearbeiteten Namenregister zu versehen.

Riga, am Geburtstage Franz Liszt's, 22. Oktober 1903.

C. Fr. Glasenapp.

Inhalt.

Seite

I. König und Künstler. Kindheit und Jugend König Ludwig's II. Früher Einfluß von Wagner's Werken und Schriften. Erste persönliche Begegnung. Niederlassung in Starnberg (Villa Pellet). Täglicher Verkehr: Vorlesungen der dramatischen Schöpfungen Wagner's. Kabinetssekretär Pfistermeister. Berufung Bülows: dessen Eintreffen in zerrüttetem Gesundheitszustande. Des Königs Reise nach Schwalbach, Mainz und Köln. ‚Über Staat und Religion'. Huldigungsmarsch. Liszt in München und Starnberg. Brockhaus'scher Besuch. Breneli Weitmann. Einzug in die Briennerstraße. Festsetzung der Vollendung und Aufführung des Nibelungen-Ringes. Krankheit des Meisters. Aufführung des ‚fliegenden Holländers'. Musikaufführung im Hoftheater. Weihnachtsfest 1864 3

II. Gegenströmungen. Antagonismus seitens des Kabinetssekretariates und der ultramontanen Partei. Planmäßige Entfremdung der Sympathieen des Publikums. Nachbarlicher Verkehr mit dem Grafen Schack. Münchener Kunstgenossen: Musiker, Litteraten, Maler. Vereinsamte Stellung in München. Pecht malt für den König Wagner's Portrait. Staatsrath Klindworth als Agent des Hauses Thurn und Taxis. Künstlich ausgesprengtes Gerücht von einer angeblichen Ungnade. Ganz München in Erregung darüber. Artikel der Allgemeinen Zeitung: ‚R. W. und die öffentliche Meinung.' Wagner's Entgegnung darauf. ‚Die Verleumdung spielt ihr letztes verzweifeltes Spiel' 37

III. Vorbereitungen zum ‚Tristan'. Weißheimer'sche Hochzeitsangelegenheit. Sammlung von Wagner's Schriften und Dichtungen für den König. Schnorr in München: ‚Tannhäuser'-Probe und -Aufführung. ‚Bericht über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule.' Eintreffen der Künstler zu den Vorarbeiten für ‚Tristan und Isolde'. Glücksgefühl während der Proben. Ludwig Schnorr als ‚Tristan' (dritter Akt). Zärtliche Fürsorge des Königs für Wagner. Öffentliche Einladung zur Aufführung des ‚Tristan'. Publikation der Aufführungs-Termine. Eine unparlamentarische Äußerung Bülow's und ihre Wirkungen. Generalprobe des Tristan: ‚die Erfüllung des Unmöglichen' 59

IV. Die vier ‚Tristan'-Aufführungen. Plötzliche Erkrankung von Frau Schnorr. Wechsel-Angelegenheit am ersten Tristan-Tage. Bestürzung Aller bei der plötzlichen Absage der ersten Vorstellung. Wartezeit: geselliges Zusammensein

Seite

in Wagner's Hause, photographisches Gruppenbild. Neuer Aufschub: Schnorr's nach Reichenhall. In der Zwischenzeit erneutes Aufflammen der Opposition, Belästigungen durch zudringliche Fremdenbesuche (Dorn). Letzte Vorbereitungen und erste Aufführung des ‚Tristan' (10. Juni). Nachfeier im ‚Bayrischen Hof'. Zweite und dritte Aufführung. ‚Nun ruht Euch aus! Das Unvergleichliche ist gethan!' Unerwartete Anordnung einer vierten Aufführung durch den König (1. Juli). Gründe gegen eine weitere Wiederholung des ‚Tristan'. Schnorr als Erik. Privataudition des Königs im Residenztheater. Abreise Schnorr's. Die Instrumentation des ‚Siegfried' wieder aufgenommen 77

V. Nach dem ‚Tristan'. Schnorr's Tod. Zur Bestattung nach Dresden. Stimmungsbild aus den Trauertagen. ‚Zu unthätiger Trauer haben wir keine Muße.' Der Klavierauszug der Walküre erscheint. Bülow's nach Pesth, Wagner an den Walchensee. ‚Ich war einsam in den hohen Bergen und jetzt bin ich einsam hier.' Entwurf der ‚Parzival'-Dichtung. Semper in München. Der Platz für das Festspielhaus wird bestimmt. ‚Was ist deutsch?' Geldsäcke aus der Kgl. Kabinetskasse. Wiener Ausflug. Persönliche Beziehungen zu Julius Fröbel und Verhandlungen wegen eines in München zu begründenden Organs. Schweizer Reise des Königs. Achttägiger Besuch Wagner's in Hohenschwangau. Morgenmusik aus ‚Lohengrin'. ‚Gegen uns Beide vermag die Welt nichts!' Abschied von Hohenschwangau. ‚Vergessen Sie die rauhe Umgebung — unsere Liebe leuchte hell und lauter!' 108

VI. Münchener Hexensabbath. Politische Verhältnisse im Königreich Bayern: das Kabinetssekretariat und die Fortschrittspartei. Reaktionäre Bestrebungen des Ministeriums von der Pfordten. Wagner's Person als Mittel zur Ablenkung des Volksunwillens. Stylproben aus dem ‚Bayerischen Courier' und dem ‚Volksboten'. Entstellende Korrespondenzen für auswärtige Blätter. Indiskrete Ausnützung von Privatgesprächen des Königs. Der Artikel in Nr. 333 der ‚Neuesten Nachrichten'. Pfistermeister's Erwiderung und seine auf den König ausgeübte Pression. Dem Könige wird mit einer Revolution gedroht. Er läßt sich über die Stimmung des Landes berichten. Ausweisung Wagner's aus München. Die Seifenblase des angeblichen ‚Volksunwillens' zerplatzt. Die altbayerisch-ultramontane Presse bleibt in fortgesetzten Verunglimpfungen ihrer bisherigen Haltung treu. Rückschlag auf die Gemüthsverfassung des Königs . . . 128

VII. Völlige Einsamkeit. Bemühungen für die Gewinnung einer passenden Häuslichkeit. Genf: Campagne aux artichauts. Bemühungen um eine wohnliche Einrichtung. Die ‚Meistersinger' wieder aufgenommen. Feuersbrunst. Ausflug nach Südfrankreich. Minna's Tod. Tod des Hundes Pohl und seine Bestattung in den Artichauts. Belästigungen durch die Ungewißheit und die doppelte Haushaltung. Ausflug auf den Mont Salève. Der Neufundländer Ruß. Frau v. Bülow zum Besuch. Ihre Ehe mit Hans v. Bülow und ihr bisheriges Verhältnis zu dem Meister. Die Entdeckung von Triebschen bei Luzern. Um- und Einzugs-Angelegenheiten. Schmerzliche Seelenspannungen der Ungewißheit. Todesahnungen und Vererbungsgedanken 152

VIII. Triebschen bei Luzern. Zum 22. Mai improvisirter Besuch des Königs in Triebschen. Silberner Lorbeerkranz aus München. Bayern's Verhalten beim Ausbruch des Krieges durch von der Pfordten bestimmt. Des Königs Reise in das Hauptquartier der bayerischen Truppen. Bülow's Prozeß wegen ‚Ehren-

Seite

kränkung' gegen den Redakteur des ‚Volksboten'. Wagner's Zuschrift an den Berner ‚Bund'. Bülow und Familie in Triebschen. Komposition des zweiten Aktes der ‚Meistersinger'. Briefwechsel mit dem Grafen Enzenberg. Kriegerische Ereignisse des Sommers 1868. ‚Wir Drei hier lassen Bismarck hoch leben.' Wagner über die Schlacht von Königgrätz. Konstantin Frantz auf Triebschen. Vollständige Räumung des Hauses in der Briennerstraße. Des Königs Reise in die fränkischen Provinzen. Bülow nach Basel. Hans Richter nach Triebschen. Semper's plastisches Modell des Festspielhauses für München 175

IX. Vollendung der Meistersinger. Neue Bahnen im bayerischen Staatswesen. Ernennung Hohenlohe's zum Minister des Äußern. Verlobung des Königs. Die ‚Meistersinger' für den Hochzeitstag des Königs bestimmt. Zehn Tage in München: Verkehr mit dem König und der königlichen Braut. Einladung nach Starnberg. Bülow wieder nach München. Wagner's Geburtstag öffentlich in München gefeiert. Münchener ‚Lohengrin'-Aufführung: dem König mißfällt die äußere Erscheinung Tichatschek's. ‚Tannhäuser' in der neuen Bearbeitung. Errichtung der Münchener Musikschule unter Bülow's Leitung, und Begründung der ‚Süddeutschen Presse' unter Fröbel's Redaktion. ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik.' Hans Richter als Chordirigent nach München. Laube's Mißerfolg bei Bewerbung um die Direktion des Hoftheaters. Liszt's Besuch in Triebschen. Aufhebung der Verlobung des Königs. Acht Tage in Paris: Erlebnis am Schließungstage der Weltausstellung 200

X. Aufführung der ‚Meistersinger'. Erfahrungen an der ‚Süddeutschen Presse'. Differenzen mit Fröbel, es kommt zum Bruch. Plötzlicher Abbruch der Artikel über ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik'. Gegen Ende des Jahres Wagner nach München. Baron Perfall zum Intendanten empfohlen. Hohenlohe und Wagner. Besetzungsschwierigkeiten bei den Rollen der ‚Meistersinger'. Richter's Bemühungen um den Chor. Veränderte Haltung Perfall's. Zweite Ausgabe von ‚Oper und Drama'. ‚Erinnerungen an Schnorr.' Beginn der Bühnenproben. Schöpferische Betheiligung des Meisters an den Proben. Besuch der Schwester Clara Wolfram. Quälereien mit Weißheimer's Oper ‚Theodor Körner'. Generalprobe und erste Aufführung der ‚Meistersinger' (21. Juni 68). Abreise in die Schweiz. Anhaltende Fieberschwäche. Interesse am ferneren Verlauf der Aufführungen. Verhandlungen mit den deutschen Theatern. Aufnahme des Werkes durch die Presse. Laube's Verhöhnung der ‚Meistersinger'. Im Spätherbst Besuch in Leipzig bei der Schwester Ottilie Brockhaus 224

XI. Stille unter Stürmen. Fester Beschluß, nie wieder nach München zurückzukehren. Der Triebschener Aufenthalt gewinnt nun erst seine wahre Bedeutung. Schwierige Lage zum König. Liszt's stumme Entfremdung. Komposition des dritten Aktes ‚Siegfried' begonnen. ‚Das Judenthum in der Musik.' Fröbel's gehässige Artikel in der ‚Süddeutschen Presse'. Wagner macht sich auf die Entziehung der königlichen Gunst gefaßt. Der König verlangt eine Separataufführung des ‚Rheingold' in München. Wagner bringt dem königlichen Freunde das schwerste Opfer, unter Ablehnung einer persönlichen Betheiligung an der beabsichtigten Aufführung. Wirkungen der Schrift über das ‚Judenthum'. Äußere Vorgänge: ‚Rienzi' in Paris, Ehrenmitgliedschaft der Akademie der Künste in Berlin. Übersiedelung der Bülow'schen Kinder nach Triebschen. Nietzsche's erster Besuch in Triebschen 260

Seite

XII. Vollendung des ‚Siegfried'. Beziehungen zu Lenbach: deſſen Schopenhauer-Portrait. Geburtstagsfeier in Triebſchen. Geburt eines Sohnes: ‚heute iſt der glücklichſte Tag meines Lebens.' Triebſchener Nachbarſchaft: Graf Baſſenheim und Familie. Zunehmender Verkehr mit Nietzſche. Sonſtige Beſuchs-Chronik des Sommers 1869: Alexander Sſeroff, Catulle Mendès, Judith Gautier, Cäcilie Avenarius, Ottilie Brockhaus. Zunehmende Beunruhigungen durch das Münchener ‚Rheingold'. Generalprobe des ‚Rheingold'. Hans Richter's Proteſt gegen die unwürdige Aufführung. Wagner in München, ohne den König zu ſprechen. Die Erbitterung gegen den Meiſter wird in der Münchener Preſſe weiter geſchürt. Zuſchrift an den ‚Bund'. Aufſatz ‚Das Münchener Hoftheater' für die Augsburger Allgemeine. ‚Rheingold' doch aufgeführt, der König will ſich nicht ‚ſchwach' zeigen 284

XIII. Der Gedanke von Bayreuth. Des Königs Befehl zur Aufführung der ‚Walküre' in München. Wagner legt die Partitur des ‚Siegfried' unvollendet bei Seite, um zur Kompoſition der ‚Götterdämmerung' überzugehen. ‚Über das Dirigiren.' Weihnachtsfeier 1869. Glücksgefühl und freudige Sicherheit des Daſeins: Schaffensluſt. Neue Beunruhigungen und Verſtimmungen von München her. Des Königs Geſtirn in ſeiner äußerſten Sonnenferne. Äußere Vorgänge: die ‚Meiſterſinger' in Dresden, Wien, Berlin; Weimarer ‚Muſter-Aufführungen'; ‚Lohengrin' in Brüſſel (Hans Richter). Vergebliche Bemühungen der Münchener Intendanz um einen Dirigenten für die ‚Walküre'. Wagner's Ankündigung ſeiner Aufführung des ‚Ring des Nibelungen'. Weshalb München nicht der Ort dieſer Aufführung ſein konnte. ‚Der Gedanke von Bayreuth.' Ablehnung der Einladung zur Wiener Beethoven-Feier. Ausflug auf den Pilatus. Beſuch Klindworth's. Die franzöſiſche Kriegserklärung. Trauungsfeier in Luzern (25. Auguſt 1870). Taufe Siegfried Wagner's. Zwiſchen beiden Feiern der Tag von Sedan. 304

XIV. Erſte Fahrt ins ‚Reich'. Die ‚Beethoven'-Schrift, ihre Entſtehung und Bedeutung. Triebſchener Beethoven-Feier, durch häusliche Vorführung der Beethoven'ſchen Streichquartette auf Triebſchen. Karl Tauſig und die Gräfin Schleinitz. Plan zur Herausgabe der ‚Geſammelten Schriften und Dichtungen'. Das ‚Siegfried-Idyll'. ‚Eine Kapitulation.' Gedicht ‚an das deutſche Heer in Paris'. Überſendung desſelben an Bismarck. Vollendung der ‚Siegfried'-Partitur. Plan zu einer Reiſe nach Deutſchland (Bayreuth und Berlin). Der ‚Kaiſermarſch'. Die ‚grüne Broſchüre'. Erſter Beſuch in Bayreuth. Leipzig: Hôtel de Prusse. Über Dresden nach Berlin. Vortrag in der Kgl. Akademie über ‚die Beſtimmung der Oper'. Bankett im Hôtel de Rome und Begrüßung in der Singakademie. Die Geſellſchaft ‚Wagneriana'. Beſuch bei Bismarck. Konzert zum Beſten des König-Wilhelm-Vereins. Über Leipzig, Darmſtadt, Heidelberg zurück nach Luzern. Ankündigung der Feſtſpiele für das Jahr 1873. E. Heckel bringt die Gründung von Wagner-Vereinen in Vorſchlag. Vorwort zur Herausgabe der ‚Geſammelten Schriften'. Tauſig's Tod, zuvor noch Verkehr mit Liſzt. Folgen dieſes Verluſtes für das gemeinſame Unternehmen . . 334

XV. Das Mannheimer Konzert. Beſuche auf Triebſchen. Herwegh läßt einen Brief Wagner's unbeantwortet. Begründung von Wagner-Vereinen. ‚Erinnerungen an Auber.' Äußere Vorgänge: Lohengrin in Bologna. Anfrage nach Bayreuth. Wettbewerb deutſcher Städte um den Rang einer Feſtſpielſtadt.

Seite

‚Bericht an den deutschen Wagner-Verein.‘ Erster offizieller Besuch in Bayreuth: Friedrich Feustel und Theodor Muncker. Weiterreise von Bayreuth nach Mannheim. Emil Heckel und Vincenz Lachner. Konzertproben am 18. und 19. Dezember. Vormittags ‚Siegfried-Idyll‘, Abends Konzert (20. Dez.). Gesellige Nachfeier des Konzertes im Europäischen Hof. In einem Nietzsche'schen Brief erste Erwähnung der ‚Bayreuther Blätter‘. Schluß des Tagewerks für das Jahr 1871 366

XVI. Abschied von Triebschen. Nietzsche's ‚Geburt der Tragödie‘. Feustel und Muncker in Luzern, wegen eines neuen Bauplatzes: ‚der Tag auf Triebschen war merkwürdig genug.‘ Erneute Störung der Arbeit an der ‚Götterdämmerung‘. Nach Berlin: die Gesellschaft ‚Wagneriana‘ und ihr Repräsentant. Bayreuth: Freude an dem neuen Bauplatz für das Festspielhaus. Wiederaufnahme der Arbeit an der ‚Götterdämmerung‘. Bestimmung der IX. Symphonie für die Grundsteinlegungsfeier. Ärgerliche Lotterie-Vorschläge aus Berlin. Nothwendigkeit einer baldigen Übersiedelung nach Bayreuth. Krisis in der Übersiedelungsfrage: Ablehnung der königlichen Unterstützung für die Bayreuther Niederlassung. Abschied von Triebschen. Das Wiener Konzert. Einladung an Liszt zur Grundsteinlegungsfeier 388

XVII. Grundsteinlegungsfeier. Eintreffen der Festgäste am Pfingstsonntag. Proben der Symphonie am 20. und 21. Mai. Hauptprobe, danach Feier des Vorabends auf Fantaisie. Grundsteinlegungstag mit grauem Regenwetter. Begrüßungs-Telegramm des Königs. Zurechtweisung eines Journalisten. Vorgänge auf dem Festplatz bei strömendem Regen. Rückfahrt zur Stadt, Wagner's Grundsteinlegungs-Rede im markgräflichen Opernhaus. Aufführung der IX. Symphonie. Bankett in der ‚Sonne‘; Wagner's Trinksprüche auf den König und (im ‚Anker‘) auf die Stadt Bayreuth. Schluß der Feier: Versammlung der Patrone im Rathhaussaal. Liszt's Antwortschreiben auf die an ihn ergangene Einladung 414

Anhang.

I. Nachträge und Ergänzungen 437
II. Namenregister 452

Fünftes Buch.

Der Reformator.

(1864—1872.)

Aus dem auffallenden Abstand der öffentlichen Leistungen im Gebiete des mir vertraut gewordenen Kunstzweiges und der Anforderungen des deutschen Genius entstand für mich ein innerer Zwang zur unausgesetzten Anregung der hierfür nöthigen Reformen, unter welchem ich, mehr als die Welt einsehen kann, zu leiden hatte.

Richard Wagner.

I.

König und Künstler.

Kindheit und Jugend König Ludwig's II. — Früher Einfluß von Wagner's Werken und Schriften. — Erster persönlicher Verkehr. — ‚Über Staat und Religion'. — Besuch der Bülow'schen Familie. — Besuch Liszt's. — Berufung Bülow's, Friedrich Schmitt's und Cornelius'. — Übersiedelung nach München. — Aufführung des ‚fliegenden Holländers'.

Wie mich dein hehrer Segensgruß entzückte,
der wonnestürmisch mich dem Leid entrafft:
so wandl' ich stolz beglückt nun neue Pfade
im sommerlichen Königreich der Gnade.
Richard Wagner.

Der junge Monarch, der im äußersten entscheidenden Moment in das Leben Richard Wagner's eintrat, um von nun an mit seinem ‚starken treuen Schutz' über dem Leben des Meisters und der Ausführung seines Lebenswerkes zu wachen, war am 25. August des ‚Tannhäuser'-Jahres 1845 geboren, — als der älteste Sohn des damaligen bayerischen Kronprinzen, nachmaligen Königs, Maximilian II. Fern den Wirren einer von ihm nicht gebilligten Politik, lebte dieser liebenswürdige edle Fürst meist im Schoße seiner Familie auf dem, von ihm selbst geschaffenen Fürstensitz Hohenschwangau. Sein Geheiß hatte diese schlanken Thürme, kühnen Erker und zackigen Mauern auf den Grundfesten des alten Schlosses Schwanstein erstehen lassen; die stolze Burg, deren gelbes Gemäuer auf ragendem Felsenkegel sich von dem dunkeln Grunde eines breiten dichtbewaldeten Bergsattels abhebt, mit ihrem Fernblick von zugleich lieblicher und erhabener Schönheit, blieb während seiner ganzen Regierungszeit sein und der königlichen Familie Lieblingssitz. ‚Diese Herrschaft ist seit Jahrhunderten ein Königsaufenthalt: Handel und Industrie, mit ihrem Gefolge von Postkutschen, Eisenbahnen und Fabriken, haben da nicht eindringen können. Die Schwäne leben dort in Frieden, die Rehe springen in voller Freiheit umher. Die einfachen Wege, die hohen alten Bäume mit glatten Rinden haben ernste, nachdenkliche Mienen und scheinen

immer herrschaftliche Gäste zu erwarten. Aber der ganze Zauber der Landschaft vereinigt sich in dem größeren und einsameren der beiden Seen, der von alten Buchen umsäumt ist, überragt von Felswänden, Schroffen und Tannendickicht. Mit seinen wechselnden Farben, himmelblau, purpurn, smaragd, gleicht er einem lebenden Auge der Erde, abwechselnd feurig, träumerisch und voll unergründlicher Wehmuth.'[1] Hier wuchs der junge Ludwig auf und empfing inmitten einer großen Natur und sagenreichen Umgebung die ersten sonnigen Jugendeindrücke. Von den Wänden der Väterburg winkten ihm die hohen farbigen Gestalten der Kaiser und Herzoge, Minnesinger und Kreuzritter aus der Chronik von Hohenschwangau, unter ihnen die des Schwanenritters Lohengrin, wie er in sein Horn stößt, um dem Kaiser sein Nahen zu verkündigen. Gewiß wirkten diese Eindrücke mit zu der mächtigen Anregung, die er als Fünfzehnjähriger aus der erstmaligen Anhörung einer Münchener ‚Lohengrin'-Aufführung erhielt. Doch fand er hier mehr als die bloße Verkörperung einer Sage, die seine Kindheit mit frühgewohnten Bildern und Klängen umgaukelt. Ihm trat zum ersten Male der nie gekannte, mächtig bestimmende Reiz eines eigenartigen neuen Kunstwerkes mit demselben entscheidenden Einfluß entgegen, der schon so Manchem gerade aus dieser Schöpfung zu einem Wendepunkt seiner Kunstanschauung geworden war. Für seine Entwickelung als künstlerischer Mensch wurde das Bekanntwerden mit dieser neuen Erscheinung maßgebend. Seine Begeisterung für den Schöpfer dieses Werkes wuchs, je mehr er von dessen Werken, Schriften und Plänen kennen lernte. Als der achtzehnjährige Kronprinz die soeben veröffentlichte Dichtung vom ‚Ring des Nibelungen' ergriff, als am Schluß ihres Vorwortes die Frage: ‚wird dieser Fürst sich finden?' an sein Herz pochte und dieses heftiger zu schlagen begann, wußte er, an wen sie gerichtet sei, und gelobte sich, sie nicht unbeantwortet zu lassen. Aus dieser Begeisterung erwuchs ihm der thatenfrohe Wille, dem von Allen Verlassenen mit königlicher Macht zur Seite zu stehen. Zeitiger als zu erwarten war, beschied ihm das Schicksal Gelegenheit zur Einlösung seines, sich selbst verpfändeten Wortes.

Der Boden, auf welchem die ernste Pflicht des Regenten durch den frühen Tod seines Vaters in noch so jugendlichem Alter an ihn herantrat, war nicht dazu angethan, ihm ihre gewissenhafte Ausübung zu erleichtern. Schon zur Regierungszeit seines Großvaters war hier, trotz eines ansehnlichen Aufschwunges der bildenden Künste, ungeachtet liberaler königlicher Unterstützungen und der reichen Hilfsmittel der Universität, die freie Entfaltung der Wissenschaften und Künste durch die unangefochtene Machtstellung des Katholizismus erschwert und gehemmt, und Hand in Hand damit das Volk in geistiger Verdumpfung erhalten worden. Weit hinaus über die Zeit von Franz Xaver

[1] Schüré, Erinnerungen an R. Wagner. Leipzig, Breitkopf & Härtel, S. 12.

Baader's romantischem Mystizismus und ähnlichen Auswüchsen, wie sie nur der Boden Münchens erzeugen konnte, erhielten sich die Nachwirkungen der, von den beiden Görres und ihren Geistesverwandten in den berüchtigten ‚historisch-politischen Blättern' eingeleiteten, kirchlichen Polemik gegen die edelsten Freiheitsregungen des Zeitalters. Erst der Regierungsantritt Maximilian's entbot diesen düsteren Mächten den Kampf; die Fortführung desselben war das Erbtheil Ludwig's II. Zu dem verdumpfenden Einfluß des Ultramontanismus kam noch der, durch die klerikalen Bestrebungen geförderte, politische Gegensatz zu dem Norden Deutschlands und zu Allem, was von diesem auszugehen schien, oder was die allgemeine Erregung der Gemüther in jenen Jahren — unmittelbar vor 1866! — mit ihm in Zusammenhang brachte. Wie jene Zeit in ganz Süddeutschland eine gewaltige Gährung hervorrief, so war es besonders in der Hauptstadt Bayerns der Fall. Hier hatte ja schon unter König Max anläßlich der Berufung von Gelehrten, Künstlern und Dichtern norddeutscher Abkunft eine unverkennbare Verstimmung geherrscht, die sich ganz in dem Maße auf weitere Kreise übertrug, als sich in Preußen die Anzeichen einer selbständig ins Werk zu setzenden Politik zu mehren begannen. ‚Glaubte man doch, das liebe Preußen gehe darauf aus, womöglich den ganzen Süden einfach in die Tasche zu stecken.'[1] Durch ein solches Zusammenwirken der Umstände geschah es, daß die edelste, in ihren Wirkungen weitreichendste, ihm zu ewigem Ruhm gereichende That des jungen Herrschers, die Berufung Wagner's nach München, anstatt in der gesammten Bevölkerung einen freudigen Widerhall zu finden, ihn einer unerwarteten heftigen Agitation gegenüberstellte und die planvollen Hetzereien weniger, nahe betheiligter, aber in das Dunkel der Zeitungs-Anonymität gehüllter, leitender Personen in der bayerischen Hauptstadt einen wohlvorbereiteten fruchtbaren Boden für ihre Zwecke fanden!

Je ernstlicher König Ludwig bereits als Kronprinz durch eigene Neigung sich berufen fühlte, in getreuer Verfolgung der väterlichen Tradition den Bestrebungen zur geistigen Befreiung seines Landes und Volkes auf politischem Gebiet durch einen gemäßigten Liberalismus kräftigen Vorschub zu leisten, desto mehr sah er sich, durch den gleichen inneren Antrieb, die bestimmte Aufgabe zugewiesen: über den unfruchtbaren Gegensatz der politischen Parteien hinaus, in der Verwirklichung der erhabenen Absichten des schöpferischesten deutschen Künstlers den positiven Gehalt einer deutschnationalen Kultur zum großartigen Ausdruck zu bringen. Dies bedeutete zunächst soviel als das Verlangen, dem Alles überragenden, und doch hilf- und heimathlos im eigenen Vaterlande umherirrenden großen Genius hier am Orte, in seiner eigenen

[1] Vgl. die Ausführungen Gustav Wittmer's in der Einleitung seines Aufsatzes: ‚Richard Wagner in München, ein Rückblick' im Mus. Wochenblatt 1894, No. 14 ff.

Hauptstadt, die Stätte zu bereiten und sein ferneres Wirken und Schaffen in seine schützende Hand zu nehmen. ‚In der Zeit', so berichtet Wagner selbst, ‚wo ich in Luzern meinen ›Tristan‹ beendigte, mich unsäglich mühte, die Möglichkeit einer Niederlassung auf deutschem Boden mir zu gewinnen[1] und endlich verzweiflungsvoll nach Paris mich wandte, um dort in Unternehmungen mich abzumühen, die meiner Natur zuwider waren, — damals wohnte der 15jährige Jüngling zuerst einer Aufführung des ›Lohengrin‹ bei, die ihn so tief ergriff, daß er seitdem aus dem Studium meiner Werke und Schriften seine Selbsterziehung in der Weise bildete, daß er seiner Umgebung offen eingesteht, ich sei sein eigentlicher Erzieher und Lehrer gewesen. Er verfolgt meinen Lebenslauf und meine Nöthen, meine Pariser Widerwärtigkeiten, mein Verkommen in Deutschland, und nährt nur den einzigen Wunsch, die Macht zu gewinnen, mir seine höchste Liebe beweisen zu können. Sein einziges, wirklich verzehrendes Leiden war, nicht zu begreifen, wie er seiner stumpfen Umgebung diese nöthige Theilnahme für mich abgewinnen sollte.'[2] Was hier Wagner anführt, klingt uns Wort für Wort aus den erhaltenen eigenen brieflichen Äußerungen des jungen Monarchen entgegen. So gleich in dem allerersten an ihn gerichteten Schreiben vom 5. Mai 1864, unmittelbar nach ihrer ersten persönlichen Begegnung. ‚Seien Sie überzeugt', heißt es darin, ‚ich will Alles thun, was irgend in meinen Kräften steht, um Sie für vergangene Leiden zu entschädigen; die niederen Sorgen des Alltagslebens will ich von Ihrem Haupte auf immer verscheuchen, die ersehnte Ruhe will ich Ihnen bereiten, damit Sie im reinen Äther Ihrer wonnevollen Kunst die mächtigen Schwingen Ihres Genius ungestört entfalten können! Unbewußt waren Sie der einzige Quell meiner Freuden, von meinem zarten Jünglingsalter an, ein Freund, der mir, wie keiner, zum Herzen sprach, mein bester Lehrer und Erzieher.' ‚Ich seufzte stets nach der Zeit, die es mir vergönnen werde, Ihnen einigermaßen wenigstens alle die Sorgen und Leiden zu vergüten, welche Sie so zahlreich zu bekämpfen hatten; jetzt — o Wonne! — ist der Augenblick gekommen, jetzt hat der Purpurmantel mich umwallt; da ich die Macht habe, will ich sie benützen, um Ihr Leben zu versüßen. Keine Bande sollen Sie fesseln, frei und unumschränkt sollen Sie nur Ihrer herrlichen Kunst sich hingeben, wie der Geist es Sie lehrt.'[3] Wen will es nach diesen Äußerungen der liebevollsten Besorgnis noch Wunder nehmen, wenn sich dem lange Ver-

[1] Anknüpfungen mit Karlsruhe und dem großherzoglichen Paar, vgl. Band II², S. 210. 216. 225. — [2] Brieflich an Frau Wille, 26. Mai 1864. — [3] Der König an Wagner, in einem Briefe vom 5. Mai 1864 und einem darauf folgenden vom Ende Mai. Es sei hier ein für allemal bemerkt, daß in diesem Buche die Briefe des Königs ausschließlich nach den Originalen zitirt werden, nicht aber nach jenen unrechtmäßigen, auf dem Wege des Diebstahls und der Bestechung mit scheuer Hast angefertigten, daher lückenhaften und entstellten Kopien, deren wiederum unrechtmäßige!) Veröffentlichung in einer Wiener Unterhaltungszeitschrift seiner Zeit

schlagenen, auf die Lieblosigkeit seiner unkünstlerischen Mitwelt Angewiesenen sogleich nach den ersten Unterredungen mit dem neugewonnenen königlichen Freunde die volle Schönheit dieser Begegnung erschloß! Wie tief sie ihn erwärmte und mit neuen Hoffnungen durchdrang, das zeigen seine brieflichen Worte an die bewährte Freundin, Frau von Muchanoff[1]: ‚Was soll ich Ihnen nun sagen? Das Undenklichste und doch einzig mir Nöthige ist volle Wahrheit geworden. Im Jahre der ersten Aufführung meines ›Tannhäuser‹ gebar mir eine Königin den Genius meines Lebens, der, einst in tiefster Noth, mich in das höchste Glück bringen sollte. Er ist mir vom Himmel gesendet, durch ihn bin und verstehe ich mich.'

Von der äußeren Erscheinung dieses ‚lieblichen Menschen', wie er damals in frühlingsfrischer Jugendlichkeit dem Meister entgegentrat, macht man sich das beste Bild nach dem in Wahnfried befindlichen Aquarell, das in phototypischer Nachbildung dem vorliegenden Bande zum Schmuck gereicht.[2] Eine jugendliche Heldengestalt, deren immer noch schmächtige Formen sich doch schon zu runden und voller zu werden beginnen, schlank und groß wie eine Tanne, mit dem blitzenden Auge und dunkelgelockten Haar des Südländers und dem hohen Wuchs des Germanen. In seinem Antlitz lag die ganze Reinheit und Keuschheit der unberührten Jünglingsnatur; keine sinnliche Leidenschaft hatte in sein Herz ihre brennenden Züge geschrieben; jungfräulich, wie sein Körper, war sein Denken und Empfinden. ‚Er ist kühn und emporstrebend, wie ein Adler, und unschuldig wie eine Lilie', sagte von ihm ein verdienter älterer Politiker und bewährter Beamter der bayerischen Krone.[3] ‚Jeder großen Idee ist er zugänglich, und es ist erstaunlich, wie viel er, ohne daß es bemerkt worden ist, studiert hat.' Der schwärmerische Glanz seiner herrlichen dunkelblauen Augen zeugte von hoher geistiger Begabung und Schwung der Phantasie; die Gesichtsfarbe war frisch und gesund, etwas ins Bräunliche spielend; der edelgeschnittene Mund bartlos, bis auf einen zarten flaumartigen Anflug auf der Oberlippe. Und doch war es nicht die Schönheit des Königs allein, die so allgewaltig anzog; sein Geist, seine Liebenswürdigkeit fesselte Jeden, der mit ihm in Berührung kam. Seine phantasievoll künstlerischen Neigungen ließen ihn von vornherein an dem geräuschvollen, prunkenden, alles geistigen Inhaltes baren Hofleben kein Gefallen finden; desto voller und wärmer erschloß sich sein Inneres dem gereiften Geiste des großen künstlerischen Freundes. Da verklärte sich dieses leuchtende glanzvolle Auge mit

ein so allgemeines Aufsehen erregte. — [1] Band II[2], S. 265. — [2] Als König Ludwig es am 8. November 1864 Wagner übersandte, fügte er die Begleitworte hinzu: ‚Hier sende ich meinem theuren Freunde eine gemalte Photographie von mir, wie ich glaube und höre, das gelungenste Bildnis, welches von mir besteht.' — [3] Der Archivrath Franz Löhr, der noch unter Maximilian durch seine Schrift: ‚Rechte und Pflichten der Bundesstaaten zwischen Österreich und Preußen' der großdeutschen Sache einen schätzenswerthen Dienst

dem ihm so wunderbar eigenen Ausdrucke begeisterter Empfänglichkeit und liebevoller Hingebung. In der Ausübung seiner Regentenpflichten zeigte er seinen Rathgebern von Anbeginn eine Selbständigkeit des Urtheils, eine Willenskraft und Entschiedenheit, wie er sie auch späterhin in den entscheidenden Angelegenheiten des bayerischen Staatswesens an den Tag gelegt. ‚Zu nichts weniger hatte er bei seiner Thronbesteigung Lust, als die Rolle eines politischen Figuranten zu übernehmen'[1] — das hatten seine Minister sogleich in dem ersten Jahr seines Regierungsantrittes zu erfahren. ‚Mir versicherte', sagt Wagner, ‚ein vertrauter Freund des Königs, der Jüngling sei so ernst und streng in seinen Regierungsgeschäften, nur um Niemand Einfluß und sich die vollste Freiheit zu verschaffen, seiner Macht sicher und gewiß, in höchster Unabhängigkeit seiner Liebe für mich nachleben zu können. Er ist sich ganz bewußt, wer ich bin und wessen ich bedarf: nicht ein Wort hatte ich wegen meiner Stellung zu verlieren. Er fühlt, eine Königsmacht müsse wohl dazu genügen, jedes Gemeine fern von mir zu halten, mich ganz meiner Muße zu übergeben, und jedes Mittel herbeizuschaffen, meine Werke aufzuführen, wann und wie ich es wünsche.'

Von jener kurzen geschäftlichen Reise nach Wien[2] in Begleitung seiner bewährten Dienerschaft und seines treuen Hundes Pohl zurückgekehrt, ließ sich Wagner, um in möglichster Nähe des kgl. Sommeraufenthaltes zu weilen, in Starnberg an den lieblichen Ufern des Sees nieder, wo ihm auf Befehl des Königs dessen Kabinetssekretär bei der Aufsuchung eines entsprechenden Unterkommens behilflich gewesen war.[3] Es war eine ruhig und angenehm gelegene Villa an der linken Seeseite, kaum eine Viertelstunde von Schloß Berg, mit lauschiger Gartenumgebung, so daß man vom See aus im Nachen unmittelbar im Garten landen konnte. Über seinen beglückenden täglichen Verkehr mit dem königlichen Freunde berichtet der Meister in den beredten Zeilen jenes längeren Briefes an Frau Wille. ‚Er hält sich jetzt meistens hier in einem kleinen Schloß in meiner Nähe auf, in zehn Minuten führt mich der Wagen zu ihm. Täglich schickt er ein- oder zweimal; ich fliege dann immer wie zur Geliebten. Es ist ein hinreißender Umgang; dieser Drang nach Belehrung,

---

geleistet (vgl. Fröbel, Erinnerungen II, S. 317). — [1] Fröbel, a. a. O. S. 316. — [2] Vgl. Band II[2] S. 464. In jenen wenigen Wiener Tagen hatte er seine alte Wohnung in Penzing aufgesucht, seine treuen Diener daselbst begrüßt, mit den dortigen Freunden, Standhartner und Cornelius verkehrt, das Arrangement seiner finanziellen Geschäfte eingeleitet und außerdem noch Zeit gefunden, seinen alten russischen Verehrer Alexander Seroff zu besuchen, der sich damals einer Kur halber in Dornbach bei Wien aufhielt und mit ihm eine schöne Landpartie zu unternehmen, die im Gedächtnis ihrer beglückten Theilnehmer mit so hellen lebendigen Farben fortlebte, daß Frau Seroff noch mehr als dreißig Jahre später ihre interessanten Erinnerungen an dieselbe aufzeichnen konnte. Vgl. den Anhang des gegenwärtigen Bandes. — [3] Brief des Königs an Wagner v. 5. Mai 1864: ‚Ich beauftragte Hofrath Pfistermeister, mit Ihnen eine passende Wohnung zu besprechen' ꝛc.

dies Erfassen, dies Erbeben und Erglühen ist mir nie so rückhaltlos schön zu Theil geworden. Und dann diese liebliche Sorge um mich, diese reizende Keuschheit des Herzens, jeder Miene, wenn er mir sein Glück versichert, mich zu besitzen. So sitzen wir oft stundenlang da, Einer in den Anblick des Andern verloren.' Wie ein ergänzendes Echo zu diesen Mittheilungen vernehmen wir dann die brieflichen Äußerungen des jungen Monarchen, so warm, so natürlich zu Herzen sprechend, als hörten wir den Ton seiner Stimme. ‚Sie glauben gar nicht, wie überglücklich ich bin, den Mann von Angesicht sehen zu dürfen, dessen hehres Wesen mich seit früher Jugend mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog und fesselte!' Und wieder: ‚Wenn ich Sie so vor mir sehe, wie neulich, gerührt durch die letztempfangenen Eindrücke, wenn ich mir sagen darf: durch dich ist er glücklich und zufrieden geworden, — so bin ich so über und über glücklich, so erhoben durch wonnige Gefühle, daß ich den Himmel auf Erden wähne.' Mit wahrer Gluth der Empfindung erwähnt er der ‚herrlichen Stunden', die ihm Wagner in Berg bereitet, insbesondere auch der Vorlesungen seiner dramatischen Schöpfungen. ‚Empfangen Sie meinen gerührtesten Dank für Ihre Liebe und Hingebung, mit denen Sie mir Ihre herrlichen Werke vorlasen. Alles, was Sie schaffen, ist mir so nahe, so innig verwandt ... Oft sagen Sie mir, daß Sie mir viel verdanken, aber das ist Alles wie ein leeres Nichts gegen Das, was ich Ihnen zu verdanken habe. Die schönsten Augenblicke meines Lebens habe ich von Ihnen empfangen.' Es war das erste völlige Erfassen, Durchdringen dieser Werke bis in ihre innersten Tiefen. ‚Ich entsinne mich', sagt Wagner, ‚aus meinen ersten Jünglingsjahren eines Traumes, wo ich träumte, Shakespeare lebte und ich sähe ihn und spräche mit ihm, wirklich, leibhaftig; der Eindruck hiervon ist mir unvergeßlich und ging in die Sehnsucht über, Beethoven noch zu sehen, — der doch auch schon todt war. Etwas Ähnliches muß in diesem lieblichen Menschen vorgehen, wenn er mich hat.' Daher liegt etwas von heilig bräutlicher Weihe in der Stimmung dieser wundervollen Briefe des jungen Herrschers. Galt es doch der Vermählung seiner empfänglichen innersten Seele mit dem Kunstideal, das durch ihn seiner segenvollen Verkörperung entgegenschreiten sollte. Die auf den höchsten Bestrebungen des Geistes begründete Freundschaft zwischen König und Künstler, sie ward in diesem intimen Verkehr durch das Feuer der edelsten Herzensempfindungen geglüht und gehärtet. Ein Bund, dessen Festigkeit keine Tücke des Schicksals brechen, keine höfischen Intriguen untergraben, keine erzwungene Trennung schwächen oder erschüttern konnte.

Auch aus der höfischen Umgebung ward ein störender Mißklang zunächst nicht vernehmbar. Die unvermeidlichen Beziehungen zu den hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten gestalteten sich gut und freundlich. Auf diesem glatten Boden, wo Alles zu einander in stiller Gegnerschaft steht, wo das

Steigen des Einen den Sturz des Anderen bedeutet, hat Wagner zunächst keinen offenen Widersacher gefunden. Die ehrerbietige Zuvorkommenheit, welche man dem Rufe des hochstehenden Genius schuldete, ward dem mit Auszeichnung behandelten Freunde des Monarchen in doppeltem Maße zu Theil. Gerade die Intimität des beiderseitigen Verkehrs hielt den Neid in respektvoller Entfernung. ‚Er prahlt nicht mit mir', sagt Wagner in diesem Sinne, ‚wir sind ganz für uns. Wollte ich — so sagt man mir — so stünde mir der ganze Hof offen: Er würde mich nicht begreifen, wenn ich da nach einer ehrgeizigen Rolle verlangte. So schön und echt ist Alles. Wie leicht wird es mir so nach jeder Seite hin zu beruhigen: man merkt mich nicht, Niemand beeinträchtige ich; allmählich wird mich Alles lieben. Schon die nächste Umgebung des Königs ist glücklich darüber, mich so zu finden und zu wissen ... So wird täglich in und um uns Alles schöner und besser!' Der Ausdruck ‚nächste Umgebung' scheint auf die Angehörigen der kgl. Familie, den Großvater, die Königin-Mutter hinzudeuten. Über etwaige Beziehungen des Meisters zu den Gliedern dieser Familie ist uns Näheres jedoch so wenig bekannt, daß wir zweifeln möchten, ob solche überhaupt jemals stattgefunden haben. Der Großvater weilte um jene Zeit meist in Italien. Es dürfte demnach in erster Reihe etwa an die Kabinetssekretäre Pfistermeister und Hoffmann, demnächst vielleicht auch an den Leibarzt und Adjutanten des Königs zu denken sein. Als diejenige Persönlichkeit, die am meisten zwischen dem jungen Monarchen und seinem künstlerischen Freunde zu vermitteln, seine Einladungen an ihn auszurichten, seine auf ihn bezüglichen Befehle und Anordnungen zu erfüllen hatte, tritt uns der Kabinetssekretär Staatsrath Franz von Pfistermeister entgegen. Er hatte als Abgesandter des Königs den Meister in der Ferne aufzusuchen und seinem königlichen Herrn zuzuführen gehabt, er war von Stuttgart aus Wagner's Begleiter gewesen,[1] er hatte ihm im Auftrag des Königs bei der Auffindung einer geeigneten Niederlassung geholfen (S. 8), er war in die finanziellen Bedrängnisse Wagner's in Wien und deren nunmehriges Arrangement nicht uneingeweiht geblieben. Zeitgenossen bezeichnen ihn kurzweg als ‚hartgesottenen Büreaukraten', als den personifizirten Zopf des Münchener Kabinets, einer derselben[2] spricht bei seiner Charakteristik insbesondere von seiner ‚süßen heuchlerischen Freundschaftlichkeit' und zitirt über ihn das herbe Urtheil eines österreichischen Staatsmannes, er sei ‚zu dumm, um eigene Intriguen zu betreiben oder fremde mit Bewußtsein betreiben zu helfen'. Was die letztere Behauptung anbetrifft, so hat die Folge ganz unzweifelhaft das Gegentheil bewiesen: unter allen Münchener Gegnern Wagner's und verborgenen Unterminirern seiner dortigen Stellung hat sich Pfistermeister mit als der einflußreichste und gefährlichste erwiesen, um so mehr als

[1] Band II², S. 461/63. — [2] J. Fröbel in seinen Memoiren II, S. 416/17.

er den Vortheil genoß, bis zum letzten Moment von Wagner's Münchener Aufenthalt beständig dienstlich in nächster Umgebung des Königs beschäftigt und daher über jeden geringsten Vorgang orientirt zu sein. Seine ganz hervorragende Fähigkeit, Intriguen zu dirigiren und sich von Andern dabei helfen zu lassen, hat er dabei leider hinreichend dokumentirt! Trotz alledem macht es uns den Eindruck, als habe er sich wenigstens anfangs dem Meister gegenüber in der Rolle eines Vermittlers königlicher Huldbezeigungen gehoben und geschmeichelt gefühlt; auch blieb der Verkehr mit ihm wenigstens in den äußeren Formen noch auf längere Zeit hinaus ein freundschaftlicher.

Nicht volle drei Wochen lagen zwischen dem Eintritt der ‚großen Wendung' und dem 22. Mai, Wagner's einundfünfzigstem Geburtstag. Trotzdem hatte es der König ermöglicht, in dieser kurzen Frist ihm zur Überraschung ein schönes Ölportrait von sich herstellen zu lassen, zu dem er dem Maler eigens gesessen. ‚Dies wunderbare Bild', schreibt Wagner darüber, ‚belehrte mich, nun auch Andern zur Evidenz zu zeigen, daß ich ›Genie‹ habe: da, blickt hin, hier habt Ihr mit Augen meinen ›Genius‹ vor Euch!' — Der tägliche Umgang mit diesem guten Genius hatte ihn diese ganze Zeit über wie in einer schönen Berauschung erhalten; wich dieser wohlthätige Zustand für einen Augenblick und sah er hinter sich, so konnte er nur mit Grauen in den Abgrund völliger Hilflosigkeit und Verzweiflung zurückblicken, dem er wie durch ein göttliches Wunder entronnen war. ‚Was Du mir bist, kann staunend ich nur fassen, wenn sich mir zeigt, was ohne Dich ich war', heißt es in jenem schönen Gedichte aus dem Sommer 1864.[1] Es kamen solche Momente, und seine Briefe bringen die Stimmung zum Ausdruck, die sich seiner dann bemächtigte. ‚Nun die Aufregung schwindet, tritt der Schmerz, wie bei Wunden, hervor. Die Vorstellung, wie es jetzt um mich stehen würde, wenn dieses Eine, Unerwartete mir nicht begegnet wäre, macht mich noch immer erstaunen; denn Alles, was ich erwarten zu dürfen glaubte, ist und wäre jämmerlich ausgeblieben! Das übersehe ich jetzt und schaudre.' Er empfand diesen Schauder am meisten, wenn er *allein* war, und er war viel allein in dem ‚ganzen großen Hause', das er, ‚weil's nicht anders ging', für sich hatte. ‚Meine Einsamkeit ist furchtbar — nur wie auf höchster Bergesspitze kann ich mit diesem jungen König mich erhalten.' Was er vor allem vermißte, war, seinem stets regen Mittheilungsverlangen entsprechend, — etwas *Hausumgang*. In diesem Sinne gedachte er an den treuen Genossen seiner Wiener Tage, Peter Cornelius.[2] Einladungen zu einem Besuche in Starnberg ergingen auch an

---

[1] ‚Dem königlichen Freunde', Ges. Schr. VIII; zuerst gedruckt als Widmung des Klavierauszuges der ‚Walküre' im Sommer 1865. — [2] ‚Ich bin hier ganz einsam: noch fehlt mir etwas Hausumgang, vielleicht bekomme ich *Cornelius* her' (Briefe an Frau

andere Freunde, denen er seinen unerhörten Glücksumschwung mitzutheilen hatte.[1] Vor Allem stand die Berufung Bülow's von Hause aus fest. ‚Das Wichtigste war, Bülow aus seiner wahnsinnig aufreibenden Kunstbeschäftigung zu reißen und ihm ein edleres Feld zu verschaffen.'[2] Seit bald neun Jahren lebte, kämpfte, rang dieser Tapfere auf dem sterilen Boden der preußischen Residenz, ohne Hoffnung auf ein Auftauchen aus dem Sumpfe des ‚höheren Galerensklaventhums' einer musikpädagogischen Thätigkeit am Stern'schen Konservatorium. Überreizung der Nerven, Mattigkeit und schlechte Laune über tausend Verzögerungen und getäuschte Erwartungen, hatten ihn auf den Punkt gebracht, seine Rettung am Ende in einer Übersiedelung nach Rußland zu suchen, entweder nach Petersburg oder nach Moskau; denn von beiden Orten waren vortheilhafte Anträge an ihn ergangen.[3] Nun war auch für ihn die Entscheidung gefallen, und kein Zweifel über das wahre Feld seiner ferneren künstlerischen Bethätigung. ‚Meine Pflichten für die Zukunft sind klar vorgezeichnet: exklusive Konzentration auf die Wagner'sche Aufgabe. Jedenfalls habe ich mich darauf vorzubereiten durch gänzliches Zurückziehen von einer Welt, in der ich mit den reinsten Absichten, wenn auch mit unzureichenden Kräften, nur Bitteres und allen Wirkenstrieb Zernagendes erfahren.'[4] Den Übergang dazu, die unerläßliche Vorstufe für eine offizielle Berufung nach München bildete zunächst die Verabredung eines Besuches in Starnberg für den bevorstehenden Sommer.

Fühlbar machte sich einstweilen dem einsamen Meister noch das Bedürfnis nach einer um ihn schaltenden weiblichen Hand. ‚Die Verlassenheit meines Hausstandes, die Nöthigung, mit Dingen, für die ich wahrlich nicht gemacht, mich immer noch einzig selbst zu befassen, lähmt meine Lebensgeister: ich hab' jetzt wieder ein Hauswesen einzurichten, um Messer, Gabeln, Schüsseln und Töpfe, Bettwäsche u.s.w. mich zu bekümmern gehabt. Ich Verherrlicher der Frauen! Wie überlassen sie mir so freundlich dafür ihre Besorgungen!' Jeder entfernte Gedanke an eine Wiedervereinigung mit Minna zeigte einen solchen Schritt in dem Lichte einer ernsten Unmöglichkeit. Seit drei Jahren lebte sie von ihm getrennt, und er hatte diese Trennung, trotz aller dadurch ihm auferlegten Versorgungspflichten, auch in den Tagen drückender Noth

---

Wille, S. 130. — [1] 16. Mai an Karl Klindworth in London, 20. Mai an W. Weißheimer (damals in Augsburg): ‚Besuchen Sie mich einmal', heißt es in dem letzteren Briefe, ‚nur müssen Sie sich Tags über hübsch ruhig halten. Denn Ruhe bedarf ich jetzt vor Allem.' — [2] An Frau Wille S. 135. — [3] Am 4. Mai 1864, d. h. genau an dem Tage von Wagner's Reise aus Stuttgart nach München, schreibt Bülow (von Königsberg aus): ‚Ich schwanke nicht unerheblich, ob ich nicht Anton oder Nikolaus' (Rubinstein's) Antrag, an die Newa oder Moskwa überzusiedeln, vielleicht noch in diesem Jahre annehmen soll. Rücksicht auf das Klima, d. h. dessen Schwererträglichkeit für Frau und Kinder, steht einerseits entgegen, andererseits' ꝛc. (Bülow's Briefe III, S. 589. — [4] Bülows Briefe IV, S. 16/17.

immer nur als eine Erleichterung empfunden. Hatte sie sich doch ihrer ganzen Natur nach von je als das verkörperte Mißverständnis seines außerordentlichen Daseins, in all seinen Äußerungen und Beziehungen, bewährt. Er war ihr bei aller Vertraulichkeit des täglichen Umganges stets fern, die Sphäre seines eigentlichen Lebens ihr verschlossen geblieben: genau auf dem Punkte, wo diese begann, hörte ihr Vermögen auf. Fremd war sie innerlich auch seinen eigentlichen künstlerischen und menschlichen Freunden. Eben das Außerordentliche seiner Existenz, als eines Künstlers, dessen Schaffen sich nicht an eine trivial genußsüchtige Mitwelt, sondern an eine ferne Nachwelt richtete, und der sich daher in dieser Mitwelt stets auf eine tragische Vereinsamung angewiesen sah, — es verlieh allen seinen persönlichen Beziehungen ihren besonderen Charakter, jenen feurig engen Anschluß, jenes eigenthümlich Zarte und Schwungvolle, Unbedingte, wodurch er die ihm wahrhaft Nahetretenden über ihre Zeit und Umgebung heraus erhob und sie unwillkürlich mit sich isolirte, als Angehörige einer ‚neuen Welt', als Bürger eines kommenden Zeitalters. Das stolz Beglückende einer solchen Zugehörigkeit, das höchste erhebende Wohlgefühl, welches der Umgang mit ihm verlieh, sie hatte es nie empfunden. Zudem war sie leidend und bedurfte der Pflege und eines ihrer Sinnesart angemessenen Verkehrs. Beides hatte sie vollauf und nach Wunsche in Dresden, an dem Orte ihrer Herkunft und Geburt, mit welchem sich zugleich die glänzendsten und erhebendsten Erinnerungen ihres Lebens verknüpften. Dort hatte sie ihre Verwandten und besten Freunde und führte in angenehmer häuslicher Umgebung ein behagliches, in sich befriedigtes Dasein, durch keinen Selbstvorwurf je getrübt, da sie in keiner Differenz mit ihrem Gatten jemals im Unrecht gewesen zu sein sich bewußt war. Sie diesem Kreise ihrer selbstgewählten Existenz zu entreißen, um sie in die komplizierten, ihr gänzlich fremden Münchener Verhältnisse zu versetzen, wäre eine zwecklose Grausamkeit gewesen; dazu würde sie dem Meister seine Lage keineswegs erleichtert, sondern nur erschwert haben. Selbst ihre wohlgemeintesten brieflichen Äußerungen konnten unter Umständen, durch erneute Wahrnehmung der zwischen ihnen bestehenden unausfüllbaren Kluft, der Anlaß einer tiefen Verstimmung werden, wie sie z. B. in der Nachschrift des sonst so glücklichen, heiteren Briefes an Frau Wille, vom 26. Mai, zum Ausdruck gelangt.[1] Es ist darin von einer ‚unheilbar trostlos verstimmenden Eigenschaft der ›Welt‹' die Rede, ‚gegen welche unsereines eben gar nichts vermag'. Es sei dies ‚der Dünkel der Philisterseele auf ihre ›praktische Klugheit‹ und die, oft gemüthlich lächelnde Anmaßung, den seltenen, unbegriffenen Geistern gegenüber,

[1] Den Anlaß dazu hat jedenfalls ein Brief Minna's gegeben, das ist aus dem Zusammenhang leicht zu erkennen, vielleicht gar ein Geburtstagsbrief mit — *ihrem* Charakter und ihrer Lebensauffassung angemessenen — Wünschen und Betrachtungen!

einzig klug und weise zu sein'. ‚Diese abscheuliche Klugheit, diese lächerliche Mattigkeit im Begreifen und Würdigen der Dinge dieses Lebens, welche dem phantastischen Tollkopfe gegenüber dann und wann Triumphe feiert, zerfällt, genau genommen, dem eigentlichen tieferen Geiste gegenüber, in den nur thierischen Instinkt zum Auffinden des gerade heute Nützlichen und Nöthigen; da der tiefere Geist oft absichtlich — eben um sich im weiteren Blick nicht stören zu lassen, dies unmittelbar Nöthige häufig übersieht, erscheint er jener praktischen Weltintelligenz sinnlos und absolut unverständlich. Das müssen wir uns nun gefallen lassen, daß die Welt, die wir sehr wohl begreifen, uns nicht begreift und unser unpraktisches Wesen zu bemitleiden sich erlaubt. Wenn dies Verhältnis aber auf das Gebiet der Moralität hinüber tritt, der Philister sich für einzig sittlich hält, bloß weil er die wahre Sittlichkeit gar nicht begreift und gar kein Gefühl dafür hat, wird uns die Nachgiebigkeit und das ironische Zugeständnis des Rechthabens auf der anderen Seite schwierig. Wenn aber gar ein weibliches Gemüth allen Instinkt der Liebe so vergißt, daß sie von dieser philister-sittlichen Ansicht aus den Gegenstand ihrer Liebe beurtheilt, bemitleidet und — ermahnt, so ist es nicht mehr zum Aushalten.' Der unausgleichbare Gegensatz der Lebensauffassung hatte ihre bisherigen Wiedervereinigungen nach kürzerer oder längerer Trennung — erst in Zürich, dann in Paris — so völlig unfruchtbar an heilsamen Erfolgen gemacht; ein nochmaliger, dritter Versuch dieser Art, nach den beiden vorausgegangenen, konnte beiden Theilen nicht mehr rathsam dünken. Und so blieb der Mittheilungsbedürftige wiederum auf eine einsame Häuslichkeit und den Mangel einer angemessenen Leitung seines Hausstandes nach der wirthschaftlichen Seite hin dauernd angewiesen. ‚Ob ich dem ›Weiblichen‹ ganz werde entsagen können?' heißt es daher in eben demselben Zusammenhange. ‚Mit einem Seufzer sage ich mir, daß ich es fast wünschen müßte! — Ein Blick auf sein liebes Bild hilft wieder! Ach, dieser Liebliche, Junge! Nun ist er mir doch wohl Alles, Welt, Weib und Kind!' — — —

Ende Mai unternahm der junge Monarch einen kurzen Ausflug nach Kissingen. Veranlassung dazu gab ihm der dortige Aufenthalt des österreichischen Kaiserpaares, welches ihn soeben auf der Durchreise in seiner Residenz besucht hatte. Da er seine Cousine, die Kaiserin Elisabeth, in den zehn Jahren seit ihrer Verheirathung nicht wiedergesehen, war sie jetzt als eine völlig neue Erscheinung vor ihn getreten. Damals (1854) hatte er selbst noch im Knabenalter gestanden, nun führte er die schöne Frau als Hausherr und Herrscher in seinem Münchener Königsschlosse am Arme zur Tafel. Als Verwandter und Landesfürst folgte er dem Kaiserpaare kurz nach dessen Abreise in das Bad Kissingen nach, wo damals auch Kaiser Alexander II. von Rußland mit den Seinigen zur Kur weilte. ‚Ludwig ward jubelnd empfangen', berichtet einer seiner Biographen, ‚er bezauberte die Einheimischen und die

Fremden, die Fürstlichkeiten und das Volk; und er selbst muß sich dabei wohl gefühlt haben, denn er blieb in Kissingen so viele Wochen, als er Tage hatte bleiben wollen.'[1] Die Czarentochter, Großfürstin Maria Alexandrowna, behauptet derselbe Gewährsmann, habe damals ‚seine erste Liebesneigung erweckt' und er ihr auf Ausflügen und kleinen Reisen das ritterliche Geleit gegeben. Das sind freilich Angaben, deren Richtigkeit wir einstweilen völlig auf sich selbst beruhen lassen müssen, solange sie uns durch keine anderen Quellen verbürgt sind, als durch romantische Gerüchte, wie sie in dem Publikum einer Residenzstadt nur allzuleicht entstehen und Verbreitung finden, — andere Nachrichten aber scheinen jenem Erzähler in der That nicht zu Gebote gestanden zu haben. Inzwischen hatte ein trüber und regnerischer Juni mit mancherlei lästigen äußeren Unruhen dem Meister nur wenig Befriedigung gewähren können; auch waren seine Bemühungen, durch Heranziehung ergebener Freunde, wie Cornelius oder Porges, sich den gewünschten häuslichen Umgang zu verschaffen, vorläufig noch keineswegs von Erfolg gekrönt. Am 12. Juni begab er sich behufs Regulirung seiner dortigen Verbindlichkeiten nochmals auf einige Tage nach Wien. Erst gegen Ende des Monats belebten sich endlich seine bis dahin leeren Räumlichkeiten durch die Ankunft der Bülow'schen Familie. Bülow selbst war, durch den Frohndienst seiner bisherigen Berliner Funktionen als Konservatoriumslehrer, noch für eine volle Woche länger zurückgehalten; aber er hatte seine Gemahlin mit ihren beiden Kindern (Daniela und Blandine, im Alter von $3\frac{1}{2}$ Jahren und fünfzehn Monaten) vorausgeschickt, im Bewußtsein dessen, daß ihre Anwesenheit dem Meister jetzt die größte Wohlthat bieten könne. Kaum ein Jahr war zwischen heute und ihrer letzten persönlichen Begegnung, auf seiner Durchreise durch Berlin von Petersburg aus, verflossen,[2] — aber was lag nicht Alles an Schicksalswendungen dazwischen, bis zu dem jetzigen freudigen Umschwung der gesammten äußeren Verhältnisse! Und doch vermochte die bloße Aufhebung der materiellen Noth, die endlich gewonnene Eröffnung der Bahn zu seinen höchsten künstlerischen Lebenszielen die tiefe innere Tragik des Lebens — *seines Lebens*! — nicht so mit einem Male aufzuheben und wegzulöschen. So meldet er denn auch das eben erfolgte Eintreffen des so erfreulichen Besuches mit dem Zusatz: ‚Das belebt etwas; doch bin ich so eigen, daß nichts rechten Eindruck mehr machen will. Vielleicht ist nur das schlechte Wetter daran schuld — meinen Sie nicht auch? Wir Künstler nehmen doch sonst nicht Alles so ernst!' Ja, derselbe Brief enthält in demselben Zusammenhange noch den merkwürdig schwermüthigen Ausruf: ‚*Ich stürbe jetzt so gern*!'[3]

---

[1] K. Heigel, König Ludwig II., S. 134. — [2] Band II², S. 426/27. — [3] Brief an Frau Wille vom 30. Juni.

Acht Tage später, in der Frühe des 7. Juli, kam denn auch Bülow, aber im allerangegriffensten Gesundheitszustand; die Berliner Musiklektionen, im Verein mit anstrengenden Konzertunternehmungen, hatten ihn so aufgerieben. Die Art seiner bevorstehenden Fixirung in München stand noch nicht fest; aber er war bereit, Alles zu acceptiren, um nur aus seinem bisherigen unfruchtbaren Wirkungskreise loszukommen. ‚Ich werde nichts von der Hand weisen, was mir eine nicht zu anstrengende Weiterexistenz garantirt', hatte er noch kurz zuvor geschrieben.[1] Körperlich hatte ihm eine im verflossenen Frühjahr ausgeführte russische Konzertreise (nach Petersburg und Moskau) den Hauptstoß, moralisch der, alles Maß des Ausgestandenen und Erträglichen überschreitende Ärger seiner Berliner Musiklehrer-Existenz den Rest gegeben. ‚In Starnberg angelangt, unter kräftiger Mitwirkung des beispiellos üblen Wetters, fiel ich gewissermaßen um', so erzählt er selbst.[2] ‚Der arme Bülow', berichtet Wagner, ‚kam mit übernommenen und zerrütteten Nerven hier an; fand die ganze Zeit schlechtes kaltes Wetter, dadurch einen ungesunden Aufenthalt, und gerieth aus einem Krankheitsfall in den andern.' Ein nervös-rheumatisches Fieber warf ihn bald nach seiner Ankunft für acht Tage aufs Lager; kaum aufgestanden, stellten sich Rückfälle ein, Schmerzen und Lähmungen in den Arm- und Fingergelenken hinderten ihn am Musiziren. ‚Dazu', fährt Wagner's Schilderung fort, ‚eine tragische Ehe; — eine junge, ganz unerhört seltsam begabte Frau, Liszt's wunderbares Ebenbild, nur intellektuell über ihm stehend. — Wäre ich gemacht, über die Oberfläche hin mir mein Theil Annehmlichkeit von Dingen und Verhältnissen zu versichern! Das bin ich nun nicht, ich bin so thöricht Alles so ernst zu nehmen.' Fast durch die ganzen Sommermonate zog sich für alle Betheiligten noch eine eigenthümliche Spannung durch einen lebhaften Wunsch Liszt's, den der Meister unmöglich theilen oder befriedigen konnte. Für die letzte Augustwoche war in Karlsruhe eine allgemeine Tonkünstler-Versammlung angesetzt, die schon im Vorjahre stattfinden sollte und aus verschiedenen Gründen verschoben worden war. Liszt wünschte — von Rom aus, wo er immer noch weilte — daran theilzunehmen; den von Deutschland aus dazu drängenden Freunden, Brendel an der Spitze, hatte er für sein Erscheinen die Bedingung gestellt, daß die Leitung der mehrtägigen Feier Bülow übertragen würde;[3] auch rechnete er bestimmt auf Wagner's Anwesenheit. Beide Wünsche mußten unerfüllt bleiben. Ganz abgesehen davon, daß genau mitten in die anberaumten Festtage (22.—26. August) des Königs Geburtstag fiel, für welchen sich der Meister von auswärtigen Anforderungen frei zu erhalten verpflichtet war, ganz abgesehen von der nicht besonders geschickten Wahl des Ortes (Karlsruhe

---

[1] An J. Raff, Berlin 21. Juni (Bülow's Briefe III, S. 596). — [2] Ebendaselbst S. 602. — [3] Liszt's Briefe II, S. 34. 64. 67. 71. 73. Vgl. Bülow's Briefe III, S. 542. 595. 597.

mit Ed. Devrient!), — konnte ihm gar nichts ferner liegen, als sich so gleichsam muthwillig und ohne zwingenden Grund in das bunte Gewühl einer solchen Versammlung ‚deutscher Tonkünstler' zu stürzen. Er hatte genug an der Weimarer Zusammenkunft vor drei Jahren![1] Diese periodischen Zusammenkünfte des unter Liszt's Auspizien begründeten ‚allgemeinen deutschen Musikvereins' gehörten zu den hochherzigen Illusionen im Leben des großen Freundes; noch sein Todesjahr (1886) fand ihn unter den Gästen einer solchen Versammlung. Desto ferner lagen dem Meister von je her derartige Täuschungen.[2] Allem Partei-, Cliquen- und Coterieweſen abhold, einzig auf sich selbst und seine persönlich ergebenen Freunde bauend, gab er sich über alles musikalische Vereinswesen keinerlei Einbildungen hin. ‚Daß nie Vereinigungen von noch so viel gescheidten Köpfen ein Genie oder ein wahres Kunstwerk der Welt bringen können, liegt Allen wohl klar am Tage: die Werke des Genies erzeugen sich ganz außerhalb ihrer Sphäre.'[3] Wie wenig sich hinwiederum Liszt in die Nothwendigkeit finden konnte, seinem auf die Anwesenheit Wagner's und Bülow's abzielenden Wunsche zu entsagen, zeigt sich noch in seiner vom 1. Juli aus Rom an Brendel gerichteten Äußerung: ‚Frau von Bülow schreibt mir darüber Betrübendes. Sollte er (Wagner) sich definitiv weigern der Tonkünstler-Versammlung beizuwohnen, so bliebe nur übrig, seine Erlaubnis zur Aufführung der Fragmente aus den ‚Meistersingern' und andern seiner Werke (nebst den Partituren und Stimmen) zu erlangen ... Es scheint mir unmöglich, daß Wagner uns Allen das Leid einer gänzlichen Absage zufügt! Jedenfalls muß Alles angewandt werden, ein derartiges Mißgeschick — ja ich sage, Skandal — zu vermeiden.' Und noch in einem Briefe vom 7 August[4] hält er wenigstens an der Annahme fest, die Konzerte würden von Bülow dirigirt werden. Ungefähr von dem gleichen Datum stammt ein Telegramm-Entwurf von Wagner's Hand (an Brendel?), der die Angelegenheit zu völligem Abschluß bringt: ‚Bülow sehr nervenkrank, nicht verwunderlich. Nöthig zuerst Ruhe, dann Stärkung; Karlsruhe wäre Wahnsinn.'[5]

Es gelang leicht, den König zur Anstellung Bülow's als seinen Vorspieler zu bewegen, und trotz seines Unwohlseins begleitete dieser den Meister mehr als einmal nach Schloß Berg, zunächst um dem jungen Monarchen

---

[1] Band II², S. 335. — [2] Ebenda, S. 212 (Dräseke's Besuch in Luzern). Bülow selbst, auf dessen Mitwirkung es hier abgesehen war, bezeichnet diese ganze Vereinigung — ein Jahr später — in einem Privatbriefe an Dr. Gille vom 15. Nov. 1865 offen als den ‚Allgemeinen deutschen Dilettantenverein', mit der Motivirung: ‚So lange unser großer Meister in Deutschland war, konnte der Musikverein wenigstens ein schönes Scheinleben führen — ohne Liszt ist sein Weiterbestehen unmöglich, wenigstens in würdiger künstlerischer Weise' (Briefe IV, S. 65. 66). — [3] ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik', Ges. Schr. VIII, S. 68. — [4] An einen unbekannten Adressaten, Liszt's Briefe II, S. 73. — [5] Bülow's

vorgestellt zu werden, sodann um vor ihm aus den Werken Wagner's zu musiziren. Einmal dinirte er auch mit dem König allein, ohne Wagner's Beisein; dann unterbrach seine Krankheit jeden ferneren Verkehr.[1] Ende Juli begab sich der König wiederum für einige Wochen auf Reisen, und zwar nach Schwalbach, wo sich die Kaiserin von Rußland mit ihrer Tochter zur Nachkur aufhielt. Der romantischen Deutung dieses Ausfluges durch seine populären Biographen erwähnten wir bereits mit aller gebührenden Reserve. Daß er auch in dieser Abwesenheit mit gleicher Hingebung seines großen künstlerischen Freundes gedachte, beweisen seine unterm 30. Juli an diesen gerichteten Worte: ‚Die ersten Zeilen, welche ich hier in Schwalbach schreibe, sollen an Sie gerichtet sein. Als ich vor einigen Stunden den Rhein — bei Mainz — zum ersten Mal in der Nähe sah und das Gold der Sonne sich so hehr und licht in seinen Wassern spiegelte, — o wie dachte ich da an mein geliebtes Rheingold!' Auch Bülow wird in diesem Briefe nicht vergessen; er nennt ihn mit dem Ausdrucke einer zärtlichen Dankbarkeit. ‚Ich bitte Sie meinen lieben Bülow von mir zu grüßen; in der leider nur kurzen Zeit, in der ich ihn sah, habe ich ihn recht von Herzen lieb gewonnen, — bitte, sagen Sie ihm das!' Von Schwalbach aus besuchte König Ludwig im nahen Biebrich des Meisters früheren nächsten Nachbar, den Herzog von Nassau.[2] Es dürfte leicht der Fall gewesen sein, daß ihm dabei mehr die verlassene frühere Umgebung des Freundes, von welcher ihm dieser so manches in seinen Unterhaltungen mitgetheilt, als ‚das Kleinod des Herzogs, dessen Park (mit der tropischen Pracht seines Wintergartens und seiner Gewächshäuser)' interessirt habe, — auf diesen Park und das herzogliche Schloß blickten ja, wie wir uns entsinnen, die Fenster der kleinen Villa am Rhein, in welcher die ersten Szenen der ‚Meistersinger von Nürnberg' entstanden waren! ‚Nach dem Besuch in Biebrich fuhr der König auf einem Dampfer den Rhein hinab, vom goldenen Mainz bis zur heiligen Köln. Die Rückreise geschah über Frankfurt: sein erster Gang in der freien Stadt war zum Goethehaus ... Um angenehme Erinnerungen reicher, kam Ludwig Mitte August auf Burg Hohenschwangau an.'[3] In einem Briefe an Wagner vom 16. August, unmittelbar nach seiner Rückkehr, erwähnt er des mächtigen Eindruckes, den er von dem ‚majestätischen Rhein', von dem ‚alten ehrwürdigen Köln' empfangen, und unterläßt es nicht, seiner Begeisterung über den Dom glühende Worte zu leihen. Gleichzeitig spricht er ihm seine lebhafte Freude darüber aus,

---

Briefe III, S. 597. — [1] Vgl. Liszt's Briefe VI, S. 35: ‚Heureusement il a pu voir encore le Roi, à son arrivée à Starnberg.' (S. 36:) ‚Il a vu le Roi quatre fois, et a dîné une fois avec lui, sans Wagner, en tête-à-tête. Ses relations avec Sa Majesté sont d'une nature aussi exceptionnelle que flatteuse pour lui. Il se trouve de fait plus avancé en faveur, en quelques jours — que je ne l'étais au bout de 10 ans à Weymar.' — [2] Band II², S. 357. 365/66. — [3] Heigel, König Ludwig II., S. 139.

daß Wagner, wie er vernehme, zugleich mit seiner bevorstehenden Niederlassung in München sich als ‚Bayer' zu naturalisiren gedenke.

Wohl durfte aus dieser geistigen Wechselbeziehung zwischen König und Künstler für diesen letzteren eine edle Hoffnung sich nähren, die Hoffnung auf die Verwirklichung seiner kühnsten und höchsten Ideale in Bezug auf eine deutsche Kunst und Kultur. ‚Der junge König ist für mich ein wundervolles Geschenk des Schicksals; wir lieben uns, wie nur Lehrer und Schüler sich lieben können. Er ist vollkommen nach meinen Werken und Schriften ausgebildet, nennt mich vor seiner Umgebung unbedingt seinen einzigen wahren Erzieher.'[1] Diesem, nicht bloß in seinen künstlerischen Schöpfungen, sondern auch in seinen Schriften ‚vollkommen ausgebildeten' Jünger auf dem Königsthrone widmete er, während dessen Abwesenheit in der ersten Hälfte des August, als die erste Frucht einer langentbehrten Schaffensruhe, jene gedankenvoll tiefsinnige Abhandlung ‚über Staat und Religion', von welcher Nietzsche so treffend sagt: sie sei eine jener Schriften, die ‚jedes Gelüst zum Widersprechen verstummen machen und sich ein stilles, andächtiges Zuschauen erzwingen, wie es sich beim Aufthun kostbarer Schreine geziemt'. Die Tiefe und Weltentrücktheit der philosophischen Betrachtung vereinigt sich darin mit der ernsten Reife der Lebenserfahrung. ‚Nie ist in würdigerer und philosophischerer Weise zu einem König geredet worden', bemerkt derselbe Beurtheiler bei einer anderen Gelegenheit; ‚ich war ganz erhoben und erschüttert von dieser Idealität, die durchaus dem Geiste Schopenhauer's entsprungen schien.'[2] ‚Sie gehört zu dem Tiefsten aller seiner (Wagner's) litterarischen Produkte und ist im edelsten Sinne erbaulich.'[3] Die Eingangsworte weisen auf den Anlaß ihrer Entstehung hin. ‚Ein hochgeliebter junger Freund wünscht von mir zu erfahren, ob und in welcher Art meine Ansichten über Staat und Religion, seit der Abfassung meiner Kunstschriften in den Jahren 1849 und 1851, sich geändert haben.' Wohl durfte es ihm nicht unwillkommen sein, nach dieser Seite hin seine Gedanken noch einmal zu einem klaren Abschlusse zu sammeln, ‚wenn nicht eben hier, wo eigentlich Jeder eine berechtigte Meinung zu haben glaubt, eine bestimmte Äußerung, je älter und erfahrener man wird, immer schwieriger fiele'. Er glaubte daher seinen jungen Freund am besten über sich zurechtzuweisen, wenn er ihn vor Allem darauf aufmerksam machte, wie ernst er es eben von je mit seiner Kunst gemeint: in diesem Ernste habe der Grund gelegen, der ihn einst genöthigt, sich auf scheinbar so abliegende Gebiete, wie Staat und Religion, zu begeben. ‚Ich mußte mir die Tendenz des Staates deutlich zu machen suchen, um aus ihr die Geringschätzung zu erklären, welche ich überall im öffentlichen Leben für mein ernstes Kunstideal antraf.' Das Wesen des Staates und der Politik,

[1] An Weißheimer, S. 270. — [2] Nietzsche, Briefe I, S. 85. — [3] Ebenda, S. 151.

der ‚Parteien', des ‚Patriotismus', der ‚Presse' und der sogenannten ‚öffentlichen Meinung', der ‚Staatsraison' und der idealen Aufgabe des Königs, auf der andern Seite das Wesen der Religion, des Dogma's, der Offenbarung, als zweier einander diametral entgegengesetzter Vorstellungsformen und Bestrebungen der menschlichen Natur werden nach einander erörtert. Beide verschiedene Vorstellungsformen aber vereinigen sich in der hohen, fast übermenschlichen Stellung des Monarchen: aus jener Welt (der Religion mit ihren erhabenen Tröstungen) in diese (des Staates) blickend, wird der traurige Ernst, mit welchem ihn der Anblick der hier herrschenden Leidenschaften erfüllt, ihn zur Ausübung strenger Gerechtigkeit befähigen; die innige Erkenntnis dessen, daß alle diese Leidenschaften aber nur aus dem einen großen Leiden der unerlösten Menschheit selbst entspringen, wird ihn hingegen mitleidend zur Gnade stimmen. Unbeugsame Gerechtigkeit, stets bereite Gnade — hier ist das Mysterium des königlichen Ideales!' Und nachdem er im Verlaufe dieser Betrachtungen auch von diesem Ausfluge in die wichtigsten Gebiete des Lebensernstes zu seiner geliebten Kunst zurückgekehrt ist, weist er zum Schluß auf diese als den ‚freundlichen Lebensheiland', der ‚zwar nicht wirklich und völlig aus diesem Leben hinausführt, dafür aber innerhalb des Lebens über dieses erhebt'. Der intime Charakter dieses, einzig für den königlichen Zögling bestimmten, ganz privaten Memoire's war die Ursache, daß der Aufsatz erst nach langen Jahren, bei der Herausgabe der ‚Gesammelten Schriften' des Meisters, zum ersten Male öffentlich im Druck erschien. Man erkennt aus jeder Zeile, aus dem weihevoll ernsten Ton seiner ganzen Durchführung, die väterliche Liebe des Autors zu diesem gekrönten Schüler und Jünger, die in ihn gesetzte Hoffnung auf die Verwirklichung eines edelsten Herrscherideales. ‚Gott, — wenn der gedeiht und geräth! Dann endlich hat die deutsche Nation einmal das Vorbild, dessen sie bedarf, — ein anderes als Friedrich II.!' — Die Inbrunst dieser Hoffnung, dieses Glaubens, gelangt auch in dem feurig schwungvollen, von dem begeisterten Gefühle der Dankbarkeit eingegebenen ‚Huldigungsmarsch' zum Ausdruck, aus dessen machtvollen Klängen uns gleichsam der segnende Genius des Friedens selber entgegentönt.

Das soeben genannte Tonstück war zu einer festlichen Musikaufführung in Hohenschwangau am bevorstehenden Geburtstage des Königs (25 August) bestimmt, zu deren Ausführung auf allerhöchsten Befehl mehrere tüchtige Militärkapellen sich vereinigen sollten. Unvorhergesehene Zwischenfälle, u. a. ein Besuch seines Oheims, des Königs Wilhelm von Preußen, stellten sich der Erfüllung des königlichen Wunsches an dem dafür angesetzten Termine in den Weg und auch für den Meister drängten sich mannigfache Beunruhigungen gerade in diese Augusttage zusammen. Sehr bald nach seiner ersten Starnberger Niederlassung hatte er eine überaus belästigende Erfahrung

zu machen, in dem ‚sommerfliegenmäßigen'[1] Andrang von Supplikanten jeder Art, die sich, in gröblicher Verkennung der besonderen Art seiner Beziehungen zum Landesherren, in ihren persönlichen Angelegenheiten mit der Bitte um seine Protektion an ihn wandten. ‚Ich gelte einfach als allvermögender Günstling: letzthin haben sich die Hinterlassenen einer Giftmörderin an mich gewendet.' So ließ sich, am 16. oder 17. August, der bekannte sozialistische Agitator Ferd. Lassalle bei ihm melden, um ihn zu einer Intervention beim Könige wegen dessen Gesandten in der Schweiz, des Herrn v. Dönniges, zu veranlassen. In dem Roman, welchen Lassalle mit der Tochter dieses Gesandten, Helene von Dönniges, angesponnen, war er auf den entschiedenen Widerstand ihres Vaters gestoßen: zur Brechung desselben wandte er nun eine förmlich fieberhaft aufgeregte Thätigkeit auf, durch wiederholte Besuche bei dem Minister v. Schrenck und anderen einflußreichen Personen und eine ununterbrochene briefliche und telegraphische Korrespondenz nach allen Richtungen hin. Er war sogar erbötig, behufs Erreichung seines Zweckes zum Katholizismus überzutreten, und seine Gönnerin, die Gräfin Hatzfeld, suchte diesen Übertritt durch persönliche Unterhandlungen mit dem Erzbischof Ketteler in Mainz zu vermitteln. Mit Bülow war er von Berlin aus befreundet; er bediente sich dieser Beziehung, um durch ihn zu Wagner zu gelangen und ihm seine Wünsche zum Vortrag zu bringen. ‚Ich kannte Lassalle noch nicht', äußert sich dieser über ihn; ‚bei dieser Gelegenheit mißfiel er mir innigst. Es war eine Liebesgeschichte aus lauter Eitelkeit und falschem Pathos.' Das Bedeutende in den Anlagen des geistig hochbegabten Menschen entging ihm nicht, weder sein Scharfsinn, noch seine brillante Redegabe, aber auch nicht das Übermaß von Ehrgeiz und eitlem Selbstgefühl, durch welches er sich für berechtigt hielt, Alles und Jedes für die Erfüllung seiner privaten Anliegen auszunutzen. ‚Ich erblickte in ihm den Typus des bedeutenden Menschen unserer Zukunft, welche ich die germanisch-jüdische nennen muß', schrieb der Meister bald darauf. ‚Mit dem ›christlichen Germanen‹ sei es nun wirklich aus, die Zukunft gehöre dem ›jüdischen Germanen‹', hatte er noch kurz zuvor von anderer Seite her in siegesgewisser Versicherung über die hohe Bestimmung des Judenthums hören müssen. Eine Persönlichkeit, wie die Lassalle's, schien der auffallendste Beleg zu dieser Behauptung. Er konnte seinem Drängen nur mit der zurückhaltenden Zusage entgegnen, anläßlich eines bevorstehenden Besuches bei dem Könige in Hohenschwangau *vielleicht* seiner Angelegenheit zu gedenken. Lassalle reiste nach der Schweiz ab, von dort aus erhielt Wagner wenige Tage später ein Telegramm, durch welches er selbst seine Bitte wieder zurückzog, mit der heftig kontrastirenden Erklärung: er habe *verzichtet*, ‚wegen absoluter Unwürdigkeit der Person'. Und wieder um einige Tage später kam

[1] Ein treffender Ausdruck Bülow's für diese wirklich unerhörte Plage!

vom Genfer See die überraschende Kunde von dem Duell, in welchem der soeben noch so leidenschaftlich Ringende durch die wohlgezielte Kugel seines Nebenbuhlers zum stillen Mann gemacht war.

Zu dem geplanten Besuch in Hohenschwangau und der Musikaufführung daselbst kam es aber (wie bereits erwähnt) ebenfalls nicht, so sehr sich der König auch im voraus darauf gefreut hatte. Er hatte für diesmal Sohnespflichten zu üben und den Festtag ausschließlich seiner Mutter zu widmen, die sich kurz zuvor dazu bei ihm angemeldet. Um die gleiche Zeit (22. bis 26. August) nahm in Karlsruhe die Tonkünstler-Versammlung ihren geräuschvollen Verlauf, unter Liszt's Beisein, aber ohne Bülow's Mitwirkung: Letzterer lag, durch sein nervös-rheumatisches Leiden und die nothgedrungene Unthätigkeit gleich gepeinigt, in seinem Münchener Gasthof (Hôtel de Bavière) krank darnieder. Da Liszt zuletzt seiner Tochter, um sie in keiner Weise zu beeinflussen und da er sich über Bülow's Situation kein klares Bild machen konnte,[1] gar nicht mehr geschrieben, hatte sie ihn ihrerseits telegraphisch und brieflich über Bülow's schwere Erkrankung benachrichtigt und sich zu ihm in die badische Residenz begeben, wo sie die ganze Konzertwoche mit ihm verbrachte, ihn des Morgens zur Messe begleitete, Mittags und Abends mit ihm allein auf seinem Zimmer war und bei dem großen Festsouper (26. August) in die seltsame Lage kam, einen Eduard Devrient zum Tischnachbar zu haben![2] Über den Verlauf der musikalischen Festlichkeiten spricht sich Liszt in seinen gleichzeitigen Briefen (an die Fürstin und an Eduard Liszt) sehr befriedigt aus. Am Sonntag, d. 28. Abends neun Uhr traf er in Begleitung Cosima's in München ein, — in erster Reihe, um Bülow, nicht um Wagner zu sehen, den er bei dem Könige in Hohenschwangau glaubte. Aber der Meister hatte es sich nicht nehmen lassen, sogleich an demselben Abend von Starnberg aus nach München zu kommen,[3] um ein Wiedersehen mit dem alten großen Freunde zu feiern.

Es war ihre erste Begegnung seit Paris[4] und Weimar,[5] — die seitdem verflossene Zeit war auch in Liszt's Leben eine ereignis- und prüfungsreiche Periode gewesen. Als sich — vor drei Jahren — Beide in Weimar von einander trennten, ging Wagner den Wiener Schicksalen seines ‚Tristan' entgegen, Liszt aber seiner, für den 22. Oktober (seinen 50. Geburtstag) in Rom angesetzten Trauung mit der Fürstin Wittgenstein. Ob diese Vermählung, hätte sie sich verwirklicht, in Wahrheit ein Glück für ihn gewesen wäre, muß dahingestellt bleiben; sie wurde in letzter Stunde durch die Intriguen ihrer Verwandten in Rußland vereitelt. Dieses Fehlschlagen dicht am Ziel erfüllte die Fürstin mit einer Art abergläubischer Scheu: von Stund' an verzichtete

[1] Liszt, Briefe VI, S. 35. — [2] Liszt an die Fürstin Wittgenstein, a. a. O. S. 35. 39. — [3] ‚Wagner, qui n'avait fait qu'apparaître à Hohenschwangau, est arrivé ici le soir du 28', muß offenbar a. a. O. S. 40 gelesen werden! — [4] Band II², S. 325/27. — [5] Ebenda,

sie in ihrem Innern auf die eheliche Verbindung mit Liszt, das heißersehnte, mit Aufgebot aller Mittel und Kräfte angestrebte Endziel eines mehr als zehnjährigen Ringens. Nun hatte sie kürzlich durch den Tod ihres (von ihr geschiedenen und längst aufs Neue vermählten) ehemaligen Gatten, des Fürsten Nikolaus Wittgenstein, auch nach den Satzungen der römisch-katholischen Kirche ein völlig unbehindertes freies Verfügungsrecht über ihre Hand und Person wiedergewonnen; fast schon ein halbes Jahr war seitdem verflossen, aber sie sprach nicht mehr davon, ihre endlich erlangte Freiheit Liszt zu widmen. Der überwältigende Einfluß Rom's auf ihren rastlosen Geist ließ ihr die Interessen der Kirche allmählich höher erscheinen als die der Kunst; nun trachtete sie danach, den Freund in den Bann ihrer letzten Ziele zu zwingen, zum Eintritt in den geistlichen Stand.[1] Sie traf damit die innerste Seite seines Gemüths und weckte den in seiner ersten Jugend bekämpften Drang zur Kirche wieder auf: sein Wunsch ging auf eine große künstlerische Thätigkeit, auf die Erneuerung und Wiederbelebung der katholischen Kirchenmusik. Dies Alles war damals im Werden. Die wunderbare Wendung in Wagner's Schicksale fand in seiner Seele einen Wiederhall, der in den Briefen an die Fürstin, wie man deutlich durchfühlt, doch nur einen gedämpften Ausdruck erhält.

Trotzdem sind es eben diese gleichzeitigen Nachrichten Liszt's, denen wir die näheren Einzelheiten über diesen Verkehr beider Freunde entnehmen. Am Abend seiner Ankunft in München hatte die erste Wiederbegegnung stattgefunden; der darauf folgende Montag war, wie es scheint, hauptsächlich Bülow gewidmet, über dessen Befinden er der Fürstin eingehende Nachricht giebt. Acht Tage hindurch habe sein nervöser Rheumatismus ihm die Beine gelähmt, dann sei er ihm in den linken Arm gefahren, wo er ihm nun heftige Schmerzen verursache. Von seinem behandelnden Arzt, dem Medizinalrath Wolffsteiner, habe er nichts wissen wollen, am wenigsten von dessen Empfehlung eines Kuraufenthaltes in Wildbad oder Gastein und all seine Hoffnungen auf ‚römische Bäder' gesetzt, die er in Berlin zu nehmen gedenke. Am Dienstag Vormittag begleitete Wagner auf Liszt's Wunsch diesen bei einem Besuche, welchen er seinem alten Münchener Freunde, dem Maler und Direktor der Kunstakademie, Wilhelm v. Kaulbach,[2] abstattete. Mit dem Nachmittagszuge um fünf Uhr fuhren dann die beiden Freunde nach Starnberg hinaus,

---

S. 333/36. — [1] ‚Sie hat gewiß den Traum geträumt, Liszt zu seinem Heil und zur Ehre der Kirche in ihr künstlerisch wirksam und vielleicht dereinst mit jenem Kardinalshut ausgezeichnet zu sehen, der, wie man sagt, Rafael bestimmt gewesen sei' (Bayreuther Blätter, 1900, S. 94: ‚Zu Liszt's Briefen an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein'). So hat sie selbst die letzte Konsequenz ihres ersten Schrittes nicht gezogen: ‚während sie einst Alles ihrer Liebe geopfert hatte, brachte sie nun wiederum ihre Liebe einem Traume von Ruhm zum Opfer und gab die Wirklichkeit hin für ein Schattengebild' (La Mara in der Einleitung zu Liszt's Briefen, Band IV, S. XIX). — [2] Band II[2], S. 190.

wo Liszt in Wagner's Villa die Nacht verbrachte, nachdem sie in fünfstündiger ununterbrochener Unterhaltung alles Nähere über ihre beiderseitigen Erlebnisse und nächstbevorstehenden Pläne und Absichten ausgetauscht: die Aufführung des ‚fliegenden Holländers' im Oktober, des ‚Tristan' im nächsten Frühjahr, die nach Wagner's Wunsche bevorstehende Berufung von Klindworth und Cornelius nach München, und seine Absicht, Liszt im nächsten Jahre in Rom zu besuchen. Wagner machte ihn mit seinen ‚Meistersingern' bekannt (nach Liszt's Worten einem ‚Meisterwerke von Humor, Geist und lebensvoller Anmuth') und Liszt wiederum ihn mit den inzwischen entstandenen ‚Seligpreisungen' aus seinem Oratorium ‚Christus'. Wagner zeigte ihm die Briefe seines jungen Königs, von dessen schwärmerischer Liebe und Verehrung er mit Staunen und Entzücken Kenntnis nahm. ‚Liszt sah Briefe von ihm an mich und erklärte: dieser königliche Jüngling sei als Rezeptivität ganz das, was ich als Produktivität sei.'[1] ‚Wagner's Verhältnis zu dem Könige', schreibt er Tags darauf (noch unter Wagner's Dache) an die Fürstin, ‚grenzt an das Wunderbare! Salomo hat sich geirrt — es giebt Neues unter der Sonne! Seit gestern Abend bin ich vollkommen davon überzeugt, nachdem mir Wagner mehrere Briefe des Königs an ihn mitgetheilt hat.'[2] Und in einer anderen brieflichen Äußerung Liszt's heißt es von einem dieser königlichen Schriftstücke: es sei ‚so schön und außerordentlich wie die Partitur des Lohengrin'.[3] Den einzigen Mißklang in der augenblicklichen Gestaltung der Dinge bildete der leidende Zustand Bülow's. Seine Fixirung in München, anstatt seiner bisherigen unerträglichen Stellung in Berlin, war der nächste und wichtigste Schritt auf der Bahn der angestrebten Reformen. ‚Ich hoffe nun', sagte der Meister, ‚Bülow's in Kurzem für immer bei mir zu haben. Beiden habe ich für uns Alle nur ein Erlösungsmittel in Aussicht gestellt: höchstes gemeinsames Kunstschaffen und -Wirken.'

Bereits in den ersten Tagen des folgenden Monats wurde es um ihn her wieder völlig still. Am Freitag, den 2. September, kam er abermals aus Starnberg nach München, um den Scheidenden das Geleit zu geben. Am Samstag Morgen, früh sechs Uhr, reiste zuerst Liszt ab, dessen Weg ihn nach Stuttgart führte; dann um sechs Uhr Abends auch Bülow, ‚so schlecht es ging', von Cosima begleitet, nach Berlin zurück, zur Ordnung seiner dortigen Angelegenheiten.[4] Dahin folgte ihm, acht Tage später, sein, im Namen des

---

[1] Brieflich an Frau v. Muchanoff; vgl. den fast wörtlich entsprechenden Passus in den Briefen an Frau Wille, S. 134: ‚Liszt meinte, er stehe darin an Rezeptivität mit meiner Produktivität auf vollkommen gleicher Höhe.' — [2] Liszt's Briefe VI, S. 36/37. — [3] ‚Aussi belle et extraordinaire que la partition de Lohengrin' (Liszt's Briefe III, S. 172/73). — [4] ‚J'espère que le déménagement de Berlin à Munich pourra s'opérer sans trop de secousses, malgré des susceptibilités, affarouchements, subtilités et rétorsions de la

Königs durch Pfistermeister ausgefertigtes, aus Hohenschwangau vom 12. Sept. datiertes, offizielles Anstellungsdekret als ‚Vorspieler des Königs' mit 2000 Gulden Jahresgehalt.[1] ‚Die Münchener Berufung', schreibt darüber Bülow selbst, ‚ist mir in verschiedener Hinsicht eine Erlösung. Ich verhehle mir keine der Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die meiner dort warten können; aber nach einem Rosenbette lechze ich durchaus nicht.'[2] Die Nothwendigkeit einer anderen Berufung stellte sich dadurch heraus, daß es in München an einem tüchtigen Gesanglehrer fehlte, einem Manne, der es verstünde, jungen Leuten die Stimmen zu bilden und zu stählen, um sie für den Vortrag seiner Werke tauglich zu machen. In dieser Hinsicht korrespondirte er mit seinem alten Freunde aus der Magdeburger Periode, dem intelligenten Tenoristen Friedrich Schmitt, der die Laufbahn eines Theatersängers für seine Person früh aufgegeben und sich dafür ausschließlich auf Gesangunterricht nach einer gewissen, ihm eigenen Methode verlegt hatte. In der Eigenschaft als Gesanglehrer befand er sich trotz der Verdienste, die er sich insbesondere durch einige erfolgreich geglückte Stimmkuren erworben, in seiner Vaterstadt Leipzig doch in einer andauernd schwierigen Lage. Den brieflichen Verkehr mit Wagner hatte er nie ganz abgebrochen;[3] doch war der Meister bisher bei dem besten Willen nicht im Stande gewesen, dem alten Freunde eine Förderung zu Theil werden zu lassen. Jetzt stand es anders; ein tüchtiger Gesangsmeister war für die Durchführung aller ferneren, auf München abzielenden künstlerischen Pläne von größter Wichtigkeit. Noch während Liszt's Besuch (29. Aug.) schrieb er ihm daher die Worte: ‚Deine Theorie hat mir vollkommen zugesagt; Liszt's Urtheil über Deine Praxis[4] konnte mich nicht erschüttern; aber es mußte mich bedenklich machen. Du mußt mich durch irgend etwas überzeugen, daß Du das praktische Geschick hast, Deine theoretischen Behauptungen wahr zu machen. Gelingt es Dir, so sei gewiß, daß Dir die glänzendste Anerkennung und der lohnendste Wirkungskreis durch mich bereitet werden sollen. Bereits sprach ich vor einigen Tagen mit unserm jungen König von Dir. Er ist zu Allem und Jedem bereit, um die Aufführung meiner neuen Werke zu ermöglichen; seiner Ungeduld habe ich bis jetzt immer nur noch meine Verzweiflung, die Sänger dazu zu finden, entgegenzusetzen.' Die Angelegenheit zog sich noch bis gegen Ende des Jahres hinaus. Leichter war es, die schon längst geplante Überführung des guten Peter Cornelius durchzusetzen. Aber auch hierfür mußte er erst eine passende Gelegenheit zu mündlicher Besprechung abwarten.

---

part de Hans' schreibt darüber Liszt. ‚Cosima montre beaucoup de bon sens en cette circonstance, et parviendra à bien mener les choses' (Liszt, Briefe VI, S. 35). — [1] Abgedruckt in H. v. Bülow's Briefen III, S. 598/99. — [2] Ebenda S. 602. — [3] Österlein, Katalog einer W.-Bibliothek III, S. 14 ff. — [4] In recht drastischer Weise gelangt dieses Urtheil zum Ausdruck im ‚Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt' II, S. 145; vgl. dazu S. 148.

Einstweilen, da auch der König noch in Hohenschwangau weilte, kam ihm die Stille und Fremdheit der neuen Umgebung, in der er nur seine Dienerschaft um sich sah, recht zum Bewußtsein. ‚Seit einiger Zeit bin ich wieder ganz allein, wie in einem verwünschten Schloß', schreibt er in einem Briefe an Frau Wille. ‚Ich leugne nicht, daß mir diese vollständige Einsamkeit jetzt sehr verderblich wird: glauben Sie mir, es ist ein Elend, an dem ich mich verbluten werde.' ‚Jetzt bin ich noch ohne Wohnung in der Stadt; ich möchte gerne etwas, was Dauer verspricht, und finde nichts. Ich soll mir was bauen lassen: das dauert aber zwei Jahre. Soll ich denn noch so lange leben? Und doch soll ich's Mein junger König spart, stellt väterliche Bauten ein u. s. w., um das Geld für die Aufführung der Nibelungen zusammenzuhalten. Ich hab' noch keinen Tag eigentlicher alter Ruhe gehabt: ich schwanke, was ich zuerst angreifen soll. Am Ende lass' ich doch wohl Alles zur Seite und mache die Nibelungen fertig.' Eine kurze, aber erfreuliche Unterbrechung dieser Einsamkeit bildete der Besuch seiner Schwester Ottilie mit ihrem Gemahl, dem Prof. Hermann Brockhaus, bei denen er noch während seines letzten Besuches in seiner Vaterstadt Wohnung genommen hatte. Diese Schwester und dieser Schwager waren ihm unter den Leipziger Verwandten von je die liebsten, nächststehenden, unter ihren Kindern besonders der, allzufrüh (1877) verstorbene, Theologe Clemens Brockhaus. Bei ihrem damaligen, zweitägigen Besuche war besonders viel und lebhaft von Schopenhauer's Philosophie die Rede und die freundlichen Gäste des Meisters, nachdem sie noch mit sehr abweichenden Ansichten bei ihm eingetroffen (Ansichten, wie sie damals in den Leipziger Professorenkreisen gang und gäbe waren!), verließen ihn als überzeugte und begeisterte Anhänger des großen Denkers. Noch in einem Briefe Ottiliens vom Beginn des nächstfolgenden Jahres klingen diese Gespräche nach: sie berichtet darin von den harten Kämpfen, die sie in ihrer dortigen Professorenumgebung zu bestehen habe, da sie sich mit den Schriften eines so ‚spottschlechten Menschen' beschäftige, ja daß aus dieser Umgebung ganz ernsthaft die besorgte Frage an sie herangetreten wäre: ob sie wohl noch eine christliche Mutter sei?

Auch der junge Weißheimer stellte sich für einen Tag in Starnberg ein; er war soeben in Augsburg Kapellmeister geworden und stand im Begriff seine dortige Thätigkeit anzutreten. Er war — so erzählt er selbst — in einem gemietheten Kahn über den See gekommen, um den Garten der Villa von der Wasserseite her zu betreten; da habe aber auch schon der treue Mrazek den Heranrudernden von weitem bemerkt und ihm den Eintritt verwehrt: hier sei keine Landungsstelle für Fremde. Ihr Wortwechsel habe den Meister selbst ans Fenster gelockt, und kaum habe seine Stimme hinabgerufen: ‚Franz, dieser Herr passiert!' — so sei der drohende Cerberus an der Pforte mit einem Schlage wie umgewandelt, der fügsamste Mensch von der Welt

geworden. Aus der längeren Schilderung dieses Besuches halten wir nur einen charakteristischen Zug fest. ‚Um Mittag werden wir ins Eßzimmer zu ebener Erde hinabgerufen. Gegen das Ende der Mahlzeit ließ er zu Ehren meiner Anwesenheit Champagner bringen, und Franz mußte seine Frau mit ihrer stattlichen Reihe Kinder hereinführen. Sie wurden wie die Orgelpfeifen aufgestellt, jedes mit einem Glas Champagner versehen; dann mußten sie der Reihe nach mit mir anstoßen und auf meine Gesundheit trinken. Wagner empfand bei diesem Anblick sichtlich viel Vergnügen und sagte: ‚Endlich habe ich es so weit gebracht, Andern auch einmal eine materielle Freude zu machen.' Die traulich ungezwungene Heiterkeit, mit welcher wir in dieser kleinen Episode den einsamen Großen mit seiner Dienerschaft und dem jungen Biebricher Freunde verkehren sehen, wird durch eine hierhergehörige Beobachtung Nietzsche's treffend illustrirt. ‚Die Heiterkeit Wagner's', so lautet dies Wort, ‚ist das Sicherheitsgefühl Dessen, der von den größten Gefahren, Ausschreitungen und Ekstasen zurückgekehrt ist, zurück ins Begrenzte und Heimische. Alle Menschen, mit denen er umgeht, sind solche begrenzte Abschnitte aus seinem eigenen grenzenlosen Laufe; deshalb kann er mit ihnen heiter und überlegen gütig verkehren; sind doch alle Leiden, Nöthe, Bedenken derselben im Vergleich zu den seinigen wunderliche Spiele.'[1] Die weiteren, breit ausgesponnenen Detailschilderungen dieses Besuches in den Erinnerungen Weißheimer's sind innerlich und äußerlich ohne Werth; auf einen Gran Wirklichkeit kommt bei diesem Gewährsmann unbewußt immer eine unverhältnismäßige Menge Phantasie. Man halte nur die angeblichen Abschiedsworte Wagner's an ihn: ‚besuchen Sie mich bald in meiner neuen Wohnung bei den Propyläen', damit zusammen, daß eben der, an Frau Wille gerichtete Brief vom 9. September, in dessen Abfassung Weißheimer den Meister durch seine Ankunft unterbrochen haben will, die unwiderleglich präzise Angabe enthält: ‚jetzt bin ich noch ohne Wohnung in der Stadt.'[2] Wichtiger und zuverlässiger als solche, in wohlgedruckten Büchern vorliegende, aber widerspruchsvolle, zum Theil unmögliche Behauptungen haben sich daher für den Biographen in Bezug auf die Feststellung gewisser Einzelheiten in Wagner's Leben so manche, äußerlich weit unscheinbarere Anhaltspunkte bewährt, die sich aber als haarscharf genau und richtig dokumentiren. Als solcher haben wir uns im gegenwärtigen Bande wiederholt einer Quelle von ganz besonderer Beschaffenheit bedient, die wir gerade in diesem Zusammenhange gern namhaft machen. Es sind die handschriftlich fixirten, uns zur Verfügung gestellten Erinnerungen einer zuver-

[1] Nietzsche, Schriften X, S. 419. — [2] Bei demselben Besuche will er — Weißheimer! — durch seine Empfehlung (!) die Aufmerksamkeit Wagner's auf den Leipziger Gesangslehrer Friedrich Schmitt gelenkt haben, mit welchem der Meister doch schon von sich aus wegen einer etwaigen Berufung nach München in Korrespondenz stand ꝛc. ꝛc.

lässigen Dienerin, der redlichen Frau Verena Stocker, damals noch Vreneli Weitmann (in den veröffentlichten Briefen Wagner's an Mrazek häufig genannt, wenn es z. B. am Schlusse heißt: ‚Vreneli grüßt'). Diese tüchtige, geistig aufgeweckte Person[1] hatte ihm bereits in der Luzerner Zeit (1859), als er im ‚Schweizerhof' am dritten Akte des ‚Tristan' arbeitete, mit Verständnis für seine Bedürfnisse zu bedienen gewußt, weshalb er sie, eben um die Zeit seines bevorstehenden Umzuges nach München, wieder in seine Dienste berief, in denen sie ihm lange Jahre hindurch ihre goldechte, kernige Treue bewährt hat. Allerdings stand diese schlichte einfache Frau aus dem Volke darin himmelhoch über den meisten ihrer ‚gebildeten' Zeitgenossen, daß sie — wenigstens im moralischen Sinne — ein felsenfestes Bewußtsein davon hatte: wem sie diente. Wogegen Jene, bei all ihrer angeblichen Bewunderung des ‚Künstlers', es fertig brachten an seiner Herzensgüte und Seelengröße unwürdige Zweifel zu hegen, die mit vollem Gewicht auf ihr eigenes Haupt zurückfallen. ‚In meinem ganzen Leben', sagt sie, ‚habe ich keinen Menschen getroffen, der für Alles, was man ihm erwies, so voll Dankbarkeit war, wie Er.' Man vergleiche hiermit die ganze Tendenz der Aufzeichnungen Weißheimer's, welcher aus jeder ihm erwiesenen rührenden Freundschaftlichkeit immer nur die Anwartschaft auf neue Freundschaftsbeweise herleitet und schließlich ganz mit Wagner bricht, als seine hochgespannten Erwartungen auf eine verhoffte Protektion sich nicht erfüllen.

Gegen Ende September waren die Verhandlungen im Betreff seiner städtischen Niederlassung soweit gediehen, daß an einen Umzug zu Beginn des nächsten Monats gedacht werden konnte. Auf einen Neubau hatte der Meister definitiv verzichtet; dagegen hatte ihm die Liberalität des Königs die prächtige Villa Brienner Straße No. 21, vor den Propyläen, mit den schönen alten Nußbäumen davor und den stillen Gartenanlagen im Hintergrunde für alle Zeiten zum Geschenk gemacht. In ihrer nächsten Nähe bezog er einstweilen einen Gasthof, um von hier aus die Einrichtung der neuen Wohnräume besser unter den Augen zu haben. Hier überraschte ihn der ganz unerwartete persönliche Besuch Friedrich Schmitt's, der die Reise von Leipzig her nicht gescheut hatte, um die Angelegenheit seiner Münchener Berufung in mündlicher Unterredung zu betreiben. Kurz darauf traf auch der König von Hohenschwangau aus für eine Woche Aufenthalt in seiner Residenz ein. Die zur Feier seines Geburtstages bestimmt gewesene Aufführung des ‚Huldigungsmarsches' fand nunmehr am Abend seiner Ankunft in München (5. Oktober) unter den Fenstern seiner Gemächer im Kgl. Schlosse statt. Ein zahlreiches Publikum wogte dabei in festlicher Erregung durch die Straßen. ‚Von den

[1] Daß sie, wenn es darauf ankam, gelegentlich sogar auch Briefe in seinem Namen (‚p. R. Wagner') beantwortete, dafür befindet sich ein interessantes Beispiel in den Händen

vereinigten Musikkorps der drei hiesigen Infanterieregimenter', lesen wir in den gleichzeitigen Berichten, ‚wurde die von Wagner eigens hierzu komponirte Serenade (gemeint ist natürlich der ›Huldigungsmarsch‹!), dann einige Stücke aus ›Tannhäuser‹ und ›Lohengrin‹ mit größter Präzision ausgeführt. Der Musikmeister des Infanterieleibregiments, Herr Siebenkäs[1] dirigirte; die Proben hatte Wagner selbst geleitet.' Tags darauf sprach der König dem Meister aus vollem Herzen seinen Dank für die ihm bereitete große Freude aus; am 7. empfing er ihn persönlich im Schlosse, strahlend von Schönheit und warmer Begeisterung, um mit ihm über verschiedene schwebende Angelegenheiten die nöthigen Verabredungen zu treffen. Dabei kam denn auch die Angelegenheit Peter Cornelius' zur mündlichen Erledigung. In Bezug auf diesen leitete den Meister nur der Wunsch, ihn durch eine ehrende Anerkennung aus seinem Wiener Elend herauszureißen, und ihn durch Zuwendung eines kleinen festen Jahresgehaltes — ohne weitere Verpflichtung — in die Lage zu versetzen, daß er, unbehindert durch die gröbsten Entbehrungen, frei seiner Kunst leben könne.[2] Von dem jungen Monarchen mit so vielen Aufmerksamkeiten überhäuft, blieb er ihm gegenüber jederzeit äußerst zurückhaltend in Bezug auf die Inanspruchnahme seines fördernden Interesses für Zwecke mehr persönlicher Art, die zu seinen künstlerischen Reformen in keiner unmittelbaren Beziehung standen oder gar irgend welche Ähnlichkeit mit einem, stets von ihm verabscheuten Coterieweſen hatten. So berührte es ihn z. B. äußerst peinlich, zu vernehmen, ein gewisser Privatdozent an der Münchener Universität, Namens Dr. Nohl, habe die Anwesenheit des Königs dazu benutzt, um sich ihm als erklärter Anhänger Wagner's zu nähern und in eigens erbetener Audienz eine von ihm herausgegebene Sammlung von Mozart's Briefen zu überreichen! Als nächste künstlerische Unternehmungen werden bei diesen Besprechungen für den Monat November — nach Ablauf der Hoftrauer um den verstorbenen König — eine Aufführung des ‚fliegenden Holländers' im Hoftheater in Aussicht genommen, für das nächste Frühjahr

---

des Verfassers. — [1] Der Name dieses Mannes wird noch 8 Jahre später von dem Meister in einem Schreiben vom 14. April 1872 an den Bayreuther Verwaltungsrath in Verbindung mit diesem Tonstücke genannt. Es handelt sich darin um die Grundsteinlegung des Festspielhauses: bei Eröffnung der Feier soll das Bayreuther Militärmusikkorps den ‚Huldigungsmarsch' spielen; wegen eines brauchbaren Arrangements solle sich der betr. Dirigent ‚an den Militärkapellmeister Siebenkäs in München wenden, von welchem er ihn jedenfalls beziehen kann'. — [2] Der hübsche herzliche Brief, in welchem er gleich nach Empfang der königlichen Zusage dem altbewährten Genossen die willkommene Mittheilung macht, hat folgenden Wortlaut: ‚Lieber Peter! Im besonderen Auftrag Sr. Maj. des Königs Ludwig II. von Bayern habe ich Dich aufzufordern, sobald Du kannst, nach München überzusiedeln, dort Deiner Kunst zu leben, der besonderen Aufträge des Königs gewärtig, und mir, Deinem Freunde, als Freund behilflich zu sein. Dir ist vom Tage Deiner Ankunft an ein jährliches Gehalt von 1000 Gulden aus der Kabinetskasse S. M. angewiesen. Von Herzen Dein Freund

der ‚Tristan' mit Schnorr und Frl. Tietgens, für den Sommer 1867 aber — der ‚Nibelungenring'. Zu letzterer Bestimmung war durch Wagner selbst der Ausschlag gegeben, indem er, den Wünschen seines hochsinnigen Beschützers entgegenkommend, in einem nach Hohenschwangau gerichteten Schreiben seine Bereitschaft erklärt hatte, unter vorläufiger Zurückstellung anderer Arbeiten die Vollendung seines großen Werkes in Angriff zu nehmen.[1] Wie sehr die begeisterte Aufnahme seines größten künstlerischen Planes den Meister entzückte, das zeigen uns seine brieflichen Worte vom 8. Oktober: ‚Gestern, wo wir die Vollendung und Aufführung meiner Nibelungen festsetzten, war ich doch vor Erstaunen über das Wunder dieses himmlischen königlichen Jünglings so ergriffen, daß ich nahe daran war, vor ihm hinzusinken und ihn anzubeten.' Und ganz unmittelbar gelangt der thatenfrohe Enthusiasmus König Ludwig's für seine hohe Aufgabe in den Zeilen zum Ausdruck, die er noch an demselben Abende (des 7. Oktober) an Wagner richtete. ‚Mein geliebter Freund', heißt es darin, ‚unmöglich ist es mir diesen Tag vorübergehen zu lassen, ohne Sie noch einmal zu versichern, daß auch ich überglücklich in dem Gedanken bin, Sie glücklich zu wissen. Die Erfüllung unseres Wunsches soll nun nahen; was ich meinerseits zu thun vermag, will ich thun und keine Mühe scheuen; dies wonnevolle Werk wollen wir der deutschen Nation zum Geschenk machen und ihr, sowie den anderen Nationen, zeigen, was deutsche Kunst vermag. Sie, mein theuerer Freund, sollen bald nun sehen, daß Ihr Streben nach Wahrheit das echte war; die gräßlichen Mühen und Leiden, die Sie durchzukämpfen hatten, sollen auf kaum geahnte Weise reichlich vergolten und gelohnt sein! Das Ideal, welches wir Beide uns ersehnten, soll nicht mehr in der Einbildungskraft schweben, es soll unseren Boden berühren. O Wonne des Gedankens, das Drama in seiner vollendetsten Form soll es werden!' — —

Am 15. Oktober waren die Vorbereitungen in dem neuen Hause endlich so weit gediehen, daß der Meister seinen Einzug in dasselbe halten konnte. Wohl mußte er vermeinen, dies werde nun für zeitlebens sein. Und doch wiederholte sich die eigenthümliche Tragik, an welcher bisher noch jede seiner Hoffnungen für eine dauernde Niederlassung gescheitert waren, hier in einem fast noch vergrößerten Maßstabe. ‚Es ist mir nicht bestimmt, meine Muse in einer trauten Häuslichkeit zu pflegen', hatte er bei einem früheren Anlaß ausgerufen,[2] ‚und jeden künstlichen Schein wirft mein Lebensdämon über den Haufen. Es ist mir nicht bestimmt, und jede gesuchte Ruhe wird mir der

---

Richard Wagner, Briennerstraße 21.' — [1] In seiner Erwiderung (vom 30. Sept. aus Hohenschwangau) spricht der König seine Freude darüber aus, ‚daß, nach seinem (Wagner's) letzten Briefe, der Entschluß in ihm reif geworden, den ›Ring des Nibelungen‹ zu vollenden und zur Aufführung zu bringen.' — [2] Brieflich an Fr. Wesendonck, 12. Juli 1861.

Quell peinigendster Beunruhigungen.' Thatsächlich sollte sein Aufenthalt in dieser neuen Umgebung, durch die Machinationen seiner Münchener Gegner, kaum volle vierzehn Monate dauern!

Gerade um die Zeit seines Einzuges verbreitete sich durch die Zeitungen die falsche Nachricht, als liege er lebensgefährlich am Typhus darnieder. Wie dieses irreführende Zeitungsgerücht so manchen seiner auswärtigen Freunde mit unbegründeter Besorgnis erfüllte, so ward es insbesondere, noch in den Einzugstagen, die Ursache eines überraschenden Besuches seiner — in Mainz gewonnenen — jungen Freundin Mathilde Maier.[1] Nach allem Lieben und Freundlichen, das sie und ihre Familie während seines dortigen Aufenthaltes von dem verehrten Meister erfahren, beschloß sie alsbald. in schwerer Beängstigung um sein Befinden, ihm, wenn nöthig, ihre aufopferndste Pflege angedeihen zu lassen. Kaum hatte sie die falsche Nachricht am späten Abend in der Zeitung gelesen, so gönnte sie sich nur wenige Stunden der Nachtruhe: in der Frühe des folgenden Morgens depeschirte sie ihrer, in der Isarstadt lebenden Cousine Frau von Hornstein ihre Ankunft daselbst, und trat dann in Begleitung ihrer Mutter, in angstvoller Hast ihre Fahrt an. Bereits unterwegs, in Augsburg, empfing sie, durch Weißheimer (den sie telegraphisch auf den Bahnhof bestellt) die beruhigende Kunde von der Grundlosigkeit jenes üblen Gerüchtes. Von ihren Münchener Verwandten freundlichst bewillkommnet und gastlich aufgenommen, sah sie den Meister erst am folgenden Tage: sie fand ihn leidlich wohlauf und heiter, und wurde nun nicht eher aus München entlassen, als bis sie sich eine mehrtägige Erholung von der anstrengenden Reise gegönnt, und eines mehrfachen ungezwungenen Beisammenseins mit ihm genossen hatte. Dazu gab u. a. ein festliches Diner zur Einweihung des neuen Heims Veranlassung; dasselbe fand seltsamer Weise, da das Haus noch nicht völlig eingerichtet war und der Meister thatsächlich noch im Gasthofe wohnte, in der im Souterrain belegenen Küche, als einzig verfügbarem Raume, statt: galt es doch hauptsächlich der treuen Dienerschaft. ‚Der Meister wollte immer, daß die, welche ihm dienten, in einem gemüthvollen Verhältnisse zu ihm stehen, nicht allein um des Geldes willen ihm dienen sollten', fügt die Erzählerin ihrem Bericht darüber hinzu; ‚deshalb sollten sie auch diese Feier mit ihm theilen.'[2] Trotz aller Heiterkeit, alles reich sprudelnden Scherzes und Humors, den er bei diesem Anlaß, wie auch bei jedem sonstigen Zusammensein mit seinen Gästen zeigte, fand sie doch seine Stimmung im Ganzen wenig erfreulich, vielmehr bei unbedeutenden Veranlassungen zu außerordentlicher Heftigkeit und Reizbarkeit geneigt. In der That erwies sich die ominöse Krankheitsnachricht als der Vorbote einer wirklichen schweren Erkrankung, eines schmerzhaft peinigenden Hämorrhoidal-

[1] Vgl. Band II² S. 357/58. 372/73 u. sonst. — [2] Brieflich an den Verfasser.

leidens, das ihn in der zweiten Hälfte Oktober für volle zwei Wochen auf das Lager warf, und von dem er nur allmählich wieder zur Genesung und zu Kräften kam. Um so lästiger war ihm jetzt die Krankheitsstörung, als er sich, neben aller dadurch verursachten Pein, nach jeder Richtung in seiner Bethätigung gehemmt sah und sich auch noch durch die unvollendete Einrichtung seiner neuen Häuslichkeit in mannigfacher Unruhe befand. Von dieser Einrichtung heißt es in ‚Vreneli's' Erinnerungen, sie habe ihm ‚viel Spaß, aber auch viel Ärger gemacht, da er von den mit der Ausführung Betrauten selten richtig verstanden wurde'. In einem Briefe an Friedrich Schmitt vom 5. November erwähnt er dieser beiden störenden Momente: der Krankheit und der häuslichen Unruhe; er setzt ihm darin auch die Gründe auseinander, weshalb er in seiner Sache noch nichts erreicht habe. ‚Ich habe hier am Orte noch nicht das Mindeste leisten können, was ich meinen Forderungen und Vergünstigungen gegenüber in die Wagschale legen könnte, was mich für eben diesen Augenblick zur Vorsicht mahnt. Mit dem König habe ich nur einmal mein Anliegen wegen Deiner besprechen können; er stimmte meinem Plane und Wunsche vollständig bei. Um Dir nun ganz bestimmte, sofort in Geldzahlung ausgehende Anerbietungen zu machen, bedarf ich der Mittelspersonen; unter diesen ist Pfistermeister der Wichtigste. Dieser ist mit dem König in Hohenschwangau.' Das Schwierige war, der Berufung die angemessene Form zu geben und für die Ausgabe die geeignete finanzielle Anlehnung und Einreihung zu finden. Ja, wenn er das gewollte Neue von Grund aus hätte aufbauen können und nicht bei jedem Schritte so viel Bestehendes vorgefunden hätte, — Bestehendes der übelsten Art, wie es durch jahrzehntelanges Gehenlassen unter der Oberleitung des Generalmusikdirektors Franz Lachner sich angesammelt hatte! Hier war nicht aufzuräumen, ohne zugleich nach allen Seiten hin persönliche Interessen bisheriger Angestellten zu verletzen und seitens der Betroffenen einen Sturm von Feindseligkeiten gegen den rücksichtslosen Neuerer zu eröffnen. Das mußte Wagner schon zeitig im voraus empfinden, noch bevor die öffentlichen Agitationen in der bayrischen Presse gegen ihn eintraten. Es gährte bereits unter der scheinbar ruhigen Oberfläche. Ein Vorgefühl davon spricht schon aus seiner Äußerung, die er während des Besuches von Mathilde Maier und ihrer Mutter, gerührt durch den Beweis ihrer Anhänglichkeit, den sie durch ihr unerwartetes Erscheinen gegeben, ganz plötzlich und unvermittelt gegen die beiden Frauen that: ‚Wenn ich einmal aus München fort muß, so komme ich zu Euch! — auf Euch kann ich mich verlassen!'

Wie theilnehmend König Ludwig auch in seiner Abwesenheit auf alle diese Angelegenheiten einging, beweisen seine Briefe aus Hohenschwangau. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, wie ernstlich ihn daneben seine Regierungsgeschäfte, sowie gleichzeitig gepflegte Studien (der Staatskunde und des

Völkerrechtes) in Anspruch nahmen.[1] Mit innigem Bedauern erfährt er, daß der Freund durch Unwohlsein an das Bett gefesselt sei, mit lebhaftester Freude beglückwünscht er ihn zu der eingetretenen Besserung. Er nimmt nicht allein mit Interesse die ihm vorgelegten Anträge auf; er fügt auch von sich aus Vorschläge für Engagements ꝛc. hinzu. ‚Vollkommen einverstanden bin ich mit Ihrem Plane, jenen Gesangslehrer' (Schmitt) ‚zu beauftragen, ein paar Sänger in strenge Lehre zu nehmen und den Unterricht vor Ihren Augen zu leiten. Ich denke, der Versuch wird von ersehntem Erfolge gekrönt werden. Ich glaube fest, vollkommen befriedigende Darsteller für das Nibelungenwerk zu erhalten! Sehr erfreut wäre ich, wenn wir jenen Frankfurter Sänger' — es ist offenbar Karl Hill gemeint, von welchem Wagner dem Könige erzählt hatte[2] — ‚für unsere Bühne gewinnen könnten. Vielleicht würde er sich geeignet zeigen, außer den von Ihnen genannten Rollen: des Wolfram und Kurwenal, auch die des Grafen Telramund und des fliegenden Holländers zu übernehmen; denn unser Kindermann ist von der Natur leider nur mit Stimme begabt und wird den höheren Anforderungen Ihrer Werke schwerlich genügen können. Meiner Ansicht nach wäre auch der Gewinn eines jüngeren Tenoristen sehr wünschenswerth' ꝛc. In einem andern Briefe vom 26. Nov. spricht er die Hoffnung aus, bei seiner in einigen Tagen bevorstehenden Rückkehr nach München und ‚nach Erledigung des ersten starken Andranges von Geschäften und Aufwartungen' den vielgeliebten Freund wieder begrüßen zu können. Auch enthält dieser Brief die erste bestimmte Ankündigung der Errichtung eines eigenen Festspielhauses für München. ‚Ich habe den Entschluß gefaßt, ein großes steinernes Theater erbauen zu lassen, damit die Aufführung des ›Ringes des Nibelungen‹ eine vollkommene werde; dieses unvergängliche Werk muß einen würdigen Raum für seine Darstellung erhalten. Mögen Ihre Bemühungen in Betreff tüchtiger dramatischer Sänger von schönem Erfolge gekrönt werden! Das Nähere über dieses Theater gedenke ich mündlich mit Ihnen zu besprechen.'

Inzwischen war, bei fortdauernd leidendem Gesundheitszustand des Meisters, der definitive Eintritt Bülow's in sein neues Thätigkeitsgebiet erfolgt. Auch er war durch fortgesetztes Unwohlsein verhindert worden, Berlin früher zu verlassen, erschien aber nun hoffnungsvoll auf dem Schauplatz. Die Proben des ‚fliegenden Holländers' lagen zum Theil bereits in seinen Händen. Daß die Wahl für eine erste Aufführung unter Wagner's Leitung gerade auf den ‚fliegenden Holländer' gefallen war, begründete sich in dem Umstand, daß dieses Werk, bisher hier noch völlig unbekannt, schon im

[1] ‚Hier in meinem lieben Hohenschwangau', schreibt er am 8. November: ‚bringe ich meine Zeit still, aber freudig zu: eine wohlthuende Ruhe herrscht hier; ich finde mehr Zeit für die Lektüre. Auch die stärkende Gebirgsluft übt einen wohlthätigen Einfluß auf mich; fast täglich mache ich einen Ausflug zu Pferde' (Briefl. an Wagner, 8. Nov. 1864). — [2] Vgl.

letzten Frühjahr, vor der Berufung des Meisters, in Angriff genommen und nur einstweilen, der Hoftrauer wegen, bei Seite gelegt worden war. Die einzelnen Rollen lagen ausschließlich in den Händen einheimischer Sänger.[1] Zur Generalprobe war bereits ein zahlreiches Publikum zugelassen. Der Meister eröffnete sie mit einer Ansprache an das Orchester. Er konstatirte darin die Thatsache, es seien eben jetzt, da sein Werk zur ersten Darstellung in München gelange, fünf und zwanzig Jahre her, daß er die Partitur desselben von Paris aus der hiesigen Hoftheaterintendanz eingeschickt, sie aber mit dem Bemerken zurückgesandt erhalten habe: ‚die Oper eigne sich nicht für Deutschland'! — Am Sonntag den 4. Dezember ging die erste Aufführung vor dichtbesetztem Hause vor sich, unter persönlicher Leitung Wagner's, der nach dem zweiten und letzten Akte lebhaft gerufen wurde. Der König war dazu anwesend: ‚noch ganz ergriffen von der gestrigen Aufführung', spricht er ihm in einem Billet vom 5. Dezember seinen Dank dafür aus, zugleich mit dem Verlangen ihn recht bald wiederzusehen. Auch ein Brief Bülow's aus diesen ‚Holländer'-Tagen spricht von dem ‚mächtigen, elektrisirenden Eindruck solcher Aufführungen unter des Meisters eigener Leitung' und vergleicht diesen Eindruck ‚einem wohlthätigen Blitze, der einem das wahre Wesen der Musik erschließe und entschleiere'.[2]

Für den nächstfolgenden Sonntag (11. Dezember) war eine Musikaufführung von Fragmenten aus Wagner's Werken angesetzt, an welcher eigentlich auch Schnorr mitwirken sollte. Wegen seiner Mitwirkung hatte der König noch von Hohenschwangau aus (26. Nov.) sich in einem eigenhändigen Schreiben bei dem König von Sachsen verwendet und ihn ersucht, dem am Dresdener Hoftheater engagirten Sänger in der ersten Hälfte Dezember einen 10—12tägigen Urlaub zu bewilligen. ‚Wie freue ich mich auf die Darstellung des Erik durch ihn!' hatte er unterm gleichen Datum an Wagner geschrieben. Leider war die Erfüllung seines Wunsches nicht zu ermöglichen gewesen! So empfindlich durch diese Urlaubsverweigerung die geplante Musikaufführung auch betroffen wurde, fand sie dennoch an dem dafür angesetzten Tage, mit den einheimischen Sangeskräften statt. Sie umfaßte, nächst der ‚Faust'-Ouvertüre, Bruchstücke aus den ‚Meistersingern', aus ‚Tristan', der ‚Walküre' und ‚Siegfried'. Die ‚Tannhäuser'-Ouvertüre bildete den Beschluß. Das Haus war keineswegs gedrängt voll und der reichlich gespendete Beifall doch mit der glühenden Aufnahme, den endlosen orkanartigen Begeisterungsstürmen, welche eben dieselben Töne in Wien entfesselt hatten, nicht zu vergleichen.[3] In den Reihen der Zuhörer saß mancher gegenwärtige und

---

Band II, S. 396. — [1] Der Holländer—Kindermann, Senta—Frl. Stehle, Daland—Fischer, Erik—Richard, Steuermann—Bohlig, Mary—Seehofer. — [2] Bülow's Briefe IV, S. 3. — [3] Band II[2] des vorliegenden Werkes, S. 412/15 (Konzerte im Theater an der Wien).

mancher zukünftige enthusiastische Verehrer der Schöpfungen Wagner's; der echte Münchener Philister verhielt sich aber, in seinem Fremdenhaß, lieber noch vorsichtig mißtrauend. Verbitterte Gegner gab es nicht allein im Publikum und in der ‚Kritik', sondern selbst unter den mitwirkenden Musikern der Kgl. Hofkapelle. Aber der eigentliche Zweck dieser Aufführung war doch nicht der einer Wirkung auf das noch unvorbereitete große Publikum, sondern — trotz der zugelassenen Öffentlichkeit — ein ganz intimer. Sie war dem Könige auf seinen Wunsch dargeboten und hatte hier ihre Wirkung nicht verfehlt. ‚Erschüttert, ergriffen durch den herrlichen gestrigen Abend', dankt er ihm Tags darauf, und fügt die bedeutsamen Worte hinzu: ‚was ich auch thue, was ich für Sie auch unternehmen mag, es kann nur ein Stammeln des Dankes sein.'

In diesen Tagen erfolgte auch der erste Eintritt Bülow's in seine Funktion als ‚Vorspieler' bei dem Könige, den er im verflossenen Sommer doch nur mehr vorübergehend kennen gelernt (S. 18). Mit Enthusiasmus spricht Bülow nach dieser erneuten Begegnung von dem ‚herrlichen, tiefernsten und unglaublich entwickelungsfähigen jungen Monarchen'[1] und seiner ‚ungemeinen Liebenswürdigkeit':[2] es habe ihn ‚mit mächtiger Sympathie in seine Nähe gezogen'.[3] Und wiederum: ‚Ja, an dieſen König muß man glauben, wenn man ihn gesehen und gesprochen. Das ist ein Unikum; er sieht auch ganz tropisch aus, oder exotisch.' ‚Der Fürst, an den Wagner in seinem Vorwort zum Ring des Nibelungen appellirt, um, was er gedichtet, zur überzeugenden, versinnlichenden That werden zu lassen: der zu werden, das hat sich dieser prädestinirte Ludwig II. in den schönen Kopf gesetzt, der, beiläufig bemerkt, Wagner's sämmtliche Schriften auswendig kennt und nach seinem eigenen Eingeständnis ihm nicht bloß die Offenbarung des Wesens der Kunst, sondern die des Lebens und der Welt überhaupt verdankt. Gott Lob, es geschehen noch Zeichen und Wunder!'[4]

Von dem ersten — und einzigen! — Weihnachtsfeste des Meisters in den neuen Lebensverhältnissen (das letztvorhergegangene hatte er noch in den mißlichsten Verhältnissen in Wien, in dem dortigen kleinen Freundeskreise verbracht) erfahren wir aus den anspruchslosen Aufzeichnungen Vreneli's, es habe ihn ‚recht glücklich gemacht: denn seine Freude bestand in der Freude, die er Andern machte.' Am 24. Dezember konnte er denn auch wirklich noch den, vom Empfänger bereits ungeduldig erwarteten Kontrakt an Friedrich Schmitt nach Leipzig befördern, womit dessen Anstellung als Gesanglehrer in Kgl. bayr. Diensten zur Thatsache geworden war; seine Durchsetzung war keineswegs eine leichte Sache gewesen.[5] Der König hatte ihn an diesem

[1] Bülow, Briefe IV, S. 12. — [2] Ebenda, S. 8. — [3] Ebenda, S. 12. — [4] Ebenda, S. 15. — [5] Vgl. Wagner's Brief an Schmitt vom 20. Nov. 1864: ‚Ich habe Dir eine sehr

Weihnachtsabende mit reichen Geschenken überschüttet. Den brieflichen Dank des Meisters erwidert er Tags darauf mit der Versicherung, daß es ‚ihn innig freue, wenn seine kleinen Gaben Freude bereitet hätten', und der Mittheilung, daß er soeben von einem Odeonskonzert zurückkomme, in welchem Bülow meisterhaft gespielt habe,[1] sowie daß er täglich Semper erwarte, um mit ihm den projektirten Theaterbau zu besprechen. ‚In diesen Tagen', schreibt Bülow um dieselbe Zeit an seine Mutter, ‚sollen Semper von Zürich und Cornelius von Wien ankommen. Der Letztere zögert leider recht lange; er wäre nothwendig gewesen. Wagner bedürfte sehr der Erfrischung durch Cornelius' glücklichen Humor; denn sein ewiges Kränkeln, das er durch Ungeduld in die Länge zieht, stimmt ihn traurig und — herab. Wir selbst sind in der Lage uns selber zusprechen zu müssen, haben also keinen Zuspruch für Andere übrig. Ich hoffe in Allem sehr auf den Anfang des neuen Jahres.'[2]

---

unangenehme Nachricht mitzutheilen' ꝛc. — [1] Ein Augenzeuge berichtet über dies Konzert, des Königs freudige Bewegung über die spontane Herzlichkeit, mit welcher das Publikum den jungen Künstler begrüßte, wäre ersichtlich, die Art, mit welcher er Bülow's Verbeugung erwiderte, voll natürlichster Grazie und zugleich königlicher Würde gewesen. ‚Bülow spielte göttlich, und Alles in Allem hat er auch wohl daran gethan aufzutreten: für Wagner, für den König, für das Publikum und für sich; aber Beiden kostete es große Selbstüberwindung. Es ist kaum zu beschreiben, mit welchem Interesse der König der so ernsten Musik folgte; sein schönes Auge, tief und sanft, erglänzte und nahm auf Augenblicke eine elektrische Lebhaftigkeit an' (Bülow's Briefe IV, S. 7 Anm.). — [2] Ebenda S. 10.

II.

Gegenströmungen.

Antagonismus seitens des Kabinetssekretariates und der ultramontanen Partei. — Verkehr mit dem Grafen Schack. — Münchener Kunstgenossen: Musiker, Dichter und Maler. — Intriguen der Ultramontanen; Besuch und Antrag des alten Klindworth. — Gerüchte über eine angebliche ‚Ungnade'. — Angriffe der Augsburger Zeitung und Erwiderung darauf.

Seit meiner so verheißungsvollen Berufung nach München entging es mir keinen Augenblick, daß der Boden, auf welchem ich zur Verwirklichung ungemeiner Tendenzen gestellt war, nicht mir und diesen Tendenzen gehören könnte.

Richard Wagner.

Noch in den letzten Dezembertagen des verheißungsvollen Jahres 1864 war der geniale Baumeister Gottfried Semper auf Wagner's Ruf von Zürich her in der Isarstadt eingetroffen und vom Könige zur Berathschlagung über den Bau des Nibelungentheaters empfangen worden. Dem auf dem Gebiete der Bühnenarchitektur so vorzüglich erfahrenen, von dem Meister selbst für den besonderen Zweck empfohlenen Architekten ward der Auftrag ertheilt, für die Herrichtung eines, allen seinen Intentionen entsprechenden Theaterraumes mit unsichtbarem Orchester und amphitheatralischer Einrichtung für die Zuschauer den Plan zu entwerfen, und sein Vorschlag genehmigt, eine provisorische Konstruktion dieser Art in einem der Flügel des Ausstellungsgebäudes herstellen zu dürfen. Hiermit war der erste Schritt für die dereinstige musterhafte Aufführung des großen Werkes geschehen. Gleichzeitig war der junge Monarch eifrig darauf bedacht, die auserlesensten bildenden Künstler seiner Residenz mit reichlichen Aufgaben zu Wandgemälden aus Wagner's Schöpfungen im Kgl. Schlosse und anderweitigem bildnerischen Schmucke aus diesen Werken zu betrauen.[1] Folgte er bei diesen letzteren Be-

[1] ‚Im königlichen Schlosse werden Illustrationen zu W.'s sämmtlichen Opern von den auserlesensten Künstlern gemalt' Bülow, Briefe IV, S. 14, 4. Jan. 1865. ‚Der König

stellungen lediglich seinen persönlichen Neigungen, in deren Pflege er sich so wenig als irgend ein, seinen Liebhabereien nachgehender Privatmann, zu einer Beschränkung veranlaßt fühlte, so erwuchsen ihm dadurch auch in der That keinerlei Nachtheile bei der Bevölkerung. Die Bestellung von Gemälden für die inneren Räume der kgl. Schlösser hatte für das bayerische Publikum nichts Aufregendes, man war daran seit den Zeiten früherer Herrscher gewohnt; diese Art Bethätigung der ‚Kunstpflege' war in München althergebracht. Anders stand es mit dem ersten Schritt zur Verwirklichung höherer Kunstziele. Die bloße Thatsache der Anwesenheit Semper's, das Gerücht von einem an ihn ergangenen allerhöchsten Auftrag für die Errichtung eines neuen, besonderen Theaters für die Werke Wagner's, sprach sich alsbald von Mund zu Munde, und gab den dabei Interessirten willkommensten Anlaß zu künstlicher Aufhetzung der Bevölkerung. Charakteristisch dafür ist das spätere, buchstäbliche Zugeständnis des Staatsraths Pfistermeister,[1] die Agitation gegen Wagner habe ‚von dem Tage an begonnen, an welchem die Pläne für ein großes Muster-theater auftauchten und dadurch die Interessen der Civilliste gefährdet schienen.'

Die Interessen der Civilliste! Um die fürsorglich warme Theilnahme des Kgl. Kabinetssekretariates an dieser Institution gehörig zu würdigen, ist die Kenntnis eines bestimmten thatsächlichen Umstandes durchaus erforderlich. Seit der Regierung Ludwig's I. bestand in Bayern der Brauch, daß von den jährlich erübrigten Geldern der Civilliste und des gesammten königlichen Privatvermögens die Beamten des königlichen Kabinets gewisse Prozente bezogen. Die Gnade des Monarchen, die dem Künstler nach allen Drangsalen und Beschwerden seines unruhvollen Lebens die ersehnte Heimath zu schaffen bemüht war, wurde ihm daher von dieser Seite her genau so übel vermerkt, wie einst durch Meyerbeer die drohende Konkurrenz auf Berliner oder Pariser Tantièmen. Die Vorliebe des jungen Herrschers erwies sich durch diesen ersten entscheidenden Schritt auf der neuen Bahn als tiefer begründet, keine bloße jugendliche Laune, der man geschmeidig nachgegeben haben würde. Von hier ab schien jedes Mittel erlaubt, um dem Künstler, wenn nicht die Geneigtheit seines hohen Gönners, so doch das Vertrauen der Bevölkerung, ja des gesammten deutschen zeitunglesenden Publikums durch ein System der Verleumdung abwendig zu machen. Der Deckmantel der Anonymität, die Gewohnheit, durch bezahlte Agenten und obskure Soldschreiber nach ausgegebenen Parolen die Presse zu beeinflussen, war in diesem Kampf

läßt in einer der Gallerien, die zu seinen Gemächern führen, einen ›Nibelungen-Gang‹ malen; er hat außerdem eine ›Wagner-Gallerie‹ befohlen, die sich aus einer Anzahl der Hauptszenen aus ›Tannhäuser‹, ›Lohengrin‹, dem ›fliegenden Holländer‹ 2c. zusammensetzen soll' (Liszt, Briefe III, S. 178). 1885. — [1] Augsburger Allg. Zeitung 1865, S. 5464.

das geeignetste, vollkommen zureichende Arsenal; das Übrige that die Unwissenheit oder Voreingenommenheit der großen Redaktionen in allen nichtpolitischen Angelegenheiten. Beschämend war die Bereitwilligkeit und das blinde Zutrauen, mit welcher sich die Zeitungsöffentlichkeit jeder Farbe zu diesen Minirungsarbeiten hergab. Beschämend aber auch die stumpfe Ahnungslosigkeit des Münchener Publikums, welches dem Vortheil oder Nachtheil gewisser Angestellten seine eigenen wohlverstandenen Interessen willig aufopferte. Der kurzsichtige Neid wird seines Lebens nicht froh; er wechselt bloß den Gegenstand. Damals richtete er sich gegen die Person Wagner's, gegen die dem großen Unverstandenen erwiesene Auszeichnung, gegen den ‚Übermuth', mit welchem dieser ‚ein eigenes Theater für die Aufführung seiner Opern' verlangte, und — nachdem es dieser feindseligen Gesinnung geglückt, das künstlerisch ruhmvollste Unternehmen mit Hand und Fuß von München abzuwehren und der Meister sich die Heimstätte seiner Kunst unter schweren Sorgen und Mühen an einem anderen, unabhängigen Orte erbaut, wandte sich eben derselbe Neid gegen Bayreuth, dem er das Festspielhaus und die damit verknüpfte Institution nicht gönnt, — die er selbst einst verschmäht hat, als sie ihm angeboten wurde! — — —

Ging somit der Widerstand gegen die wahrhaft königlichen Pläne Ludwig's II. aus dessen eigener allernächsten Umgebung hervor, so fanden doch seine interessirten Urheber gerade auf dem Boden der bayerischen Residenz das allerfruchtbarste Terrain für ihre Wirksamkeit. Der alle Münchener Kreise beherrschende, bornirte altbayerische Nativismus mit seiner Abneigung gegen alles Fremde, von außen Herzutretende, machte Wagner's Gegnern die Arbeit leicht. Dazu kam das Übergewicht gewisser festeingesessener reaktionärer Kreise und ultramontaner Dunkelmänner. Für die einen war er der ‚Barrikadenmann' und gewesene politische Revolutionär, für die andern der ‚Freigeist' und ‚Protestant'. Was war nun aber — für ehr- und gewissenlose journalistische Verleumder — mit dem einen Schlagwort des ‚ehemaligen Barrikadenmannes' nicht alles gegen ihn auszurichten! Und ein Solcher sollte dauernden Einfluß auf die Person des jugendlichen Regenten gewinnen? Die Stellung Wagner's zu dem königlichen Beschützer seines künstlerischen Ideals galt in profanen Augen einfach als ein Günstlingsverhältnis. Wozu aber war der ‚Günstling' eines regierenden Herrschers von je vorhanden gewesen, als um von ränkevollen Parteien für ihre Zwecke ausgenutzt, zwischen beständiger Furcht vor dem Verluste der fürstlichen Huld, deren Kreatur er ist, und vor der Ungunst der Masse, dem Einfluß der Fraktionen, durch alle Mittel der Drohung und Schmeichelei in ängstlicher Schwebe erhalten zu werden? Auch Wagner, meinte man, sollte so in steter Sorge zittern und — nach dem Grundsatze: manus manum lavat — gewissen düsteren kirchlich-politischen Plänen Vorschub leisten. Dann wolle man ihn

schonen, ja in seinem Streben begünstigen. An der großen, ja naiven Haltung des Meisters kamen ähnliche direkte Versuche angesehener Parteihäupter, seinen ‚Einfluß' auf den König in ihrem Sinne zu verwenden, zum Scheitern. Weder fand man ihn solchen Verführungen zugänglich, noch konnte man ihm in der Art seiner Zurückweisung solcher Zumuthungen eine Blöße abgewinnen und verließ ihn mit der Überzeugung: er sei entweder gar kein Diplomat, oder der allerfeinste. Einen charakteristischen Fall dieser Art, wie sich das ekle Gewürm der Jesuitenintrigue auf die Pfade des Künstlers schlich, werden wir weiterhin kennen lernen. In der That hätte man keine üblere Wahl treffen können, als — sich mit ähnlichen Insinuationen gerade an Wagner zu wenden! Wer so von der Hoheit seines heiligen Berufes erfüllt, von der reinen Würde der Kunst durchdrungen war, wie Er, dem konnte es nicht schwer fallen, sich gegen derartige Versuchungen unnahbar zu erhalten. Mochte er jedoch nicht mit ihnen Hand in Hand gehen, so — schwor man sich — sollte er sie fürchten lernen!! So vereinigten sich die entgegengesetztesten Strömungen in der Bekämpfung des einen Mannes, dessen Verunglimpfung sich die biedermännisch liberale Augsburger Allgemeine Zeitung in gleicher Weise angelegen sein ließ, wie die ultramontanen Parteiorgane des Bayerlandes. Die abenteuerlichsten Gerüchte und Anekdoten über seine angebliche Günstlingsherrschaft, über seine Prachtliebe, seinen Hochmuth und Eigendünkel, seine Eitelkeit und Selbstüberhebung wurden planmäßig in Umlauf gesetzt, um ihm die Sympathieen des Publikums zu entfremden. Selbst seine ihm durch die Huld des Monarchen zugewiesene Wohnung vor den Propyläen wurde, durch den angeblichen besonderen Luxus ihrer Ausstattung, der Gegenstand des Stadtklatsches. Gewiß konnte dies Alles nicht ohne Rückwirkung auf die Unbefangenheit des also Befehdeten bleiben, und mußte ihn vielmehr — zu seinem eigenen Bedauern — nach manchen Richtungen hin zur Zurückhaltung bestimmen. Für die Anstifter dieses lange nachwirkenden Mißverhältnisses zwischen Künstler und Publikum konnte wiederum nichts erwünschter sein, als dieser Erfolg ihrer Bemühungen.

Über die inneren und äußeren Ursachen seiner Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt während dieser ersten Münchener Monate hat sich Wagner selbst geäußert; keinesfalls aber war sie in irgend welcher offensiven Geringschätzung speziell des Münchener Publikums als solchen begründet. ‚Wenn auch die deutsche Kunst nicht bayerisch, sondern nur deutsch sein kann, so ist München doch die Hauptstadt dieser Kunst: hier, unter dem Schutz eines mich begeisternden Fürsten mich heimisch und volksangehörig zu fühlen, war mir, dem Vielumhergeirrten, lange Heimathlosen, ein inniges wahres Bedürfnis. Von je an große Zurückgezogenheit dem öffentlichen Leben gegenüber gewöhnt, meist kränklich und an den Nachwehen leidenvoller Jahre siechend, mußte ich in den ersten Zeiten meiner hiesigen Niederlassung es für später mir

aufsparen, meinem herzlichen Verlangen nach Befreundung in weiteren Kreisen zur Verwirklichung der von mir beschlossenen gänzlichen Naturalisirung in Bayern gerecht zu werden.'[1] Wo die Gelegenheit zu dieser Befreundung ungesucht sich fand, hat er sie auch schon damals gern ergriffen. Dauernde gute und freundliche Beziehungen unterhielt er so z. B. zu seinem nächsten Hausnachbar, dem Grafen Schack, der eben damals für seine stattliche private Gemäldesammlung in dem, an Wagner's Grundstück grenzenden Garten seines Wohnhauses ein eigenes Gebäude errichtet hatte. Ihn interessirte an dem ausgezeichneten Manne gleicherweise die freie vornehme Persönlichkeit, wie der große Reichthum an Anschauungen und Eindrücken bei dem Vielgereisten, in den Litteraturen aller Völker Heimischen. ‚Wagner bewohnte', so berichtet Schack über diesen Verkehr, ‚geraume Zeit hindurch ein an das meinige angrenzendes Haus; dadurch lag es ihm nahe, meine Gemäldegallerie häufig zu besuchen.' Nie unterließ es dabei der Besitzer, dem Meister als freundlicher Führer sich zur Verfügung zu stellen. ‚Auf diese Art', fährt er in seiner Erzählung fort, ‚lernte ich ihn kennen und habe mehrfach angenehme Unterhaltung mit ihm gepflogen. Er betrachtete vor Allen, ja studirte bis in jede Einzelheit hinein, die Bilder Genelli's. In früheren Zeiten war er persönlich zu Leipzig mit diesem Maler bekannt gewesen und er sagte mir, er habe immer eine große Bewunderung für denselben gehabt, auch hätten dessen Kompositionen bedeutenden Einfluß auf seine eigene Kunst geübt.' Möge auch dieser letztere Satz eine unbewußte starke Übertreibung seitens des Berichterstatters in sich schließen, so können wir doch ein hervorragendes Interesse Wagner's für die Schöpfungen Genelli's, insonderheit des in der Schack'schen Gallerie befindlichen Gemäldes ‚Bacchus unter den Musen' von uns aus nur bestätigen. Schack hatte seiner Zeit, in den Jahren 1849 oder 1850, mit vollem Verständnis einer der ersten Weimarischen Aufführungen des ‚Tannhäuser' unter Liszt's Leitung beigewohnt und war zu Liszt und der Fürstin Wittgenstein in freundschaftliche Beziehungen getreten; umgekehrt waren dem Meister, bei seiner weitausgebreiteten Belesenheit, die litterarischen Arbeiten seines jetzigen Nachbars keineswegs fremd und gleichgiltig geblieben. Wie er, bei seiner enthusiastischen Hochschätzung Calderon's, gewiß dessen besten Kennern beigezählt werden kann, und die sonstigen großen Dichter der spanischen Blüthezeit, vor Allem der göttliche Cervantes, jederzeit zu seinem nahen und nächsten Umgang gehörten,[2] so hatte er auch dem klassischen Jugendwerke Schack's, seiner ‚Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien' seit lange ein eingehenderes Studium zugewandt, als die meisten der Zeitgenossen.[3] Auch in der pietätvollen Schätzung Platen's,

[1] Augsburger Allg. Zeitung 1865, S. 856. — [2] Band II², S. 161; vgl. auch die Artikel ‚Spanien', ‚Calderon', ‚Cervantes', ‚Lope de Vega' in der ‚Wagner-Encyklopädie'. — [3] Noch i. J. 1881, nahezu 3 Dezennien seit seinem ersten Erscheinen, hat daher Wagner

den Wagner gern als den ‚letzten deutschen Dichter' bezeichnete, fand er bei Schack eine feurige Zustimmung; dieser hatte, bei seinen wiederholten Aufenthalten in Syrakus, es nie unterlassen, einen Lorbeerzweig auf das Grab im Garten Landolina zu legen. Ja, es will uns scheinen, als knüpften speziell die, in ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik' episodisch ausgesprochenen, einem großen eigenen Gedankengange angehörigen Äußerungen über Platen, in gewissem Sinne, an die mit seinem geistvollen Nachbar gepflogenen Unterhaltungen an. Wenigstens stehen sie dort in unmittelbarem Zusammenhang mit der Erwähnung jener Preisausschreibungen, durch welche der verewigte König Maximilian von Bayern die dramatische Kunst zu fördern gedachte (und die in diesen Gesprächen gewiß wiederholt berührt worden sind): ‚Beklagenswerther edler Fürst, der hier etwas beschützen, fördern zu können, zu müssen glaubte! Was konnte sein großherziger Wille anders, als eben die endlich eingetretene Impotenz der deutschen poetischen Litteratur aufdecken?'[1] Schack hatte bei diesem Unternehmen auf den Wunsch des Königs als Preisrichter funktioniren müssen, wiewohl ihm der Nutzen solcher Preisausschreiben durchaus zweifelhaft erschien. Wirklich war ihm die ungemein schwierige, damit übernommene Arbeit, von den eingelaufenen anderthalbhundert Trauerspielen Kenntnis zu nehmen, durch den einfachen Umstand beträchtlich erleichtert worden, daß sich die meisten schon auf den ersten Seiten als vollkommen stümperhaft erwiesen. Nach der Ansicht des Grafen hingegen wäre das einzige Mittel, um eine Blüthe des Theaters hervorzurufen, die unaufhörliche Aufführung von Dramen im höheren Styl,[2] mit völliger Außerachtlassung jener Art von Kritik, welche nach seiner Ansicht ‚schon das Ihrige gethan, um Shakespeare's und Calderon's Schaffen zu lähmen, die ihre Stücke derselben zum Trotz geschrieben. Hiervon sei nun der durch Aussetzung von Preisen verfolgte Weg so ziemlich das Gegentheil.' ‚Ein weiteres Thema des Gespräches zwischen Wagner und mir', fährt Schack in seinen Erinnerungen fort, ‚bildete Firdusi. Wagner hatte diesen, wie er mir versicherte, in meiner Nachbildung wiederholt gelesen und trug sich mit dem Gedanken, eine der Episoden aus dem Gedicht des großen Persers zu einem Musikdrama zu gestalten; seine Wahl schwankte zwischen der Sage von Rustem und Isfendiar und der vom Untergange des Sijawusch. Es ist sehr zu beklagen, daß der Meister diese Absicht nicht ausgeführt hat. Er sagte mir auch, ihm sei schon

---

dieses Buch — durch Prof. L. Schemann — seinen Freunden nochmals warm empfohlen. (Bayreuther Blätter, Mai 1881: ‚Zum Gedächtnis Calderon's'). — [1] Wagner, Ges. Schriften Bd. VIII, S. 77/78. — [2] Ein verwandter Gedanke tritt in einem Briefe König Ludwig's an Wagner vom 8. Nov. 64 hervor: ‚Meine Absicht ist, das Münchener Publikum durch Vorführung ernsterer, bedeutenderer Werke, wie des Shakespeare, Calderon, Mozart, Gluck, Weber, in eine gehobene gesammelte Stimmung zu versetzen, nach und nach dasselbe jener gemeinen frivolen Tendenzstücke entwöhnen zu helfen, und es so vorzubereiten auf die Wunder

oft die Idee gekommen, eine der indischen Legenden, die ich in meinen ›Stimmen vom Ganges‹ bearbeitet, zur Grundlage für eine seiner Kompositionen zu machen; welche der Legenden er dabei im Auge hatte, weiß ich nicht.'[1] Daß die letztere Hindeutung thatsächlich auf den Stoff der ›Sieger‹ geht[2] und etwaige anerkennende Worte Wagner's über die letztgenannte Schack'sche Dichtung[3] nur durch ein bloßes Mißverständnis damit kombinirt sind, kann dem kundigen Leser nicht entgehen; sowie auch, daß hinsichtlich eines Stoffes aus dem Firdusi mit dem bestimmten Ausdruck ‚Absicht' bei weitem zu viel gesagt ist.

Mit Unrecht und in tendenziöser Gehässigkeit ist es dem Meister als Hochmuth ausgelegt worden, wenn es ihm im Übrigen nicht gelingen wollte, im Laufe des einen, von ihm in München verbrachten Jahres, zu den einheimischen künstlerischen Elementen der Isarstadt in intimere Beziehungen zu treten. Wie gern hätte er diese sich befreundet gewußt! Sehen wir uns indeß diese einheimischen, oder doch ortsansässigen Elemente und ihr Verhalten zu ihm an dieser Stelle etwas näher an. Nur zu sehr wurde ihm durch deren eigenthümliche Beschaffenheit die Anknüpfung solcher Beziehungen erschwert. Meist fehlte dazu von der anderen Seite jede Spur eines guten Willens, und die entfernteste Gerechtigkeit in der Würdigung seines Wollens und seiner Bedeutung. Die einheimischen Musiker der Residenz — obenan der Generalmusikdirektor Franz Lachner! — fühlten sich ihm gegenüber so völlig null und nichtig, daß schon hieraus, wie der deutsche Musiker nun einmal ist, eine unheilbar eifersüchtige Verstimmung gegen ihn entstand. Lachner speziell war schon von alten Zeiten her[4] ein verbitterter Gegner, den keine noch so verbindliche und liebenswürdige Haltung auszusöhnen vermochte. Von Wagner's erster Münchener Begegnung mit ihm, im Mai 1864, erzählt Nohl als zufälliger Augenzeuge, wie belustigend dabei das gegenseitige Komplimentiren mit ‚berühmter Meister', ‚großer Künstler' u. s. w. gewesen sei. Nur daß es, so fährt er fort, dem ‚älteren Kollegen', wenn's auch schwer von der Leber ging, im Grunde doch ganz ernst war, während Wagner dabei die ganze ironische Heiterkeit seines Hans Sachs entwickelte. Er ließ den ‚berühmten älteren Kollegen' nicht fort; sie erzählten einander wohl eine Stunde lang und Wagner sprühte von geistvollem Witz. ‚Diese Stunde war für den Herrn Hofkapellmeister ein Fegefeuer, in dem er all die Sünden büßte, die er früh und spät an Wagner's Partituren begangen. Niemals habe ich

---

Ihrer Werke.' — [1] Adolf Friedrich Graf v. Schack, ein halbes Jahrhundert, Erinnerungen und Aufzeichnungen, 3 Bde., 1888, Bd. II, S. 24/25. 168/69, I, 413. Über seine Beziehungen zu Liszt und der Fürstin Wittgenstein I, 327/28. 389. — [2] Vgl. Bd. II[2] des vorliegenden Buches, S. 118/19. — [3] Diese, die ‚Stimmen vom Ganges' schätzte er nach Gebühr, wie nicht minder Holtzmann's ‚Indische Sagen'. — [4] Bd. II[2], S. 14.

persönlich mehr die Überlegenheit des Genius gefühlt.'[1] Vier Monate später, im September, kurz vor seiner Übersiedelung aus Starnberg nach München, hatte der Meister sogar die Einladung Lachner's zu einem Diner in seinem Hause angenommen und sich, in dieser sonderbaren Umgebung, mit dem besten Willen es zu keiner Feindschaft kommen zu lassen, so unbefangen und heiter versöhnlich gezeigt, wie dies eben nur der überlegenen Natur des Genius möglich ist. Vergeblich, der tiefere Grund der Verstimmung ließ sich dadurch nicht beseitigen. Um kein Haar besser war es mit den litterarischen Koryphäen der bayerischen Residenz bestellt. Die unter dem Zeichen des ‚Krokodils' harmlos vereinigte Gruppe von Münchener poetischen Litteraten, die Bodenstedt, Paul Heyse 2c. 2c. hielten sich für die eigentlichen ‚Dichter', Wagner hingegen für den ‚Opernkomponisten', obgleich doch kein Einziger von ihnen etwas von jener ursprünglichen Naturkraft der genialen dichterischen Persönlichkeit besaß, die den Zauber in Wagner's Werken ausmacht. Sie alle nahmen gegen ihn eine schroff ablehnende Haltung ein. ‚Ja, hier diese Dichter', heißt es in einem Münchener Briefe des jungen Cornelius, ‚— sie sind alle in den vorhandenen Formen befangen, wie das Thier in dem Kreis! Heyse ist von den hiesigen doch gewiß der Beste . . . aber er und die Andern, aus Allem, was ich so merke, sehen Wagner mit Unbehagen an, er ist ihnen unheimlich. Sie machen sich gern lustig über einzelne Ausdrücke im ›Tristan‹, — wenn es ihnen gegeben wäre, sich ein geistiges Bild vom Ganzen zu machen, sie würden mit L . . . sagen: ›Nimm ab Mütze!‹'[2] Von Bodenstedt wird der, gegen Wagner gerichtete, grobe Ausspruch citirt: ‚wenn der Landstreicher doch endlich von der Straße wegkäme!'[3] Und Paul Heyse, der formgewandte, glückverwöhnte Sohn der Jüdin Minna Saling, in den Berliner Mendelssohn-Kreisen aufgewachsen[4] und in seinen Fähigkeiten, wie in seinen Schwächen und Beschränkungen, seinem mütterlichen Oheim Felix auf das nächste verwandt, erzählt von sich selbst: in Berlin habe er seiner Zeit gern mit Peter Cornelius verkehrt, bei ihrer späteren Wiederbegegnung in München aber den Umgang des Jugendfreundes aufgegeben, da er ihm ‚in seiner Begeisterung für die Meister der Zukunftsmusik nicht habe folgen können'.[5]

[1] L. Nohl, das moderne Musikdrama S. 234/35. — [2] Peter Cornelius, Briefe an Fedor und Rosa v. Milde (Weimar 1901), S. 115/116. — [3] Nohl, R. Wagner (Reklam) S. 74. — [4] ‚Im Mendelssohn'schen Hause lernte mein Vater meine Mutter kennen, die eine Cousine von Felix' Mutter war.' ‚Da mein Vater als ein Eingewanderter keine Familienverbindungen in Berlin besaß, beschränkte sich unser geselliger Umgang fast ausschließlich auf die jüdischen Familien, mit denen meine Mutter vor ihrer Verheirathung befreundet gewesen war,' d. h. alle die verschiedenen Kommerzienräthe Mendelssohn, Felix' Brüder. — [5] Jugenderinnerungen, von P. Heyse, ‚Deutsche Rundschau' 1900, S. 382. Vgl. dazu Heyse's erbitterte, förmlich haßerfüllte Ausfälle gegen Wagner in dem Roman ‚Die Kinder der Welt' und sonst (‚pathetischer Cancan', ‚musikalische Haschisch-Benebelung' u. dergl. mehr).

Unter den Münchener Malern war Wagner noch von Dresden her[1] mit Moritz von Schwind bekannt, wenn auch nicht eben befreundet. Ihr jetziger gemeinschaftlicher Aufenthalt in München konnte bei Schwind's cholerischem Charakter durchaus keine Annäherung herbeiführen. Leidenschaftlich, parteiisch in Liebe und Haß, konnte er bei seiner einseitigen Begeisterung für Mozart, Schubert und Mendelssohn, seiner engen Freundschaft zu Lachner, sich zu Allem, was Wagner betraf, nur negirend verhalten. An derben Ausbrüchen fehlte es dabei nicht.[2] Eine Sammlung der ihm durch die Überlieferung zugeschriebenen bitteren Sarkasmen auf Kosten Wagner's wollen wir hier nicht veranstalten, und nur den charakteristischen Umstand erwähnen, daß er sich bei Gelegenheit wegen des Verdachtes einer wirklich perfiden Handlungsweise gegen den Meister zu verantworten hatte.[3] Von Wagner's Besuche bei Kaulbach, den er auf Liszt's Wunsch und in Liszt's Begleitung gemacht, war bereits oben (S. 23) die Rede; er blieb ohne alle weiteren Folgen für eine nähere Beziehung, und die kalten und leblosen, steif theatralischen großen Cartons, welche später Kaulbach, im Auftrag des Königs, zu Wagner's Werken entwarf und in denen das Aufgedunsene mit dem Heroischen verwechselt ist, zeigen deutlich den inneren Grund, weshalb es dem berühmten Illustrator versagt bleiben mußte, zu dem Schaffen Wagner's in ein inneres Verhältnis zu treten. Wirklich betrübend aber ist es, aus so manchen Anzeichen zu ersehen, daß selbst der ehrwürdige und von Wagner unter allen zeitgenössischen Meistern hochgeschätzte und aufrichtigst verehrte, greise Peter Cornelius über seinen größten Kunstgenossen in den wunderlichsten Vorurtheilen befangen war, wie wir aus mannigfachen Nachrichten über seinen Verkehr mit seinem Neffen, Wagner's Freunde, entnehmen. ‚Der alte Oheim, der Wagner nicht günstig gesinnt war, sah mit mißtrauischem Künstlerauge auf die Bestrebungen seines, der Liszt-Wagner'schen Schule angehörigen Verwandten. Während einer Unterhaltung sagte er ihm einmal sehr lebhaft: ›Höre Peter, das sag' ich Dir, wenn Du mir die Zauberflöte und den Don Juan unter den Tisch wirfst, dann schlage ich Dir die Knochen im Leibe entzwei!‹'[4] Dagegen ehrt den alten Mann, als eben wieder die Zeitungs-

[1] Band II[1], S. 117/18. — [2] Wie er an seinen großen, auch von Wagner geschätzten Werken arbeitete, schildert Pecht in drastischer Weise: ‚Gewöhnlich in Hemdsärmeln sitzend, räsonnirte und wetterte er beständig vor sich hin, verarbeitete, während er die anmuthvollsten Figuren zeichnete, in Gedanken wohl einen Widersacher und konnte, während das süßeste Gesicht entstand, wohl fortwährend brummen: › der Lump, der elendige, hol' ihn der Teufel!‹' (Deutsche Künstler I, S. 223). — [3] Die Dokumente dieser ‚Rechtfertigung' befinden sich handschriftlich im Eisenacher Wagner-Museum. — [4] Hermann Riegel, Peter Cornelius (Berlin, Decker 1883) S. 116/17. Ebendaselbst lesen wir: ‚Während dieser Tage war über Tische auch wieder besonders oft von Richard Wagner gesprochen worden, und Cornelius war neugierig geworden, was er für ein Gesicht habe. Diesem Wunsche konnte durch eine Photographie leicht genügt werden; als er sie betrachtete, machte er seine Bemerkungen dazu: › Ein etwas stark aus-

agitationen gegen Wagner einen Höhepunkt erreicht hatten und der König dazu (— scheinbar! —) eine passive Haltung einnahm, der Hinweis auf die Energie seines Großvaters, König Ludwig's I.: ‚wie dieser in seinem festen Willen die Leute dann gerade erst recht gehalten habe, wenn sie angegriffen worden wären.'[1]

Dieser traurige Überblick über das Verhalten der eingesessenen Münchener Künstler- und Litteratenkreise zu dem größten und produktivsten Genius ließe sich durch tausend Details zu einer besonderen kulturgeschichtlichen Studie erweitern. Wichtig dünkt es uns aber an dieser Stelle hervorzuheben, daß all diese ‚Gegenströmungen' an und für sich noch eigentlich keinen gefährlichen, aggressiven Charakter hatten. Sie konnten mit Geduld und Ausdauer überwunden werden, sobald dem Meister und seinem königlichen Freunde Zeit gelassen wurde, Zeit zur Verwirklichung ihrer großen, segensreichen Absichten. Allein dieser Sumpf des Unvermögens und Eigendünkels, der Beschränktheit und des Mißtrauens, sollte sich leider als der fruchtbare Nährboden für die Wucherpflanze der Intrigue und wohlberechneten Verleumdung erweisen, die mit ihren üppigen Trieben die ganze Münchener Öffentlichkeit bedeckte, sobald es einer zweckbewußten Gegnerschaft beikam, ihn in diesem Sinne auszunutzen.

Unter allen Umständen ist uns, nach dem Vorausgegangenen, die briefliche Äußerung Bülow's aus dem Beginn dieses Jahres (8. Jan. 65) wohlverständlich: ‚Wagner ist so einsam und verlassen, daß ihm selbst die bloße Gegenwart einiger unbedingter Anhänger, wie P. Cornelius' und meiner, von Werth sein muß.'[2] Über diese völlige Abgeschiedenheit von aller Welt und den Mangel an fördernder Liebe, Verehrung und Dankbarkeit seitens seiner Zeit-, Kunst- und Landesgenossen half alle königliche Gunst ihm nicht hinweg. Und während von München aus die Nachrichten über seinen unbeschränkten Einfluß auf den Monarchen durch alle Welt gingen, lesen wir in denselben Briefen des jüngeren Freundes: ‚Vor der Hand müssen wir nicht bloß vorsichtig, sondern auch ganz still sein, der Öffentlichkeit gegenüber; denn es ist nicht zu verhehlen, daß wir Neulinge, Wagner, Cornelius und meine Wenigkeit, für München von Luxus sind und jedwede Oktroyirung vom Publikum so aufgenommen werden würde, daß der junge, unerfahrene Souverän einen schwierigen Stand haben könnte. Also vor der Hand sind wir noch keineswegs die regierenden Mächte, sondern nur Zukunftsersatzmänner. Welch schöne Aufgabe aber', fährt er in dem gleichen Zusammenhange fort, ‚mit

---

geprägtes Selbstgefühl — der Knochenbau ist nicht übel — das ist doch kein unbedeutender Mensch — der Hinterkopf ist sehr groß — und das Kinn ist stark nach vorn geschoben. — Bei uns haben die Bauern ein Sprüchwort: ‚een' spitze Nas', een spitzes Kinn, da sitt der Düwel mitten drin' — so scheint's hier auch. — Der Kerl ist doch zu hochmüthig, kalt (!) und erweckt kein Vertrauen.' — [1] Ebendaselbst S. 64. — [2] Bülow, Briefe IV, S. 16.

der öffentlichen Meinung, der Presse u. s. w. nichts zu thun zu haben und doch sicher zu sein, daß man allmählich auf diese Faktoren durch ein Medium ›von oben‹ durchgreifend influiren kann!'[1] Die Elemente und Persönlichkeiten, welche dem Meister unter solchen Verhältnissen als neue ‚Verehrer' und ‚Anhänger' sich näherten, waren ihm noch dazu nicht allemal besonders sympathisch. So z. B. der bereits genannte Privatdozent Ludwig Nohl, der, nach seiner eigenen späteren Erzählung, durch seinen, wenig taktvollen Übereifer, Wagner gar manchen verdrießlichen Augenblick bereitet haben muß. Charakteristisch für ihn ist sogleich die Art seiner ersten Bekanntschaft mit dem Meister: ohne irgend welche vorausgegangene persönliche Beziehung, ja ohne Kenntnis seiner Werke, die er sich erst in der Folge allmählich gewann, überraschte er ihn gleich bei seinem allerersten Eintreffen in München, um ihm seine Beethoven-Biographie zu dediziren! Wie er sich dann im Spätherbst desselben Jahres wiederum mit der Dedikation eines neuerschienenen Produktes unmittelbar an den König selbst zu drängen wußte, ward von uns bereits beachtet (S. 29). Hätte er Wagner zuvor darüber um Rath befragt, so würde ihm dieser gewiß von seinem Vorhaben abgerathen oder eine passendere Form für die Zustellung seines Buches in Vorschlag gebracht haben. Der König seinerseits habe ihn nun, anläßlich dieser Audienz, zu regelmäßigen Vorträgen über Musik zu sich eingeladen — dies war auch sogleich in den Zeitungen zu lesen![2] — und, immer nach Nohl's eigenem Bericht, Wagner ‚eine besondere Freude zu machen geglaubt', indem er ihm eines Tages sagte: ‚Nun, jetzt habe ich auch einen Ihrer Anhänger in meine Nähe gezogen.' Worauf Wagner geantwortet haben soll: ‚Der Herr Doktor hat früher gegen mich geschrieben, und jetzt schreibt er für mich.' So weit Nohl, der bei seinem Vorgehen wohl kein deutliches Gefühl davon haben mochte, wie peinlich dergleichen, auf seinen Namen hin ausgeübte Zudringlichkeiten den Meister berühren mußten, wie viel tägliche Noth dieser mit der Abwehr ähnlicher Zumuthungen hatte, wie viel Gesuche um Beförderungen, Begünstigungen, Auszeichnungen, Pensionirungen täglich an ihn gerichtet wurden! Zur Genüge erklären sich daraus aber auch die gleichzeitigen Privatäußerungen Bülow's, in denen er mit unwillig scharfen Ausdrücken[3] von dem Manne spricht, ‚der sich jetzt, wie viele Andere, die Wagnergunst zu Nutze machen wolle, sich als Intimus des ›Günstlings‹ beim Könige einzuschmeicheln sucht und das Odium seiner, hoffentlich noch rückgängig zu machenden Beförderung auf den daran sehr unschuldigen Wagner zu werfen droht.'[4] Nichts konnte diesem vielmehr verhaßter sein, als ein Mißbrauch der, ebenso zarten als erhabenen

[1] Ebenda, S. 13. — [2] Vgl. z. B. Signale 1865, Nr. 3 und Nr. 4. — [3] Er nennt ihn dabei einen ‚seichten faden Schwätzer', einen ‚Renegaten, den die reaktionäre musikalische Professorenpartei früher, als er ihr noch huldigte, ohne Weiteres ausgespieen' (Brieflich, 4. Jan. 1865). — [4] Bülow, Briefe IV, S. 15/16.

Beziehungen, die ihm zur Verwirklichung überpersönlicher, höchster künstlerischer Ideale dienen sollten, — zu irgend welcher gewöhnlichen Cliquenprotektion!

Anders geartet, wenn zwar auch nicht in jeder Hinsicht durchaus erfreulich und ungetrübt, waren die erneuten Beziehungen zu seinem alten Pariser Bekannten Friedrich Pecht,[1] dem er nachmals vorübergehend in Dresden begegnet war[2] und den er jetzt zu seiner vollen Überraschung nach mehr als fünfzehn Jahren der Unterbrechung ihres Verkehrs, als ortsansässigen Münchener wieder antraf. Mit Recht rühmt Pecht an ihm die schöne großherzige Eigenschaft seines Charakters, daß er ‚seinen alten Freunden auch als weltberühmter Meister die Treue hielt, sie nie vergaß oder verleugnete'.[3] Er hatte sie auch diesem alten Genossen seiner ersten schweren Pariser Leidensjahre bewahrt, wie Pecht gleich bei seinem ersten, dem Meister in München abgestatteten Besuche wohl erkennen konnte! In seinen dreißig Jahre später veröffentlichten Erinnerungen[4] befindet sich manches Verworrene, Widerspruchsvolle, ja Unmögliche, Urtheile, die sich gegenseitig aufheben, Ereignisse, die sich niemals zugetragen haben;[5] doch soll uns das, dem Plane dieses Buches gemäß, nicht hindern, diejenigen charakteristischen Mittheilungen, gegen deren Richtigkeit ein Einwand nicht zu erheben ist, an dieser Stelle zu berücksichtigen. So sei eines Tages Wagner, nachdem er mehrere kürzlich entstandene Arbeiten Pecht's gesehen, in sein Atelier gekommen, um sein Portrait von ihm malen zu lassen, das der König von ihm verlangt und womit er ihn zu überraschen gedächte.[6] ‚Ich malte', so berichtet er weiter,[7] ‚das Bild mit besonderem Eifer, so daß es nicht übel gerieth und dem Könige große Freude gemacht haben soll. Sofort aber verbreitete sich in der Stadt das Gerücht und fand seinen Weg auch in die Zeitungen, ich habe eine ziemlich starke Rechnung dafür bei der Kabinetskasse eingereicht. Sehr ärgerlich über diese ganz aus der Luft

[1] Band I des gegenw. Buches, S. 291, 319. — [2] Band II[1], S. 171. 191. 349. — [3] Unvergeßlich bleibt dem Verfasser in dieser Beziehung der gegen ihn selbst einmal gethane Ausspruch des Meisters: ihm könne Niemand den Vorwurf des Stolzes machen! je ‚berühmter' er — in den Augen der Welt! — geworden sei, desto mehr habe er es sich zum Gesetz gemacht, gegen Niemand, auch den Geringsten nicht, stolz und abweisend zu sein! — [4] ‚Aus meiner Zeit', 2 Bde., München 1894. — [5] Völlig aus der Phantasie geschöpft ist z. B. die eingehende Schilderung einer — von Wagner dirigirten! — Privataufführung des ‚Tristan' für den König, zwischen deren zweitem und drittem Akt der erlauchte Zuhörer sich angeblich auf zwei volle Stunden entfernt und Sänger und Musiker eine tödlich lange Zeit auf sich habe warten lassen! Ein dieser Schilderung entsprechendes Ereignis ist niemals vorgekommen. — [6] Pecht sagt hierbei verworrener Weise: ‚zu seinem Geburtstage zu überraschen'. Aber der Geburtstag des Königs fiel auf den 25. August, und die ganze Portrait-Angelegenheit spielt im Monat Januar 1865. Am 30. Januar schreibt der König an Wagner: ‚Soeben vom Spaziergange zurückgekehrt, finde ich das herrliche Bild! — Welch eine Überraschung für mich! — Wie bezaubernd gut getroffen! — Empfangen Sie meinen heißesten innigsten Dank' u. s. w. — [7] Pecht, a. a. O., S. 138/39 (verkürzt).

gegriffene Beschuldigung, wandte ich mich in Wagner's Gegenwart an den Kabinetschef v. Pfistermeister, der mir dann die Auskunft gab, daß er (Pfistermeister) geglaubt, es wäre passend, wenn mir der König für die schöne Arbeit seine Erkenntlichkeit bezeigte, und deshalb eine Remuneration von 1000 Gulden beantragt habe. Dadurch sei wohl das Gerede entstanden. Was nun daran wahr war, habe ich nie erfahren, auch kein anderes als das mit Wagner ausgemachte Honorar erhalten.'

Noch ein anderes Mal habe er, Friedrich Pecht, nach seiner Erzählung ‚sehr lebhaft an den Wagner'schen Angelegenheiten theilnehmen müssen'. Es wird indeß aus seinen vorliegenden Angaben nicht klar, worin diese ‚lebhafte Theilnahme' bestanden habe? Es wäre denn, daß man seine, gleich daran geknüpfte, doch gar zu harmlose Behauptung dafür nehmen sollte, er sei es eigentlich gewesen, welcher dem Meister für den Bau des projektirten großen Festtheaters ‚seinen alten Unglücksgenossen Gottfried Semper empfohlen habe'. Nein, der ausgezeichnete Züricher Freund, der die direkte Fühlung zu Wagner seit den Dresdener Tagen nicht verloren, brauchte ihm, als zu dieser Aufgabe Nächstbefähigter, nicht erst durch Fr. Pecht ‚empfohlen' zu werden. Die ‚lebhafte Theilnahme' Pecht's in dieser Angelegenheit bestand denn auch thatsächlich in etwas ganz Anderem, und es ist gar nicht zu begreifen, weshalb er nicht frei damit herausrückt, sondern die Thatsache in den wunderlichsten Wendungen verschleiert. Sie gehört zu den, uns im Übrigen völlig unbekannten, aber von ihm selbst der Erwähnung werth befundenen ‚geringen Diensten, die er Wagner gelegentlich in der Presse leisten konnte', und ist unseres Wissens seine einzige Heldenthat auf diesem Gebiete. Wir meinen damit seinen Zeitungsartikel ‚König Ludwig II. und die Kunst' vom Januar 1865, den er in Anlaß des Festspielhaus-Bauprojektes für den Wiener ‚Botschafter' verfaßte, aus welchem derselbe durch Abdruck auch in die Münchener ‚Neuesten Nachrichten' überging und um dessentwillen er allerdings genug Unannehmlichkeiten zu erdulden hatte! Die Augsburger Allgemeine fiel über den nach ihrer Ansicht ‚byzantinischen' Artikel des ‚unberufenen Künstlers', in welchem ‚neben der bombastisch gepriesenen Erwerbung Wagner's der durch Semper auszuführende monumentale Prachtbau als königlicher Beschluß angekündigt wurde', in so gehässiger Weise her, daß es den darin heruntergerissenen, mit vollem Namen genannten Verfasser billig hätte verdrießen können, — wenn er sich nicht damit trösten wollte, daß dieser plumpe Angriff in Wahrheit nicht ihm, sondern einem Größeren galt, den man damit zu verwunden gedachte. Um so unerklärlicher muß es uns erscheinen, weshalb er bei späterer Rückerinnerung sich nicht dazu entschloß, dieses nicht unrühmliche Schriftstück offen zu vertreten, sondern es vorzog, dasselbe in ziemlich konfuser Weise auf — — H. Porges als Urheber abzuschieben, den vortrefflichen Porges, der damals leider aber noch gar

nicht in München war und der mit diesem Artikel auch nicht das Mindeste zu thun hatte!![1]

Mit diesen letzteren Erwähnungen stehen wir bereits inmitten des Kampfes, der sich eben damals heftig und geräuschvoll gegen den Meister erhob und dessen Schilderung uns im Folgenden beschäftigen wird. ‚Bei allen diesen Gelegenheiten', bemerkt Pecht in dieser Beziehung,[2] ‚zeigte Wagner eine unbeugsame Tapferkeit und zugleich eine Vornehmheit der Gesinnung, die seines Genie's vollkommen würdig waren. Und es ist doch gewiß keine Kleinigkeit, ringsum von geheimen und offenen Feinden umgeben zu sein, am König selber nur einen sehr unzuverlässigen (?) Schutz zu haben, an seiner Umgebung aber lauter stille, aber um so wirksamere Gegner. Er blieb immer ungebeugt, weil er das volle Bewußtsein seiner Überlegenheit und seines Genie's und des daraus entstammenden Rechtes hatte. Ebenso ward er, in so großer Aufregung und Leidenschaft ich ihn auch gesehen habe, doch niemals gemein und roh, wie viele andere begabte Männer. Daß er eine Menge verachtete, die immer nur die gemeinsten und kleinsten Maßstäbe für ihn hatte — wer wollte ihm das verdenken? Die Schwärmerei des jungen Königs für ihn hatte zuerst etwas fast Kindliches; er behandelte ihn durchweg als Rathgeber und Freund, während Wagner wieder die väterlichste Zärtlichkeit für ihn zur Schau trug (!), aber zugleich auch in Gedanken gleich das ganze Königreich Bayern mitregierte (?!). Wenn es aber uns Andern[3] damals komisch vorkam, daß er eigentlich den jungen König protegirte, statt sich von ihm protegiren zu lassen, so hat ihn die Zeit glänzend gerechtfertigt.' ‚Es kann aber auch kein Zweifel sein', fährt derselbe Autor fort, ‚daß Wagner von all den genialen Künstlern, die ich je gekannt, weitaus der begabteste und die reichste Natur unter ihnen war. Vorab besaß keiner von allen diese unbezwingliche Tapferkeit und gewaltige eiserne Willenskraft. Sein Talent wie sein Muth verließen ihn nie, selbst wenn sich die Schwierigkeiten und Gefahren haushoch um ihn aufthürmten. Dabei war er gegen seine Diener der gutmüthigste und wohlwollendste Herr, hatte trotz seiner fieberhaften Ungeduld immer Nachsicht mit ihnen und sorgte nach Kräften für sie. Für die Musiker und Sänger aber war er geradezu berauschend und konnte sie zu den äußersten Anstrengungen begeistern. So gab es nichts Interessanteres, als ihn eine Probe leiten zu sehen; da glich der kleine Mann mit dem mächtigen Kopf einem feuerspeienden Vulkan, ja riß Alles mit sich fort. Das Merkwürdigste an diesem Münchener Aufenthalt war und blieb, daß selbst zur Zeit ihrer größten Empörung gegen den Meister die Münchener

---

[1] Vgl. den Anhang. — [2] Lebenserinnerungen II, S. 140 ff. — [3] Wer diese ‚wir' eigentlich sind, wird nicht recht klar; auch übertreibt der Memoirist in diesen Sätzen entschieden den Grad von Vertraulichkeit, in welcher er zu dem Meister gestanden hat.

doch seine Musik immer gleich gern hörten und das Theater dazu jedesmal bis zum letzten Platz füllten. Ohne Zweifel hätte sich Wagner in München, beschützt vom Könige, immerhin lange halten können, wenn er nicht in Hans v. Bülow einen Genossen herangezogen hätte, der es in ganz ungewöhnlichem Maße verstand, bei den Münchenern sich unbeliebt und Wagner zahllose Feinde zu machen (!).[1] Dagegen kam selbst die außerordentliche Klugheit und der feine Takt seiner Frau nicht auf, an deren geistvolle Unterhaltung und Weltgewandtheit ich mich noch heute mit Vergnügen erinnere. Mit ihrem scharfkantigen Gatten nur noch äußerlich verbunden und längst in Wagner den mächtigeren Genius verehrend, war sie in dessen Interesse unaufhörlich thätig und versöhnte ihm viele Gegner. Schon lange, bevor sie sich ganz von Bülow trennte und Wagner's Gattin ward, war sie sein Sekretär, Vertrauter und immer sein guter Genius.'[2]

Die heftigste öffentliche Agitation gegen Wagner, ein wahrer Sturmlauf frechster Verleumdung, fällt in den Februar 1865, nachdem er noch kaum neun Monate in der neuen Umgebung, kaum ein Vierteljahr in München verbracht. So viele verschiedenartige Elemente waren in diesem Kampfe gegen ihn verbündet, seine Gegner im Kgl. Kabinet, wie in der ultramontanen Partei Münchens und Bayerns, daß es wohl geeignet scheint, auch auf die Bestrebungen der letzteren an dieser Stelle einen Blick zu werfen. Über einen raffinirten Versuch der Jesuitenpartei, durch Ausnutzung gewisser Beziehungen den Meister für ihre Zwecke zu gewinnen, berichten wir hier nach den Angaben Fröbel's. Es sei damals, so berichtet dieser im Ganzen wohlunterrichtete Politiker, zwischen den ehrgeizigen Plänen des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis und der Münchener und Berliner Politik ein halb stillschweigendes, halb ausgesprochenes Einverständnis im Werke gewesen. In Regensburg bildete man sich ein, für das Haus Taxis ein projektirtes Königreich Rheinland-Westfalen, mit der Hälfte von Belgien, zu Stande bringen zu können, wenn es Preußen gestattet würde, als Ersatz sich im übrigen Norddeutschland zu arrondiren; in München glaubte man um den gleichen Preis großbayerische Interessen verfolgen zu können. ‚So war am bayerischen Regierungssitze eine heimliche Kompromißpolitik zu Einfluß gelangt, deren Phantasieen der ehrenwerthe Freund des Königs dienstbar hat gemacht werden sollen. Das ist die Erklärung der von zwei entgegengesetzt scheinenden Seiten auf Richard Wagner genommenen Anläufe.'[3] Nun war um jene Zeit

[1] Auf welche, späterhin (S. 75 dieses Bandes) näher zu betrachtende Vorgänge hiermit angespielt ist, liegt für jeden Kenner der Thatsachen offen zu Tage; dennoch scheint das schroff absprechende Urtheil Pecht's über einen so selbstlosen, ritterlichen Charakter wie Bülow in ganz speziellen, allzu persönlichen Ursachen und Erfahrungen begründet zu sein. — [2] Pecht, a. a. O., II, S. 140/42. 137/38. — [3] Fröbel, Memoiren, Bd. II, S. 407.

gerade, ebenfalls unter den gleichen jesuitischen Auspizien, das Projekt eines großen Bankunternehmens im Gange; es hatte die allmähliche völlige Usurpirung der österreichischen Finanzen zum Ziel, indem es der Gläubiger des ganzen österreichischen (und deutschen) Bauernstandes werden und dadurch die Wahlen der Volksvertreter beherrschen sollte.[1] ‚Man wollte sich dadurch in majorem Dei gloriam und zum Nutzen der christlichen Kirche an die Stelle der Juden setzen.' Als politischer Agent des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis in dem, von den Jesuiten ausgeheckten Plane des Königreichs Rheinland-Westfalen und der Theilung Belgiens, wie auch des ultramontanen Finanzunternehmens, funktionirte nun aber eben jener Staatsrath Klindworth, mit welchem Wagner seiner Zeit, in der völligen Verlassenheit seines kurzen Brüsseler Aufenthaltes im Februar 1860, und keineswegs aus eigenem Antriebe, einen ebenso zufälligen, als vorübergehenden Verkehr unterhalten hatte.[2] Unmöglich konnte er dem Manne, dessen Gastfreundschaft er damals in Brüssel angenommen, jetzt hier in München sein Haus verschließen! Um so weniger, als dessen Tochter, eben jene Mme Street, deren wir bei dem gleichen Anlaß gedachten, als ehemalige Schülerin Liszt's, sich auf freundschaftliche Beziehungen zu diesem Letzteren berufen durfte,[3] und einer der geschätztesten jüngeren Freunde des Meisters, der Musiker Karl Klindworth, dem seltsamen alten Herrn mindestens namensverwandt war; — Bülow nennt ihn sogar kurzweg dessen ‚Onkel'. Aber er wußte sich sein Anliegen auf andere Weise fernzuhalten.

Dies die nöthigen ausführlichen, thatsächlichen Voraussetzungen der charakteristischen Episode aus Wagner's Münchener ‚Günstlings'-Existenz, welche in der Folge einem J. Fröbel die bewundernde Anerkennung abzwingt: eine Freude sei es gewesen zu sehen, wie der — in seinem wahren Wesen von ihm so über die Maßen wenig begriffene — Künstler ‚auf dem schlüpfrigen Boden seiner dortigen Stellung in den bedenklichsten Versuchungen (!) seine Integrität auf das Ehrenvollste bewährt habe'.[4] Gestützt auf die soeben dargelegten persönlichen Beziehungen des alten Klindworth zu dem Meister, hatte dessen Partei den abenteuerlichen Plan gefaßt, sich der Vermittelung Wagner's zu bedienen, um jenen Mann einen persönlichen Einfluß auf den König von Bayern gewinnen zu lassen und ihn an die Stelle des Kabinetssekretärs Pfistermeister zu setzen. Noch mehr: in unglaublicher

[1] Dieses Projekt, mit seinen weitgehenden jesuitischen Plänen, erfuhr in der berüchtigten Langrand-Dumonceau'schen Bank einen kurzlebigen Verwirklichungsversuch, welcher der fürstlich Taxis'schen Familie trotzdem mehrere Millionen gekostet hat. — [2] Band II^2^, S. 253. — [3] Liszt hatte noch bei seinem letzten Aufenthalte in Deutschland, gelegentlich des Karlsruher Musikfestes (S. 22) mit ihr verkehrt. Er nennt unter den dazu Anwesenden ‚Mme Street, venant de Ratisbonne, où elle est en intimité d'affaires avec les Tour et Taxis' (An die Fürstin Wittgenstein, 30. August 64). — [4] Fröbel, Erinnerungen II, S. 407.

Verkennung der Persönlichkeit Wagner's sollte dieser Letztere für die von ihm gewünschte Dienstleistung durch materielle Vortheile, nämlich die eines Aktionärs der erwähnten Jesuitenbank, willig gemacht werden!! Zu diesem Zwecke schickte man ihm zunächst den Baron Gruben von Regensburg in Begleitung Klindworth's in das Haus.[1] Auf eine wunderliche Weise ward ihm nun bei dieser Gelegenheit von den beiden Herren die Theilnahme an einem großen Finanzunternehmen des Fürsten Taxis angeboten.[2] ‚Ich blieb dumm', sagt Wagner von sich in einem späteren Briefe, worin er in gegebenem Anlaß über diesen Vorfall berichtet. ‚Die Beiden kamen wieder, mit Klindworth's Tochter, welche eine ältere Freundschaft mit Frau v. Bülow zu benutzen hatte. Der alte Klindworth bot mir offen seine Dienste an, wenn ich ihn statt Pfistermeister beim Könige unterbringen wolle. Abermals blieb ich dumm.' Andererseits, so erfahren wir des Weiteren, sei ihm nun Pfistermeister mit Gunst und Schmeicheleien entgegengekommen, habe seine großen Kunstzwecke zu fördern versprochen, ihm einen unbegrenzten Kredit in Aussicht gestellt, den Ankauf seines Wohnhauses für die Civilliste veranstaltet, dabei aber immer, angeblich im Namen des Königs, ihn nach seinen religiösen und politischen Ansichten gefragt. ‚Ich blieb dabei', — schreibt Wagner, — ‚meine Kunstzwecke und nichts Anderes im Sinne zu haben. Ich war also nicht zu werben.'[3]

Daß die ‚im Namen des Königs' an den Meister gerichteten Erkundigungen über seine religiösen und politischen Ansichten lediglich geschickt gestellte Fallen waren, ist Demjenigen völlig klar, der die damals gegen ihn in Anwendung gebrachte Kampfesweise seiner Gegner kennt. Sie war hauptsächlich darauf gerichtet, durch Provokationen verfänglicher Art irgend eine kompromittirende Äußerung ihm zu entlocken, um ihn hinterher wegen derselben in Anklagestand zu versetzen. Besonders einleuchtend erscheint es uns Heutigen, daß solche Fragen seitens des Königs an Wagner gar nicht gestellt werden konnten (— am wenigsten durch Vermittelung seines Kabinetssekretärs! —), da uns die Schrift ‚über Staat und Religion' (S. 19), kein Geheimnis mehr ist, durch welche alle Fragen über die politischen und religiösen Überzeugungen seines großen Freundes im voraus von diesem beantwortet waren! Aber auch auf andere Weise suchte man an seiner Stellung zu rütteln. ‚Daß man', bemerkt Fröbel, ‚absichtlich gegen ihn Finanzverlegenheiten organisirt hat, um ihn, welcher entgegengesetzten Parteiabsichten im Wege war, aus seiner Stellung zu bringen, unterliegt keinem Zweifel.'[4] Der stärkste

[1] ‚Heute speist Klindworth's Onkel, der große Geheimdiplomat, bei Wagner, auch ein Adjutant des Fürsten Thurn und Taxis', schreibt Bülow am 12. Februar 1865. — [2] Eben jener Langrand-Dumonceau'schen Bank, die auch in Liszt's Briefen an Mme Street vom 19. Mai 1865 und 14. Februar 1867 erwähnt wird (Liszt's Briefe III, S. 183 und 192). — [3] Fröbel, Memoiren Bd. II, S. 404/405. — [4] Fröbel, a. a. O. II, S. 405.

Angriff aber erfolgte mit Hilfe eines großen Theiles der aufgewiegelten bayerischen Presse im Laufe des Monats Februar. Er ist es, auf den wir bereits zuvor die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenkten, und dessen Einzelheiten einen so charakteristischen Bestandtheil der Münchener Erfahrungen Wagner's bilden, daß wir sie an dieser Stelle nicht übergehen zu dürfen glauben.

Was man wünschte, galt es als Thatsache zu behaupten. Es wurde das Gerücht in Umlauf gesetzt, er sei bei dem Könige ‚in Ungnade gefallen'. Als willkommene äußere Bestätigung irgend einer obwaltenden Verstimmung zwischen beiden Theilen mußte die Thatsache dienen, daß bei einer, am Sonntag den 5. Februar, im Hoftheater stattfindenden Wiederholung des ‚fliegenden Holländers', wie nicht minder bei einer acht Tage später — am Sonntag den 12. Februar — erfolgenden Aufführung des ‚Tannhäuser', die königliche Loge leer und dunkel geblieben war. Kein Wunder, da in nächster Zeit eine Aufführung des gleichen Werkes unter Mitwirkung Schnorr's zu gewärtigen stand, welche, zum mindesten hinsichtlich des Vertreters der Hauptrolle, die höchsten idealen Anforderungen zu erfüllen verhieß! In der achttägigen Zwischenzeit zwischen diesen beiden Aufführungen war jenes Gerede aufgetaucht; man weiß, wie reißend sich, einmal erfunden, derartige Gerüchte unter einer Residenzbevölkerung verbreiten. In wenigen Tagen waren alle Zeitungen voll davon. ‚Richard Wagner habe sich die Ungnade des Königs vollständig zugezogen, und der kunstliebende Monarch von nun an die Musik von der Person des Compositeurs in seiner Gunst streng zu trennen beschlossen.' Diese ‚ganz gleichlautende Nachricht' sei ‚aus so zweifelhaft glaubwürdigem Munde und mit solch ostensibler, gleichsam höherem Wunsch entsprechender, Rückhaltlosigkeit einer Menge von Personen mitgetheilt worden, daß jeder Zweifel an der vollsten objektiven Wahrheit unbedingt ausgeschlossen sei'.[1] Wagner selbst habe, so wurde versichert, an jenem ‚Tannhäuser'-Abende vergeblich auf die Beleuchtung der Königsloge gewartet,[2] und ‚das Publikum den Komponisten in offenbar demonstrativer Absicht am Schlusse stürmisch auf die Bühne gerufen'.[3] Unter den Münchener Preßorganen waren es einzig die ‚Neuesten Nachrichten', die in loyaler Weise das Ihrige zur Widerlegung des Irrthumes thaten. ‚Elende kurzsichtige Menschen', heißt es inzwischen in einem Briefe des Königs an Wagner (14. Febr.), ‚die von Ungnade sprechen können, die von unserer Liebe keine Ahnung haben, keine haben können. Sie wissen nicht, daß Sie mir Alles sind, waren und sein werden bis in den Tod, daß ich Sie

[1] Allgem. Zeitung 1865, Nr. 50, S. 798. — [2] Daß dem Meister die Gründe, weshalb der König jener Aufführung, sowie der vorangehenden des ‚Fliegenden Holländers' nicht beiwohnte, im voraus bekannt waren, würden wir uns denken können, selbst wenn er es in der Folge nicht ausdrücklich erklärt hätte! (Allg. Zeitung, 1865, S. 856.) — [3] Allg.

liebte, ehe ich Sie sah.' In Übereinstimmung mit diesen königlichen Worten gab eine Reklamation des Meisters an das Augsburger Blatt ‚lediglich zur Beruhigung seiner auswärtigen Freunde' die bündige Erklärung ab: ‚die in einer Münchener Korrespondenz der gestrigen Nummer der Allg. Zeitung über ihn und seine hiesigen Freunde gemachten Mittheilungen seien falsch.' Während ganz München über Gnade oder Ungnade in größter Erregung war, konnte der zunächst daran Betheiligte höchstens durch das Bewußtsein der wirkenden Ursachen, des Hasses und des Neides seiner Gegner, betrübt werden. Wie wenig ernst man es in seiner Umgebung mit all diesen Machinationen nahm, ergiebt sich wohl am evidentesten aus einem gleichzeitigen Briefe Bülow's (vom 12. Februar), der — allerdings in der Absicht geschrieben, einen Fernstehenden zu beruhigen, und zugleich in einer Anwandlung des ihm eigenen excentrisch übermüthigen Humors — den Anlaß zur Entstehung des Gerüchtes auf die dadurch Geschädigten selbst, nämlich auf den Meister und die Seinigen, zurückführt. ‚Jene Gerüchte, die Sie so in Aufregung gesetzt, sind von uns selbst erfunden, um uns gegenüber dem unverschämten, zudringlichen Bettelvolk einigermaßen zu schützen. Sie würden erschrecken, wenn Sie den Haufen grobes und feines geschwärztes Papier sähen, der sich allein bei mir seit fünf Wochen aufgespeichert hat! Da der Sonnenschein königlicher Gnade lediglich derartiges Geschmeiß ausbrütet und heranlockt, so ist das einzig mögliche persische Insektenpulver in ähnlichen Fällen — Sonnenfinsternis. Wir haben uns denn zur künstlichen Inszenesetzung einer solchen in einer scherzenden Stunde entschlossen. Der Effekt hat sich grandios, bengalisch gezeigt: die ›vertrauliche Mittheilung‹ wurde in Zeit von 24 Stunden non plus ultra-publik. Jetzt sind wir ruhig, ungeschoren — selbst die Kammermusiker kommen nicht mehr zum Triospiel zu uns, — enfin, Alles charmant und besser wie vorher, wo die Zeitungen nicht logen und uns dadurch viel Pein verursachten'[1] ....

Thatsächlich nahmen die anonymen Hetzereien der Presse sobald noch kein Ende, sondern verstiegen sich vielmehr, in schier unbegreiflicher Siegesgewißheit, zu den gewagtesten Verdrehungen und Entstellungen der Wahrheit. Das bereits erwähnte Dementi der ‚Neuesten Nachrichten' wird durch den Münchener Korrespondenten der ‚Allg. Zeitung' vom 14. Februar mit dreister Behauptung des Gegentheiles erwidert: ‚Demgegenüber kann ich Ihnen bestimmt versichern, daß Richard Wagner die ihm so reich zu Theil gewordene Gnade unseres Monarchen so völlig verscherzt hat, daß nur zu wünschen ist,

Zeitung, S. 799. — [1] Das durchaus vertrauliche Schreiben, in seinem vollen Wortlaute ein wahres Sprühfeuerwerk echt Bülow'schen Humors, ist dem Weißheimer'schen Buche als Faksimile beigegeben. Doch ist es, in seinem scherzhaft übermüthigen Ton, als etwaige historische Quelle für die faktische Entstehung jenes Gerüchtes, wenn man nicht auf eine gänzlich falsche Fährte gerathen will, nur mit äußerster Vorsicht aufzufassen!

es möge in dem so guten und edlen Herzen unseres jugendlichen Königs nicht schon allzufrüh Mißtrauen erweckt werden. Wie ich weiter vernehme, hat Herr Wagner München bereits verlassen‘(!!). Und fast in demselben Moment, wo der König in seinem, eben citirten Briefe an Wagner (14. Februar) seinem ‚brennenden Verlangen‘ Ausdruck gab, Semper's Plan zu dem neuzuerrichtenden Festtheater baldigst zu schauen — der Auftrag zur Entwerfung desselben war ihm sechs Wochen zuvor ertheilt worden! — verkündete die Augsburgerin in einem neuen, vom 16. Februar datirten Artikel, es sei ‚aller Wahrheit zum Hohn, daß die Errichtung des monumentalen Prachtbaues eines Opernhauses, durch den angeblich dazu berufenen Architekten Semper, der staunenden Welt als königlicher Beschluß angekündigt werde‘!

Der letztere Passus gehört dem berüchtigten Pasquill ‚Richard Wagner und die öffentliche Meinung‘[1] an, in welchem diese ganze schmachvolle, gegen den Meister gerichtete Polemik für jetzt ihren Gipfel- und Höhepunkt fand. Es bildete die Antwort auf Wagner's kurze Notiz, die über ihn gebrachten Nachrichten seien falsch. Der Verfasser scheint, aus der besonderen Hochachtung zu schließen, mit welcher die Redaktion ihn einführte und offenkundig seine Partei ergriff, dem königl. Kabinet nicht allzu ferngestanden zu haben, wenn auch weder der Kabinetschef Pfistermeister, noch Herr von Lutz, der spätere Minister, — deshalb zur Rede gestellt — für die darin aufgestellten Behauptungen einzustehen geneigt waren.[2] Der Redaktion genügte es, nach ihrer eigenen Erklärung, vollständig, daß es ‚ein Mann sei, welcher den musikalischen Kreisen nicht angehöre, so daß bei ihm (die Logik ist unübertrefflich!) von einer Parteinahme für oder wider nicht die Rede sein könne‘! Vielmehr sei er ‚seiner ganzen Stellung nach wohlberechtigt (!), in einer Sache, die so delikate Rücksichten und so ernste Interessen berühre, ein Urtheil abzugeben‘. Dieser namenlose Federheld verschmähte bei dieser Gelegenheit auch die Mittel niedrigster persönlicher Verleumdung nicht und häufte Beschuldigung auf Beschuldigung gegen den ‚Compositeur‘ und ‚vormaligen Barrikadenmann‘ über den Mißbrauch, den er mit seiner bevorzugten Stellung treibe. Wagner's Ansprüche an den Comfort des täglichen Lebens seien ‚so ausgesucht sybaritischer Art, daß ein orientalischer Grandseigneur sich nicht scheuen dürfe, in seiner Behausung vor den Propyläen einzukehren und sich mit ihm als Gast zu Tisch zu setzen‘. So habe er ‚bei seinen hiesigen Einkäufen für seine luxuriöse Hauseinrichtung allein für Teppiche mit Tausenden um sich geworfen‘!! Er macht ihm ferner den ‚unschönen Charakterzug des Undanks für empfangene Wohlthaten‘ öffentlich zum Vorwurf; dazu komme noch ‚jene bekannte krankhaft reizbare Überschätzung der eigenen,

[1] Augsb. Allg. Zeitung vom 19. Febr. 1865. — [2] Vgl. Pecht, Erinnerungen II, S. 138/139.

noch so bedeutenden Leistungen, welche als Koloß einer Siegesgöttin der Zukunft auf den vorangegangenen unsterblichen Werken unserer musikalischen Heroen wie auf einem brauchbaren Sockel zu thronen beanspruchen'. Direkt gegen Bülow gerichtet war der aufreizende Satz von ‚den kleineren, durch ihren Herrn und Meister hierherberufenen Geistern', die zu den bezeichneten Wagner'schen Ansprüchen ‚aus Thematen über bayerische Bornirtheit und Münchener Musikbarbarei allerliebste einschmeichelnde Variationen komponirten'. Den Beschluß bildete der fromme Wunsch, Wagner möchte, mit seinen ‚hiesigen Freunden', sich bescheiden lernen, um nicht ‚durch fortgesetzte brutale Verachtung(!) unserer auch in musikalischer Beziehung sehr achtenswerthen Zustände sich zwischen Bayern's Volk und seinen geliebten König zu stellen'. ‚Sonst', so heißt es buchstäblich weiter, ‚müßten wir wahrlich den Tag preisen, an welchem Richard Wagner sammt seinen Freunden wirklich ›gestürzt‹ unserer guten treuen Stadt München und ganz Bayern den Rücken kehren würde!'

Einem derartigen Sturme öffentlicher Anschuldigungen, ‚wie sie sonst nur aus Gerichtsverhandlungen, und dort noch mit gewissen herkömmlichen Rücksichten in die Zeitungen überzugehen pflegen', fand sich Wagner, ‚aus Achtung vor dem bayerischen Volke, in dessen Mitte er sich plötzlich als zu seinem Unheil vorhanden dargestellt sehe', zum ersten und einzigen Male zu einer ausführlichen Entgegnung veranlaßt.[1] ‚Ich habe erlebt', heißt es in diesem Schriftstück, ‚daß in London und Paris die Blätter ihrer Zeit auf das schonungsloseste sich über meine künstlerischen Arbeiten und Tendenzen lustig machten, daß man mein Werk in den Staub trat und im Theater auspfiff. Daß meine Person, mein Privatcharakter, meine bürgerlichen Eigenschaften und häuslichen Gewohnheiten in ehrenrührigster Weise der öffentlichen Schmähung übergeben werden sollten, das hatte ich erst da zu erleben, wo meinen Werken Bewunderung gezollt, meinem Dichten und Trachten das Zeugnis männlichen Ernstes und edler Bedeutung gegeben wird.' Er enthalte sich dessen, aus dieser traurigen Erfahrung Folgerungen zu ziehen und lasse sich zu der niedrigen, ihm jedenfalls sehr unangemessenen Arbeit herab, dem unbekannten Ankläger aus seinen eigenen Widersprüchen den sachlichen Beweis zu liefern, daß er seinen Artikel zwar nicht sine ira, wohl aber sine studio geschrieben habe. Kurz vor dem Meister selbst hatte schon Bülow gegen die öffentliche Verdächtigung, welche auch die ‚Genossen' Wagner's in sich begriff, einen scharfen Protest erlassen und ihren anonymen Urheber kurzweg für einen ‚ehrlosen Verleumder' erklärt. Beide Erwiderungen wurden

[1] ‚Zur Erwiderung des Aufsatzes ›Richard Wagner und die öffentliche Meinung‹ in Nr. 50 der ›Allgem. Zeitung‹ (abgedruckt ebendaselbst in Nr. 53 von Mittwoch, den 23. Februar). Unterzeichnet ist derselbe mit der vollen Namensunterschrift des Meisters: ›München, 20. Februar 1865.‹

von der Allgemeinen Zeitung entgegengenommen, ohne daß eine Visieröffnung von Seiten des ritterlichen Anonymus erfolgte. In einer, in dem gleichen scheinheilig biederen Tone gehaltenen ‚Schlußantwort‘,[1] zu welcher die Redaktion ihm den Raum offen gehalten, trat er — mit spürbarer Befangenheit — den Rückzug an, ohne den geringsten Versuch, die ihm durch Bülow ertheilte Signatur von sich abzuschütteln. Er war offenbar gar keine ‚Person‘, die sich beleidigt fühlen konnte, sondern nur die bloße gedungene Schreibfeder seiner Auftraggeber im — Kgl. Ministerium und Kabinet. Immerhin schien ihm für einige Zeit die Lust verdorben, den Anwalt der ‚öffentlichen Meinung‘ zu spielen, bis sich eine günstigere Gelegenheit dazu fände.

Auch war der beabsichtigte Hauptzweck erreicht. Die Konflikte, welche die Isarstadt in die größte Aufregung versetzten — in ihrem Entstehen und Vergehen die Sache von etwa acht bis vierzehn Tagen — erfüllten weit und breit die Zeitungswelt von ganz Europa mit dem größten Geräusch und blieben auf das Münchener Publikum nicht ohne tiefen, nachhaltigen Eindruck.

Fragen wir zum Schluß, um das Facit dieses ganzen, weit ausgedehnten Kapitels zu ziehen, wie der gesammte Vorgang auf den Meister persönlich gewirkt, so ist die Antwort darauf am besten aus den, in einem intimen Briefe vom 26. Februar — an Frau Wille — niedergelegten Äußerungen gegeben. Er übersendet ihr seine ‚Erwiderung‘ und fügt zur Orientirung hinzu, sie enthalte eine Unaufrichtigkeit: die Darstellung der Beschränktheit seines Verhältnisses zum Könige. ‚Für mein Bedürfnis der Ruhe wünschte ich sehnlich, es wäre so. Die wunderbar tiefe, fatalistische Neigung des Königs zu mir, — entsage ich (um meiner Ruhe willen) den Rechten, die sie mir giebt, so begreife ich noch nicht, wie ich es vor meinem Herzen, meinem Gewissen anfangen soll, den Pflichten zu entsagen, die sie mir auferlegt. Sie errathen, daß, was man öffentlich gegen mich hetzt, nur Werkzeuge sind: dies hat keine Bedeutung, und die Verleumdung spielt bereits ihr letztes verzweifeltes Spiel. Aber die Anlässe? Nun muß ich schaudern, wenn ich, nur an meine Ruhe denkend, mich in die hierfür gedeihlichen Schranken zurückziehen will, um ihn — seiner Umgebung zu überlassen. Ihm fehlt jeder Mann, der ihm nöthig wäre! — Dies, dies ist meine wahrhafte Beklemmung. Mir bangt es in tiefster Seele, und ich frage meinen Dämon: warum mir dieser Kelch? — Warum da, wo ich Ruhe und ungestörte Arbeitsmuse suchte, in eine Verantwortlichkeit verwickelt werden, in welcher das Heil eines himmlisch begabten Menschen, vielleicht das Wohl eines Landes, in meine Hände gelegt ist?‘

[1] Augsb. Allg. Zeitung, Nr. 56 vom 25. Februar 1865.

III.

Vorbereitungen zum ‚Triſtan‘.

Weißheimer'ſche Hochzeitsangelegenheit. — Muſikaufführung für den König. — Schnorr als ‚Tannhäuſer‘. — ‚Bericht an den König über eine in München zu errichtende deutſche Muſikſchule.‘ — Vorbereitungen zu ‚Triſtan‘. — Bülow's unparlamentariſche Äußerung über das Münchener Publikum und beruhigende Erklärung. — Generalprobe zu ‚Triſtan‘.

Ich hatte eine kurze Zeit, in welcher ich wirklich zu träumen glaubte, ſo wunderſchön war mir zu Muthe. Es war dies die Zeit der Proben des ‚Triſtan‘.

Richard Wagner.

Um in unſerer Erzählung da fortzufahren, wo wir am Schluſſe des erſten Kapitels ſtehen geblieben ſind, müſſen wir zunächſt um einige Schritte von den Februarereigniſſen zurücktreten. Ein Brief des Königs vom 5. Januar beglückwünſcht den Meiſter zu ſeiner Geneſung von ſeinem, ſeit dem Herbſt ihn beläſtigenden hämorrhoidaliſchen Leiden. ‚Eben erfuhr ich von Pfiſtermeiſter, daß Sie wieder völlig hergeſtellt ſind, — o mit welchem Freudenjubel begrüßte ich dieſe Kunde! Wie brenne ich vor Sehnſucht nach ruhigen, weihevollen Stunden, die es mir vergönnen werden, das langentbehrte Antlitz des Theuerſten der Erde wiederzuſehen. Alſo: Semper entwirft den Plan zu unſerem Heiligthume, die Darſteller werden herangebildet, Brünnhilde wird bald errettet werden durch den furchtloſen Helden, — Alles, Alles iſt im Gange. O ſel'ger Tag, wenn der erſehnte Bau vor uns ſich erheben wird; ſel'ge Stunden, wenn dort Ihre Werke vollkommen zur That werden! ›Wir werden ſiegen,‹ rufen Sie mir zu in ihrem letzten theuren Schreiben. ›Ja, wir werden!‹ rufe ich frohlockend zurück. Nicht umſonſt werden wir gelebt haben.‘

Trotzdem heißt es noch um die Mitte des Januars in einem Briefe Bülow's: ‚Wagner krank und melancholiſch, ich auch.‘ Dies fortgeſetzte Un-

wohlsein war auch die Ursache, weshalb er die Einladung des jungen Weißheimer zu dessen, am 10. in Augsburg stattfindender, Hochzeitsfeier noch in letzter Stunde ablehnen mußte. Diesem hatte er, nach dessen Erzählung, bei einem Besuch desselben in München, ‚ganz aus eigenem Antrieb' den Vorschlag gemacht: gleich nach der, Vormittags elf Uhr in Augsburg stattfindenden Trauung, welcher er persönlich beiwohnen wollte, mit ihm und in Begleitung der kleinen Zahl von Hochzeitsgästen nach München zu fahren und in seinem Hause das Diner einzunehmen, ‚damit auch Herr und Frau v. Bülow, sowie Peter Cornelius, an dem Feste theilnehmen könnten'. Als aber der Tag herankam, stellte sich die Schwierigkeit heraus, dies wohlgemeinte Programm nach Wunsch durchzuführen. Er mußte den jungen Freund rechtzeitig telegraphisch von der Unmöglichkeit in Kenntnis setzen, ihn mit seinen Gästen zum Hochzeitsschmause bei sich zu bewillkommnen, da er sich ‚der Schonung neuerdings sehr bedürftig fühle'. Selbst dem Wunsche, dem Trauungsakt in Augsburg beizuwohnen, mußte er wegen eines stärkeren Anfalls von Fieber zu seinem Bedauern entsagen, nachdem er bis zum letzten Moment daran festgehalten hatte. Ein Anderer würde in solchem Falle in erster Linie den Grund seiner Abwesenheit, die Krankheit des Meisters, beklagt und sich für zeitlebens seiner wohlwollenden Absicht mit Genugthuung erfreut haben. Nicht so unser biederer Rheinländer in seiner egoistisch derben Beschränktheit. Er kennzeichnet sich selbst von der unvortheilhaftesten Seite seines Charakters durch sein Zugeständnis, daß er darüber empfindlich wurde; ob zum ersten Male in seinem Verkehr mit Wagner, wissen wir nicht; sicher nur, daß es nicht das letzte Mal war. So empfindlich, daß er sogar einen liebenswürdigen Brief Bülow's, der ihm die Glückwünsche der ganzen Münchener Kolonie übermittelte, unbeantwortet ließ, — wiewohl derselbe zugleich einen Auftrag erhielt, der ‚recht rasch' erledigt werden sollte!! Darüber im Folgenden noch einiges Nähere.

Der König hatte bei seiner warmen Begeisterung für die Persönlichkeit seines großen künstlerischen Lehrers und Meisters, und dessen gesammte Entwickelung, den begreiflichen Wunsch, seine zerstreuten Publikationen, Aufsätze, dichterische Entwürfe u. s. w. vollzählig kennen zu lernen. Noch gab es keine Gesammtausgabe von Wagner's Schriften und Dichtungen, obgleich der Gedanke an die Veranstaltung einer solchen dem Meister schon wiederholt nahegetreten war. Der königliche Freund konnte demnach diese pietätvolle Kollektion zunächst nur privatim für seinen eigenen Gebrauch veranstalten.[1] Aber eine Gesammtausgabe war von ihm schon damals ins Auge gefaßt. Wie

[1] Vgl. die bis in die Öffentlichkeit dringenden Nachrichten darüber: ‚Von R. Wagner's litterarischen Manuskripten wird jetzt für den König von Bayern eine Abschrift gefertigt' ꝛc. (Signale v. 22. Juni 65) und den brieflichen Ausruf des Königs an Wagner: ‚Wenn mir

sollte ihm Wagner nicht, soviel in seiner Macht lag, in der Erfüllung dieses Wunsches dankbar behilflich sein? Wer war ein würdigerer Besitzer dieser werthvollsten aller Sammlungen, als dieser jüngste unter seinen Schülern, der ihn voraussichtlich lange überleben würde und zugleich sein erhabener Wohlthäter war? Zu einer Zeit noch dazu, wo der Meister ohne eigene Familie, ohne Leibeserben dastand und — noch trauriger — ohne eine Aussicht darauf daß er jemals solche hinterlassen, daß ihm in seinem Leben das Glück zu Theil werden würde, von einer, ihm angehörigen Familie umgeben zu sein. So wenig Sinn für Aufbewahrung von Reliquien aus seinem eigenen Leben der rastlos Schaffende, höchsten Zielen Nachringende jemals besessen hat, gab er dennoch der Pietät des königlichen Jünglings ebenso gern nach, wie nachmals dem Eifer seiner hochgesinnten Gattin. Für jetzt handelte es sich u. a. um den Entwurf zu seinem ‚Wieland der Schmied', der zuletzt, wie wir uns entsinnen, dem jungen Weißheimer übergeben worden war.[1] An ihn wandte sich darum Bülow in jenem Briefe, mit freundschaftlicher Entschuldigung der ihm in seinen ‚Flittertagen' bereiteten Störung. Und auf diese ihm vorgetragene Bitte, die einer möglichst beschleunigten Erledigung entgegensah, hat Weißheimer damals einfach — geschwiegen! — Erst nach zweiundeinhalb Jahren (Dezember 1866!) ist der König, der die Sache wohl im Sinne behalten, in den Besitz der Wieland-Dichtung gelangt, welche der Besitzer inzwischen nicht etwa vergessen, sondern nach seinen eigenen Worten ‚wie einen Schatz gehütet hatte', ohne sie herauszugeben oder auch nur eine Kopie davon für den königlichen Gönner des Meisters zu veranstalten!

Über eine am 14. Januar in Bülow's Wohnung (Luitpoldstraße 15, I) stattgefundene Theegesellschaft, welcher u. a. auch Wagner und P. Cornelius beiwohnten, schreibt eine mitanwesende Schülerin Bülow's[2] Tags darauf ihren Eltern, Wagner sei dabei ‚in sehr guter Laune' gewesen. ‚Er erzählte uns die Konzeption seines kaum noch (im Entwurf) begonnenen ›Parzival‹ und sang einen Akt(?) aus ›Tristan und Isolde‹. Bei der Erzählung der ›Parzival‹-Dichtung äußerte er u. a., es komme nur eine einzige weibliche Hauptpartie darin vor, ein Weib, das zwei Naturen habe. Er wisse nur noch nicht genau, wie er das ausführen werde.[3] Dies ist die früheste uns bekannte Erwähnung der Kundry-Gestalt. Zu den Theilnehmern dieser Gesellschaft gehörte auch Friedrich Schmitt, mit welchem der Meister bei dessen Bemühungen um die Heranbildung tüchtiger junger Sangeskräfte in unausgesetzter Beziehung stand. In der That ging späterhin ein Heinrich Vogl aus seiner Schule hervor. Doch war er vorläufig bei diesen Bemühungen, brauchbare Tenöre

Frau v. Bülow nur von Ihren früheren Schriften bald wieder schicken wollte, ich brenne darnach!' (13. Sept. 65.) — [1] Band II², S. 370. 374. — [2] Frl. Emmy Heintz, nachm. Frau Dr. Hallwachs, Tochter des Berliner Organisten Albert Heintz. — [3] Vgl. Bayreuther Taschenkalender 1893, S. 93: ‚Die Werdeschicksale des Bühnenweihfestspieles' von J. van Santen Kolff.

und Soprane zu ‚schmieden', Versuche, die der König mit Theilnahme verfolgte und über die er sich oft berichten ließ, noch wenig vom Glück begünstigt. Für die nächste Zeit stand ein Konzert unter Wagner's Leitung im Residenztheater bevor, vor einem kleinen, durch den König geladenen Kreise. Zu diesem fehlten die Partitur und Stimmen der für Paris zum ‚Tannhäuser' nachkomponirten Szenen, — damals beide noch ungedruckt und bloß im Manuskript vorhanden. Der Meister entsann sich, sie in den stürmischen Tagen der Wiener Konzerte Weißheimer anvertraut und sie von diesem noch nicht zurückempfangen zu haben,[1] er forderte ihn daher in einem eigenen Briefchen eigenhändig dazu auf, die gewünschte Partitur ihm demnächst zu übersenden, und ergriff die Gelegenheit, ihn mit seiner jungen Frau zu einem baldigen Besuche zu sich einzuladen; worauf denn für diesmal die verlangten Musikalien umgehend eintrafen.

Die geplante Musikaufführung unter Wagner's Leitung ging am 1. Februar im Residenztheater vor sich. Die akustische Wirkung des Raumes bewährte sich so vortrefflich, daß der Meister dadurch an das Pariser Conservatoire erinnert wurde. Der König hatte außer Wagner's persönlichen Freunden Niemand als Zuhörer zugelassen; dem schönen Vorgange sollte durch Ausschluß jeder Art von Öffentlichkeit, und um jedem Klatsch seiner theuren Unterthanen den Anlaß zu benehmen, die vollste Intimität gewahrt bleiben. Dagegen entsagte er freiwillig der Beiwohnung der am 5. und 12. stattfindenden Aufführung des ‚fliegenden Holländers' und des ‚Tannhäuser', um den vollen ungetrübten Eindruck beider Werke gelegentlich eines demnächst zu erwartenden Gastspiels Schnorr's von Carolsfeld zu erhalten. In welcher raffinirten Art und Weise gerade dieses Nichterscheinen des Königs in seiner Loge zu den öffentlichen Aufführungen Wagner'scher Werke von der Böswilligkeit der Gegner ausgenutzt wurde, haben wir uns bereits des Näheren vergegenwärtigt. Gleichzeitig war man eifrigst bei der Arbeit, durch ein künstlich angelegtes freches Lügengewebe das ersehnte Ziel, eine schnelle Entfernung Wagner's von München auf königliche Anordnung, in einem Anlauf herbeizuführen. Man war seiner Sache diesmal so völlig gewiß, daß die Nachricht von

[1] Kein Wunder, Freund Wendelin pflegte nach löblicher Gewohnheit den Grundsatz zu befolgen: halte, was du hast!* Selbst, wo es sich, wie in diesem Falle, unseres Wissens nicht um eine wirkliche Originalhandschrift handelte, sondern um eine Kopie von Cornelius' Hand! Wohin die eigentliche — eigenhändige — Partitur Wagner's sich verirrt hatte, wird uns an einer anderen Stelle zu beschäftigen haben.

* Man vergleiche dazu, außer den Beispielen des ‚Wieland'-Entwurfes und der ‚Tannhäuser'-Musik noch manche charakteristische Stellen seines Buches: S. 136 (das Portemonnaie!), S. 364 (die 50 Gulden des Grafen Holnstein, die ihn kurz zuvor auf S. 360 noch beleidigt, ja ‚entrüstet' haben!), S. 233 (der ‚zufällig in seinen Händen gebliebene Brief' ꝛc.; vor Allem aber das naiv ausgesprochene Geständnis der vollbewußten bestimmten Absicht, mit welcher er die ‚Tannhäuser'-Szenen eigenmächtig bei sich zurückbehalten: ‚Schweren Herzens sandte ich ihm das Gewünschte. Immer hatte ich gehofft, er würde sie vergessen haben (!!) oder wenigstens nicht mehr wissen, daß er sie mir übergeben' (S. 33!)!!

Wagner's Abreise aus München allzu vorschnell als angebliches fait accompli an die Öffentlichkeit drang. Wie die Vorgänge nach außen hin sich abspielten, haben wir im vorigen Kapitel gesehen. ‚Das äußere Spiel der Intrigue war', nach Wagner's eigenen Worten, ‚rein nur darauf berechnet, mich außer mir zu bringen, um mir eine Indiskretion zu entlocken.' Es mußte in sich zerfallen, wie es auch geschah. ‚Ein Feind, der sich der Lüge und Verleumdung bedienen muß, kann keine wirkliche Macht haben', heißt es in einer Notiz des Nachlaßbandes, die offenbar dieser Zeit entstammt,[1] ‚sondern dadurch, daß meine Feinde Lüge und Verleumdung gegen mich anwenden, geben sie mir die wirkliche Macht gegen sie. Sie sind in meinen Händen, wenn ich meine Macht gebrauche.' Alles scheiterte an seiner ruhig besonnenen Haltung, wie an der rührend schönen Treue des Königs, mit der er sich gegen Alles abschloß. In den Briefen des Königs an Wagner, so weit dieselben bekannt geworden, wird des ganzen künstlichen Intriguengewebes, bis auf jenen einzigen bereits mitgetheilten bedauernden Satz über die ‚elenden, kurzsichtigen Menschen' (S. 54 u.) überhaupt mit keinem Worte gedacht. Dagegen spricht er ihm seine innige Freude darüber aus, daß er (Wagner) ‚von der neulichen Aufführung des ›Tannhäuser‹ wenigstens einigermaßen befriedigt gewesen sei'. Er hoffe von Herzen, der Zeitpunkt einer nach allen Theilen hin vollkommenen Aufführung möge nicht allzu fern liegen. Das Publikum hatte in warmer Ergriffenheit den Schöpfer des Werkes am Schlusse stürmisch hervorgerufen; er war aber nicht erschienen; sondern der Regisseur Kindermann meldete der, durch die ausgesprengten Gerüchte doppelt erregten applaudirenden Menge, die das Haus nicht verlassen wollte, ohne ihn gesehen und ihre Acclamationen dargebracht zu haben: Herr Wagner sei nicht mehr anwesend. Seltsam genug berührte bei der Ausbeutung dieser Vorgänge durch die Gegner der offene Widerspruch, wonach eben dasselbe Publikum, welches durch den Hervorruf Wagner's gegen seinen eigenen König — in Wahrheit aber gegen die öffentlichen und geheimen Verleumder des Meisters — ‚demonstrirte', nach derselben Quelle ‚seinen und seiner Genossen Sturz' gleichzeitig ‚mit sittlicher Befriedigung begrüßt' haben sollte! — Unmöglich war es jedoch, daß alle mit diesen Vorgängen verbundenen Erregungen ganz ohne Einfluß auf seinen immer noch leidenden Gesundheitszustand geblieben wären. Wir entnehmen dies dem Schlusse jenes so ausdrucksvollen Briefes an Frau Wille vom 26. Februar: ‚Meine Sehnsucht nach der letzten Ruhe ist unsäglich: mein Herz kann diese Schwindel nicht mehr ertragen!'

Um der nöthigen Besprechungen der, alsbald in Angriff zu nehmenden ‚Tristan'-Aufführung willen stellte sich der dazu berufene Sänger, Ludwig Schnorr, bereits Anfang März zu einem kürzeren Besuche in München ein.

[1] ‚Entwürfe, Gedanken, Fragmente' S. 92.

Seine Anwesenheit veranlaßte eine Aufführung des ‚Tannhäuser', auf welche des Königs Verlangen schon seit Monaten gerichtet war.[1] ‚Also Tannhäuser am nächsten Sonntage!' ruft er in einem Briefchen vom 1. März, ‚— wie sehne ich mich darnach! Ich hörte vor meinen Fenstern den Einzugsmarsch der Gäste durch das Militär ausführen; welche Gefühle mich stets bei dem Anhören jener hehren Töne ergreifen, kann ich nicht schildern!' Schnorr übernahm die Hauptrolle des weiter nicht besonders vorbereiteten Werkes mit nur einer Theaterprobe. Im Allgemeinen hatte ihm Wagner seine betrübende Erfahrung davon mitzutheilen, wie unbefriedigend der bisherige Erfolg seines ‚Tannhäuser' für ihn ausgefallen sei und die eigentliche Aufgabe von ihren Darstellern in ihren wichtigsten Punkten noch immer für unbegriffen gehalten werden müsse. Er hoffte sich hierbei auf die, vor langen Jahren von ihm veröffentlichte kleine Schrift über die Aufführung dieses Werkes[2] berufen zu können und war erstaunt zu erfahren, daß selbst ein so tief ernstlicher Künstler, wie Schnorr, von derselben nicht die mindeste Kenntnis empfangen hatte. Da ihm selbst kein Exemplar der, einst auf seine Kosten im Drucke hergestellten Broschüre mehr zu Gebote stand, erbat er sich ein solches von der Intendanz des Hoftheaters, welchem er — vor 10 bis 12 Jahren — sechs Exemplare davon zur Vertheilung an Dirigenten und Sänger übersandt hatte. Das Räthsel, weshalb weder Schnorr, noch einer der bisher ihm begegneten Darsteller dieser Rolle von dieser Schrift etwas wußte, löste sich sehr einfach: alle sechs Exemplare fanden sich unberührt, aber wohlverwahrt im Archiv des Theaters!

Als Grundzug des darzustellenden Charakters bezeichnete er Schnorr nun mündlich die ‚höchste Energie des Entzückens und der Zerknirschung, ohne jede gemüthliche Zwischenstufe, sondern jäh und bestimmt im Wechsel'. So sollte er in der ersten Szene mit Venus alles Vorhergehende nur als eine gewaltige Steigerung auf den entscheidenden Ausruf: ‚Mein Heil ruht in Maria!' auffassen. Dieses ‚Maria!' müsse mit solcher Gewalt auftreten, daß aus ihm das Wunder der Entzauberung des Venusberges und der Entzückung in das heimische Thal als die nothwendige Folge erscheine. Mit diesem Ausruf habe er die Stellung des in erhabener Ekstase Entrückten anzunehmen und in ihr solle er nun, mit begeistert dem Himmel zugewandtem Blicke, regungslos verbleiben, ja sogar bis zu seinem Zusammenbrechen und bis zur Anrede durch die später auftretenden Ritter nicht die Stelle wechseln. Wie er diese, noch durch Niemann (in Paris) als unausführbar zurückgewiesene Aufgabe zu lösen habe, versprach ihm der Meister während

---

[1] Vgl. die auf S. 34 erwähnte Thatsache seiner brieflichen Verwendung beim Könige von Sachsen behufs einer 10—12tägigen Beurlaubung Schnorr's im Monat Dezember. Damals war dieser Urlaub nicht zu erlangen gewesen. — [2] Band III, S. 431.

der Theaterprobe, wo er sich auf der Bühne unmittelbar neben ihm aufstellen wolle, unmittelbar anzugeben. So geschah es. Takt für Takt der Musik und den Vorgängen der Szene vom Liede des Hirten bis zum Vorüberzug der Pilger folgend, flüsterte ihm Wagner die von ihm gemeinten Vorgänge in den Empfindungen des Entzückten zu. In gleichem Sinne ihm leise sich mittheilend, blieb er die ganze Probe über Schnorr zur Seite. Seinen geflüsterten kurzen Angaben folgte als Erwiderung ein ebenso leiser, flüchtiger Blick, welcher dem Meister in seiner begeisterten Innigkeit selbst neue Eingebungen über sein eigenes Werk zu geben vermochte, so daß er an einem, allerdings bisher noch unerlebten Beispiele inne ward: ‚von welcher befruchtenden Wechselwirkung ein liebevoller unmittelbarer Verkehr verschiedenartig begabter Künstler werden könne, wenn ihre Begabungen sich vollkommen ergänzen.'

‚Nach dieser Probe', berichtet Wagner, ‚sprachen wir kein Wort mehr über den Tannhäuser.' Vollends nach der am anderen Abend (Sonntag, d. 5. März) stattfindenden Aufführung, welcher auch der König beiwohnte, dünkte den Meister jedes Wort des Lobes oder der Anerkennung zu gering. Hatte er doch durch die Darstellung des herrlichen Freundes ‚einen Blick in sein eigenes Schaffen geworfen, wie er wohl selten, vielleicht noch nie einem Künstler ermöglicht worden'. Keinen Augenblick verlor sich in der ganzen Leistung das eigenthümlich Dämonische in Wonne und Schmerz, als die unmittelbare Folge der verständnisvoll von ihm erfaßten Forderung ‚höchster Energie des Entzückens und der Zerknirschung', und rief vielmehr im dritten Akte beim erneuten Ausbruch des Wahnsinns das zauberhafte Wiedererscheinen der Venus fast mit derselben zwingenden Gewalt hervor, wie in der ersten Szene der Anruf der Maria die heimische Tageswelt. Die so oft vergebens von Wagner begehrte, entscheidend wichtige Stelle im zweiten Finale: ‚Zum Heil den Sündigen zu führen', trug zum ersten Male Schnorr mit dem erschütternden Ausdrucke vor, welcher den Helden des Drama's plötzlich aus einem Gegenstande des Abscheues zum Inbegriff des Mitleidswerthen macht. Im letzten Verzweiflungsrasen des dritten Aktes war er ‚wahrhaft entsetzlich', und Wagner glaubt nicht, ‚daß Kean und Ludwig Devrient im Lear zu größerer Gewalt sich gesteigert haben mögen'. So bemerkt auch Cornelius im späteren Rückblick: der Abend, an welchem Schnorr den ‚Tannhäuser', um dem geheimsten Wollen des verehrten Meisters gerecht zu werden, mit Hintansetzung eigener früherer Überzeugungen, in einer von seiner früheren Auffassung ganz verschiedenen Weise gab, werde ihm ewig unvergeßlich bleiben. Deutlicher als Alles sprechen Schnorr's eigene, zwei Tage nach der Aufführung geschriebene Worte, in denen er diesen kurzen Münchener Aufenthalt als ‚die schönsten Augenblicke seines Künstlerlebens' bezeichnet. ‚Wohl weiß ich, was meinem Haupte gebührt, welch kleiner Theil des Gelingens aus mir entsprossen, wie zwingend

Wagner's Athem in mir wogte und rang — und doch bin ich stolz auf diesen Abend: ich fühle mich seit diesem Tag zum Künstler geweiht. Ich habe die Gewißheit, daß ich nicht unwürdig bin, Wagner's Athem zu empfangen.'[1]

Mit dieser erhebenden Empfindung verließ der Sänger die Stadt, um auf vier Wochen in seinen Dresdener Berufskreis zurückzukehren; nach Ablauf dieser Frist sollte er zu den gemeinschaftlichen Proben für ‚Tristan und Isolde' wieder auf dem Platze sein. Sehr belehrend war für Wagner die Beobachtung des Eindruckes der ‚Tannhäuser'-Aufführung auf das Publikum. Vieles, wie die fast stumme Szene nach der Entzauberung aus dem Venusberg, hatte im richtigen Sinne ergreifend gewirkt und stürmische Ausbrüche der allgemeinen ungetheilten Empfindung veranlaßt. Im Ganzen nahm er jedoch mehr nur Erstaunen und Verwunderung wahr. Namentlich das ganz Neue, wie die bisher immer ausgelassene Stelle im zweiten Finale, wirkte durch Irrewerden an dem Gewohnten fast befremdend. Von einem sonst geistig nicht unbegabten Freunde, erzählt Wagner, habe er anläßlich dieser Aufführung sich geradesweges darüber belehren lassen müssen: er habe eigentlich kein Recht dazu, den ‚Tannhäuser' auf seine Weise dargestellt haben zu wollen! Indem das Publikum, wie auch seine Freunde, das Werk überall günstig aufgenommen, hätten sie offenbar dadurch ausgesprochen, daß die bisherige, wenn auch ihm nicht genügende, gemüthlichere, mattere Auffassung im Grunde die richtigere sei. ‚Der Einwurf der Albernheit solcher Behauptungen wurde mit freundlich nachsichtsvollem Achselzucken dahingenommen, um dabei verbleiben zu können.' Wohl konnte er angesichts solcher Wahrnehmungen von einer ‚ganz allgemeinen Verweichlichung, ja Verlüderlichung des öffentlichen Geschmackes' sprechen, gegen die er im Verein mit seinen künstlerischen Freunden, im schlichten Einverständnis über das Wahre und Richtige, schweigsam schaffend und wirkend, auszudauern hatte. Nicht mit einer Erziehung des Publikums, sondern der Künstler war hier der Anfang zu machen. Niemand war es deutlicher, als ihm selbst, daß seine Kunsttendenzen nur durch einen allgemeinen blühenden Zustand deutscher Kunst überhaupt zu verwirklichen seien. Jeder Schritt für sein Interesse führte ihn somit auf den Weg durchgreifender Reformen auf diesem Gebiete, eines gründlichen Eingreifens in das allgemeine Musik- und Theaterwesen. Diese Erkenntnis diktirte ihm die Abfassung seines ‚Berichtes an S. M. den König Ludwig II. von Bayern über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule'.

Bereits in seiner Erwiderung auf jenen Schmähartikel der Allg. Zeitung hatte er im voraus auf das Erscheinen dieser Schrift hingewiesen, als er der

[1] Ungedruckter Brief Ludwig Schnorr's an Frau v. Bülow, München, 7. März 1865.

dort erhobenen Anklage wegen seiner ‚Verachtung der Münchener Musikzustände' entgegnete. ‚Welches Urtheil ich mir über die heutigen deutschen Musikzustände gebildet habe, wird das Publikum nächstens zu erfahren Gelegenheit erhalten; welche Hoffnung für ihre Hebung ich gerade auf die Mitwirkung Münchens gründe, wird dann wohl auch einleuchten.' Indem er in dieser Schrift seine schärfsten Ansichten über Vieles zurückhielt, war er sich wohl bewußt, den weitestgehenden Versuch eines Kompromisses mit den bestehenden Verhältnissen zu machen, und durch einen gemüthlichen Schein von Anerkennung geringer und selbst zweifelhafter Verdienste die entgegenstehenden Interessen zu versöhnen. Den Kern dieses weitblickenden und tiefbegründeten Memorials bildet die Forderung der Reduktion des bisherigen Münchener ‚Konservatoriums' auf eine Gesangschule, von welcher dasselbe auch ausgegangen sei; erst in weiteren Phasen könne aus der Gesangschule sich eine Theaterschule und ein Orchesterinstitut entwickeln. ‚Dadurch, daß die Kunstmittel zu ihrer Ausführung immer in wohlgeübter Bereitschaft gehalten werden, kann andererseits die Stellung neu fördernder Aufgaben den schaffenden Meistern der Nation wiederum erleichtert und ermöglicht werden.' Die zur Ermöglichung solcher Musteraufführungen dienenden Veranstaltungen würden endlich eine gewissermaßen lokal-monumentale Grundlage erhalten durch die Errichtung eines eigens für sie bestimmten edlen Festtheaters, welches ‚nach jeder Seite hin als mustergiltig für seinen Zweck, der ganzen gebildeten Welt als ein Monument des deutschen Kunstgeistes errichtet stehen soll'. Wir müssen es uns versagen, diese hochbedeutende Schrift, die im achten Bande der ‚Gesammelten Schriften' in ihrer vollen Ausdehnung vorliegt, an dieser Stelle in ihren Grundideen zu reproduziren. Wir würden dem Leser auf solchem Wege nicht mehr als den leitenden Faden ihrer Betrachtungen, nicht das Geringste aber von dem großen und liebevollen Geiste zur Kenntnis bringen können, der darin lebt und webt und sich jedem Extraktions- und Destillationsprozesse entzieht.

‚München, den 31. März 1865' lautet das Datum der Unterzeichnung des Schlußwortes der Broschüre, die unmittelbar darauf im Verlage von Chr. Kaiser in München gedruckt erschien und in dieser Gestalt dem Könige unterbreitet ward. Zur Beseitigung der namhaften Schwierigkeiten, welche sich dem Plane des Meisters vorzüglich durch die von ihm geforderte Beseitigung der bestehenden Einrichtungen des Münchener Konservatoriums und die hierbei zu beobachtenden persönlichen Rücksichtnahmen entgegenstellten, hatte Wagner selbst die Einsetzung einer Kommission von sachverständigen und gewissenhaften Männern gewünscht, die sich — auf Grundlage seines Berichtes — über geeignete Vorschläge zur Reform der Anstalt einigen sollte. Unter dem Vorsitz des Intendanten der Hofmusik, Freiherrn von Perfall, hielt diese Kommission, zu deren Gliedern, außer Wagner und Bülow, auch

der Generalmusikdirektor Franz Lachner und der musikalische Kulturhistoriker Dr. W. H. Riehl gehörten,[1] am folgenden 24. April ihre erste Sitzung, und soll sich zuvörderst in der Ablehnung der Wagner'schen Vorschläge als — ‚allzu kostspielig' geeinigt haben! Die Schicksale der nachmals dennoch begründeten Münchener Musikschule gehören nicht in den Rahmen unserer Darstellung. Wagner's Fortgang von München raubte dem Unternehmen die vorausgesetzte unerläßliche Grundlage einer persönlichen Betheiligung des Meisters mit Rath und That. Der eifrigen Sorge des Königs gelang es, die Anstalt unter Oberleitung Hans von Bülow's ins Leben zu rufen; ihre ganz ausnahmsweise bedeutenden Leistungen erlitten jedoch den empfindlichsten Abbruch, indem ihrem hochverdienten Leiter binnen weniger Jahre durch beharrliche unterirdische Wühlereien der Aufenthalt in München unmöglich gemacht wurde.

Der Frühling kam heran und mit ihm die Zeit der ‚Tristan'-Proben. Anfang April traf der so überaus liebenswürdige und reichbegabte Sänger des ‚Tristan' zum Beginn der Vorübungen in München ein, begleitet von seiner — mehr als 10 Jahre älteren — Gattin Malvina, geb. Garrigues, welche eigens zur Darstellung der Isolde aus mehrjähriger Zurückgezogenheit ins Privatleben wieder an die Öffentlichkeit hervortrat. Unseres Wissens hatte Wagner für die Verkörperung seiner ‚Isolde', seit seiner Übersiedelung nach München und dem ersten festen Insaugefassen der Aufführung seines Werkes unter so außerordentlichen Verhältnissen, keineswegs an Frau Schnorr, sondern ausschließlich und einzig an die, damals in voller jugendlicher Stimmkraft blühende Sängerin Frl. Tietgens in London gedacht,[2] und es kann nur eine überaus zarte, persönlich freundschaftliche Rücksicht auf seinen unvergleichlichen ‚Tristan' gewesen sein, die ihn dazu bewog, sich schließlich für dessen Gattin als Darstellerin zu entscheiden,[3] trotzdem sie ihre Blüthezeit als Sängerin längst hinter sich hatte und um ihretwillen sein Werk bereits einmal — in Karlsruhe! — zum Opfer gefallen war.[4] In Erinnerung an jene Karlsruher ‚stürmischen Klavierproben', deren Zeuge er gewesen, bemerkte späterhin der wackere Richard Pohl: ‚Frau v. Schnorr-Garrigues könnte davon erzählen, wird sich aber wohl hüten, ihre damaligen Äußerungen als Kommentar

[1] Als fernere Glieder dieser von dem Könige ernannten Kommission werden uns noch überliefert: geistl. Rath Nissl, Stadtbibliothek-Konservator Jul. Mayr, Pfarrer Seydel, Lehrer Rheinberger, Musikprofessor G. Herzog von Erlangen. — [2] Brieflich, 20. Mai 1864: ‚Sobald ich die Sänger haben kann, haben wir zunächst den ‚Tristan' mit Schnorr und der Tietgens'; vgl. dazu auch ‚Signale' v. 28. Okt., ‚N. Berl. Musikzeitung' v. 2. Nov. 1865 ꝛc. — [3] Der Briefwechsel mit Schnorr, welcher auf diese von Wagner stets mit äußerster Zartheit behandelten Verhältnisse einzig ein volles Licht werfen kann, ist bisher nur zum allerkleinsten Theile veröffentlicht; die wenigen bekannt gegebenen Briefe aus der ‚Tristan'-Zeit (Deutsche Revue, Oktoberheft 1883) bilden nur den letzten Abschluß einer jahrelang geführten inhaltreichen Korrespondenz! — [4] Vgl. Band II², S. 225/26.

zu den Isolde-Briefen Richard Wagner's an sie zu veröffentlichen.'[1] In der That erwies sich die getroffene Wahl auch diesmal wieder im entscheidenden Augenblicke verhängnisvoll genug! Gewiß bewährte sie sich in jedem Sinne als gereifte Künstlerin; trotzdem rühmen sämmtliche Augenzeugen der Aufführungen immer nur den Gesammteindruck ihrer Darstellung und ihre äußere Erscheinung, die plastische Schönheit ihrer Bewegungen, Niemand ihre Stimme. Dazu kam, daß selbst diesen Bewegungen, wie auch ihrem Vortrag, von ihren früheren Glanzleistungen in Meyerbeer'schen Rollen her, etwas unbesiegbar opernhaft Theatralisches anhaftete. Seltsamer Weise schienen jedoch gerade die Schwächen ihrer Darstellung ihr die besondere Gunst der Münchener zu gewinnen, deren Bewunderung sie eigentlich in weit höherem Grade auf sich zog, als ihr unvergleichlicher Gemahl.

Gleichzeitig mit Schnorr's erschien auch der Vertreter des Kurwenal, Wagner's alter Dresdener Freund Anton Mitterwurzer, auf dem Platze, vor zwanzig Jahren sein erster Wolfram von Eschenbach, der ihm auch bei der Aufführung der neunten Symphonie das Recitativ so sehr zu Danke gesungen.[2] ‚Schnorr's und Mitterwurzer's sind seit acht Tagen hier', schreibt Bülow am 10., ‚und benehmen sich prächtig als echte Künstler.' Von den übrigen Partieen war die des Königs Marke in den Händen Zottmaier's aus Hannover, die der Brangäne der Münchener Hofopernsängerin Frl. Deinet anvertraut, die kleineren Partieen den Herren Heinrich und Simons, Hartmann und Bohlig; sämmtlich durch Friedrich Schmitt für ihre Rollen sorgfältig vorgebildet.[3] Die Aufführungen sollten in der zweiten Hälfte des Mai gänzlich außerhalb des laufenden Repertoires der Hofoper vor sich gehen; als Lokal, in welchem die nöthigen Veranstaltungen für das ernste künstlerische Vorhaben von allen störenden Einflüssen eines täglichen Theaterbetriebes frei erhalten werden sollten, war das trauliche kleine Residenztheater zur ausschließlichen Benutzung zur Verfügung gestellt. In seinen Räumen ward Alles sorgsam für die Bedürfnisse einer innigen, klaren und trautverständlichen Aufführung nach Wagner's eigenen Angaben hergerichtet. Hier stand ihm das Königl. Hoforchester zu zahlreichen Proben fast täglich zur Verfügung; hier konnte die erstrebte künstlerische Feinheit und Korrektheit des Vortrages in voller Muse und ohne Anstrengung bewerkstelligt werden. Zur Erleichterung eines fördernden Überblickes über die Gesammtleistung der vereinigten Körperschaft tüchtigster Künstler stand ihm für die Führung des Orchesters,

[1] Musik. Wbl. 1884, S. 564. — [2] Band II[1], S. 88. 100 ꝛc. — [3] Vgl. die Briefe an Schmitt, Febr. 65: ‚Sei so gut, Zottmaier den beiliegenden Brief sofort einzuhändigen. Ich fordere ihn darin dringend auf, bei Dir zu studiren' ꝛc. Febr. 65: ‚Sehe ich Dich nicht heute? Könntest Du nicht auch Deine zwei Löwen (Schüler) mir ein wenig vorreiten?' 4. April: ‚Ich habe Bohlig (Tenor — für Seemannslied) heute Abend 6 Uhr zu mir bestellt' ꝛc. (Vgl. Oesterlein, Katalog einer R. Wagner-Bibliothek, Bd. III, S. 17. 19).

als ‚zweites Ich' (wie er selbst sich ausdrückt) Hans von Bülow zur Seite, mit der, so vielen Musikern noch so räthselhaft dünkenden Partitur bis zum Auswendigwissen jedes kleinsten Bruchtheiles bekannt, so daß Wagner gerade im Betreff des ‚Tristan' über ihn äußern konnte: er habe ‚das Unmögliche geleistet, indem er einen spielbaren Klavierauszug dieser Partitur zu Stande brachte, von dem noch Keiner begriffe, wie er dies angefangen habe'.

In dem oben citirten Briefe vom 10. April meldet Bülow einiges Äußere über den Beginn der Orchesterproben. ‚(Heute) um 10 Uhr hatte ich erste Orchesterprobe (im Residenztheater) von Akt I des Tristan. Baron Perfall, der Hofmusikintendant, hat mich offiziell dem Orchester oktroyirt und den Herren ›in Gemäßheit von § so und so‹ aufgegeben, meinen Anordnungen überall Folge zu leisten. Es ging ordentlich zu. Wagner war mit mir zufrieden, und ich glaube mich in Respekt gesetzt zu haben. Morgen ist Fortsetzung; jeden Vormittag Orchesterprobe, jeden Abend Klavierprobe bei Wagner.' Vier Wochen später, am 9. Mai, waren, mit einigen theilweisen Ruhetagen dazwischen, zwanzig Orchesterproben absolvirt, unter beständiger Mitbethätigung des Meisters, die Klavierproben, Szenen- und häuslichen Revisionsproben nicht gerechnet.

Über seine Stimmung und Gemüthsverfassung während dieser anstrengenden Arbeitszeit berichtet Wagner rückblickend: ‚Ich hatte eine kurze Zeit, in welcher ich wirklich zu träumen glaubte: es war dies die Zeit der Proben des ›Tristan‹. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich hier mit meiner ganzen vollen Kunst wie auf einem Pfühl der Liebe gebettet. So mußte es einmal sein! Edel, groß, frei und reich die Anlage der ganzen Kunstwerkstatt: ein wunderbar, vom Himmel mir beschiedenes Künstlerpaar, innig vertraut und liebevollst ergeben, begabt zum Erstaunen. Wie ein Zaubertraum wuchs das Werk zur ungeahnten Wirklichkeit.' — Höher als das Streben aller übrigen Mitwirkenden, war die Hingebung Ludwig Schnorr's zu schätzen, mit welcher er — angespornt durch seine unübertroffene Begeisterung für das Werk und dessen Schöpfer — sein unvergleichliches Können in den Dienst seiner Aufgabe stellte. Fern allen unkünstlerischen Tenoristenlaunen, jedem komödiantischen Eigendünkel, machte er es dem Meister zur beglückenden Freude, mit ihm über den Gegenstand seiner Darstellung zu verkehren. Jede anscheinend kleinlichste Hartnäckigkeit in seinen Weisungen fand bei Schnorr, da ihr Sinn sofort von ihm verstanden wurde, stets nur die freudigste Aufnahme, so daß es Wagner fast unredlich erschienen wäre, hätte er ihm, etwa aus Besorgnis seine Empfindlichkeit zu verletzen, die mindeste Ausstellung verschweigen wollen. Nur über den dritten Akt, erzählt Wagner in seinen Erinnerungen an diesen einzigen Sänger, habe er Schnorr nie etwas gesagt, außer seiner früheren, noch in Biebrich

gegebenen, Erklärung der einzigen, ihm unverständlich gebliebenen Stelle.[1] Nachdem er während der Proben des ersten und zweiten Aktes stets, wie mit dem Ohr, so mit dem Auge, auf das Gespannteste an seinen Darstellern gehaftet, wandte er sich vielmehr mit dem Beginne des dritten Aufzuges vom Anblicke des auf seinem Schmerzenslager hingestreckten todeswunden Helden unwillkürlich gänzlich ab, um auf seinem Stuhle mit halbgeschlossenem Auge bewegungslos sich in sich zu versenken. In der ersten Theaterprobe schien Schnorr die ungewohnte Ausdauer seiner scheinbaren vollständigen Theilnahmlosigkeit, da er sich im Verlaufe der ganzen ungeheueren Szene selbst bei den heftigsten Accenten des Sängers nicht nach ihm umwendete, ja nur überhaupt sich regte, innerlich befangen gemacht zu haben; denn — so fährt der Meister in seinen Erinnerungen fort — ‚als ich endlich nach dem Liebesfluche taumelnd mich erhob, um, in erschütternder Umarmung zu ihm niedergebeugt, dem wunderbaren Freunde leise zu sagen, daß ich kein Urtheil über mein, nun durch ihn erfülltes Ideal aussprechen könne, da blitzte sein dunkles Auge wie der Stern der Liebe auf; ein kaum hörbares Schluchzen, — und nie sprachen wir über diesen dritten Akt mehr ein ernstes Wort. Nur erlaubte ich mir, zur Andeutung meiner Empfindung hierüber, etwa Scherze wie diesen: so etwas, wie dieser dritte Akt, sei leicht geschrieben, aber es von Schnorr hören zu müssen, das sei schwer, weshalb ich denn auch gar nicht erst noch hinsehen könne.‘

‚In Wahrheit‘, fährt Wagner an derselben Stelle fort, ‚bleibt auch jetzt, wo ich diese Erinnerungen aufzeichne, es mir noch unmöglich, über diese Leistung Schnorr's als Tristan, wie sie im dritten Akte meines Dramas ihren Höhepunkt erreichte, mich auszusprechen. In völliger Rathlosigkeit darüber, wie ich nur einen annähernden Begriff davon geben sollte, glaube ich dieses so furchtbar flüchtige Wunderwerk der musikalisch-mimischen Darstellungskunst für das spätere Gedenken einzig dadurch festhalten zu können, daß ich den mir und meinem Werke wahrhaft gewogenen Freunden für alle Zukunft anempfehle, vor Allem die Partitur dieses dritten Aktes zur Hand zu nehmen. Sie würden zunächst nur das Orchester genauer zu untersuchen haben, dort, vom Beginn des Aktes bis zu Tristan's Tode, die rastlos auftauchenden, sich entwickelnden, verbindenden, trennenden, dann neu sich verschmelzenden, wachsenden, abnehmenden, endlich sich bekämpfenden, sich umschlingenden, gegenseitig fast sich verschlingenden musikalischen Motive verfolgen; dann hätten sie dessen inne zu werden, daß diese Motive, welche um ihres bedeutenden Ausdruckes willen der ausführlichsten Harmonisation, wie der selbständigst bewegten orchestralen Behandlung bedurften, ein zwischen äußerstem Wonneverlangen und allerentschiedenster Todessehnsucht wechselndes Gefühls-

[1] Band II², S. 381.

leben ausdrücken, wie es bisher in keinem rein symphonischen Satze mit gleicher Kombinationsfülle entworfen werden konnte, und somit hier wiederum nur durch Instrumentalkombinationen zu versinnlichen war, wie sie mit gleichem Reichthum kaum noch reine Instrumentalkomponisten in das Spiel zu setzen sich genöthigt sehen durften. Nun sage man sich, daß dieses ganze ungeheure Orchester zu der monologischen Ergießung des dort auf einem Lager ausgestreckten Sängers sich, im Sinne der eigentlichen Oper betrachtet, doch nur wie die Begleitung zu einem sogenannten Sologesange verhalte, und schließe demnach auf die Bedeutung der Leistung Schnorr's, wenn ich jeden wahrhaften Zuhörer jener Münchener Aufführungen zum Zeugen dafür anrufen darf, daß vom ersten bis zum letzten Takte alle Aufmerksamkeit und aller Antheil einzig auf den Darsteller, den Sänger gerichtet war, an ihn gefesselt blieb und nie einen Augenblick auch nur gegen ein Textwort Zerstreutheit oder Abwendung eintrat, vielmehr das Orchester gegen den Sänger völlig verschwand, oder — richtiger gesagt — in seinem Vortrage selbst *mit enthalten zu sein* schien. Gewiß ist aber nun Alles zur Bezeichnung der unvergleichlichen Größe der künstlerischen Leistung meines Freundes gesagt, wenn ich berichte, daß bereits nach der Generalprobe von unbefangenen Zuhörern gerade *diesem Akte* die populärste Wirkung zugesprochen, und der allgemeinste Erfolg davon vorausgesagt wurde.'

Inmitten aller erhebenden Freude an dem wachsenden Gedeihen seines Werkes richtete er doppelt beglückt sein Auge auf seinen königlichen Schutzengel, unter dessen treuer Obhut dies Alles möglich geworden war: ‚immer schön und segnend über mir schwebend, voll kindlichem Jubel über meine Zufriedenheit, unsichtbar immer anordnend, was mir diente, entfernend, was mir hinderlich war.' Ein schöner Brief des Königs vom 20. April bestätigt diese ununterbrochene zärtliche Fürsorge und seine, immer neue Freude an dem Besitz des großen Freundes: ‚Es drängt mich Ihnen zu schreiben, Ihnen zu sagen, wie überglücklich ich bin, da ich hörte, daß Sie heiter und zufrieden sind, und die Proben vollkommen nach Ihrem Wunsche von Statten gehen. Wer hätte an dies herrliche Gelingen vor einem Jahre gedacht! Um diese Zeit sandte ich Pfistermeister nach der Sonne meines Lebens aus, vergeblich suchte er Sie in Wien und Zürich!'[1] Er befürwortet sodann die Verlegung der Vorstellungen in das geräumigere *Hoftheater*. ‚Sehr würde es mich freuen, theurer Freund, wäre schon die *erste* Aufführung im Hoftheater zu ermöglichen; das Residenztheater scheint mir für die Darstellung derartiger großer Werke durchaus nicht geeignet. Kämen doch Semper's Pläne endlich,

[1] Auch Wagner's Gedanken hatten sich um diese Zeit wiederholt auf die Ereignisse des Vorjahres gerichtet — er schrieb an Frau Wille: ‚*Jeder Grashalm in meinem Garten ruft mir das Ergrünen des Ihrigen vorm Jahre zurück.*'

er versprach die Pläne für das provisorisch zu errichtende Theater (S. 37) Ihnen zu übersenden. Durch Pfistermeister ließ ich ihm den Auftrag ertheilen, auch den Plan für das monumentale Festtheater der Zukunft einstweilen zu entwerfen und an mich zu senden. Ich bitte Sie, geliebter Freund, den Platz für seinen Bau zu bestimmen. Im Geiste höre ich schon die Töne des Rheingoldes darin erklingen.' Man versteht nach diesen liebevollen Äußerungen, wie sehr der Künstler durch das Zusammenwirken von so viel verständnisvoll inniger Ergebenheit sich freudig erhoben fühlen mußte. ‚Dazu mußte ich leiden, um Das zu erleben! Von der Herrlichkeit der beiden Schnorr's können Sie sich keinen Begriff machen; alle Kraft ihres Lebens konzentrirt sich zu dieser einen Leistung, die sie nun mit voller künstlerischer Würde bewältigen. Von der Göttlichkeit meines jungen Königs kann kein Hymnus erschöpfend singen. Hier ist Alles wie ein Märchentraum: man kann es nicht glauben, daß solch Schönes, Tiefes und Erhabenes plötzlich in das Menschenleben treten konnte. Und wie weise ist er, ohne im mindesten es zu wissen! Aber viel Trauer schwebt über uns: die furchtbare Gemeinheit der Umgebung und aller Umstände, — und doch Alles weise, mit ganz unfehlbarem Instinkt von ihm beherrscht.'[1]

Somit konnte Wagner, bereits unterm 18. April, eine Einladung an die auswärtigen Freunde seines Schaffens ergehen lassen, die er in Briefform an den befreundeten Herausgeber des Wiener ‚Botschafters', Friedrich Uhl,[2] richtete, mit der Bitte für ihre weitere Verbreitung zu sorgen. Nach einem Bericht über die bisherigen Schicksale des Werkes präzisirt er darin die bestimmte Bedeutung der bevorstehenden Aufführungen. ‚Diese Aufführungen, für jetzt vielleicht nur drei an der Zahl,[3] sollen als Kunstfeste betrachtet werden, zu welchen ich von nah und fern die Freunde meiner Kunst einladen darf: sie werden demnach dem Charakter der gewöhnlichen Theateraufführungen entrückt und treten aus der üblichen Beziehung zwischen dem Theater und dem Publikum heraus.' Es werde sich diesmal nicht um Gefallen oder Nichtgefallen, dieses wunderliche moderne Theaterhazardspiel, handeln, sondern einzig um die Lösung reiner Kunstprobleme, nämlich: ‚ob künstlerische Aufgaben, wie die von mir in diesem Werke gestellten, zu lösen sind, auf welche Weise sie zu lösen sind, und ob es sich der Mühe verlohne, sie zu lösen? Ist das Problem gelöst, so wird die Frage sich erweitern, und in welcher Weise wir dem eigentlichen Volke Antheil an dem

[1] An Frau Wille, 31. (sic) April 1865. — [2] Band II², S. 416. 435/36 ꝛc. Im ‚Botschafter' war seiner Zeit Wagner's Abhandlung über ‚das Wiener Hofoperntheater', und noch kürzlich (Jan. 1865) der Pecht'sche Aufsatz: ‚König Ludwig II. und die Kunst' erschienen; dasselbe Blatt brachte auch nach den Aufführungen die geistreiche Artikel-Folge aus der Feder Richard Pohl's über den Münchener ‚Tristan'. — [3] Ein Brief Bülow's vom 14. April (an Dr. Gille in Jena) stellt ‚im Ganzen etwa fünf Vorstellungen in

Tiefsten und Höchsten auch der Kunst gönnen und zu bereiten bestrebt sind, wird sich dann ebenfalls zeigen, wenngleich wir für jetzt das eigentlich stehende Theaterpublikum unserer Tage noch nicht unmittelbar in das Auge fassen zu dürfen glauben.'

Der öffentlichen Einladung folgte bald darauf, vom 3. Mai datirt, in den verbreitetsten deutschen Blättern, die bestimmte Publikation der Aufführungs-Termine, welche auf Montag den 15., Donnerstag den 18. und Montag den 22. Mai festgesetzt waren, so daß die letzte derselben — dem ursprünglichen Plane nach — genau auf den zweiundfünfzigsten Geburtstag des Künstlers gefallen wäre.[1] Als Ort der Aufführung wurde bereits in dieser Bekanntmachung — dem Wunsche des Königs gemäß — anstatt des Residenztheaters, das Kgl. Hof- und Nationaltheater angegeben, da sich für die große Anzahl der bereits eingelaufenen und vorauszusehenden Meldungen der erstere Raum doch als zu eng und klein erwies. Es war im voraus deutlich, daß die Aufführungen nicht bloß vor ‚Freunden' zu spielen haben würden, und Wagner selbst weit davon entfernt, auch wenn es in seiner Macht gestanden hätte, ein weiteres Publikum in seiner Antheilnahme an dem Kunstvorgange hindern zu wollen. Aber — eine gewaltige Kluft gähnte — vollends damals — zwischen dem ‚stehenden Theaterpublikum unserer Tage' und dem neuen Werk, das zugleich — eine neue Welt in sich schloß!

So viel fördernde und erwärmende Liebe dem Schöpfer und Weckrufer dieser ‚neuen Welt' auf der einen Seite von der kleinen Zahl seiner wahren Freunde entgegengebracht wurde, so viel tägliche traurige Erfahrungen von Haß und Neid, Bosheit und Roheit der Gesinnung drängten sich ihm auf der anderen Seite auf. Anonyme Beschimpfungen, Drohbriefe aller Art waren — neben den hergebrachten Suppliken — unter der einlaufenden Korrespondenz nichts Seltenes. Die ‚furchtbare Gemeinheit' dieser Münchener Umgebung, die uns ein ganzes Kapitel hindurch beschäftigt hat, brauchen wir hier nicht nochmals in ihren einzelnen Gestalten und Gruppen, Spitzführern und Anhängern heraufzubeschwören; sie bildete die düstere Folie, den dunklen Untergrund für alles Gute und Edle, das auf diesem Boden ins Leben zu rufen war. Zu entstellen und zu verhetzen gab es genug: schon die bloße Thatsache einer ersten Aufführung vor einem aus aller Welt her eingeladenen Publikum war etwas Neues. Der Widerhall altgewohnter Opposition gegen jedes außerordentliche Unternehmen Wagner's erwachte auch außerhalb Münchens. Material in Fülle für das Tagesbedürfnis gewährte ferner, was an einzelnen Vorfällen während der Proben in Erfahrung gebracht wurde. Im

Aussicht', ‚jedenfalls Anfang Juni noch eine oder zwei, da die fremden Sänger bis zum 9. Juni Urlaub haben'. — [1] Vgl. die Termine des ‚Züricher Musikfestes' i. J. 1853: 18., 20. und 22. Mai (Band II², S. 15/16) und die Grundsteinlegungsfeier des Bayreuther Festspielhauses am 22. Mai 1872!

Personale des Hoftheaters, ja selbst im Bestande des Orchesters gab es, und noch auf lange hinaus, so manchen erbitterten unversöhnlichen Feind, der es sich mit Behagen angelegen sein ließ, aus den intimeren Vorgängen der Probe Erregungsstoffe mancherlei Art in das Publikum hinauszutragen. Zur Hebung räumlicher Unzulänglichkeiten im Orchester sollte eine Sperrsitzreihe beseitigt werden. Auf eine Bemerkung des Maschinisten, mit welchem Bülow in dieser Angelegenheit zu unterhandeln hatte, entschlüpfte Letzterem — am 3. Mai — eine Bezeichnung der voraussichtlichen Inhaber dieser Plätze, die, ebenso drastisch als unparlamentarisch, sich zu nichts weniger eignete, als aus dem Halbdunkel der Szene, wo sie im Privatgespräch gefallen war, von unberufenen Zeugen an die Öffentlichkeit gezerrt zu werden. Dennoch geschah dies und bewirkte ein neues Auflodern der oppositionellen Flammenzeichen in allen Lokalblättern. Ganz München war davon erfüllt. Es bedurfte zur Besänftigung der allgemeinen hochgradigen Erregung einer förmlichen Ehrenerklärung, die Bülow in seiner kavaliermäßigen Weise durch die ‚Neuesten Nachrichten' gab, in der Versicherung, er habe mit seiner aus dem Zusammenhange gerissenen, und dadurch wesentlich getrübten Äußerung nicht im entferntesten eine Gesammt-Verunglimpfung des gebildeten Münchener Publikums beabsichtigt, und beabsichtigen können; sondern nur diejenigen böswilligen Theaterbesucher dabei im Sinne gehabt, welche verdächtig seien, an den in Wort und Schrift gegen den hochverehrten Meister gesponnenen Verleumdungen und Intriguen Theil genommen zu haben. Damit war die Ruhe wieder hergestellt, — an der Oberfläche der Münchener Publizität. In der Tiefe wühlte es immer noch weiter fort, begierig, im passenden Moment wieder hervorzubrechen.

Mittlerweile hatten sich die Proben ihrem Ziele so weit genähert, daß die am Donnerstag, den 11. Mai, Vormittags 10 Uhr beginnende, bei vollbeleuchtetem Hause stattfindende Generalprobe im Kostüm und mit vollen Dekorationen bereits einer ersten Aufführung gleichkam. Ein zahlreiches Auditorium, ca. 600 eingeladene Personen, war dazu versammelt, Parquet und erster Rang dicht besetzt, der König in seiner Loge mit anwesend. Vor dem Beginn des Vorspieles nahm der Meister vom Orchester Abschied, indem er sich nunmehr in die Eigenschaft eines einfachen Zuschauers zurückziehe. Er sprach den Musikern für ihre ausdauernden Bemühungen und ausgezeichneten Leistungen seinen Dank aus. Man möge ihn entschuldigen, daß er die Leitung nicht selbst zu übernehmen vermöge; er sei aber leidender, als für Manchen es den Anschein haben möge. Er vertraue sein Werk getrost dem Orchester und seinem Freunde Herrn von Bülow an. Der Künstler sei nur dann befriedigt und erlöst, wenn über seinem Werke seine Person vergessen werde. Vergessen sei überhaupt eine schöne Pflicht, dieses beglückende und befreiende Vergessen rufe er auch für seinen theuren Freund an, der seinen Ehrenplatz an ihrer Spitze einnehme: es möge auch seine Person über seiner Leistung ver-

geſſen werden! Der Schluß der Anſprache bezog ſich ſodann auf die bevorſtehende Berührung ſeines Werkes mit dem Publikum; vor dieſer Berührung hege er keine Bangigkeit. ‚Das deutſche Publikum war es, welches mich gegen die ſonderbarſten Anfeindungen der Parteien überall aufrecht erhielt: auch dem Münchener Publikum darf ich zuverſichtlich vertrauen. Sie waren noch kürzlich Zeuge, wie es mich gegen unwürdige Angriffe und Ehrenkränkungen aufrecht erhielt. Doch iſt vielleicht der Haß nicht überall zu tilgen: gegen ihn wenden wir das Mittel an, welches uns Triſtan und Iſolde kennen lehrt. Iſolde glaubt Triſtan zu haſſen, und reicht ihm den Todestrank: doch das Schickſal wandelt ihn in den Trank der Liebe. Dem gifterfüllten Herzen, das etwa auch unſerem Werke nahen ſollte, reichen wir den Liebestrank. An Ihnen iſt es, dieſen Liebeszauber auszuüben: ich lege ſein Werk in Ihre Hand.‘[1]

Im Hintergrunde einer Zuſchauerloge wohnte der Meiſter der geſammten Probe bei, welche ohne jede Unterbrechung verlief und im Ganzen, mit den Zwiſchenpauſen, etwas über fünf Stunden dauerte (von 10 bis 3¼ Uhr). Sie war in allen Theilen muſterhaft zu nennen; alle Betheiligten, vorab das Schnorr'ſche Paar, entledigten ſich ihrer Aufgaben mit wunderbarer Hingebung und Begeiſterung. ‚Dieſe erſte Aufführung, ohne Publikum, nur für uns, glich‘ — ſo ſagt Wagner ſelbſt — ‚*der Erfüllung des Unmöglichen*‘.

[1] Der Wortlaut dieſer, wie auch der darauf folgenden Bülow'ſchen Anſprache gelangte in der ‚Bayeriſchen Zeitung‘ vom 15. Mai 1865 (dem Tage der beabſichtigten *erſten* Aufführung!) zum Abdruck und iſt danach im IV. Bande der Briefe Bülow's, S. 32/35 neuerdings reproduzirt worden.

IV.

Die vier ‚Tristan'-Aufführungen.

Plötzliche Erkrankung von Frau Schnorr. — Wechselangelegenheit am ersten Tristantage. — Fremden-Andrang von außen her. — Unerwarteter Aufschub der Aufführung von Woche zu Woche und allgemeine Enttäuschung und Erregung. — Erste, zweite, dritte Aufführung. — Auf Wunsch des Königs noch eine vierte Vorstellung. — Privataudition des Königs.

Mit der Erkenntnis der unsäglichen Bedeutung Schnorr's für mein eigenes Kunstschaffen trat ein neuer Hoffnungs-Frühling in mein Leben.
Richard Wagner.

So stand man dicht an der Schwelle des großen Ereignisses der ersten öffentlichen Aufführung des — so lange als unaufführbar verschrieenen — Werkes. Zwischen zwei völligen Ruhetagen für alle Betheiligten war, für Sonnabend den 13. Mai, noch eine ‚geheime' Generalprobe aller drei Akte angesetzt. Die Sänger sollten dabei, zur Vermeidung jeder Überanstrengung, bloß mezza voce singen. Von dieser unscheinbaren letzten Probe soll — nach der Angabe der Frau Schnorr — die ebenso verhängnisvolle als unerwartete Wendung der Dinge ihren Ausgang genommen haben. Die Sängerin der Isolde erkältete sich dabei und — ‚hart am Ziel' — war die weithin angekündigte Aufführung wieder in Frage gestellt. Es war dies für den Meister nach allem Vorausgegangenen eine der schwersten Prüfungen. Die von den Vorbereitungen eines so außerordentlichen Unternehmens ein für allemal unzertrennlichen Aufregungen und Anspannungen sollten also noch immer nicht zu einer beruhigenden Lösung kommen und die dunklen Mächte einer neiderfüllten Opposition einen erneuten Spielraum für ihr Treiben gewinnen.

Der für die Aufführung bestimmte Termin, Montag der 15. Mai, brach an. Er brachte, außer der enttäuschenden Nachricht von Isoldens Unwohl-

sein, noch einen Vorfall von so charakteristisch ausgesuchter Böswilligkeit der Münchener Gegnerschaft, daß wir in der That keine Ursache haben, das Faktum in einer wahrheitsgetreuen Lebensbeschreibung Wagner's zu unterdrücken, sondern es vielmehr an dieser Stelle genau so wiedergeben, wie es uns seiner Zeit durch einen zuverlässigen Zeugen mitgetheilt worden ist.[1] Wir müssen uns dazu, aus der Periode der Pariser Konzertunternehmung von 1860, jenes Darlehens erinnern, welches dem ringenden Künstler, in schwerer Bedrängnis, durch Vermittelung der treuen Freundin Malvida seitens einer sehr begüterten englischen Dame zu Theil geworden war. Es handelte sich dabei lediglich um ein paar tausend Francs, als eine Art von Abschlagsanzahlung auf die zu seinen Gunsten im Werke befindliche Subskription zur Deckung der Konzertunkosten; die Rückzahlung sollte aus den Erträgnissen jener Subskription erfolgen.[2] Da die letztere Angelegenheit sich aber monatelang hinschleppte und schließlich resultatlos im Sande verlief,[3] hatte er der Darleiherin schließlich, um die empfangene Summe nicht ohne Weiteres als ein Geschenk zu betrachten, an Zahlungsstatt einen Schuldschein in Wechselform auf ein Jahr ausgestellt. Dies war keineswegs auf ihr Verlangen, sondern durchaus freiwillig, aus eigenem Antriebe seinerseits geschehen, da er ja — aus der bevorstehenden ‚Tannhäuser'-Aufführung unter kaiserlichem Schutze — auf bedeutende Einnahmen rechnen durfte.[4] Statt dessen fiel nun der Ablauf der angenommenen Zahlungsfrist gerade in die Periode des völligen Zusammenbruches aller seiner Pariser Hoffnungen, und an eine Einlösung der eingegangenen Verpflichtung war nicht zu denken. In der Folge, so berichtet unser Gewährsmann, sei er nun durch den Sekretär jener Dame an die Fälligkeit des Papieres gemahnt worden und habe ihr daraufhin auch sogleich geschrieben; die höfliche Antwort sei gewesen, die Sache habe durchaus keine Eile und der Sekretär habe nicht in ihrem Auftrag, sondern rein geschäftsmäßig von sich aus gehandelt. Gleichwohl war das Papier — auf welche Weise, ist bisher unaufgeklärt — in fremde Hände übergegangen und eigens, um dem Meister einen Streich zu spielen, von seinen Münchener Gegnern[5] angekauft und für den Tag der ‚Tristan'-Vorstellung aufbewahrt worden, um ihm Verlegenheiten zu bereiten und, wenn irgend möglich, in skandalöser Weise seine persönliche Theilnahme an der ersten Aufführung zu verhindern. Thatsächlich sei ihm das betreffende Accept, ohne jede vorausgegangene Ankündigung, an jenem Montag den 15. Mai

---

[1] Dieser Gewährsmann ist der Neffe des Meisters, Alexander Ritter (der Gatte von Albert's Tochter Franziska), der sich dem Verfasser bei Erzählung des Vorfalles für jede Einzelheit desselben verbürgte. — [2] Band II², S. 256. — [3] Ebendaselbst. — [4] Die einzelnen Phasen dieser Angelegenheit sind in den Briefen an M. v. Meysenbug (Cosmopolis, August 1896, S. 558. 560), wenngleich durch einige Auslassungen verschleiert, andeutungsweise zu verfolgen. — [5] Unser Gewährsmann nannte hier einen ganz bestimmten, in der Kunstwelt berühmten Namen, den wir an dieser Stelle zu reproduziren unterlassen!

präsentirt worden, unter Androhung sofortiger Verhaftung im Nichtzahlungsfalle, — man habe ihm, fügte der Erzähler (A. Ritter) hinzu, kaum Zeit gelassen, ein Billet an den König zu schreiben, um die Sache sogleich in Ordnung zu bringen. Dem Inhaber des Papiers war ersichtlich mehr an dem Skandal, als an der Einlösung gelegen.

Indem wir diese uns verbürgte Erzählung in ihren hier wiedergegebenen Einzelheiten auf sich beruhen lassen, wollen wir hier von uns aus lediglich konstatiren, daß die beiden, vom ‚Tristan-Tage' datirten Briefe des Königs an Wagner allerdings auf eine besonders bittere und schmerzliche Erfahrung hinweisen, welche dieser soeben von menschlicher Bosheit und Niedertracht gemacht. Der erste dieser Briefe weiß noch nichts von der bevorstehenden großen Enttäuschung, er ist noch voll begeisterter Erwartung des Abends, eine Folge sehnsüchtig enthusiastischer Ausrufe, mündend in die Bitte um Auskunft: aus welchem ‚tief geheimnisvollen Grund' der Freund bei aller Freude betrübt und von Qualen gepeinigt sei? ‚O ich sehe wohl', heißt es dann in dem zweiten, ‚daß Ihre Leiden tief begründet sind! Sie sagen mir, geliebter Freund, Sie hätten tief in die Herzen der Menschen geblickt, ihre Bosheit und Verdorbenheit darin erschaut; o ich glaube Ihnen, begreife wohl, daß Augenblicke des Unmuthes gegen das Menschengeschlecht bei Ihnen eintreten, doch wollen wir bedenken (nicht wahr, Geliebter?), daß es doch viele edle Menschen giebt, für welche zu leben und zu schaffen es wahre Freude ist. Und doch sagen Sie, Sie taugen nicht für diese Welt! Verzweifeln Sie nicht, Ihr Treuer beschwört Sie, fassen Sie Muth: die Liebe hilft Alles tragen und dulden, sie führt endlich zum Sieg!' Mit dieser schönen Wendung zum Guten, aus reinem liebevollem Jünglingsgemüthe dem Meister zum Troste gesprochen, beschließen auch wir den Bericht über diese Episode; von der feindseligen Gesinnung, wie sie ihm auf diesem unglücklichen, neidverseuchten Münchener Boden immer wieder entgegentrat, hatte er dadurch ein neues — wenn auch nicht das letzte! — Beispiel erhalten. Sie mit Geduld zu ertragen, bis sie sich etwa einmal innerlich selbst aufgezehrt haben würde, dazu bedurfte es allerdings so außerordentlicher Bekundungen einer tröstenden und versöhnenden Liebe, deren zartsinnige Spendung, — als einzig mögliches Antidot gegen das zerstörende Gift des Hasses — ihrem königlichen Urheber zu ewigem Ruhme gereicht!

Bereits im Laufe der letzten Probenwoche war der Fremdenzudrang in München ein merklicher gewesen. Außer den speziellen Freunden und Verehrern des Meisters und seiner Kunst, die dem künstlerischen Ereignis beiwohnen wollten und darnach ihre Reisepläne eingetheilt hatten, waren aus aller Welt Enden die unvermeidlichen Vertreter der ‚Presse' und sogenannten ‚Kritik' zusammengeströmt, aus dem Norden und Süden Deutschlands, aus Österreich wie aus dem Auslande, aus Wien, Weimar, Karlsruhe, Dresden, Berlin, wie aus

Pesth, Paris und von jenseit des Kanals. Eine bunte und zahlreiche Gesellschaft besetzte überall die Gasthöfe. Wir nennen unter ihnen aus London den trefflichen Klindworth, von Paris aus Gasperini, seinen dortigen treuen Hausarzt und litterarischen Vorkämpfer; von Wien aus Dr. Friedrich Uhl, den Redakteur des ‚Botschafter', und den jungen Heinrich Porges; den Regierungsrath Franz Müller aus Weimar, der sich durch mehrere interessante Schriften über Wagner's Werke rühmlich hervorgethan; dazu den alten Freund August Röckel aus Frankfurt a. M., Alexander Ritter aus Würzburg nebst Gemahlin, Geheimrath Dr. Gille aus Jena, Kapellmeister Seifriz aus Löwenberg, Felix Dräseke, Joachim Raff, Leopold Damrosch, C. F. Weitzmann, Eduard Lassen, den jungen begabten Tonkünstler Adolf Jensen aus Königsberg i. Pr., einen Schüler des braven Louis Köhler, der mit ihm gemeinschaftlich die Reise nach der Isarstadt unternommen u. s. w. u. s. w. Beide Letztgenannten trafen bereits am Sonnabend den 13. in München ein, gerade wie Richard Pohl. ‚Leider war', so erzählt Letzterer, ‚die erste Aufführung schon vorüber! Mit dieser Nachricht empfing uns zu unserem Erstaunen Hans von Bülow. Die Generalprobe im Kostüm, bei beleuchtetem Hause, in Anwesenheit mehrerer hundert Eingeladenen war in der That als erste Aufführung zu betrachten. Sie soll in allen Theilen so musterhaft gewesen sein, daß wir Alle mit verzeihlichem Neid den Bericht jener Glücklichen anhörten, welche ihr Stern am 11. Mai bereits hierhergeführt.' Zu anregendem und mannigfachem Verkehr bot sich hinreichende Gelegenheit. ‚Am Vormittag war der Sammelpunkt bei Bülow, am Nachmittag in Wagner's reizender Villa'. Den Brennpunkt dieses Verkehrs bildete naturgemäß das eigene gastliche Haus des Künstlers, der auch in München die (bereits in Paris eingeführte) Sitte, seine Freunde an einem bestimmten Tage der Woche um sich zu versammeln, mit der ihm eigenen Freude am geselligen Umgang mit Gleichgesinnten fortsetzte. Hiervon hielt ihn auch sein damaliger, in der That ‚leidender' Gesundheitszustand nicht ab, welcher Niemand entging, der in jenen denkwürdigen Mai- und Junitagen das hohe Glück hatte mit dem Meister zu verkehren und ihn damals angegriffener, ja den Ewigjungen geradezu gealterter aussehend fand, als nach langen Jahren in Bayreuth.

Noch bis zum späten Sonntag-Abend hatte Keiner eine Ahnung von dem bevorstehenden Umschwung der Dinge; allseitig war man vielmehr in der freudig gespanntesten Erwartung des Kommenden. ‚Um 5 Uhr', so erzählt Jensen, ‚ging's zu Wagner, der uns (Jensen und Köhler) in liebenswürdigster Weise empfing. Er wohnt in einer reizenden Villa in der Brienner Straße und hat einen wunderschönen Garten, in dem wir Kaffee tranken und Cigarren bekamen. Wir fanden viele interessante Leute dort: Alexander Ritter nebst Frau, liebenswürdige prächtige Menschen, den talentvollen Heinrich

Porges aus Wien, Wagner's intimsten Jugendfreund August Röckel, einen Menschen von tiefem Gemüth und eminenten Kenntnissen, der mit Wagner die Revolutionszeit in Dresden durchmachte und 13 Jahre im Zuchthause zubringen mußte, Dr. Uhl, den Redakteur des Wiener ‚Botschafter', eine höchst umgängliche Natur, Regierungsrath Müller aus Weimar und Andere, deren Namen ich nicht genau kenne. Bülow und Frau waren natürlich auch da; Ersterer stellte mich der Letzteren sogleich vor — sie ist eine ausgezeichnet geistvolle Frau von warmer Empfindung und freundlichstem Wesen.'[1] Von demselben ‚geselligen Zusammensein mit Wagner und vielen Anderen in dessen Garten' erwähnt Köhler, er habe dabei nur ‚einen unsichtbaren — betarnkappten — Stenographen vermißt', so sehr sei ein jedes von Wagner gesprochene Wort von Interesse gewesen. Und er habe viel und eifrig gesprochen, über ein deutsches Repertoire für eine deutsche Opern-Musterbühne, über die Errichtung seines Nibelungentheaters u. a. m. Über Vieles, das ihm damals von des Meisters Worten noch unklar geblieben, sei ihm erst ein Jahrzehnt später, in Bayreuth, ein helles Licht aufgegangen![2] Von Wagner's Villa aus habe dann Jensen, so berichtet er selbst, ‚ziemlich gegen Abend' noch einen Besuch bei Schnorr's gemacht: sie seien ihm mit großer Wärme entgegengekommen und er der Einzige gewesen, der an diesem Abende von ihnen empfangen worden wäre. ‚Während ich noch da war, kam — Wagner, ohne zu klopfen, wie denn überhaupt ein brüderliches Verhältnis zwischen ihm und Schnorr existirt. Ich ging, nachdem ich etwa eine Stunde dort gewesen, da ich annehmen konnte, daß Schnorr's der morgenden Aufführung wegen alle Sammlung nöthig hätten, und verbrachte den Abend im Hôtel zu den ›vier Jahreszeiten‹ mit Porges, Ritter und Röckel.'[3]

Die Bestürzung, die verstörten Mienen, mit welchen Tags darauf in letzter Stunde, als Alles im Begriff war, sich ins Hoftheater zu begeben, die Absage der Vorstellung aufgenommen wurde, wird uns in den gleichen Privatbriefen recht drastisch geschildert. Welche großen Unannehmlichkeiten und bitteren Verstimmungen gerade dieser Tag ganz wider Erwarten dem Meister gebracht, hat uns oben bereits beschäftigt; doch bleibt uns noch ein Zug zu erwähnen übrig, da sich für ihn in Wahrheit auf diesen einen Tag von überall her alles irgend erdenkliche Aufregende und schwer zu Ertragende anzusammeln schien! Er empfing nämlich zu allem Andern an dem gleichen Nachmittag von Dresden aus die telegraphische Nachricht, daß seine Frau sterbenskrank darniederliege. Ihr altes Herzleiden hatte durch gewisse krampfartige Erscheinungen zu einer akuten Verschlimmerung ihres Zustandes geführt. Weitere Depeschen meldeten die eingetretene Besserung: die Gefahr

[1] Brief Adolf Jensen's an seine Frau vom 17. Mai 1865 in La Mara, Musiker-Briefe II, S. 352 ff. — [2] L. Köhler, Allg. Musikztg. 1878, Nr. 21, S. 182. — [3] A. Jensen, a. a. O.

ſei vorüber. Wie eigen verhängnisvoll hätte es ſich aber getroffen, wenn dieſe beunruhigenden Nachrichten gerade mitten in die erſte Aufführung hinein gedrungen wären! Inzwiſchen war der Aufſchub für die von fern her Angereiſten bedauerlich genug. So hatte ſich Klindworth aus ſeinen Londoner Pflichten nur für eine Woche frei machen können und mußte daher, da für die nächſten acht Tage keine Ausſicht vorhanden war, am Dienstag den 16. abreiſen, ebenſo Laſſen aus Weimar, den Wagner ‚an München zu feſſeln hoffte‘,[1] Köhler, Seifriz und Weitzmann. Letztere wollten ſich, bei ſtrömendem Regen und in verzweifeltem Humor, vor der Heimfahrt wenigſtens noch einen Ausflug nach Salzburg und Berchtesgaden gönnen. Die Zurückbleibenden, ſchreibt A. Jenſen, hatten es beſſer. Sie waren alle für den Nachmittag zu dem Meiſter eingeladen, der es bei ſolchen Gelegenheiten ſich nicht nehmen ließ, durch unwiderſtehlich liebenswürdige Gaſtlichkeit die in ſeinem Hauſe verbrachten Stunden für jeden Einzelnen zu unvergeßlichen Erinnerungen zu geſtalten. Bülow ließ ſich am Klavier vernehmen, Wagner ‚ſang uns ſein Schuſterlied aus den Meiſterſingern mit köſtlich ironiſchem Humor‘ und ‚machte allerhand Dummheiten‘ — d. h. er wußte auf die ihm eigene, durchaus unnachahmliche Weiſe durch launig übermüthige Neckereien und Scherze die ungeheure Kluft zwiſchen ſich und ſeinem jedesmaligen Gegenüber bis zum Gefühle des traulichſten Behagens zu überbrücken.[2] ‚Frau von Bülow redete mir zu, unbedingt zu bleiben, da die Aufführung am Mittwoch nächſter Woche doch jedenfalls ſtattfinden könnte, bat mich, ſie nach Belieben zu beſuchen und hob hervor, daß ein häufiges Zuſammenſein mit dem Meiſter für mich doch auch von Werth ſein müßte. Wagner zog mich auf einen Seſſel neben ſich und ſagte: ‚Na, nun kommen Sie einmal! Können Sie hier bleiben? Sind Sie durch irgend welche Verpflichtungen gebunden, in Königsberg an einem beſtimmten Tage einzutreffen?‘ Und von demſelben Dienstag Abend heißt es dann in derſelben Erzählung weiter: ‚Abends, wo wir Alle, Wagner mit, in den ›vier Jahreszeiten‹ waren, ſagte er in ſeiner freundlichen, bezaubernden Weiſe: ›Kinder, Ihr müßt Euch einbilden, alle krank geworden zu ſein, wir gründen hier ein großartiges Hoſpital; Ihr müßt hier bleiben, Ihr werdet mich doch nicht verlaſſen; den Arzt haben wir hier zur

---

[1] Bülow's Briefe, IV, S. 39. — [2] Mit dieſer Fähigkeit hängt ſeine unerſchöpfliche Erfindungsgabe für charakteriſtiſche Scherz- und Koſenamen zuſammen, mit denen er die Perſonen ſeiner Umgebung, ſtatt mit ihren ſonſtigen bürgerlichen Namen, zu benennen pflegte. Nach den Erinnerungen der Frau Schnorr habe er z. B. ſie und ihren Mann ‚während der Arbeit Löwen‘ genannt, im geſelligen täglichen Verkehr aber ‚weiche, mollige Thierchen mit gemüthlichem Geſumm, die perſonifizirten Hummeln‘. So heißen ſie auch in ſeinen an ſie gerichteten Briefen: entweder ‚ſein vielgeliebtes Hummelpaar‘ und Frau Schnorr die ‚Hummelkönigin‘, oder wiederum ‚bayriſche Löwen‘, ‚liebe edle Löwen‘, ‚Löwen von St. Triſtan‘, und dem entſprechend nennt er ſich ihnen gegenüber gern den ‚Löwenhüter‘ oder ‚Löwenbändiger‘.

Stelle, der Euch beurlaubt‹, und darauf zum Redakteur Gasperini gewendet, der gleichzeitig Arzt ist und ihn in seinem Nervenfieber in Paris ausgezeichnet behandelt hat:[1] ›Monsieur le médecin, il faut que Vous donniez des certificats de maladie.‹ Auch wurde an diesem Abende für den folgenden Tag eine gemeinsame Photographie verabredet, die auch wirklich als großes Gruppenbild ‚Richard Wagner und seine Freunde' am Vormittage des 17. Mai beim Hofphotographen J. Albert zur Ausführung gelangte. Inmitten des Bildes hat der Meister mit Dr. Gille und Franz Müller an einem Tische Platz genommen; zu seiner Rechten sitzt Röckel; zu seinen Füßen ist sein treuer Hund Pohl[2] gelagert, dessen Namensgleichheit mit dem geistvollen litterarischen Vorkämpfer Wagner's zu mancherlei Scherzen Veranlassung gab; im Hintergrunde und zu beiden Seiten gruppiren sich Gasperini, Bülow, Jensen, Dräseke, A. Ritter, Uhl, Richard Pohl, Damrosch, Porges und die beiden Ungarn H. v. Rosti und Michael Moszonyi. Dagegen vermißt man auf diesem, in seiner Art geschichtlich bedeutenden Bilde nicht bloß die bereits als abgereist Erwähnten, Klindworth, Lassen, Köhler u. s. w., sondern auch noch so manchen Anderen, z. B. — Peter Cornelius. Dieser hatte nämlich in Folge von allerlei Mißverständnissen, an deren Entstehung er selbst die Schuld trug, die jedoch darum nicht zum Bruche zu führen brauchten, seit mehreren Wochen München verlassen und weder gegen Wagner noch gegen Bülow etwas von sich hören lassen![3] Unter den Gründen der damals zwischen dem Meister und Cornelius obwaltenden Verstimmung nennt Bülow eine dem Könige gegenüber verletzte Rücksicht gegen Wagner. ‚Deine uns Allen überaus befremdliche Theilnahmlosigkeit während des wichtigsten künstlerischen Ereignisses dieses Jahrhunderts', schreibt ihm Bülow nach der Aufführung, ‚hat Wagner schmerzlich betroffen, weit mehr als er es gegen uns, geschweige gegen Dich aussprechen wird. Deine Abwesenheit war sehr ungemüthlich und um so unerklärlicher, als der ›Tristan‹ mit dem ›Cid‹ nicht karambolirt hat[4] und auch Dein Brautstandsglück unter einer Exkursion nach München nicht im geringsten hätte leiden können.'[5] Schwerer zu ertragen und von schmerzlicherer, tieferer Tragik war die Lücke, welche durch das Entferntsein des größten, geliebtesten Freundes in den umgebenden Kreis gerissen wurde, unter den gleichen ‚römischen' Einflüssen, welche ihn einst im entscheidenden Augen-

[1] Band II², S. 282/83. — [2] Band II², S. 484, Anm. 450. 461. — [3] Vgl. die darauf bezüglichen Erwähnungen in Bülow's freundschaftlicher Korrespondenz: Noch Eines — von Peter kein Sterbenswörtchen! Was hat das zu bedeuten?' — ‚Cornelius' Stillschweigen Wagner gegenüber ist wirklich recht befremdlich' — — ‚Von Cornelius kein Wort, er scheint nun definitiv nicht wiederkommen zu wollen' (Bülow, Briefe IV, S. 41. 42. 45 ff. — [4] Die erste Weimarer Aufführung des ‚Cid' war allerdings recht ungeschickter Weise auf den 20. Mai 1865 angesetzt; wäre die Verzögerung des Tristan nicht eingetreten, so hätten beide Aufführungen (‚Cid' und ‚Tristan') gleichzeitig stattgefunden! — [5] Bülow, Briefe IV, S. 47.

blicke von Zürich (und Venedig), dann vom Pariser ‚Tannhäuser' fern hielten. Nicht mit einer Sylbe hat sich Wagner je darüber geäußert, was er bei dieser Lücke empfinden mußte. Auch fehlten die biederen Züricher Freunde, unter deren Augen einst der ‚Tristan' entstanden war: Semper, Herwegh, Frau Wille, Wesendonck's! Rückblickend spricht daher Wagner von den Ereignissen dieses Sommers als von einem Höhepunkt seines Lebens, einem ‚schönen Höhepunkt, und doch verbittert durch — Abwesenheiten! — Wirklich: verbittert!' Und fährt dann speziell mit Bezug auf die Züricher fort: ‚Wie kleinlich kommt Ihr mir Alle vor, die Ihr dieser — Aufregung auswichet!'[1]

Zum 22. Mai, dem zweiundfünfzigsten Geburtstag des Meisters, sandte ihm der König brieflich seine innigen Wünsche; er war kürzlich an den Starnberger See gezogen, um an der herrlichen Maienluft in Berg seine in der letzten Zeit durch Überanstrengung etwas leidend gewordene Gesundheit zu kräftigen und von dort aus den bevorstehenden Aufführungen beizuwohnen. Im Hinblick darauf hatte er seinem, den Starnberger See befahrenden Dampfboote, statt seiner bisherigen Namensaufschrift, den Namen ‚Tristan' verliehen, den es nun für allezeit beibehielt.[2] Wenige Tage später, gleichsam zur Nachfeier des Geburtsfestes, beschied er den großen Freund zu sich nach Schloß Berg, und überreichte ihm beim Empfange ein Rosenbouquet, das er ihm aus der Fülle üppiger Rosenpracht seines Gartens eigenhändig geschnitten. Er erfreute sich lebhaft der inzwischen eingetroffenen, ungeduldig von ihm erwarteten Semper'schen Pläne für den provisorisch zu errichtenden Theaterbau im Münchener Glaspalast (S. 37, 73). ‚Hoffentlich lassen die Pläne für den monumentalen Bau der Zukunft nicht zu lange auf sich warten! — Alles muß erfüllt werden; ich lasse nicht nach! Der kühnste Traum muß verwirklicht werden!' — Eifrig berieth er in Gemeinschaft mit dem Meister dessen Projekt einer neu zu begründenden Zeitung zur Unterstützung ihrer gemeinsamen Kunstbestrebungen. Als Redakteur wurde in erster Linie ein gewisser Dr. Grandauer in Aussicht genommen, der sich in vertrauenerweckender Weise Wagner zu nähern gewußt, späterhin aber, eingeschüchtert

[1] An Frau Wille, 26. Sept. 65. — [2] ‚Bisweilen besucht König Ludwig von Schloß Berg aus mittelst des niedlichen Dampfers ›Tristan‹ auch die, den schönen Parkanlagen längs dem Ufer schräg gegenüber liegende ›Roseninsel‹, eine der liebsten Schöpfungen Maximilian's, die, von Gebüsch und hohen Bäumen eingerahmt, jeden Einblick in ihr Inneres verwehrt. Dies geschieht nur in der späteren Nachmittagszeit; Mahlzeiten werden daselbst nur veranstaltet, wenn der König, was selten der Fall ist, hohe Gäste mitbringt. Wenn das Dampfschiff dem Gestade, auf welchem Starnberg in Abstufungen hinansteigt, den Rücken wendet und den Bergen in lockender Ferne entgegenrauscht, hat man volle Freiheit, dem Zuge der Berglinien zu folgen, von der breiten Benediktenwand an zum schroffgezackten Karwendel, über Heimgarten und Herzogstand bis zu der das felsige Wettersteingebirge abschließenden Zugspitze, — ein einsamer riesiger Thron, welcher des ihn bewältigenden Fürsten

durch die gegen diesen gerichteten Intriguen, so völlig in das Dunkel zurücktritt, daß wir nichts Näheres über ihn in Erfahrung gebracht haben, außer daß er ein geborener Bayer und dem Meister ehrlich ergeben war.[1] Im Betreff der sehnlich erwarteten ersten Aufführung des ‚Tristan' war wegen fortdauernder Ungewißheit des Gesundheitszustandes der Hauptsängerin noch keine Gewißheit zu erlangen. In Übereinstimmung mit den glühenden Wünschen des Königs beantragte Wagner am 25. bei Schnorr ‚kurz und gut' den folgenden Plan. Am Sonntag den 28. sollte — mit Mitterwurzer und Schnorr — der ‚fliegende Holländer' gegeben werden, am Donnerstag, den 1. Juni, ebenfalls mit Schnorr und Mitterwurzer, der ‚Tannhäuser', am Montag darauf, 5. Juni, aber ‚Tristan' folgen. ‚Hiermit kehrt Bestimmtheit und Ruhe ein. Deine Frau wird nicht genesen, als wenn sie die Ruhe hat, welche ihr diese Anordnung giebt. Ich bitte Dich, diesen Entwurf, als von mir ausgehend und mit Dir vereinbart, der Intendanz vorzulegen und die nöthigen Vorbereitungen zu verabreden.' Schnorr's antworteten durch die That: sie verließen München ganz und — begaben sich auf zehn Tage nach Reichenhall! Damit war Alles wieder in völliger Ungewißheit.

Für Niemand ward dieser erneute Aufschub verhängnisvoller als für Schnorr selbst, der für seine Person physisch und geistig zur großen That völlig bereit war. Auf ihn konnte jede Verzögerung nur nachtheilig wirken. Mit jeder neuen Woche vermehrte sich für ihn die Irritation der gespannten Erwartung, und verminderte sich die im ursprünglichen Plan mit veranschlagte Zeit ruhiger Ausspannung, der Erholung nach der That und vor seinem Wiedereintritt in seinen Dresdener Dienst.

Die seltsamen Reflexe aller einzelnen Phasen der Tristan-Vorbereitungen in der Öffentlichkeit Isar-Athens bis in ihre Einzelheiten zu verfolgen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Der Aufschub der angekündigten Vorstellungen bot den in München privatisirenden Journalisten und auf Kosten ihrer Redaktionen dahin entsandten musikalischen Delegirten der deutschen Bundesstaaten unwillkommene Ferien und zeitigte Federstudien von sehr wenig harmloser Haltung und Färbung. Wiederum gingen die Gerüchte von Land zu Land, die Aufführung von ‚Tristan und Isolde' sei einem ‚Mordversuch auf die Primadonna' gleichzuachten, und die ‚Oper' werde daher bleiben, was sie bisher gewesen, nämlich — ‚Zukunftsmusik'. Besonders

zu harren scheint.' (Gartenlaube 1871, Nr. 39.) — [1] Bülow nennt ihn (Briefe IV, 254) einen ‚sehr vorsichtigen und kühlen, aber wissenschaftlich und musikalisch ausgezeichnet gebildeten Korrespondenten'; er rühmt seine treffliche Revision und Korrektur des ‚Oberon'-Textes und machte sich in Gemeinschaft mit ihm an eine Bearbeitung von Isouard's reizender ‚Joconda' (IV, 268). ‚Dr. Grandauer, später Opernregisseur, ein scharfer, boshaft amüsanter Kritiker', so erwähnt ihn noch in der Allg. Zeitung v. 15. März 1902 ein Aufsatz von R. Braun-Artaria.

Wiener Blätter ließen sich solche schöne Dinge schreiben, um gewissen dortigen Kritikern einen letzten kurzen Triumph zu gönnen. — Allerdings war es auch wieder gerade eine Wiener Zeitung, der offizielle ‚Botschafter‘, welcher die ausgezeichnete, nach allen Regeln der Journalistik, sogar des ‚Feuilletons‘ abgefaßte, und daher eine weitgehende Wirkung verbürgende, Folge von Artikeln Richard Pohl's: ‚Eine Tristanfahrt‘ brachte, welche dem Verfasser die herzlichste Anerkennung Bülow's eintrug. ‚Was hast Du nicht Alles hineingepackt in den Artikel, und wie geschickt, machtvoll und scharf dabei! Welche Genugthuung, dies Alles einmal gedruckt zu lesen in einer anständigen politischen Zeitung!‘ Dagegen erlabte sich der ‚süddeutsche Humor‘ des echten Münchener Bürgers an anderen Dingen; die feindliche Stimmung deutete die bangen Wochen des Harrens zu parodistischen Possen aus.[1] All diese äußeren Vorgänge, als einer zu entlegenen Sphäre angehörig, nahmen des Meisters Aufmerksamkeit nicht erheblich in Anspruch. Sogar gegen den allzu witzigen Ton der Pohl'schen Artikel habe er, nach Bülow, einige Bedenken geäußert, — ‚worauf wir (so schreibt Bülow an den Verfasser dieser Artikel) ihm entgegneten, daß, wenn Du eine andere, als die übliche giocose Feuilletonistenmanier angewendet, das frivole Lesergesindel eben nur hineingeblickt, aber nicht durchgelesen haben würde. Das sah er ein, freute sich über die Variationen des Thema's ›Unmöglichkeit‹ u. s. w.‘[2] Wohl aber standen mit dem Aufsehen, welches das rein künstlerische Ereignis so weit über die betheiligten Kreise hinaus verbreitete, Belästigungen ganz anderer Art in engster Verbindung. Es ist unglaublich, wie vielen Beunruhigungen er in seinem eigenen Hause ausgesetzt war. Seine Liberalität im Empfang von Fremden, die er, trotz ungezählter Enttäuschungen, je ‚berühmter‘ sein Name wurde, in fast steigendem Maße und um so grundsätzlicher beobachtete (S. 48 Anm.), war schon während seines Aufenthaltes in der Schweiz, sodann in Paris, so oft von bloßer Neugier ausgenutzt worden. Noch mehr geschah dies in München. Man gewöhnte sich daran, seine Wohnung und Person als eine Sehenswürdigkeit der Isarstadt zu betrachten, und unter dem Vorgeben eines besonderen Interesses drängten sich gänzlich unbekannte Personen in seine

[1] Im Schweiger'schen Isarstadt-Theater gelangte am 27. Mai ‚zum allerersten und oft verschobenen Male‘ zur Aufführung: ‚Tristanderl und Süßholde‘, mit Musik von H. Rauchenecker. Programm und Zettel waren mit Anspielungen gespickt.* — [2] Bülow's Briefe, IV, S. 37.

* Der Theaterzettel zeigte an: ‚Die Handlung spielt in der Vorzeit und ist in der Gegenwart zu Allem reif; theils zu Wasser, theils zu Lande, weshalb auch der Text bald zu schlüpfrig und bald zu trocken ist. Textbücher werden keine ausgegeben, weil der Text hier doch nicht so recht verstanden wird. 2) Für dieses Stück sind nur drei Vorstellungen angesetzt; wenn es das Publikum aushaltet und die Schauspieler nicht umbringt, wird man noch sehen, was noch weiters geschieht; vor der Hand wurden einmal die Preise erhöht, damit das Stück mehr an Werth gewinnt. 3) Auswärtige Bestellungen auf Logen und Sperrsitze werden aus der alten und neuen Welt angenommen. 4) Aller Anfang ist schwer, mit dem Ende wird es leichter gehen. 5) Besonders zu bemerken ist, daß die 30 Sperrsitze in erster Reihe bleiben, der freie Eintritt aber für Alle, selbst für die Freunde des Verfassers, aufgehoben ist, weil, was man umsonst kriegt, nicht viel werth ist.‘

Nähe. Mit wahrer Schamlosigkeit erzählt der berüchtigte Verfasser der ‚Voyage dans le pays des milliards', wie er — zur Zeit der Tristanproben — an einem schönen Frühlingsnachmittage bei einem Spaziergang vor den Propyläen von einem Münchener Universitätsprofessor(?) die freundliche Aufforderung: ‚Si nous allions voir Wagner?' erhalten und sie mit einem ‚Je le veux bien!' beantwortet habe.[1] Wer durch irgend welche, noch so gesuchte Beziehung ein entferntes Anrecht zu haben vermeinte, ihn in seiner häuslichen Ruhe zu stören, zögerte keinen Augenblick, es auszuüben. Es meldeten sich bei ihm Personen, die ihn vor zwanzig oder dreißig Jahren zuletzt gesehen und seitdem jede Verbindung mit ihm abgebrochen, ja sich feindselig gegen ihn benommen hatten. Durch eine jahrzehntelange Entfremdung stand ihm z. B. der Berliner Oberhofkapellmeister Heinrich Dorn, Riga'schen Angedenkens, die verkörperte Unfähigkeit auf dem verantwortlichen Platze des musikalischen Leiters eines der ersten deutschen Kunstinstitute, gewiß nicht näher als der Franzose Victor Tissot. Dennoch nahm er nicht Anstand, als ‚alter Bekannter des berühmt gewordenen Meisters' in den engen Kreis zu dringen, der sich eben um diesen versammelt, oder — seinem eigenen Ausdruck zufolge — ‚unangemeldet hereinzufallen'. Auch die langmüthigste Geduld hätte solchen Attaquen interesseloser Neugier erliegen müssen und gewiß gehörten dieselben für Wagner nicht zu den geringsten Prüfungen der Tristantage. Und doch ward ihm für diese Opfer wenig Dank. Wer nicht vorgelassen ward, oder ihn nicht zu Hause traf, schrieb darüber gewiß ebenso ein Feuilleton, als wem es gelang in das Heiligthum zu dringen.[2] Je schmählicher sich bei dieser Gelegenheit wieder die deutsche Presse gegen den gänzlich unverstandenen Künstler benahm, desto ernsthafter trat an ihn und die Seinigen die Aufgabe heran, für die Vertretung seines großen reformatorischen Kunstgedankens ein eigenes bedeutendes Organ ins Leben zu rufen. Im Vertrauen theilt sich Bülow über das Programm desselben bereits unterm 2. Juni an R. Pohl mit, wie folgt. ‚Charakter des Blattes: didaktisch, kritisch, polemisch, keine Korrespondenzen, außer in wenig Ausnahmefällen, kein Anzeiger, kein sogenanntes Intelligenzblatt, — ungeheure Vornehmheit.' Als Zeitpunkt der Eröffnung wird, unter günstigen Umständen, vielleicht schon der 1. Oktober des laufenden Jahres angenommen: die Hauptsache sei ‚bayrisch Courant'

[1] Tissot, Les Prussiens en Allemagne, Paris 1876, S. 197. — [2] Durch seine Pariser Erfahrungen (Band II², S. 282/83) nicht abgeschreckt, fehlte z. B. auch der Direktor des Wallnertheaters nicht unter diesen Münchener Besuchern. Diesmal mit Gruß und Auftrag von Albert Wagner in Berlin, dem älteren Bruder des Meisters, ausgerüstet, klopfte er kühn an die Thür des Hauses vor den Propyläen. Ein besonderer Unstern vereitelte auch diesmal seine Absicht. ‚Wagner kümmerte sich nicht mehr um mich, als ob ihm seine brüderliche Liebe einen kollektirenden Vagabunden zugeschickt hätte', äußerte sich seine Entrüstung über die nochmalige Nichtbegegnung in nicht eben gewählten Ausdrücken.

und das müsse erst ‚aus geheimen Fonds bewilligt werden'. ‚All diese Tage', fügt er hinzu, ‚ist übrigens bei Wagner nichts Anderes verhandelt worden.'[1]

Von Schnorr's war inzwischen aus Reichenhall keine Nachricht eingetroffen, nichts zu vernehmen gewesen. Es war, nach den eigenen Worten des jungen Sangeshelden, für ihn, inmitten aller sommerlich lachenden Naturumgebung, ‚eine schreckliche, eine schaurige Zeit, da man fürchten mußte, Malvina würde gerade mit ihrem Schnupfen fertig, wenn ich mit einem anfange! Denn das war mein Gedanke Tag und Nacht!'[2] Wegen ihres Schweigens vermutheten Wagner und die Seinen, sie würden versprochenermaßen am Samstag den 3. Juni zurückkehren und Alles bei der letzten Verabredung bleiben. Statt dessen erfuhr der Meister an eben diesem Samstag von der Intendanz, die Aufführung sei, durch eine soeben erfolgte Depesche Schnorr's, von dem letztvereinbarten Termin abermals um fast eine Woche hinaus gerückt. Als Ursache dieser erneuten Verschiebung erkannte er deutlich die übertriebene Ängstlichkeit der jungen Freunde hinsichtlich der Vollkommenheit ihrer Leistungen, und brachte ihnen diese Ansicht, nach kurzer Verständigung in einem schnellen Depeschenwechsel[3], in einem Ermuthigungsbriefe vom Pfingstsonntag, 4. Juni, zum Ausdruck, der in seinem unwiderstehlichen Humor ein ganz eigenartiges Beispiel für die gleichsam magische Ausströmung des Persönlichen ist, die in seinen Briefen so oft den trennenden Raum aufzuheben scheint, so daß der Empfänger seine unmittelbare Gegenwart fühlte und den Stimmton des Entfernten zu vernehmen glaubte. ‚Beste Kinder!' so lautet dieser Brief, ‚Daniel in der Löwengrube kann sich unmöglich schlechter befunden haben, als ich in der Grube ohne Löwen. Daniel wurde nicht gefressen, mir aber wurde nicht gebrüllt. Hört, dort in der Reichenhaller Wüste scheint Ihr auch nicht besonders zu gedeihen! Kommt in meinen Löwengarten, das Kampfspiel zu erwarten, darinnen nichts als Pfauen[4] unsanglich sind zu schauen. Allen Respekt vor Eurer diätetischen Weisheit; die Erfahrung sagt aber, so lange wir täglich — ohne Angst — zusammen waren, kam keine unlöwenhafte Erscheinung auf. Seitdem Ihr vor-

[1] Bülow, Briefe, Bd. IV, S. 38. — [2] Schnorr brieflich an seinen Vater, 14. Juni 1865. — [3] Dieser Depeschenwechsel ging am Samstag d. 3. Juni vor sich. Auf Schnorr's Telegramm an die Intendanz erfolgte Wagner's Abmahnung: ‚Neue Verschiebung, wenn nöthig, unnütz, weil aussichtslos; wenn nicht nöthig, sehr schädlich, weil Glauben zerstörend.' Der frische, flotte Ton von Schnorr's Erwiderung (er habe den späteren Termin gewählt, weil nur Bestimmtheit jetzt am Platze sei) veranlaßte dann den Meister, statt aller Worte, mit der freudigen Weise des Hirten beim Anblick des nahenden Schiffes: gg gde ede gde ede gef def gfe def zu antworten; der ‚unmusikalische Telegraph' nahm aber diese Depesche nicht an, er vermuthete dahinter eine staatsgefährliche Mittheilung in Chiffernschrift! [4] Im Garten der Villa in der Briennerstraße gab es ein Paar stolze Pfauen, — ein prächtiges Geschenk des königlichen Freundes an Wagner zu dessen letztem Geburtstag (S. 84).

und rücksichtig wurdet, Euch ein- und abschlosset, verlor Daniel seine Macht. Ich glaube, Ihr solltet kommen, mit uns wieder speisen und teufeln, und — glaubt nochmals — diese Geschichte ist nicht mit den Schleimhäuten, sondern einzig durch eine Verrücktheit zu Stande zu bringen. Aber so ist's, seit der Ankunft der Frau Kurwenal[1] ist mir alle Macht entwunden worden; dort Nüancen — hier Nüancen, nirgends Avancen! Seid viel naiver: überlaßt die absolute ästhetische Vollendung dem heiligen Anton, — bleibt fehlerhaft und Gott der Allgütige wird Euch segnen, wenn gleich Ihr nie ergründen werdet, was ich mit Antonio sagen will, denn es ist reiner Unsinn, bloß zum Muthmachen.[2] Also, liebste Menschen, Muth! Schön — Muth! Ich bitte mir dagegen eine Lumperei aus, nichts wie Gewißheit. — Flieht Damrosch's[3] Umstrickungen: werft Euch lieber auf Dräs(eke's) Seite; — dieser ist viel blühender in Betreff des Teints. Der ist bei mir. — Solltet Ihr Spuren von zusammenhängendem Räsonnement bei mir finden, so erklärt Euch, wie es dazu kam. — Und nun: armes aux bras! Ohne den Tristan ist nichts und Alles hat ein Ende — Mit Tristan — Alles! — Jetzt auf — und wacker gebrüllt! Hier ist Euer Platz! Adieu! Von Herzen Euer Löwenhüter (im Pfauengarten)!'

Bereits sammelten sich auch wieder die Hörer des Werkes; andere, wie Röckel, Porges, Gasperini, Dräseke, hatten die ganze Zeit hindurch tapfer ausgehalten. Nach mehr als Jahresfrist bekam dabei Wagner auch Tausig mit seiner kürzlich ihm vermählten jungen Frau, einer Ungarin, zu sehen.[4] Ein Theil der Abgereisten fand sich allmählich wieder zusammen,[5] der Fremdenzufluß mehrte sich von Tag zu Tage. Als Dorn am Pfingstmontag seinen oben erwähnten, höchst überraschenden Besuch ausführte, fand er den Meister soeben beschäftigt, einem kleinen Zuhörerkreise aus der, wie wir uns erinnern, erst kürzlich wieder in seinen Besitz gelangten Partitur, die neue Venusberg-Musik vorzuspielen. Er erwähnt unter den Anwesenden, außer Frau v. Bülow, einen ‚älteren Engländer, dessen Namen er vergessen habe', und einen jüngeren Mann, der sich bei seinem Eindringen, unter ‚stummem Schütteln seiner

---

[1] Die Frau Mitterwurzer's, der den Kurwenal sang. — [2] Bei Veröffentlichung dieses Briefes fügt Frau Schnorr dieser Stelle die sonderbare Bemerkung hinzu, sie hätten, keinen Augenblick an Muthlosigkeit gelitten (!)'; aber sie wird durch die eigenen Äußerungen Schnorr's aus jener Zeit (siehe die oben angeführten Worte an seinen Vater) widerlegt. Allerdings war diese ‚Muthlosigkeit' (hauptsächlich in Bezug auf seine Frau!) nur die Wirkung der zartsinnigsten Liebe zu seiner Aufgabe! — [3] Der treffliche Damrosch auch in Reichenhall? — [4] Vgl. Bülow an Pohl (2. Juni): ‚Daß Tausig's hier, habe ich wohl schon gemeldet . . . Tausig spielt wunderschön Klavier, vielleicht schöner als je. Dagegen hat sein unheimliches Wesen zugenommen, obgleich äußerlich weit mehr Ruhe als früher.' — [5] Vgl. Schnorr an Jensen (12. Juni): ‚Geblieben waren die ganze Zeit: Draeseke, Porges, Damrosch, Gasperini, Tausig, Pohl, Kapellmeister Taubert, Neswadba, Kalliwoda, Pruckner, Seydel ꝛc. ꝛc.; letztere sind theilweise zum zweiten Male gekommen.'

Löwenmähne' bald entfernt hätte. Zu solchem verwunderten Kopfschütteln gab allerdings die unglaubliche Aufrichtigkeit reichlichen Anlaß, mit welcher der Berliner Kapellmeister durch unbefangene Mittheilung seiner näheren und ferneren Wünsche und Absichten sein Innerstes aufdeckte. Man stelle sich vor: er erbat sich den Eintritt zur Generalprobe des ‚Tristan' mit der eigenartigen Begründung, er könne die Aufführung nicht abwarten, weil er im Begriff sei nach Paris zu gehen, um daselbst einer Vorstellung der ‚Afrikanerin' beizuwohnen. Tristan und — den Manzanillobaum in einem Athem, unmittelbar nacheinander! ‚Zu der am Donnerstag bevorstehenden Generalprobe schrieb er mir', so erzählt Dorn, ‚bereitwillig die Einlaßkarte für zwei Personen, — dagegen fand er es absonderlich, daß Jemand nach Paris reiste, um eine Meyerbeer'sche Oper zu hören'... Noch viel absonderlicher muß uns allerdings die unerhörte Dreistigkeit erscheinen, mit welcher dieser Mann es wagte, nach der notorischen Stellung, die er sich während eines ganzen Jahrzehnts zu Wagner's Werken gegeben, den Meister ungefragt und unangemeldet in seiner eigenen Wohnung zu belästigen!

Am Dienstag früh kündigte ein freudiges Telegramm Schnorr's: ‚Isolde kommt, Isolde naht mit Tristan heute Nachmittag' das Eintreffen der, seit zehn Tagen fast verschollenen Freunde an; am Donnerstag von 10 bis 2 Uhr Vormittags fand dann die Generalprobe des ersten und zweiten, am Freitag des dritten Aktes statt, am Sonnabend den 10. Juni endlich die so lang erwartete erste Aufführung. Das schon längst für alle drei Abende ausverkaufte Haus war überfüllt, wiewohl nicht ausschließlich von wohlgesinnten Elementen. Daß es sich um ein Ereignis von kunstgeschichtlicher Bedeutung handle, entging auch dem verstocktesten Inhaber der ersten Sperrsitze nicht, über dessen Haupte noch immer, wie ein Damoklesschwert, die verhängnisvolle Signatur des Bülow'schen Kraftausdruckes schwebte. Um auf den oberen Gallerieen einen allzugroßen Zudrang der gegen den Tondichter und sein Werk so vielfach bearbeiteten und aufgehetzten Bevölkerung zu vermeiden und die Vorstellung somit vor möglichen Störungen zu schützen, waren seitens der Intendanz besondere Maßregeln getroffen.[1] Mit Unrecht und gewiß nicht im Sinne Wagner's, der sehr wohl wußte, daß seine unversöhnlichsten Feinde vielmehr in den ersten Logenrängen und vor Allem in der sog. ‚Galerie noble' zu suchen waren! So umfaßten denn auch diese Ränge, wie nicht minder das Kopf an Kopf dicht besetzte Parquet — trotz des ansehnlichen Fremdenzuflusses — der Zahl nach vorwiegend einheimisches Münchener Publikum. Bei alledem bewirkte das unwillkürliche Bewußtsein von der Bedeutung des Vorganges,

[1] Vgl. den Bericht der Augsburger ‚Allg. Zeitung': ‚Das Parquet und sämmtliche Logenränge waren überfüllt von einem auf's Höchste gespannten Publikum, das Parterre und die Gallerieen jedoch nur schwach besetzt, da ganze Schaaren Einlaßheischender einfach zurückgewiesen wurden.'

daß die gespannte Erwartung sich in andachtsvoller Stille äußerte, bis zu dem Moment, wo mit dem Schlage 6 Uhr der König die große Loge betrat und das unterdrückte Rauschen der Stimmen in den Einklang begeisterter Zurufe überging. Dreimal wiederholte Trompetenfanfaren und Paukenwirbel begleiteten den freudigen Ausruf des Dankes, den die Versammlung dem jugendlichen Monarchen für die durch seine Munificenz ermöglichte Feier dieses ‚Kunstfestes' zollte. Der zwanzigjährige Monarch erschien allein, bürgerlich gekleidet, in der mit Vergoldungen überladenen großen Königsloge gerade gegenüber der Bühne. ‚In diesem Augenblick (sagt ein Augenzeuge) erstrahlte er in einer geradezu wunderbaren Schönheit. Seine feinen jugendlichen Züge, seine gewölbte Stirn, von braunen Locken umwallt, der sanfte Glanz seiner großen dunkelblauen Augen, seine ganze Gestalt athmeten eine ruhige Erhebung und die reinste Begeisterung. Rauschende Fanfaren, wiederholte Hochrufe begrüßten ihn; aber die Augen in seinen Traum versenkt, schien er die ihm zujubelnde Menge gar nicht zu sehen.'[1] Dann löste sich Alles in lautloses Schweigen. Bülow erhob den Dirigentenstab, das Vorspiel begann. Den Violoncellen entströmte langsam jener sehnsüchtige Hauch, dem die Rohrinstrumente mit schmachtendem Gegenrufe erwidern, bis sich Sehnen, Schmachten und Drängen in fortfluthender Steigerung zur tragischen Höhe einer glühenden Leidenschaft aufthürmen.

Die Aufführung war, wie nicht anders zu erwarten, in allen Theilen vollendet; über Bülow's Leitung war das Orchester selbst des Lobes voll und die Art, wie die beiden Hauptdarsteller ihre gewaltigen Aufgaben lösten, verknüpfte ihre Namen für immer mit der Geschichte des Werkes. Der edle Sänger hatte in seiner gesammten Darstellung nichts von einem Schauspieler, der eine studirte ‚Rolle' darstellt: er war in jedem Ton, in jeder Bewegung der Held selbst vom Scheitel bis zur Sohle, der verkörperte, fleischgewordene Tristan. Seine hohe Gestalt, sein schönes braungelocktes Haupt ließen seinen etwas starken Leibesumfang fast vergessen; Gebärde, Haltung, Mienenspiel vereinigten ihren ausdrucksvollen Zauber mit dem wunderbaren Reiz seines zugleich weichen und vollen Organs. Die Aufnahme des Ganzen war eine warme, hochbegeisterte. Der gewohnten Sitte entgegen, nach welcher in Anwesenheit des Königs und des Hofes dem Künstlerpersonale keinerlei Beifallsbezeigungen zu Theil werden, enthielt sich das Publikum nicht, bereits nach dem ersten Akte das Schnorr'sche Paar lebhaft hervorzurufen; zweimal hob und senkte sich der Vorhang, zweimal erreichte der Beifall bei ihrem Erscheinen seinen rauschenden Höhepunkt. Derselbe zweimalige Hervorruf nach dem zweiten Aufzuge. Als gegen elf Uhr der Vorhang zum letzten Mal sich senkte, brach das ganze Haus, aus tiefer Ergriffenheit zu sich kommend, in einen nicht

[1] Ed. Schuré, Erinnerungen an R. Wagner, S. 22.

enden wollenden enthusiastischen Jubel aus, an welchem auch der König von seiner Loge aus applaudirend sich betheiligte. Alle Mitwirkenden mußten sich noch einmal zeigen, dem immer mehr anschwellenden Applaus und Rufen seines Namens endlich auch der Meister selbst Gehör geben und auf der Bühne erscheinen. Sein Antlitz war bleich und erregt. Er verneigte sich mit ernstem Gesichtsausdruck vor dem Publikum; dann wandte er sich zu den beiden Interpreten seines Werkes und schüttelte ihnen zu wiederholten Malen die Hände, wie um ihnen den besten Theil des Erfolges zuzuwenden.[1] ‚Die Wirkung war eine immense‘, schreibt Tags darauf Schnorr an seinen Vater, ‚eine vom ersten bis zum letzten Akt sich unablässig steigernde. Nach jedem Akt wurden wir zweimal stürmisch gerufen, nach dem letzten Akt führten wir Wagner in unserer Mitte. Der Augenblick, als wir Hand in Hand mit dem geliebten Meister dastanden, nach geschehener That, nach Besiegung aller der Schwierigkeiten und Hindernisse, welche immer als unüberwindlich dargestellt worden waren, als wir selige Thränen weinten — dieser Augenblick wird in unserem Gedächtnisse frisch und stärkend leben, bis alles Denken ein Ende hat. Neben dem höchsten Glück empfinden wir aber auch eine tüchtige Portion Stolz; ich werde heute öfters stolpern, das weiß ich, denn mein Blick wird sich auf die gemeine Erde nicht so leicht bald wieder senken. Wir haben etwas vollbracht, was uns so bald Niemand nachmacht; wir haben es endlich erreicht, das große, große Ziel.‘

Eigenthümlich berührt diesen beredten Zeugnissen gegenüber die persönliche Erinnerung Richard Pohl's an die Nachfeier dieser ersten Vorstellung, die — noch in vorgerückter Nachtstunde — im ‚Bayrischen Hof‘ die Getreuen, und insbesondere die von überall her angereisten Festgäste aus den deutschen Musikerkreisen, um den Meister versammelte. Er behauptet nämlich, auf dieser Gesellschaft habe — seltsam es zu sagen! — eine ‚gedrückte Stimmung‘ gelegen: die Einen waren sich über den Eindruck noch nicht klar, die Anderen wollten nicht mit ihrer Meinung hervortreten, kurz: ‚Niemand konnte die rechten Worte finden, um den Meister recht nach Verdienst aus vollem Herzen zu feiern.[2] ‚Richard Wagner litt unter dem Drucke dieser gepreßten Stimmung, und so erfreute es ihn denn sichtlich, als ich, der zuletzt Eintretende, der von dem verlegenen Schweigen der Anderen nichts wußte, in vollem Entzücken ihm dankte.‘ Ganz abgesehen von dem bloß relativen Werth solcher subjektiven Eindrücke, wie der hier mitgetheilten, vergegenwärtigen uns diese Pohl'schen Angaben doch immerhin etwas, von Wagner bereits bei früheren Anlässen

[1] Vgl. Schüré, Erinnerungen, S. 29. — [2] Bereits in den Zwischenakten will Pohl dieselbe Beobachtung gemacht haben: ‚Noch sind mir die ernsten Mienen, das bedeutungsvolle Schweigen in lebhafter Erinnerung, womit selbst Musiker, wie Tausig, Lassen, Damrosch sich im Foyer des Münchener Hoftheaters begrüßten. Das war kein auflodernder Enthusiasmus, kein Zeichen eines vollen, überwältigenden Eindruckes, wie wir ihm neun Jahre später in

deutlich Empfundenes: wie wenig nämlich diese ganze Gruppe von Tonkünstlern der sog. ‚neudeutschen' Schule oder Musikrichtung, die in der musikalischen Öffentlichkeit Deutschlands als seine ‚Parteigenossen' galten und sich selbst als solche bekannten, in Wahrheit innerlich mit ihm und seiner Kunst gemein hatten. Mit einem Worte: die ungeheuer einsame Stellung des großen Reformators unter seinen scheinbaren engeren Kunstgenossen. Über ihren Kreis hinaus hatte er doch immer wieder an das große allgemeine Publikum zu appelliren, um der unbekannten starren Masse den Funken der Begeisterung zu entschlagen und aus ihr heraus sich neue begeisterte Freunde zu gewinnen. Selbst ein so fein gebildeter Musiker und dem Genius in wahrer persönlicher Anhänglichkeit und Verehrung ergebener, liebenswürdiger Mensch und erprobter Freund, wie Gasperini, bekannte von sich: der erste Eindruck des ‚Tristan' auf ihn sei ein ‚zerschmetternder' gewesen, der sich erst im Nachgenusse zu einem ruhigen verklärt habe, und in seinem ausgezeichneten, bahnbrechenden Buche über Wagner[1] finden sich im Einzelnen die gewagtesten Aussprüche über Dichtung und Musik des Werkes, unter dessen überwältigendem Eindrucke es entstanden ist. Mochte es sich nun aber um junge deutsche Musiker der Weimarischen Schule oder um den Zögling der eigenthümlichen Pariser Civilisation handeln: überall waren es die Erscheinungsformen der modernen Kunstwelt mit ihren Voreingenommenheiten und fertig mitgebrachten Voraussetzungen, welche die ihr Angehörigen in ihrem starken Banne befangen hielten; ihn hatte das Kunstwerk erst mit seiner Allgewalt zu durchbrechen. Dagegen studirte eben damals an der Münchener Universität ein junger Franzose von elsässischer Herkunft (‚Alsacien de naissance et Français de coeur') der bisher von dem Meister nichts gehört hatte als den, auf dem Klavier gespielten, Pilgerchor aus dem ‚Tannhäuser'. Aber eine geheime Neigung, die er ‚zu dem Manne gefaßt, der die Geister erschütterte und die Welt von unten zu oberst kehrte', trieb ihn in die Tristan-Aufführung. Das unerwartete Eintauchen in das Wagner'sche Orchester habe ihm den Athem versetzt, gänzlich unvorbereitet sei er mitten in seine extremste Kompositionsweise, seinen kühnsten Versuch hineingerathen. ‚Mir war, als wäre ich bei rasendem Sturm in ein Schiff geworfen, das ich in allen Fugen krachen hörte: alle meine Sinne waren mir erschüttert, zerschlagen von den Wogen und Windstößen, vom Meeresschaum geblendet und von dem Getöse betäubt.' Aber bald sei das vorüber gewesen, und er habe etwas ganz Neues und Überraschendes erlebt: sein Blick drang in das Innerste der Persönlichkeiten auf der Bühne, sie erhielten für ihn eine vollkommene Transparenz. ‚Ich

Bayreuth, bei den Nibelungen, aller Orten begegneten, sondern es war ein Achtungserfolg, ein respektvolles Beugen vor dem noch Unverstandenen' (R. Pohl, Mus. Wochenbl. 1884, S. 564). — [1] La nouvelle Allemagne musicale: Richard Wagner. Par A. de Gasperini. Étude publiée par le Ménestrel, Paris, Heugel et Cie, 1866.

war in jene vollkommene Kunsttäuschung gerathen, welche ein völliges Selbstvergessen hervorbringt; man urtheilt nicht mehr, man unterwirft sich dem Leben, welches sich von der Bühne aus mittheilt. Diese Verzauberung dauerte bis zum Schlusse der Vorstellung.' Der junge Mann, dessen Seelenzustand bei der ersten Aufführung uns durch ihn selbst in späteren Jahren in der vorstehenden Weise geschildert wird, war Edouard Schuré, nachmals einer der geistvollsten und bedeutendsten französischen Freunde des Meisters und seiner Kunst.

Seinen königlichen Freund, der sogleich Abends nach Schluß der Vorstellung im Extrazuge nach Schloß Berg zurückgekehrt war, hatte Wagner in den beiden Zwischentagen nicht gesehen und gesprochen; aber ein Schreiben desselben brachte ihm am 12. dessen Dank in voller enthusiastischer Überschwänglichkeit zum Ausdruck. ‚Erhabener göttlicher Freund!' so heißt sein schöner Wortlaut, ‚kaum kann ich den morgigen Abend erwarten, so sehne ich mich schon jetzt nach der zweiten Vorstellung. Sie schrieben an Pfistermeister, Sie hofften, daß meine Liebe zu Ihrem Werke durch die in der That etwas mangelhafte Auffassung der Rolle des Kurwenal von Seiten Mitterwurzer's nicht nachlassen möge! — Geliebter, wie können Sie nur diesen Gedanken in sich aufkommen lassen?' Und in Bezug auf Schnorr's heißt es weiter darin: ‚Mein Freund, wollen Sie die Güte haben, dem trefflichen Künstlerpaar zu sagen, daß seine Leistung mich entzückt und begeistert hat; meinen herzlichen Dank, wollen Sie ihn den Beiden künden?' Durch solch innige Sympathiebezeigung, ein so rückhaltloses Aufgehen in das Werk, über dessen Gelingen er wie ein Schutzgeist wachte, reihte sich dieser herrliche König unmittelbar in den engsten, vertrautesten Freundeskreis ein, der sich um den Künstler schaarte, und zu dem — in gleicher Intimität — sonst nur noch Bülow's und die unvergleichlichen Darsteller gehörten. Es war daher ein schöner Gedanke Wagner's, sich der ihm übertragenen Dankespflicht auf die Weise zu entledigen, daß er ihnen als Morgengruß zum Dienstag den 13. Juni, dem ‚zweiten Tristantage', das königliche Schreiben direkt in ihr Hôtel übermittelte. ‚An die Löwen von St. Tristan, Marienbad' lautete die Aufschrift auf dem Couvert, über die wenigen Begleitzeilen setzte er die Worte:

‚Besser als ich
sorgt Er für Euch! —'

Darunter die vier Zeilen: ‚Guten Morgen, liebe edle Löwen! Wollen wir noch einmal in die Wüste brüllen? Am Ende hören wir doch nur uns selbst. Denn auch Parzival' (der Name des Königs im engsten Freundeskreise!) ‚gehört zu uns. Von Herzen Euer Richard.' Und auf der Rückseite desselben Blattes: ‚Parzival's Brief ist das einzige würdige Geschenk, das ich Euch anbieten kann. Nehmt ihn, er ist Euer.'

Die abendliche Vorstellung gestaltete sich in ihrem ganzen Verlauf zu

einem wahren Triumph für die siegende Kraft des Werkes. Auch diese zweite Aufführung fand in Anwesenheit des Königs[1] und vor dichtbesetztem Hause statt. Nur die Ranglogen zeigten einige Lücken. Der Schluß des ersten Aktes hinterließ einen außerordentlichen Eindruck. Gasperini bekennt, er habe nie in einem Theater eine ähnliche Erregung gesehen. Das Publikum habe sich ‚in Masse erhoben, um in begeisterten Beifallsausbrüchen den Schöpfer des Werkes hervorzurufen.'[2] Wie ein Platzregen brach unmittelbar nach dem letzten Tone der, in der athemlosen Stille der fast anderthalbstündigen gespanntesten Theilnahme angesammelte Beifall los, und nachdem das edle Schnorr'sche Sängerpaar zweimal erschienen, konzentrirten sich sämmtliche Rufe mit stürmischem Klatschen auf den Namen ‚Wagner' . . . Der äußere Beifall nach dem zweiten Akte war, wie das wohl stets und überall sein wird, nur ein gemäßigter; die hier erzeugte Grundstimmung gestattet dem Zuschauer ein derartiges Hervorplatzen mit seiner Empfindung nicht. Nach dem dritten Akt aber ließ sich der Sturm der Erregung nicht bannen und ruhte nicht eher mit seinem ‚dröhnenden Beifallsgetöse', als bis der Meister mit seinen Sängern dreimal auf der Bühne erschienen war.[3] In den Bülletins, die der junge Sängerheld am Morgen nach der Aufführung an die Seinigen nach Dresden richtete, gedenkt er jedesmal mit Genugthuung des errungenen Sieges. ‚Die zweite Aufführung', schreibt er in der Frühe des 14. Juni an seinen Vater, ‚war von noch größerem Erfolg als die erste. Nach dem letzten Akt wurden wir mit Wagner viermal hintereinander hervorgerufen. Wer denkt jetzt noch an die schrecklichen vier Wochen, während Malvina unwohl war . . . Jetzt ist Alles verscheucht, und die Sonne des Glücks scheint in unseren Herzen.'

Dieses schöne Gefühl des Glückes und der tiefsten Befriedigung charakterisirt jede briefliche Äußerung Schnorr's aus diesen wundervollen Tagen.[4] Hatte ihn die Sorge für das Gelingen vor den Vorstellungen stets in Aufregung erhalten, so trat nach jedem neuen guten Erfolge sofort wieder die heiterste und kräftigste Stimmung und Haltung bei ihm ein. Die Aussicht

---

[1] Wir heben diese ‚Anwesenheit des Königs' auf Grund der gleichzeitigen Berichte* hervor, weil unter den mancherlei tendenziösen Unrichtigkeiten, mit denen Frau Schnorr i. J. 1883 die Veröffentlichung ihrer Wagner-Briefe glossirend ausgestattet hat, auch die unwahre Behauptung sich findet, der König sei bei der zweiten Aufführung nicht zugegen gewesen!! — [2] Gasperini a. a. O., S. 168: ‚Le public s'était levé en masse pour acclamer l'auteur avec des transports de joie et d'enthousiasme dont je n'aurais jamais cru capables ces pacifiques buveurs de bière. Je n'ai pas vu, au théâtre, d'émotion pareille . . .' — [3] Vgl. zu obiger Schilderung Nohl, Neues Skizzenbuch, S. 159. — [4] Vgl. z. B. auch seinen Brief an A. Jensen vom 12. Juni (Allg. Musikztg. 1889, S. 151).

* So z. B. in den ‚Signalen' v. 22. Juni: ‚Auch die zweite Aufführung von ‚Tristan und Isolde' am 13. Juni gestaltete sich in ihrem äußeren Verlauf zu einem wahrhaften Triumphe für den Komponisten, indem Richard Wagner am Schlusse der Vorstellung, welcher der König wieder von Anfang bis zu Ende beiwohnte, von dem mit Ausnahme der Ranglogen dicht besetzten Hause dreimal stürmisch hervorgerufen wurde ꝛc.'

darauf, seinen reinsten künstlerischen Idealen ungetheilt seine Kräfte widmen, aus dem Frohndienste des gemeinen Theaters für alle Zeit ausscheiden zu dürfen, erfüllte sein Inneres mit freudigster Hoffnung, sie bot ihm die ersehnte Erlösung aus unerträglich quälenden und entwürdigenden Verhältnissen. ‚Mich hat wahre hohe Begeisterung, jugendlich ideale Anschauung an das Theater geführt', heißt es in einer seiner handschriftlichen Aufzeichnungen aus den ‚Tristan'-Tagen.[1] ‚Unverloschen sind in mir jene Gefühle, aber wohl sank in der Wirklichkeit in ein elendes Nichts hinab, was ich zu finden hoffte. So hat mich ein Widerwille erfaßt gegen den Standpunkt unserer Theater, ein Widerwille, der mich so erfüllt, daß mein Lebensglück zu erlöschen drohte. Darf ich der lockenden Aussicht, welche mir geboten ist, folgen, dann kann ich nicht mehr gezwungen werden, den bunten Rock des heutigen Opernsängers gleich einem Spaßmacher zu tragen. Nein, ganz aufgehen kann ich in der Pflege meines Ideales, der deutschen Musik.'

Die dritte Aufführung am Montag d. 19. Juni übertraf die beiden ihr vorausgegangenen sowohl an künstlerischer Vollendung, als auch hinsichtlich ihrer begeisterten Aufnahme. Der äußere Verlauf der Vorgänge war der gleiche: das Haus in allen Theilen gefüllt, reicher Beifall nach allen Akten, am Schluß dreimaliger tosender Hervorruf des Meisters mit dem edlen darstellenden Künstlerpaar. ‚Wir sind Alle wie im Traum über das merkwürdig vollständige Gelingen', schreibt Bülow an J. Raff, ‚namentlich über die steigende Theilnahme des Publikums. Es ist der größte Erfolg, den je irgendwo die erste Aufführung eines Wagner'schen Werkes erstritten!' Eine fernere Wiederholung war von Wagner's Seite nicht beabsichtigt. In ihm hatte sich, während er den stattgehabten Vorstellungen beiwohnte, das anfängliche ehrerbietige Staunen über die Leistung des Freundes bis zu einer Empfindung gesteigert, die es ihm fast als ein Frevel erscheinen ließ: ‚diese ungeheure That als eine wiederholt zu fordernde etwa in das Münchener Opernrepertoire eingereiht wissen zu sollen.' In diesem Sinne sprach er denn auch den Mitgliedern der Hofkapelle, zum Schlusse der Aufführungen, in einem vom 19. Juni datirten, als Circular gedruckten Schriftstücke, für ihre aufopfernden unvergleichlichen Leistungen in herzbewegender Weise seinen Dank aus. ‚Meine geehrten Herren und werthen Freunde!' so lautet diese Ansprache. ‚Es ist mir unmöglich, mit der heutigen dritten — vorläufig letzten — Aufführung des ‚Tristan' von Ihnen zu scheiden, ohne noch ein letztes Wort des Dankes an Sie zu richten. Wahrlich, ein erhebenderes Gefühl, als dasjenige, welches ich in meinen Beziehungen zu Ihnen empfinde, kann nie einen Künstler beseelt haben. Die Mutter, die sich ihres mit Schmerzen geborenen Kindes erfreut, kann nicht diese entzückende Befriedigung fühlen, die

[1] Mitgetheilt durch H. Hettner, ‚Kleine Schriften', Braunschweig 1884.

mich durchdringt, wenn ich meine so lange stumm vor mir gelegene Partitur jetzt in solch einem warmen und seelenvoll innigen Klangleben vor meinem Ohre sich bewegen höre, wie Sie mir dies durch Ihre wunderbar schöne Leistung bewirkt haben! ... Die Stunden unserer gemeinschaftlichen Übungen haften in meiner Erinnerung als die freundlichsten und ermuthigendsten meines Lebens; die Tage und Jahre, die wir vielleicht noch gemeinschaftlich verleben werden, sollen Zeugen für die edle Bedeutung jener Stunden der Annäherung sein. So lange ich athme, wird es eine innige Angelegenheit meines Herzens sein, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe und von welchem Danke ich für Sie erfüllt bin!‘ Von gleicher tiefer Befriedigung zeugt auch ein, am Tage nach der Aufführung (dem 20. Juni), an das Schnorr'sche Paar gerichteter Brief: ‚Meine lieben theuren Freunde! So! nun ruht Euch aus! Das Unvergleichliche ist gethan. Und sollte wirklich einst der eigenthümlichsten deutschesten Kunst die Frucht reifen, die ich in meinem Geiste trage, und deren Tiefe und Schönheit Alles überragen müßte, was je Nationen zu ihrem Ruhme erschufen, so seid gewiß, daß Ihr Lieben der Welt unvergeßlich werdet; denn von Eurer That ging der Frühling aus, der meinem Werke Wärme, meinem Triebe Kraft und Licht gab! — Und nun — Ruhe! Ihr habt ein Recht, fortan zu schweigen, wenn Euch dies gefällt. Was Ihr zu Tage brachtet, muß unvergänglich wirken!‘ —

Da die große That vollbracht war, zerstreuten sich sämmtliche Mitwirkende nach allen Richtungen, um nach den gemeinsamen Anstrengungen der wohlverdienten Erholung zu pflegen. Bülow begab sich nach Baden-Baden; Schnorr's gingen nach dem lieblichen Tegernsee, wohin ihnen Wagner folgte und einige Tage mit ihnen zubrachte. Es war eine nur allzukurze Frist, die dem Sänger bis zu seinem Wiedereintritt in den Dresdener Dienst noch übrig blieb; bereits für den 28. Juni war im Kgl. sächsischen Hoftheater eine Probe angesetzt, zu welcher auf sein Erscheinen gerechnet wurde. Als einzige Erlösung aus diesem Frohndienste winkte ihm die ersehnte Übersiedelung nach München. ‚So können wir uns nicht leben‘, heißt es in dem oben citirten Briefe Wagner's an die Freunde, ‚wir treiben, blühen und gedeihen zusammen, Eines durch das Andere! Innig vertraut, wirken wir als Eines!‘ Wie mit der Erkenntnis der Bedeutung Schnorr's für sein Kunstschaffen ‚ein neuer Hoffnungsfrühling in sein Leben getreten war‘, so war es für den zart und edel begabten Kunstjünger die höchste Zeit, sich aus der Sklaverei des Opernsängerthums loszureißen. ‚Nun sollte Schnorr der Unsere werden‘, heißt es daher in Wagner's Erinnerungen. ‚Die Gründung einer königlichen Schule für Musik und dramatische Kunst war beschlossen. Die Rücksichten, welche die Schwierigkeit der Loslösung des Künstlers aus seinen Dresdener Verpflichtungen auferlegte, führten uns auf den besonderen Charakter der Stellung, welche wir von uns aus dem Sänger zu bieten hatten, um

ein- für allemal solch eine Stellung zu einer würdigen zu machen. Schnorr sollte gänzlich vom Theater ausscheiden, und dagegen als Lehrer unserer Schule nur in besonderen, der Bestätigung unseres Lehrzweckes entsprechenden, außerordentlichen theatralischen Aufführungen mitzuwirken haben. Die Leiden, welche der junge, tief beseelte, edel ernst begabte Künstler in der Stellung eines ›Opernsängers‹, in der Unterworfenheit unter einen, gegen widerspenstige Coulissenhelden erfundenen Theatercodex, im Gehorsam gegen die Anordnungen ungebildeter und dünkelhafter Fachchefs zu erdulden hatte, waren gewiß nicht gering anzuschlagen. . . Hier lag der geheime Wurm verborgen, der an der heiteren Lebenskraft des künstlerischen Menschen zehrte. Mir ging dies immer deutlicher auf, als ich zu meinem Erstaunen die leidenschaftliche, ja ingrimmige Heftigkeit bemerkte, mit welcher er im Theaterverkehr Ungebührlichkeiten entgegentrat, wie sie eben in diesem, aus büreaukratischer Bornirtheit und komödiantischer Gewissenlosigkeit gemischten, Verkehre stets vorfallen und von den Betroffenen gar nicht empfunden werden. Einst klagte er mir: ‚Ach! nicht mein Handeln und Singen greift mich im ›Tristan‹ an, aber der Ärger dazwischen. Mein ruhiges Daliegen am Boden nach der großen schweißtreibenden Erhitzung der vorangehenden Aufregung, — das ist mir tödtlich; denn trotz aller Bemühungen habe ich es nicht erreichen können, daß man das Theater hierbei gegen den fürchterlichen Luftzug abschließe, welcher nun eiskalt über mich Regungslosen dahinzieht und mich zu todt erkältet, während die Herren hinter den Coulissen den neuesten Stadtklatsch aushecken!‘ Da wir keine Spuren katarrhalischer Erkältung an ihm wahrnahmen, meinte er düster, solche Erkältungen zögen ihm andere, gefährlichere Folgen zu.‘[1] Mit bitterem Groll vernahm er zunächst die aus Dresden ihm zukommenden drängenden Aufforderungen, zum bestimmten Tage in seinen Theaterdienst zurückzukehren. ‚Für den 28. Juni ist in Dresden angesetzt: ‚Faust‘ von Gounod!!! Mit diesem Mißklang schließe ich -- jedes Scheiden klingt ja schlecht, — da vollends, wo solche Schandharmonieen mit durchschlüpfen‘, heißt es in einem seiner Briefe.[2] Wiederum galt es — und diesmal in unmittelbarer Folge sogleich nach dem erhabenen Ernst überragender, außerordentlicher Kunstleistungen! — den ‚bunten Rock des Spaßmachers‘ anzulegen.

Wider alles Erwarten kam dem jungen Künstler am 23. in die Stille seines Aufenthaltes in Tegernsee — Wagner war eben wieder nach München abgereist — eine Depesche Pfistermeister's aus Starnberg mit folgendem Inhalt zu: ‚Se. Majestät der König wünschen dringend, daß ›Tristan‹ in acht bis zehn Tagen nochmals gegeben werde, und werden wegen Ihres

[1] ‚Meine Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld‘, Ges. Schr. VIII, S. 237. 238. 239. — [2] An A. Jensen, vgl. S. 95, Anm. 4. (Allgem. Musikzeitung 1889, S. 151).

Urlaubes an Se. Maj. den König von Sachsen schreiben.' Nach allem Vorausgegangenen ist es seltsam befremdend, aus den Erinnerungen der Frau Schnorr zu erfahren, daß diese Überraschung ihrem Gatten keine willkommene gewesen sein solle. Leider bieten diese Rückerinnerungen aus später Zeit (1883) in dieser Beziehung bloße psychologische Räthsel, ohne eine entfernte Andeutung ihrer etwaigen Lösung. ‚Das Telegramm versetzte meinen Mann', so erzählt sie, ‚in die furchtbarste Aufregung, der gegenüber ich ganz rathlos blieb, da sie mir an dem sonst so gleichmüthigen Manne ganz neu war. Auf meine besorgte Frage, ob er sich unwohl fühle, antwortete er mit der Gegenfrage: ›und Du?‹ — ›Ich bin heiser, aber sollte, wider Erwarten, das Übel sich heben und, vor allen Dingen Du Dich frei fühlen: warum sollen wir das Wagnis nicht ein viertes Mal bestehen? Um so größer die Ehre!‹ Was er mir hierauf erwiderte, gehört nicht hierher (?!) — es berührte mich um so unheimlicher, als ich ihn zum ersten Male — nicht verstand.' — Inzwischen hatte der König alles Nöthige für die Beurlaubung des Sängers veranlaßt,[1] Bülow war eiligst, nach einer Woche Aufenthalt daselbst, von Baden-Baden wieder zurückgekehrt und, vom 27. Juni aus München datirt, traf denn auch noch ein eigenes Einladungsschreiben des Meisters in Tegernsee ein, übersprudelnd von guter Laune und freudiger Thatenlust. ‚Mein vielgeliebtes Hummelpaar!' so beginnt es. ‚Wer A sagt, muß auch B sagen! — Ich glaube, Ihr werdet für Samstag Ernst machen müssen. Der König wüthet nach dieser letzten Aufführung und fürchtet, je mehr es sich damit hinausschiebt, — wieder neue Belästigungen zu erhalten. Er hat sich also um eine vierzehntägige Verlängerung Eures Urlaubes (nach Dresden) gewandt: er möchte nämlich gar zu gern nach dem ›Tristan‹ auch noch den ›fliegenden Holländer‹, und dann zum Schluß eine Privataufführung im Residenztheater von Fragmenten aus allen meinen Werken — als letzten Hautgoût — haben: dabei habe ich Lust, das letzte Bruchstück der ›Meistersinger‹ mit dem D- und und Fdur-Gesang des Walther mit d'ran zu bringen. — Also Arbeit vollauf! Folgt mit gutem Beispiel nach: gebt die Hypochondrie auf, man hat gar nichts davon. Wie viel schöner ist es dagegen, sich in die Wüste zu stürzen und harmlose Wanderer brüllend aufzufressen! —'

[1] Mit Humor berichtet Bülow über den geglückten Erfolg dieser Bemühungen. ‚Eine drollige Szene bezüglich Schnorr's hat sich kürzlich in Dresden ereignet. Ludwig II. hatte an Vetter Johann so drängend geschrieben, daß der Letztere eiligst seine Einwilligung in die Urlaubsverlängerung zurücktelegraphiren mußte. Bayern frißt ja Sachsen, wenn's darauf ankommt. Johann schien sich aber seiner Willfährigkeit zu schämen und verschwieg dieselbe seinem Intendanten. Am 28. Juni Morgens ist Alles zur Probe von ›Faust‹ versammelt, nur der ›primo uomo‹ fehlt. Könneritz sendet verzweiflungsvoll überall hin, ob Einer Schnorr gesehen. Vom Vater erfährt er endlich, daß Ludwig III. noch bei Ludwig II. weile. Wüthend stürzt er zum Johann, sich kräftig zu beschweren; da erfährt er denn — was er nicht weiß, und flucht seitdem auf alle mittelstaatlichen Kronenträger' (Bülow, Briefe IV, S. 44).

Dieser aufmunternde Zuruf bedeutete natürlich keinen Wandel in Wagner's Gesinnung: nicht ihm war an einer nochmaligen Wiederholung gelegen. Wie aber konnte er sie seinem wundervollen königlichen Herrn und Freunde versagen, wenn es diesen aus vollem begeisterten Herzen danach verlangte? ‚Da ich nun einmal auf den sogenannten ›Erfolg‹ nicht eigentlich achte, waren mir alle von nun an so geltenden Experimente vor dem Publikum nur störend und herabwürdigend.'[1] Aber der königliche Schutz- und Schirmherr war berechtigt, eine Wiederholung zu wünschen, zu befehlen. So ging sie denn am Sonnabend den 1. Juli, als vierte und letzte Aufführung, bei aufgehobenem Abonnement und dennoch überfülltem Hause von Statten. ‚Die vierte Aufführung von ›Tristan und Isolde‹, meldet ein gleichzeitiger Bericht, ‚erhielt wo möglich noch größeren Beifall als die früheren Vorstellungen. Sämmtliche Darsteller, Herr und Frau v. Schnorr, Frl. Deinet und Herr Mitterwurzer, wurden nach jedem Akte zwei- und dreimal gerufen; ein wahrer Sturm des Beifalls erhob sich am Schlusse, bis auch der Komponist sich wiederholt dem applaudirenden und zurufenden Publikum zeigte. Die Logen waren nicht weniger enthusiasmirt als Parquet und Parterre. Wie in allen früheren Vorstellungen war das Haus dicht gefüllt,[2] und viele Fremde und Einheimische konnten nicht mehr Zutritt erlangen, obwohl mitunter, wie wir uns überzeugt haben, das Zehnfache des Preises geboten wurde. Der vollständige Erfolg der Oper ist außer aller Frage, der Sieg Wagner's vollständiger, als er selbst geahnt, als seine Freunde je erwartet haben mochten. König Ludwig II. war wieder, Abends 6 Uhr, von Berg hierhergekommen; der erwartete König von Sachsen war im Theater nicht zu ersehen.'[3] Rein künstlerisch bezeichnet Bülow diese Vorstellung als die allergelungenste,[4] ‚schön wie der schönste Dichtertraum'.[5] Auch Mitterwurzer als Kurwenal sei dabei ‚zum ersten Male wieder unser alter Dresdener Liebling' gewesen; und Frau Schnorr sagt in ihren Erinnerungen kurz und gut: ‚es war die vollendetste Aufführung, und wir — was selten vorkam — mit uns zufrieden.' Dagegen berichtet Wagner von sich: ‚In der vierten Aufführung erfaßte mich — im letzten Akte — das Gefühl des Frevels dieser unerhörten Leistung; ich rief: dies ist die letzte Aufführung des Tristan und nie wieder darf er gegeben werden.' Es war nach dem Liebesfluche Tristan's, daß er sich zu dieser bestimmten Erklärung an seine Umgebung gedrängt fühlte;[6] auf den gleichen Entschluß deuten aber bereits seine am Vorabend (30. Juni) an Schnorr's gerichteten Zeilen.[7]

[1] Briefl. an Frau Wille, 26. Sept. 65. — [2] Nach Bülow's brieflicher Erwähnung wiederum mit Ausnahme der Logenränge! (Bülow, Briefe IV, 43). — [3] Nürnberger Korrespondent von und für Deutschland, Morgenblatt v. Montag d. 3. Juli 1886, Nr. 336. — [4] Briefe IV, S. 43. 50. — [5] Ebenda, S. 53. 54. — [6] Brieflich an Frau Wille, 26. Sept. 1865 und Ges. Schr. VIII, S. 234. — [7] Hier ihr herzlicher Wortlaut: Herrn L. Schnorr von

Um jedes Mißverständnis dieser wiederholt und entschieden gethanen Äußerungen des Meisters abzuwehren, sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß die Empfindung, von welcher sie diktirt waren, nichts mit einer etwaigen Besorgnis vor einer physischen Überanstrengung oder Erschöpfung des Sängers gemein hatte. ‚Die Besorgnis der Aufopferung der physischen Kräfte meines Freundes', sagt Wagner selbst, ‚war durch die Erfahrung vollkommen zum Schweigen gebracht. In Wahrheit wurde nie, während oder nach den Vorstellungen, die mindeste Schwächung seines Organes, noch eine körperliche Erschöpfung an ihm wahrgenommen.' Sehr schön und zutreffend sprach sich in dieser Beziehung Schnorr's Dresdener Kollege und getreuer Kurwenal, Anton Mitterwurzer, aus: ‚wer so wie Schnorr im vollständigsten Sinne Meister seiner Aufgabe gewesen sei, könnte nie seine physischen Kräfte übernehmen, indem auch die Verwendung dieser in die geistige Bewältigung der ganzen Aufgabe siegreich mit eingeschlossen sei.' Es waren ganz andere, durchaus innerliche Gründe, von rein künstlerischer Natur, um derentwillen dem Meister eine Reihe von Wiederholungen des außerordentlichen Werkes, womöglich eine Einfügung in das stehende Repertoire der Münchener Oper nicht bloß zwecklos, sondern ‚störend und herabwürdigend' erscheinen mußte. ‚Mit der Aufführung des ›Tristan‹ war, wie mit dem Werke selbst, ein zu gewaltiger, fast verzweiflungsvoller Vorsprung in das erst zu gewinnende Neue hinüber geschehen. Klüfte und Abgründe gähnten dazwischen. Sie mußten erst sorgsam ausgefüllt werden, um zu uns Einsamstehenden nach jener Höhe hinüber der unentbehrlichen Genossenschaft den Weg zu bahnen. Mit der Erkenntnis der unsäglichen Bedeutung Schnorr's für mein eigenes Kunstschaffen war das unmittelbare Band gefunden, welches mein Wirken befruchtend mit der Gegenwart verbinden sollte. . . . Die Begründung eines deutschen Styles in dem Vortrage und der Darstellung der Werke des deutschen Geistes, sie ward unsere Losung. Und da ich diese ermuthigende Hoffnung auf ein großes allmähliges Gedeihen in mich aufnahm, erklärte ich mich nun gegen jede sobaldige Wiederholung des Tristan.'

Es war ein ergreifender, herzerhebender Moment, als am Schlusse dieser vierten Aufführung, mitten unter dem endlos rauschenden Beifallssturme der erregten Zuhörerschaft, die tiefe Rührung wechselseitiger Dankbarkeit den Schöpfer des Werkes und das edle Künstlerpaar auf offener Bühne, unter den Augen des königlichen Beschützers, zu gegenseitiger Umarmung drängte! Der Meister selbst in seinem, eben erst abgeschlossenen 52. Lebensjahre, —

Carolsfeld, Marienbad. Die Hummeln im Begriff ihrer Transformation in Löwen seien gegrüßt!!! Ich komme wirklich nicht aus, bin belagert und schrecklich erkältet. — Kinder, macht keine Streiche! — Ich sehe Euch morgen früh! Noch einmal — und — wenn's sein soll — nie wieder! Mir recht! — Aber dieses eine Mal — noch gehörig! — Wotan segne Euch! — Aus einem großen Doppelherzen — schönsten Gruß — Euer Richard. Den 30. Juni 1865.'

auf der vollen reifen Höhe seiner Schaffenskraft gerade noch rechtzeitig vor dem Untergange bewahrt! Der Sänger am Vorabend seines 29. Geburtstages, den er am folgenden Tage (2. Juli) beging, — seine ganze künstlerische Zukunft vor ihm ausgebreitet, — welch eine Zukunft! Im Dienste echtester, auserlesener deutscher Kunst, als nächster Theilnehmer des reformatorischen Werkes eines aus ganzer Seele verehrten Meisters, unter dem Schutze eines herrlichen Königs! Meister, Sänger und Herrscher, ein Jeder einzig in seiner Art, für einander geschaffen und in wechselseitiger Liebe einander ergänzend, bildeten hier einen unvergleichlich bedeutungsvollen Bund. Und wie viel war dabei, zur Verwirklichung höchster Ideale, dem edlen Sänger und Darsteller zugewiesen, wie viel war von seinen reichen Gaben, seinem geistigen Verständnis, seiner begeisterten Hingebung an die ihm gestellten Aufgaben zu hoffen, zu erwarten! ‚Die Unerschöpflichkeit einer wahrhaft genialen Begabung war uns aus unseren Erfahrungen an dem Stimmorgan Schnorr's so recht begreiflich klar geworden. Dieses Organ, voll, weich und glänzend, machte, sobald es zum unmittelbaren Werkzeuge der Lösung einer geistig vollkommen bewältigten Aufgabe zu dienen hatte, auf uns eben jenen Eindruck der wirklichen Unerschöpflichkeit. Was kein Gesanglehrer der Welt lehren kann, fanden wir einzig an dem Beispiele der Lösung solcher Aufgaben zu erlernen möglich.' Kein Gesanglehrer der Welt, mit seinen Methoden und Ansichten über Stimmbildung und Gesangskunst, konnte ihm den Werth eines solchen einzig dastehenden, großen künstlerischen Beispieles ersetzen. Aus der Erfolglosigkeit der Bemühungen des redlichen Schmitt, dessen praktische Kenntnis und Erfahrung als Stimmbildner er seit langen Jahren zu schätzen wußte, war dies deutlich zu ersehen. ‚Lieber Freund', hatte ihm Wagner in gegebenem Anlaß in eben diesen Tagen (3. Juli) auseinanderzusetzen gehabt, ‚nicht an die Richtigkeit Deiner Methode und Ansichten, sondern an Deine Befähigung, diese durch die richtige Art der Behandlung Deiner Schüler auf diese anzuwenden, hatte ich bisher mit Bangigkeit zu denken, und Du beweisest mir wieder von Neuem, wie gerechtfertigt meine Sorge ist. — Mein Freund, — Recht haben ist gar nichts werth, sobald man nicht auch das Rechte durchführen kann. Die That, die That, und nichts als die That! — Bring' mir einen Deiner Schüler, dem es Dir gelungen ist alles das zu lehren, was Du weißt und der Andern zum Vorbild dienen kann, so hast Du einzig gewonnen. Du weißt, warum dies schwer ist, klagst nur mit Stümpern und Lumpen zu thun zu haben: — währenddem bringen mir die Schnorr's den Tristan zu Stande, und zwar mit einer Wirkung, von der keines sich etwas geträumt hatte! Nun, wahrlich, ich dächte doch, das wäre Etwas! —' Hier war für strebende Kunstgenossen das fördernde, einzig beweisführende Beispiel gegeben, durch welches das gewollte Neue, Unerhörte sichtbar und hörbar vor den Augen und Ohren Aller sich

mächtig verwirklichte. ‚Hier war zu lehren und zu lernen; das Allbezweifelte, Verspottete und Begeiferte, nun war es zur unleugbaren Kunstthat zu machen.'

‚Und dieser wunderbare König!' ruft Bülow gelegentlich eines Rückblickes auf die vier Aufführungen aus. ‚Zu jeder Aufführung Extrazug, hin und zurück von Starnberg; während der Zwischenakte sprechen ihn die Minister, froh seiner einmal habhaft zu werden. Auf der Eisenbahn letzten Sonnabend' (es kann nur der 1. Juli, der Tag der letzten Vorstellung gemeint sein, und zwar die Fahrt zur Stadt in die Aufführung!) ‚giebt er plötzlich das Nothsignal. Großer Schrecken — man hält an: Majestät finden es im Coupé zu heiß, sehnen sich nach freier Luft und steigen zum Heizer auf die Lokomotive, mit welchem Sie sich die Fahrzeit über lebhaft zu unterhalten geruhen. Nach der Aufführung waren Sie so ergriffen, daß, als der Sekretär beim Einsteigen in die Equipage den früheren Platz wieder aufsuchte, ihm mit den Worten ›ich will allein sein‹ die Thür vor der Nase zugeschlagen wurde — NB. es war ein Hundewetter und die Münchener Droschken lagen schon im Bett. Dergleichen Amüsantes ließe sich vielerlei erzählen.'[1] Den Genuß an den Aufführungen störte ihm nur das allgemeine, oft recht plump aufdringliche Hinstarren all der tausend Augen seiner guten Münchener in die Hofloge bei seinem Erscheinen und wiederum beim Fallen des Vorhanges. Ja, wäre aus diesen tausend gaffenden Augen nur ein Strahl von wahrhaft liebevoller Begeisterung für das Große, von dankbarem Verständnis für sein erhabenes Ideal zu ihm gedrungen![2] Der Glanz und das Geräusch eines dicht gefüllten Theatersaales verdarb ihm die Einbildung; er liebte die Aufführungen, in denen er sich als alleiniger Zuschauer den Eindrücken hingeben konnte. Er freute sich demnach auf das bevorstehende Reservatkonzert in dem dunklen und fast leeren Saale des kleinen Residenztheaters, in welchem auserwählte Bruchstücke aus den Werken des Meisters zur Anhörung gelangen sollten. Am schönsten war seine bei jedem Anlaß bekundete Dankbarkeit und Bewunderung für Schnorr's außerordentliche, ungeheuere Leistung und die bescheidene Abwehr jeder ihm persönlich dargebrachten Dankeshuldigung. ‚Warum mich loben und preisen?' heißt es in einem seiner Briefe an Wagner. ‚Er vollbrachte die That! Er ist das Wunder der Welt, was bin ich ohne Ihn!?'

Bereits am 3. Juli, zwei Tage nach der letzten ‚Tristan'-Aufführung, be-

[1] Bülow, briefl. an J. Raff, 13. Juli 1865 (Briefe IV, S. 50/51). — [2] Wir haben in unserer Erzählung keinen Raum dafür gehabt, darauf einzugehen, wie trotz aller glänzenden Aufnahmen des neuen Werkes die öffentliche Kritik sich darüber aussprach. Eine solche Betrachtung würde einer eigenen ‚Geschichte der Werke Wagner's in der deutschen Kunstöffentlichkeit' angehören, einem Buche mit fast lauter schwarzen Blättern! ‚Das Gedicht ist in jeder Beziehung eine Absurdität, die Musik mit Ausnahme einiger Partieen das raffinirte Gebräu einer abgelebten, krankhaften Phantasie,' — Urtheile, wie das vorstehende aus der

gannen in Wagner's Hause, in den Nachmittagsstunden von 6 Uhr ab, die Ensembleproben zu den Fragmenten aus ‚Rheingold' und den ‚Meistersingern'. Gleichzeitig gingen am Vormittag die Vorbereitungen zur Aufführung des ‚fliegenden Holländers' von Statten. Leider war Mitterwurzer schon abgereist, so daß er die Rolle des ‚bleichen Seemannes' dem Münchener Sänger überlassen mußte; dafür übernahm Schnorr die Partie des Erik, und die ganze Vorstellung, von Bülow gründlichst ‚revidirt und dirigirt', errang am Sonntag den 9. Juli, zur großen Befriedigung des Dirigenten, ‚einen kolossalen Erfolg'.[1] In Betreff Schnorr's folgen wir im Nachstehenden ganz den eigenen Erinnerungen Wagner's. ‚Seine Reizbarkeit', heißt es da, ‚nahm in den letzten Tagen seines Münchener Aufenthaltes eine immer finsterere Färbung an. Er trat schließlich noch im ›fliegenden Holländer‹ als ›Erik‹ auf, und führte diese schwierige episodische Partie zu unserer höchsten Bewunderung durch. Ja, wirkliches Grausen erregte uns die seltsame düstere Heftigkeit, welche er, andererseits ganz meinem ihm darüber mitgetheilten Wunsche gemäß, in dem Leiden dieses unglücklich liebenden jungen nordischen Jägers wie ein verzehrendes dunkles Feuer aufschlagen ließ. Nur in kurzen Andeutungen gab er mir an diesem Abend eine tiefe Verstimmung über Alles, was ihn umgab, zu erkennen. Auch schienen ihm plötzlich Zweifel über die Verwirklichung unserer beglückenden Pläne und Entwürfe anzukommen. Er schien nicht begreifen zu können, wie aus dieser nüchternen, ja tückisch feindselig uns auflauernden Umgebung unseres Wirkens ein ernstlich gemeintes Heil für dieses erwachsen sollte.'

‚Aus dieser, endlich auch von mir getheilten, düster bangen Verstimmung befreite uns noch der letzte herrliche Abend unseres Zusammenseins. Der König hatte eine Privataudition im Residenztheater' (12. Juli), und hierbei die Ausführung von Bruchstücken aus meinen verschiedenen Werken befohlen.[2] Von ›Tannhäuser‹, ›Lohengrin‹, ›Tristan‹, dem ›Rheingold‹, der ›Walküre‹, ›Siegfried‹ und endlich den ›Meistersingern‹ ward je ein charakteristisches Stück von Sängern und dem vollen Orchester unter meiner persönlichen Leitung vorgetragen.' Außer dem König, der in seiner düsteren Loge unsichtbar war, befanden sich noch zwanzig bis dreißig Zuhörer im Saale, sämmtlich von Wagner eingeladen, die sich für die Hofloge unsichtbar placiren mußten.

Wiener ‚Presse' (Ed. Schelle) wurden in München, wie überall, mit Behagen gelesen und nachgedruckt, und speziell die Münchener Witzblätter mit ihren widrigen Karrikaturen des ‚großen Komponisten Rumorhäuser' zerrten — im direkten Solde der Kgl. Kabinetskasse! — das Erhabene in den Schmutz ihres gemeinen platten Hofbräuhauswitzes,* — ohne jede allgemeine Empörung oder Mißbilligung seitens ihrer Leser! — [1] Bülow, Briefe IV, S. 43. 50. — [2] Vgl. Bülow's briefliche Erwähnungen vom 13. Juli: ‚Die Wagnersaison ist mit dem gestrigen Abend beendet. Auf Befehl des Königs war noch ein großes geheimes Konzert im

* Vgl. z. B. nur den Münchener ‚Punsch' vom 26. Februar (‚Morgenstündchen eines neudeutschen Komponisten'), 2. Juli (‚Die neue Epoche'), 3. Dezember (‚Morgengebet eines bescheidenen Mannes') ꝛc. ꝛc.

‚Ich hatte das Glück', erzählt Schuré in seinen Erinnerungen, ‚mich unter diesen Bevorzugten zu befinden. Mit Mühe entdeckte man im Hintergrunde der untersten Logen einige Damen, die sich ganz zusammengeduckt hatten, und unter dem Balkon verbarg sich eine Gruppe von Herren, die nur mit halber Stimme flüsterten. Nur wenige Lampen erhellten das Orchester, das auf der Bühne aufgestellt war. Aufrecht auf einem hohen Aufbau, wie auf einem Felsen, stand Richard Wagner und dirigirte auswendig. Erst unergründliche Tiefen; dann beschwor seine stolze Gebärde die prickelnden Lockungen des Venusberges, dann die ätherischen Klänge von Montsalvat und das schmetternde Heldenmotiv Lohengrin's herauf. Er entfesselte den Sturm über den Göttern von Walhall und beschwichtigte ihn durch den süßen Sang der Rheintöchter. Der Saal des Residenztheaters mit seinen wunderbaren Holzschnitzereien in Rokoko, völlig leer und in grünliches Halbdunkel getaucht, nahm unter diesen fremdartigen Klängen einen ganz phantastischen Anblick an und schien bald eine unterseeische Grotte, bald ein verzauberter Wald zu sein, aus welchem heraus die tausend Stimmen der Natur und der Sage klangen.'[1] Bülow hebt unter den einzelnen Bestandtheilen des Programmes die Schlußszene des ‚Rheingold' hervor, sodann die Schmiedelieder aus ‚Siegfried', sieghaft gesungen von Schnorr, und Fragmente aus der ‚Walküre'; ferner aus den ‚Meistersingern' das Vorspiel, Pogner's Anrede und die große Szene mit Walther aus der zweiten Hälfte des ersten Aktes, unglaublich schön und klar ausgeführt und in jeder Beziehung, sowohl nach der humoristischen wie nach der lyrischen Seite hin, zu unwiderstehlicher Wirkung gelangend.[2] Schnorr sang nach einander den Heldensang Siegfried's beim Schwertschmieden, Siegmund's Frühlings- und Liebesgesang und den Walther von Stolzing: ‚seine silberhelle Stimme, weich und voll wie eine Glocke, vermittelte die mächtigen Schwingungen der Jugend und alles Feuer des Lebens. Ein bloßer Sänger ist nicht solchen Ausdruckes fähig; es war in ihm etwas von einem Helden und einem Gottbegeisterten. Er lebte in seinem Traum, er strahlte vor Hoffnung. Sie waren da alle drei zum letzten Male vereinigt, der große Zauberer, der begeisterte Darsteller und der völlig bezauberte König.'[3] Wir beschließen die Schilderung dieses wunderbaren Abends, indem wir die oben unterbrochene eigene Erzählung des Meisters wieder aufnehmen. ‚Schnorr, welcher hier zum ersten Male manches Neue von mir hörte, außerdem ›Siegmund's Liebeslied‹, ›Siegfried's Schmiedelieder‹, den

Residenztheater — ohne Publikum — zwanzig bis dreißig Wagnerfreunde abgerechnet' ꝛc. (Bülow, Briefe IV, S. 49). — [1] Vgl. dazu Pecht's Erwähnung über den Gesammteindruck der Vorführung, wonach dieselbe ‚in dem verdunkelten, gespenstisch stillen Raum, dessen Riesengröße (??) man nur ahnte, mit fast dämonischer Gewalt gewirkt habe, um so mehr als Wagner selbst dirigirte' (Pecht, II, S. 136). — [2] Bülow, Briefe IV, S. 49. — [3] Schuré, Erinnerungen an Richard Wagner, S. 44/45 der deutschen Ausgabe.

›Loge‹ im Rheingoldbruchstück, endlich den ›Walther von Stolzing‹ in dem den ›Meistersingern‹ entnommenen größeren Fragmente mit hinreißender Kraft und Schönheit sang, fühlte sich wie aller Qual des Daseins entrückt, als er nun noch von einer halbstündigen Unterredung, zu welcher ihn der ganz allein unserer Aufführung zuhörende König eingeladen hatte, zurückkam und mich stürmisch umarmte. ›Gott, wie danke ich diesem Abende!‹ rief er aus. ›Ja, nun weiß ich es, was Deinen Glauben stärkt! O, zwischen diesem göttlichen Könige und Dir, da muß auch ich ja wohl noch zu etwas Herrlichem gedeihen!‹ — — Nun galt es denn wieder, kein ernstes Wort mehr zu sprechen. Wir nahmen mit Bülow's gemeinschaftlich in einem Hôtel noch den Thee; ruhige Heiterkeit, freundlicher Glaube, sichere Hoffnung drückten sich in unserer, fast nur noch scherzhaften Unterhaltung aus. ›Nun denn!‹ hieß es, ›morgen noch einmal in den garstigen Mummenschanz! Bald dann nun für immer befreit!‹ Unser allernächst bevorstehendes Wiedersehen war uns so gewiß, daß wir es fast für überflüssig und nur ungeeignet hielten, erst Abschied zu nehmen. Wir trennten uns auf der Straße wie beim gewöhnlichen Gutenachtsagen; am anderen Morgen reiste der Freund still nach Dresden ab.'[1]

‚Mein herrlicher Sänger verließ uns jubelnd, froh und selig vor Stolz und Wohlgefühl', heißt es in einer brieflichen Nachricht Wagner's.[2] Er selbst war, wenn auch stark angegriffen durch die vorausgegangenen Anstrengungen und Aufregungen, doch nicht minder freudigen Muthes und voll von Plänen, die zur Erfüllung drängten. Eine vortreffliche Acquisition hatte er an seinem mehrgenannten jungen Freunde Heinrich Porges gemacht, der zunächst auf seine Einladung als ‚Tristan'-Gast in München erschienen war und sich nun, wiederum auf Wagner's direkte Veranlassung, mit seiner jungen Frau ganz in München etablirte. Er wünschte ihn zu seinem Privatsekretär zu machen, da er der Beihilfe eines solchen bei dem Andrang vielseitiger Ansprüche in hohem Grade benöthigt war. Da das bisherige Konservatorium demnächst geschlossen und an Stelle desselben die von Wagner projektirte Musikschule eröffnet werden sollte, konnte er leicht an dieser Anstalt (entweder als Bibliothekar, oder als Klavierlehrer an den Elementarklassen), oder auch an dem unter der Redaktion des Dr. Grandauer neu zu begründenden Journal (S. 84), eine passende Stellung finden; seine verständige Ergebenheit und solide Befähigung empfahl ihn für eine mehrseitige Verwendung. ‚Einstweilen', so schreibt Bülow am 13. Juli, ‚freut es mich, daß Wagner sich wieder straffer fühlt und fleißig am zweiten Akte des ›Siegfried‹

[1] ‚Schnorr's reisen heute Mittag nach Dresden zurück. Er hatte gestern eine dreiviertelstündige Audienz beim Könige, der uns dreien in liebenswürdigster Weise eigenhändige Dankbillete adressirt hat. Was weiter, nun das ist eben Zukunft.' (Ebendaselbst.) — [2] An Frau Wille, 26. Sept. 65.

instrumentirt, dessen dritten Akt er bis Ende des Jahres wenigstens skizzirt zu haben hofft.'

Die Übersiedelung Schnorr's nach München, die Errichtung der geplanten Musikschule auf der Grundlage von Wagner's Entwurf, die Begründung eines weithin wirkenden Organes zur klärenden Durchführung seiner reformatorischen Ideen, die Vollendung und Ausführung der noch nicht vollendeten Theile des großen Nibelungenwerkes und die gleichzeitige Erbauung des dafür bestimmten Festspielhauses auf dem Isarhügel durch Semper — Alles, Alles bereitete sich nun vor. Nach jeder Richtung hin war das große schöpferische Reformwerk umsichtig und sorglich in Angriff genommen, unter der Ägide eines idealgesinnten, kunstbegeisterten jungen Monarchen, unter der Mitwirkung so auserlesener, verständnisvoller, feurig ergebener Hilfskräfte, wie Bülow und Schnorr. So nahe dem hohen Ziel hatte der ringende Meister noch nie gestanden. Immer wieder war es in seiner bisherigen drangvollen Laufbahn vor ihm zurückgewichen, wenn er es bereits mit Händen zu ergreifen vermeinte, in Dresden, in Zürich, in Weimar, in Karlsruhe — kostbare, unersetzliche Lebensjahre waren darüber verstrichen. Nun endlich, immer noch auf der vollen Höhe seiner ungebrochenen Kraft, schien es sich ihm zuzuneigen; in seinen großen Umrissen zeichnete es sich hell und scharf in vollster Nähe vor ihm ab, und das erhebende Bewußtsein des Gelingens einer ersten freien Kunstthat, eines ‚beweisführenden Beispieles' für das Gewollte, schien zu seiner einsamen Höhe die Brücke zu schlagen. Aber der unversöhnliche Dämon seines Schicksals blieb dem großen Ringer gegenüber nicht müßig. Noch einmal rüstete er sich zu vernichtenden Schlägen.

V.

Nach dem ‚Tristan‘.

Schnorr's Tod. — Ein Zusammensein des jungen Schüré mit dem Meister. — Auf dem Hochkopf am Walchensee. — Rückkehr nach München: Entwurf des ‚Parzival‘. — Semper in München: der Platz zum Festspielhause wird bestimmt. — Zeitungsprojekt: ‚Was ist deutsch?‘ — Reise nach Wien: J. Fröbel. — Mit dem König in Hohenschwangau.

Was ich durch Schnorr's jähen Tod verlor, ist, in einem gewissen Sinne, unermeßlich, wie die Begabung dieses herrlichen Künstlers unerschöpflich war.

Richard Wagner.

Etwa acht Tage nach dem berichteten, kaum beachteten Abschiede, Freitag den 21. Juli, wurde dem ahnungslosen Meister — Schnorr's Tod telegraphirt. Er war in der frühen Morgenstunde eben desselben Tages erfolgt. Ein furchtbarer, ein betäubender Schlag! ‚Schlimmeres für Wagner, für uns Alle hier, für unsere künstlerischen Pläne konnte sich nicht ereignen‘, schreibt Bülow.[1] Er hatte nach seiner Rückkehr noch in einer Theaterprobe gesungen, und seinen Kollegen zu erwidern gehabt, welche sich darüber verwunderten, daß er nach den Anstrengungen der letzten Wochen wirklich noch Stimme habe! Ein schrecklicher Rheumatismus hatte sich dann seines Kniees bemächtigt, und zu einer in wenigen Tagen tödtenden Krankheit geführt. ‚Springende Gicht hieß der Dämon, der ihm von dem Kniegelenk in das Gehirn gefahren war. Da lag er.‘[2] Die für seine Übersiedelung nach München verabredeten Pläne, die Darstellung des ‚Siegfried‘, seine Besorgtheit vor der Annahme, man werde seinen Tod der Überanstrengung durch den ‚Tristan‘ Schuld geben,[3]

[1] Bülow, Briefe IV, 52. — [2] Briefl. an Frau Wille, 26. Sept. 65. — [3] Die Journale brachten bald darauf einen ‚kühlen, prätentiösen und mit einem perfiden Hieb auf Wagner geschmückten Nekrolog‘ aus der Feder desjenigen Mannes, der unter allen Lebenden am wenigsten dazu berufen war — Eduard Devrient's in Karlsruhe — einen Aufsatz,

hatten sein klares und endlich vergehendes Bewußtsein beschäftigt. ‚Leb' wohl, Siegfried! Tröstet meinen Richard!' waren seine letzten Worte. Zur gleichen Zeit, wo Wagner nach den aufregenden Ereignissen der letzten Monate an die Beschäftigung mit der Instrumentation des zweiten Aktes des ‚Siegfried' ging, an dem gleichen Tage (21. Juli), wo durch königliches Reskript dieses Datums das bestehende Münchener Konservatorium gänzlich geschlossen, alle Lehrer und sonst Angestellte entlassen worden waren, schloß der Tod die Augen des edlen jungen Künstlers, auf dessen Mithilfe an seinem Lebenswerk sein großer Freund so fest gebaut hatte. In ihm verlor der Tieferschütterte, im Innersten Getroffene, wie er sich damals ausdrückte, ‚den großen Granitblock, der für die Ausführung seines Baues nunmehr durch eine Menge von Backsteinen zu ersetzen war'. Der Hoffnungsfrühling, welcher mit der Erkenntnis der unermeßlichen Bedeutung Schnorr's für sein Kunstschaffen über sein Leben angebrochen, war mit dem jähen Ende dieses einzigen Sängers unwiderruflich dahingewelkt und entblättert.

Er verhoffte mit Bülow noch zur Stunde der Beerdigung des gemeinsam geliebten Freundes anzukommen; eilig jagte er nach Empfang der Schreckensbotschaft nach Dresden, um noch einmal sein Antlitz zu sehen, ‚noch einmal die Hand des aufopferndsten Freundes zu küssen'. Umsonst, die Leiche hatte der zerstörenden Hitze halber bereits vor der bestimmten Zeit der Erde übergeben werden müssen. Die Herbeigeeilten kamen zu spät, frische Erde und glühende Sonne deckten die irdischen Überreste Dessen, dem sie die letzte Ehre erweisen wollten. ‚In heller Julisonne jubelte das buntgeschmückte Dresden in derselben Stunde dem Empfange der zum allgemeinen deutschen Sängerfeste einziehenden Schaaren entgegen. Mir sagte der Kutscher, welcher, heftig von mir angetrieben, das Haus des Todes zu erreichen, mit Mühe durch das Gedränge zu gelangen suchte, daß an die 20,000 Sänger zusammengekommen seien. ‚Ja!' sagte ich mir: — ‚Der Sänger ist eben dahin!' — In Dresden zu verweilen, Bekannte aufzusuchen, war ihm unmöglich: er ging sofort (immer in Bülow's Begleitung) fast blind, nach dem Prager Bahnhof, von wo augenblicklich der Zug nach Prag absauste. So gelangte er unverzüglich nach München zurück.[1] ‚Ich bin noch ganz betäubt — moralisch — die physische Ermüdung hat mich noch nicht ins Gleichgewicht gebracht', schreibt Bülow am 25., nach soeben erfolgter Rückkehr. — Die Empfindungen Wagner's bei diesem Verluste entziehen sich jeder Beschreibung. — —

Ein Stimmungsbild aus diesen Tagen gewähren uns die Erinnerungen Schüré's, der sich unter dem überwältigenden Eindrucke der ‚Tristan'-Aufführungen dem Meister brieflich genähert hatte und von ihm trotz seiner

---

den Bülow mit Recht ‚zugleich eine Verleumdung unseres theueren Verstorbenen' nennt! —
[1] Brieflich an Pusinelli, 2. August 1865.

Jugend mit Auszeichnung aufgenommen war. ‚Ich kannte Schnorr persönlich nicht und hatte ihn nur auf der Bühne gesehen; aber sein urplötzliches Verschwinden verursachte in mir eine unbesiegbare Traurigkeit. Unter der Wucht dieses Schlages fühlte man so recht die grausame Hand des Geschickes, welche mit Vorliebe die edeln Seelen und herrlichen Herzen trifft. Ich dachte nicht mehr daran, Wagner wiederzusehen. Wenige Tage nachher empfing ich jedoch von ihm eine Einladung zur Mittagsmahlzeit. In dem kleinen Salon der Briennerstraße fand ich v. Bülow und Porges, einen ausgezeichneten Musiker und einen der damals seltenen deutschen Kunstkritiker, die sich offen für Wagner erklärt hatten. Der Meister stand aufrecht neben dem Piano, gegenüber dem Fenster, die Züge streng, das Gesicht finster, wie dasjenige des von den Wogen hin und her geworfenen Seemannes. Gleichwohl unterhielt er sich in gedämpfter Stimme mit der gewöhnlichen Klarheit und Lebhaftigkeit. Bei jedem Worte brachte sein unausgesetzt arbeitender Geist die Gedanken wie in einem Sprühfeuer vor. Unaufhörlich strich sein Denken, die Schranken von Zeit und Raum überspringend, von der Musik zur Dichtkunst, von Shakespeare zu Calderon, von einer Jugenderinnerung zu der Federzeichnung einer geschichtlichen Persönlichkeit, — dies Alles in schnellen, lebendigen Worten, die er unversehens wie Pfeile schleuderte und welche die zu bezeichnende Sache scharf trafen. So sprach er von der ‚deutschen Harmlosigkeit', die, wie er meinte, dem gegenwärtigen Geschlecht ganz abhanden gekommen sei. Um diesen Gedanken näher auszuführen, öffnete er halb den Deckel des Pianos, spielte mit der Rechten eine Kadenz von Haydn und sagte: ‚Das ist die wahre deutsche Harmlosigkeit! Ach, dieser gute Haydn, auch er war eine frohe Seele! er war — wie soll ich es gleich sagen? — er war einer von den Unsrigen!' — Weder vor, noch während der Mahlzeit wagte Jemand ein Wort von dem Tode Schnorr's verlauten zu lassen; Wagner selbst sprach den Namen nicht aus. Trotz der Lebhaftigkeit seiner Gesichtszüge merkte man, daß er tief bewegt sei. Gleichwohl ging das Essen in heiterer Stimmung vorüber, belebt von Wagner's eigenartigem Humor. Ich brachte ihn auf Frankreich: er sprach mit Bewunderung von Berlioz. ‚In einem einzigen Satze von ihm', sagte er, ‚ist mehr geistige Schöpferkraft, als in allen Opern Meyerbeer's zusammengenommen.' Dann machte er einige Witze über den Doktor Lapommeraie, der kürzlich in Paris guillotinirt worden war, weil er seine Geliebte vergiftet. Dieser Mann war ein großer Bewunderer Wagner's gewesen. ‚Ich habe mit meinen Freunden ganz entschieden kein Glück', sagte der Meister, ‚alle endigen schlecht. Baudelaire ist todt; er hat einen schönen Band Gedichte und eine schöne Abhandlung über mich geschrieben. Er gehörte anderswohin; ich bedaure ihn. Lapommeraie war ein sehr gebildeter Mensch, und ich habe ihn immer meinen Freund Lapommeraie genannt.' Beim Nachtisch brachte ein Courier einen Brief des Königs von Bayern und

Wagner verließ uns, um ihn zu lesen. Wenige Augenblicke später fanden wir uns in dem Halbdunkel seines Arbeitszimmers wieder zusammen; strahlenden Auges schwang er den Brief in seiner Rechten. ‚Das ist ein König!‘ rief er, ‚mit diesem Menschen könnte man die ganze Welt umkehren!‘ Und er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, als könnte er sein Festspielhaus aus ihm herausstampfen. Man machte einen Gang durch den Garten, und da ich mich bald mit ihm allein befand, wagte ich es, ihm meine Theilnahme wegen Schnorr's Tod zum Ausdruck zu bringen. ‚Sprechen Sie mir nicht davon!‘ sagte er, ‚das ist eine furchtbar dämonische Geschichte‘ (‚une histoire terrible et fatidique‘). Er konnte nicht davon reden, sein Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an; es spiegelte die Empfindungen wieder, welche ihn unter einem ehernen Stillschweigen durchwogten. Der Nachmittag endete mit einer Spazierfahrt im englischen Garten, wohin uns unser Gastfreund im Wagen führte. Er war wieder ernst und nachdenklich geworden und sprach von den nächsten Proben zum ‚Rheingold‘(?); aber man sah an seinem Gesichtsausdruck, daß er an das Unternehmen mit einer Art Widerwillen trat. Seine entfernten Anspielungen an das traurige Ereignis zeigten, wie verhängnisvoll es ihm für sein Unternehmen zu sein schien. Der Wagen hielt an einem köstlichen Punkte im Park; wir stiegen aus und machten einige Schritte einem Wasserlaufe entlang, der dort quer durch die Wiese dicht am Rande der grünen Ufer dahinplätschert und sich in einem grün und silbern schimmernden Buchendickicht verliert. Sichtlich bezaubert, ließ sich der Meister auf eine Bank nieder, den Blick auf die leicht gekräuselte Wasserfläche gerichtet. Dann ließ er seinen innersten Gedanken freien Lauf und sagte: ‚Das Schicksal kann mich nicht unterkriegen, aber es vergreift sich an meinen Getreuen. Sobald sich ein Mann, ein wirklicher Mann, der für sich allein eine unberechenbare Kraft darstellt, mir rückhaltlos hingiebt, so bin ich sicher, daß es sich seiner bemächtigt.‘ Sein Auge haftete noch immer an dem Wasserspiegel unter dem aufschauernden Zitterlaub. Zog an ihm in dem sonnigen Walde das Bild des stolzen Jünglings vorüber, der ihm die Blume seiner Seele und das Blut seines Herzens geweiht hatte und dessen letzte schwermüthige Worte gewesen waren: ‚Ich werde den Siegfried nicht singen?‘ Jäh erhob er sich und schritt mit großen Schritten von dannen. ‚Gehen wir!‘ sagte er. ‚Wenn man mit dem Schicksal Krieg führt, darf man nicht rückwärts blicken, sondern vorwärts!‘ Wir bestiegen unsere Wagen; als wir in die Stadt zurückgekehrt waren, nahm ich von ihm Abschied.‘[1]

‚Nicht rückwärts, sondern vorwärts!‘ Das ist die Losung des Reformators und zugleich das Mittel, um sich bei unausgesetzter Thätigkeit im

[1] Edouard Schuré, Souvenirs sur Richard Wagner (Deutsch von F. Ehrenberg, Leipzig, Breitkopf & Härtel. Verkürzt.

Leben zu erhalten. ‚Zu unthätiger Trauer haben wir keine Muse', lesen wir, ganz im Sinne Wagner's, in Bülow's gleichzeitigen Briefen,[1] und wiederum, unterm 31. Juli, in unmittelbarer Anknüpfung an den Bericht über den ungeheuren Verlust: ‚Trotzdem ist das Befinden Wagner's nicht so schlecht; er ist energisch damit beschäftigt, unser Projekt für die Musikschule, oder vielmehr ›Kunstschule‹ in die Praxis umzusetzen. Die Künstler, deren der Meister bedarf, existiren noch nicht; der Letzte, der Einzige hat uns verlassen — es muß also der Versuch gemacht werden, solche heranzubilden und die baldige Errichtung der Schule ist von drängender Wichtigkeit.' Um diese Zeit war der Klindworth'sche Klavierauszug der ‚Walküre' im Drucke vollendet, er hatte demselben das Gedicht ‚Dem königlichen Freunde' (S. 11, Anm.) als Widmungsblatt vordrucken lassen. Die fertigen Exemplare trafen gegen Ende Juli ein; eins davon entsandte er an Wesendonck mit der Bitte, ihm dagegen die seiner Zeit verpfändete handschriftliche Originalpartitur des Rheingoldes freundlich und mild für seinen königlichen Schutzherrn abzutreten. Nur durch den König könnten die Nibelungen der Nation als Festgeschenk vorgeführt werden; somit ersuche er ihn herzlich, ‚dem Vollender und Aufführer des Nibelungenwerkes auch den einzigen Besitz dessen zu gönnen, was daran sein (Wagner's) Werk sei'. Im Wesendonck'schen Besitze verbleibe dennoch für immer, ‚was mehr werth sei als die zurückerbetene Reinschrift' (gemeint sind die Skizzen der Musik zum ‚Rheingold', zur ‚Walküre' und zum ‚Siegfried', soweit dieser bis zur Unterbrechung im Sommer 1857 gediehen war). In diese Tage — Ende Juli und Anfang August — fällt auch eine kurze Anwesenheit Präger's aus London; in seiner ganzen oberflächlich geschwätzigen Art konnte derselbe wohl kaum je ungelegener kommen, als in diesem Zeitraum des höchsten, durch Thätigkeit und wiederum Thätigkeit einzig gemilderten Lebensernstes. Im Hinblick auf die Belästigungen eines solchen Besuches und seine Ansprüche an die Geduld des leidenden Meisters muß uns abermals, wie so oft, jener bereits angeführte Satz Nietzsche's zu Sinne kommen, worin dieser die mannigfachen älteren Bekannten, mit denen Wagner immer wieder zu verkehren hatte und denen er so viel heiter überlegene Güte zu bezeigen vermochte, als gleichsam verkörperte — auf ihrem ursprünglichen Standpunkt stecken gebliebene und versteinerte — ‚begrenzte Abschnitte aus seinem eigenen grenzenlosen Laufe' bezeichnet. Trotzdem entnehmen wir eben jenem Briefe Bülow's vom 31. Juli, welcher der Anwesenheit Präger's gedenkt,[2] zugleich auch die treffende Charakteristik des Mannes, als eines ‚ergebenen Freundes', den Wagner — bei aller sonstigen Werthschätzung! — ‚lieber per distance und in Intervallen' genieße, als in dauernder Gegenwart. Er gab ihm zu seiner Unterhaltung ein Konvolut eben eingelaufener

[1] An R. Pohl, 5. August 65. — [2] An Ed. Lassen, Briefe IV, 55.

— Bittschriften zu durchlesen, deren sich dieser noch nach langen Jahren erinnert. ‚Von der Verschiedenheit der Ansprüche, die darin an ihn gestellt waren, kann sich' — so sagt er — ‚nur Der einen Begriff machen, der sich, wie ich, durch ein Packet davon durchgearbeitet.'

Am 8. August begaben sich Bülow's auf vier Wochen nach Pesth, wo Liszt gelegentlich eines großen Musikfestes seine ‚heilige Elisabeth' unter eigener Leitung vorzuführen gedachte. Die völlige Verlassenheit, in welcher der Meister somit zurückblieb, konnte er nicht ertragen, wenigstens nicht in der gewohnten Umgebung, die ihn die trostlose Öde um so schmerzlicher empfinden ließ. Er entschloß sich dazu, einer Aufforderung des Königs Folge zu leisten, welche dieser wiederholt an ihn gerichtet: sich für seine Erholung nach Belieben eines jener wundervollen Zufluchtsorte in den hohen Bergen zu bedienen, in welche er selbst so gern von seinen Regierungsgeschäften sich flüchtete, und für vierzehn Tage in einer der ‚Königshütten' in der Umgebung des Walchensees Wohnung zu nehmen. Der schöne düstere Walchensee ist jedem Besucher der bayrischen Alpen als einer der herrlichsten Seen dieses Gebirgslandes bekannt. Von schwarzblauer Farbe sind seine stillen Fluthen, dunkel die Wasserfläche, dunkel die Ufer, weil dichte Tannenwaldungen von den Abhängen der umgebenden Höhen bis zum Seespiegel herabreichen. ‚Ernst schaut der Herzogenstand nach dem See hinunter, ernst die Berge des Isarthales und der Jachenau; überall herrscht die Ruhe einer unentweihten Gebirgsnatur, in welche kein Laut von dem betäubenden, nervenzerstörenden Treiben der Städte emporbringt. Die Geister der Berge, die Elfen des Waldes, die Nixen des Sees sind die einzigen Genossen einer tiefen Stille, in der eine leidende Seele Genesung und Heilung finden kann.'[1] Dem Könige war von seinem Leibarzte verordnet, auf hohen Bergen zu weilen. Sein Vater hatte auf verschiedenen Höhen des Gebirges zu gelegentlicher Unterkunft Jagdhäuschen errichten lassen. Der Sohn ließ sie vermehren, aber nicht um sie zur Rast von den Freuden der Jagd zu benutzen, die er verabscheute, sondern um sie zeitweilig zu bewohnen. Das kleine flache Haus auf dem Herzogenstande, der sich vom Ufer des Walchensees 7000 Fuß hoch erhebt, liegt mitten im dichten Tannenwalde; es enthält nur ein Erdgeschoß und ist außen ganz mit Schindeln bedeckt; daneben ein einfaches Wirthschaftsgebäude für die nöthigsten Bedürfnisse seines königlichen Bewohners. Auf dem äußersten Gipfel des Hochkopfs, von dem Dorfe Altlach am Seeufer auf bequemem königlichen Fußweg[2] in etwa anderthalb Stunden gemächlich zu ersteigen, findet sich ein gleiches schmuckloses Haus, wo der König zu übernachten, auch wohl etliche Tage zu weilen pflegte. An drei verschiedenen Seiten der dicht-

[1] Vgl. C. Tannera, Reiseskizzen aus drei Welttheilen, Leipzig 1898, S. 6—7. —
[2] Wegen Nichtbenutzung fängt dieser Fußweg seit einigen Jahren merklich an zu verwildern!

bewaldeten Höhe kleine Aussichtpavillons mit wunderschönen Blicken, besonders über das still einsame Isarthal aufs Karwendelgebirge, und nach Tyrol zu aufs große Wettersteingebirge.[1] Hier — auf dem Hochkopf — verbrachte der Meister vom 9. August Abends, einzig von seinem treuen Franz bedient, eine Reihe heilig schöner Tage des Sinnens und Schaffens. Er selbst bezeichnet die Umgebung als über alle Begriffe schön, als ‚sein erreichtes Ideal von Wald- und Bergeinsamkeit'. Von Spaziergängen Abends heimkehrend, sah er zwischen den dunklen Silhouetten erhabener Tannenwipfel den Jupiter hell sich entgegenstrahlen; als Lektüre diente ihm das ‚Ramajana', aus welchem ihm ein neues herrliches Drama in der Seele emporstieg, ‚anders wie alle andern'. ‚Das ist ein Kunstwerk zum Erstaunen', sagt er über das edle Gedicht; ‚ich bin im zweiten Band: Alles lebt, tönt und bewegt sich um mich.' Unter solchen Eindrücken wurde in den Morgenstunden die Partitur des zweiten ‚Siegfried'-Aktes gefördert. In den Frühnebeln des 21. August nahm er Abschied von dieser wundervollen Abgeschiedenheit auf ragender Bergwaldhöhe, um nach München zurückzukehren.

So zeitig und so plötzlich hatte er seinen erfrischenden Aufenthalt in den Bergen abgebrochen, weil er sich gebunden fühlte, einer bereits angekündigten Einladung zum bevorstehenden 25. August nach Hohenschwangau zu entsprechen. Statt dessen erreichte ihn gleich nach seiner Rückkehr ein — noch nach dem Hochkopf adressirtes — Schreiben des königlichen Freundes mit der Nachricht: dessen Oheim, der König von Preußen habe sich, wie schon das Jahr zuvor, zum Besuch bei ihm angemeldet, und sei eben um den genannten Zeitpunkt zu erwarten. ‚Wie bin ich traurig, Sie zu meinem Geburtstag nicht sehen zu können! nun ist mir der ganze Tag verdorben!' In der That fiel der diesjährige zweitägige Besuch König Wilhelm's genau auf den 25. August, den er mit dem Könige gemeinschaftlich in Hohenschwangau verbrachte, während sein Begleiter, Graf Bismarck, in München zurückblieb, um dort mit den Herren v. der Pfordten und Lutz zu verkehren. Wagner seinerseits war darauf bedacht gewesen, den festlichen Tag durch die Überreichung einer unschätzbaren Gabe zu verherrlichen: der Originalpartitur des ‚Rheingoldes' in seiner eigenen Handschrift, die er sich zu eben diesem Zweck von Wesendonck zurückerbeten.

[1] Seinen letzten kurzen Aufenthalt in dieser weltentlegenen Abgeschiedenheit hatte der König noch vier Wochen früher genommen und darüber am 20. Juli an Wagner berichtet: ‚Da wegen der unerträglichen Sonnenhitze das Reiten am Tage in Wahrheit eine Qual, statt einer Freude wäre, so verließ ich neulich nach Mitternacht Berg und zog auf treuen Rossen nach meinen lieben Bergen. Strahlende Sterne erhellten den Pfad, magisch schien das Mondenlicht durch die düsteren, ehrwürdigen Bäume, da trat mir Ihr Bild aufs Neue vor das geistige Auge' ... Und wiederum vom 4. August: ‚Gott gebe, daß der Aufenthalt auf Bergeshöhen, das Weben in der freien Natur, in unsern deutschen Wäldern dem Einzigen heilbringend sei. Wann gedenkt mein Freund nach dem Hochkopf zu ziehen? Oder wenn eine andere Gebirgshütte — was mein ist, gehört ja Ihm.'

Er durfte mit dieser bedeutungsvollen Gabe die unausgesprochene Hoffnung verknüpfen: dem königlichen Schirmherrn seiner Kunst in jedem der nächstfolgenden Jahre eine weitere Partitur seines großen viertheiligen Werkes zu überreichen, und nach Vollendung desselben — spätestens i. J. 1868 — in dem mittlerweile durch Semper errichteten Monumentalbau an die große Aufgabe seiner szenischen Verwirklichung zu schreiten! —

Da Bülow's um diese Zeit noch nicht von ihrer Reise zurück waren, sondern Liszt sie noch in Pesth für sich in Anspruch nahm,[1] war der Meister noch eine lange Zeit hindurch völlig allein und ganz auf sich selbst angewiesen, — ein Zustand, den er immer schwerer ertrug und der ihm die größten Entbehrungen auferlegte. ‚Ich war einsam in den hohen Bergen', heißt es in einem Brief an Frau Wille, ‚und jetzt bin ich einsam hier. Ich kann Niemand mehr sprechen, und gelte immer für verreist. Gänzliches Abschließen gegen die Welt und eifrigste Produktivität, der ich mich ausschließlich zuwende, können mich einzig von den tiefen Wunden heilen, an denen ich siechе. Die wundervolle Liebe des Königs hält mich am Leben: er sorgt für mich, wie noch nie ein Mensch für den andern sorgte.[2] Ich lebe in ihm auf, und will ihm meine Werke noch schaffen. Für mich lebe ich wirklich eigentlich nicht mehr. Doch hält er eben mir Alles fern, was mich an das Leben und die Wirklichkeit erinnert: ich kann nur noch träumen und schaffen. So geht es und wird es gehen; meine Arbeitslust verschlingt mein ganzes Gedenken. ... Es ist Alles wundervoll, traumhaft, sonst wäre Alles tödtlich schmerzhaft.' — Wunderbar berührte es ihn, daß der König gerade um diese Zeit sehnlich von ‚Parzival' zu hören verlangte. Wie ein Fieber überkam ihn der Drang, sich durch den Zauber der schaffenden Einbildungskraft über sein Alleinsein hinwegzutäuschen. In wenig Tagen war ein ausführlicher, zehn bis zwölf engeschriebene Quartseiten langer Entwurf der ‚Parzival'-Dichtung in sein Skizzenbuch aufgezeichnet, voll tiefster mystischer Beziehungen und in dem Reichthum seiner Details der später ausgeführten Dichtung bereits völlig ebenbürtig. An seinem, vom 27. August datirten Schlusse steht der, seine Seelenstimmung wiederspiegelnde Ausruf: ‚So, das war Hilfe in der Noth!' Dem hochherzigen königlichen Freunde aber, der im engsten Kreise ja längst den Namen seines ‚aus Mitleid wissenden' Helden führte (S. 94), konnte er bei

[1] Am 15. August fand in Pesth gelegentlich eines großen Musikfestes die erste Aufführung der ‚heiligen Elisabeth' unter Liszt's Leitung statt, am 22. ihre Wiederholung, am 29. gab Liszt mit Bülow und Remenyi gemeinschaftlich ein großes Konzert, entließ aber Bülow's erst um den 10. September. — [2] Man vergleiche dazu den Zartsinn, mit welchem er auch in der Abwesenheit sich die Bedürfnisse des Freundes vergegenwärtigt, und dabei seine edlen Wohlthaten fast stets in die Form der Bitte einkleidet, wie z. B. in einem Briefe vom 4. August: ‚Darf ich Sie innig bitten, das vorgelegte Blatt zu unterzeichnen? ich bin überzeugt, daß die Haltung einer Equipage Ihnen nur wohlthätig und dienlich sein kann' ...

Übersendung der ausgeführten ersten Skizze die denkwürdig verheißungsvollen Worte hinzufügen: ‚Die Zeit ist da, die größten, vollendetsten Werke werden nun erst geschaffen.‘ Der König empfing die Sendung in Hohenschwangau, überbürdet und betäubt durch staatsrechtliche Studien und politische Geschäfte, den Verkehr mit seinen Ministern; abgespannt durch lästige Besuche und den Zwang ‚fast den ganzen Tag in lahmer geistloser Umgebung verbringen zu müssen.‘ Erst am 11. und 13. September, nachdem er sich wieder auf wenige Tage in ‚ein stilles trautes Gebirgsthal‘ begeben, spricht er ihm in zwei schönen schwärmerischen Briefen seinen Dank aus. ‚Ich komme soeben von einem Spaziergang zurück in meine einsame Wohnung; so herrlich umragen mich die Gipfel der Berge, so anheimelnd umstehen mich die dunklen Fichten und Tannen. Siegfriedsluft umwehte mich; die Sonne sank herab, es war der Tag vollbracht, ein glühend rother Saum leuchtete auf den Bergen — das Bild meines Einzigen umschwebte mich, trat mir immer näher vor das geistige Auge; sogar im Rauschen des Gebirgsbaches erkannte und hörte ich die Töne und Melodieen aus den Werken des heiligen Freundes — stets mußte ich an ‚Parzival‘ denken ... Ich glühe nach diesem Werke; Tristan ward ja geboren, die Nibelungen werden ins Leben treten; ›Parzival‹ muß es, muß es auch und kostete es mein Leben!‘

Gegen die Mitte September kehrte Bülow, etwas kränkelnd, mit seiner Gattin von seinem anstrengenden Pesther Ausflug zurück; um die gleiche Zeit war aber auch, von Zürich aus, Gottfried Semper in München eingetroffen, um die letzten entscheidenden Besprechungen wegen der Errichtung des Nibelungentheaters abzuhalten und den Platz dafür zu vereinbaren. Mitten durch das vernachlässigte Stadtviertel der Residenz, durch das Lehel, sollte eine glänzende Straße geführt werden, eine Brücke über die Isar diese Straße mit den Gasteiganlagen verbinden und das Festspielhaus ihren monumentalen Abschluß bilden. So hatte einst König Ludwig I. die Ludwigsstraße mit ihrer herrlichen Kirche und den stolzen Prachtgebäuden geschaffen und sie mit dem monumentalen Siegesthor abgeschlossen; so hatte sein Sohn, König Maximilian II., die Maximilianstraße errichtet und ihren Abschluß mit dem stolzen Prachtgebäude des Maximilianeums auf der Höhe der Isar gekrönt, deren Sandwände durch ihn in einen herrlichen Park mit entzückenden Fernsichten verwandelt waren. So stand nun König Ludwig II. im Begriff dem hochherzigen Beispiel seiner ruhmvollen Ahnen zu folgen und nicht nur den prangenden Festbau auf ragender Höhe zu errichten, sondern auch seiner Residenzstadt durch den berufensten Architekten eine großartige Straßenanlage zu stiften, welche die Maximilianstraße noch in den Schatten gestellt haben würde. Jene älteren Anlagen und Bauten hatten die Civilliste nicht erdrückt, auch dieser Plan würde sie nicht überlastet, wohl aber München im wahren Sinne zum Mittelpunkte deutscher Kunst erhoben und der Stadt zugleich für fernste Zeiten

eine reich sprudelnde Quelle des allgemeinen Wohlstandes eröffnet haben. Mit der regsten Theilnahme verfolgt der König aus der Ferne jeden Schritt zur Erreichung des großen Zieles. ‚Semper wird jetzt in München sein, der Platz wird bestimmt, die Erfüllung winkt,‘ schreibt er in dem bereits citirten Briefe vom 13. September aus seiner ‚wonnigen Einsamkeit.‘ Und drei Tage später: ‚Wie hat mich Ihr Brief begeistert! Ich sehe die Straße gebaut vom Prachtbau der Zukunft . . . Im Jahre 1867 erhebe sich der provisorische Bau.‘ Er entbietet Bülow und Semper seine herzlichen Grüße, und läßt speziell den Letzteren versichern, wie sehr er sich im voraus auf das angekündigte plastische Modell des Theaters freue. Gewisse Erwägungen des Meisters beantwortet er mit dem Versprechen: ‚mein theurer Freund, ich will fortan sparsam sein, will unnütze Unternehmungen fahren lassen, wie die Illustration Ihrer Werke durch Piloty's Schüler‘ 2c. Dagegen erwidert er die Vorschläge und Anträge Wagner's, ihm für manche Enthaltung dieser Art selbst das muthige Beispiel zu geben, mit der rührenden Beschwörung: ‚Ziehen Sie sich nicht in Armuth zurück, fassen Sie nicht diesen Entschluß, ersparen Sie mir diesen unsäglichen Schmerz . . .‘

Neben der Arbeit am ‚Siegfried‘ nahmen den Meister damals hauptsächlich die beiden Projekte der zu errichtenden deutschen Musikschule und der Begründung eines Organes zur Förderung seiner künstlerischen und nationalen Ideen in Anspruch. Während Bülow im königl. Auftrage damit beschäftigt war, den Etat der Ersteren annähernd zu entwerfen und eine Übersicht derjenigen Instrumentalkünstler und -Lehrer anzufertigen, die von auswärts zu beziehen wären, da sie in der Hofkapelle für Wagner's Anforderungen nicht genügend vertreten waren, finden wir in einer, für den König bestimmten Notiz des Meisters vom 14. September bereits genauere Angaben über die Redaktion des neuen Journals. ‚Ein sehr intelligenter, mir ergebener Bayer, Dr. Grandauer (S. 84) sollte die Hauptredaktion bekommen; als Nebenredakteur hatte ich ihm einen jungen Österreicher: Heinrich Porges bestimmt, von dem ich mir viel erwarte, dessen allgemeine Bildung und feurige Ergebenheit mir schon anerkennenswerthe Dienste geleistet hat. Diesen habe ich bereits hierhergezogen, da er auch bei der Schule vortrefflich beschäftigt werden könnte. Ihm gegenüber befinde ich mich, beiläufig gesagt, durch die dem Baron Perfall[1] verdankte Verschleppung der ganzen Angelegenheit, in einiger Pein.‘ Und während er so die ersten Schritte that, um zunächst das Organ ins Leben zu rufen, durch welches er auf seine mißleiteten Zeit- und Landesgenossen im Sinne einer höchsten deutschen Kultur einzuwirken gedachte, gestaltete sich schon in seinem rastlos thätigen Geiste im voraus der erste große Beitrag dazu: jener

[1] Intendant der Kgl. Hofkapelle, zugleich für die Direktion der Kunstschule in Aussicht genommen.

wundervoll gedankenreiche Aufsatz unter der Aufschrift: ‚Was ist deutsch?‘, eine wahre Schatzkammer tiefer und origineller Einsichten in das Wesen und geschichtliche Werden des deutschen Geistes, welcher thatsächlich über ein volles Jahrzehnt später zuerst an das Licht der Öffentlichkeit getreten ist.[1] In seiner damaligen, weit ausführlicheren Fassung[2] leitete dieser Aufsatz auf das Projekt hin, die darin ausgesprochenen Tendenzen von einer zu gründenden politischen Zeitung vertreten zu sehen. Wir sind nun in der Lage, seine Entstehung auf Grund gegebener Anhaltspunkte genau in diesen Zeitpunkt zu verlegen. Am 22. September brachte nämlich die Augsburger ‚Allgemeine Zeitung‘ in ihrer wissenschaftlichen Beilage eine Besprechung des soeben erschienenen C. H. Bitter'schen Buches über ‚Joh. Sebastian Bach‘. An diese Besprechung knüpft aber bekanntlich ein wichtiger Haupttheil jener Abhandlung ganz direkt an, ja es wird sogar eigens ein Passus aus derselben citirt[3] und dadurch der Nachwelt übermittelt. Und bereits vom 24. September datirt ist ein Blatt aus dem, für den König geführten, Tagebuch Wagner's, welches wörtlich als das ursprüngliche Konzept zu jenem Aufsatze sich darstellt. Von unberufener Hand vor einer Reihe von Jahren (1899) publizirt, ging damals diese ‚Tagebuch-Notiz‘ als etwas völlig Neues durch alle politischen und musikalischen Zeitungen, ohne daß es irgend einer dieser ehrenwerthen Redaktionen aufgefallen wäre, daß es sich dabei um einen, seit zwanzig Jahren in Wagner's Schriften gedruckten und öffentlich vorliegenden Passus handele, — beiläufig ein Fall, der, bei der so ganz enorm weit verbreiteten Unkenntnis der Schriften des Meisters in den Kreisen deutscher ‚Bildung‘, nicht ganz vereinzelt dasteht!

Am 2. Oktober war der König auf wenige Tage in München, wo er viel mit seinen Ministern zu besprechen hatte, und auch der langentbehrten Freude eines Zusammenseins mit Wagner genoß. ‚Wie wogte es in meiner Brust, als wir uns neulich wiedersahen‘, schreibt er wenige Tage später. ‚Mein Theurer wird mich schweigsam und still gefunden haben, ach mein Inneres war so bewegt!‘ An diesen kurzen Aufenthalt knüpfen sich Vorgänge, — allzu charakteristisch für das Verfahren von Wagner's Gegnern im Kgl. Kabinet. So völlig allein stand damals der König in seiner Umgebung mit seinem liebevoll intuitiven Verständnis seines Wesens und Wirkens, daß nicht einmal die Werkzeuge zur Ausführung seines Willens in seinem Sinne

---

[1] Im Februarstück des ersten Jahrganges (1878) der ‚Bayreuther Blätter‘. — [2] Mehrere darin eingehender behandelte Punkte hatte er in der Zwischenzeit bereits anderswo, namentlich aber in seiner Schrift über ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik‘, weiter ausgeführt und veröffentlicht, so daß das Manuskript dazu schließlich nur noch aus einzelnen zerstückelten Absätzen bestand, die erst wieder neu zu einem Ganzen verschmolzen werden mußten. — [3] ‚Gesammelte Schriften‘ Bd. X, S. 66.

handelten.[1] Wie bereits früher hervorgehoben, war die drückende Last der aus den fünf schweren Nothjahren des Meisters aufgesammelten, durch schnöden Wucher lawinenartig vermehrten Schulden, seitens der Kabinetskasse bisher noch keineswegs getilgt, sondern nur aus den Privateinkünften des Königs eine Art Fonds begründet worden, aus welchem im Laufe eines Jahres diese Tilgung erfolgen, und hiermit der König selbst sein Gläubiger werden sollte. Und in der That handelte es sich dabei buchstäblichst um ein großmüthiges Darlehen auf Rückzahlung mit unbestimmtem Termin, dessen gesammter Betrag späterhin, sobald erst dem Künstler durch königliche Gnade die ihm nöthige Ruhe zum Schaffen neuer Werke und zur Vollendung der begonnenen ermöglicht und damit zugleich auch Erträge aus denselben vergönnt waren, in genauester Abrechnung bei Heller und Pfennig an die Kgl. Kabinetskasse wieder entrichtet worden ist! Auf die Art und Weise aber, in welcher dieses Darlehen für jetzt ihm übermittelt wurde, kam Alles an. Die dem Meister ein für allemal zugedachte, wahrhaft königliche Wohlthat, mit welcher die an ihm begangenen Sünden der ganzen elenden Kunstzustände Europa's, der von Paris bis Wien reichenden Korruption aller betheiligten Faktoren, mit einem Schlage nachträglich gesühnt werden sollte, — sie durfte, der Natur der Sache nach, da doch Niemand einen Begriff von der hier zu Grunde liegenden tief ernsten Tragik der Verhältnisse hatte, nur in höchster Stille und Diskretion ausgeübt werden. So hatte es sich der König gedacht, anders die Vollstrecker seines Willens. Eigens um Aufsehen zu erregen und die öffentliche Meinung nach Möglichkeit zu hetzen und zu erbittern, wurden am 20. Oktober die vierzigtausend Gulden, um deren Auszahlung es sich handelte, in lauter Silbermünze derart an ihre Adresse befördert, daß der mit den Geldsäcken beladene offene Wagen in Begleitung von Beamten der Königlichen Kabinetskasse recht langsam und auffällig vor den Augen der Bevölkerung den Weg durch die Straßen der Residenz bis vor das Haus des Künstlers zurücklegte![2] Es war dies ein Akt bewußter Perfidie, welcher möglichst den ganzen Münchener Pöbel gegen ihn aufzureizen bestimmt war. Das ganze Verhältnis des Münchener Philisters zu Wagner lag darin ausgedrückt; die weitere Entwickelung der Begebenheiten kündigte sich damit an.

[1] So bricht er einmal, als Wagner's einfache und klare Intentionen hinsichtlich der Musikschule durch die schriftlich ausgeführten Vorschläge des Kultusministers völlig entstellt waren, in den Ausruf aus: ‚Ist ein größerer Unsinn je in eines Menschen Gehirn ausgebrütet worden? Nein, so kann es nicht gehen, das Konservatorium muß von dem Ministerium völlig getrennt, und von der Civilliste übernommen werden' (4. Aug. 65). Und ein anderes Mal: ‚Da erhalte ich die Übersendung von Pfistermeisters Brief — welche beispiellose Konfusion! Doch verzeihen Sie dem Armen, der mir auf solche erbärmliche Art zu nützen vermeinte . . . tragen Sie ihm seine Ungeschicklichkeit nicht nach' (12. Okt. 65). — [2] Vgl. Fröbel, Erinnerungen II, S. 405.

Die geheime unterminirende Thätigkeit seiner Gegner im Königl. Kabinet dauerte ununterbrochen fort, und da die Schritte Wagner's für jeden seiner Pläne offen unter ihren Augen geschahen, zum Theil durch ihre eigenen Hände vermittelt wurden, so fielen ihnen die abwiegelnden Gegenmaßregeln nicht schwer. Unter Umständen, wenn sie nämlich auf schriftlichem Wege getroffen wurden, konnte das betreffende Dokument dann leicht wiederum in Wagner's Hände fallen! Einem Beispiel dafür werden wir sogleich begegnen. Der Grund, weshalb der mehrgenannte Münchener Litterat, den der Meister ein halbes Jahr hindurch für die Funktion eines Chefredakteurs an dem neu zu begründenden Organ im Sinne gehabt, schließlich doch zurücktrat, kann nicht zweifelhaft sein: er besaß nicht den moralischen Muth, einer feindlichen Clique gegenüber überzeugungstreu auszudauern. Dagegen hatte nun Wagner — noch während seines letzten Wiener Aufenthaltes — die Bekanntschaft eines journalistisch vorzüglich befähigten Mannes gemacht (oder erneuert), als er, im Hause Friedrich Uhl's, dessen Mitredakteur Julius Fröbel begegnete.[1] Als einflußreicher Mitarbeiter an dem von Uhl herausgegebenen ‚Botschafter', stand dieser Mann zu den Münchener politischen Kreisen in mancherlei regelmäßigen Beziehungen und war bereits seit dem Regierungsantritte Ludwig's II. bestrebt, in dessen Nähe zu gelangen. Seinen politischen Ansichten nach durfte er in einer so schwierigen Übergangsperiode, wie die sechziger Jahre, für die Leitung des geplanten Organes allerdings besonders berufen erscheinen. Die Entscheidung Wagner's für ihn machte sich daher verhältnismäßig schnell; Unterredungen mit Friedrich Uhl während der ‚Tristan'-Zeit des verflossenen Sommers mochten sie vorbereitet haben. Für eine erste Anknüpfung bediente er sich dabei zunächst der Vermittelung Pecht's, als eines beiden Theilen Befreundeten. ‚Von München aus', so erzählt Fröbel, ‚gelangte an mich ein Brief meines Freundes Pecht, in welchem ich gefragt wurde, ob ich die Leitung einer großen Zeitung übernehmen wolle, welche der König von Bayern persönlich ins Leben zu rufen beabsichtige: Richard Wagner, von welchem die Idee ausgegangen, habe mich dem Könige dazu vorgeschlagen.' Den Zeitpunkt zur Begründung eines solchen Blattes, an Stelle der offiziellen ‚Bayerischen Zeitung', bezeichnet Pecht in seinen Memoiren als einen hervorragend günstigen, damit auch in dieser Hinsicht den praktisch sicheren klaren Blick des Meisters bestätigend.[2] Brater's ‚Süddeutsche Zeitung' war längst eingegangen und die bayerische Hauptstadt demnach, bis auf ihre ultramontanen Hetzblätter, ohne irgend ein nennenswerthes Organ; da die später zu so großer Verbreitung gelangten ‚Neuesten Nachrichten' in Form und Inhalt noch nicht über die bescheidensten Anforderungen hinausgingen. So allgemein, wie die Frage an Fröbel gerichtet war, so allgemein wurde sie zunächst von

[1] Band II², S. 416 des vorliegenden Werkes. — [2] Pecht, Aus meiner Zeit II, S. 156.

diesem beantwortet; doch unterließ er nicht hinzuzufügen, daß ‚nur eine ähnliche Stellung ihn davon abhalten könne, mit seiner Familie nach Amerika zurückzukehren'. Hierauf übersandte ihm Wagner, zugleich mit einer Anmeldung seines persönlichen Besuches in Wien, die Abschrift zweier Memoiren, welche er über die Sache und die daran sich knüpfenden Ziele verfaßt und dem Könige überreicht hatte; in dem einen war Fröbel als der einzige, zur Ausführung befähigte Mann bezeichnet.

Dieser Besuch des Meisters in Wien fällt in die Tage vom 24. bis 28. Oktober und galt in erster Reihe einem geschickten Wiener Zahnarzt, in dessen Behandlung er sich zu begeben hatte.[1] Doch führte er dabei auch den angekündigten Besuch bei Fröbel aus, in dessen Häuslichkeit seine Gattin, eine geborene Gräfin Armansperg, mit der er sich in Amerika vermählt, dem illustren Gaste die Honneurs machte. Mit welcher Beflissenheit die Intriguen seiner Gegner im Kgl. Kabinet und Ministerium einen jeden seiner Schritte durch ihre Präventivmaßregeln zu durchkreuzen suchten, sollte Wagner gerade bei dieser Gelegenheit erfahren. Noch einige Tage vor dem Eintreffen der beiden genannten Memoiren war nämlich durch das Sprachrohr des Kgl. Kabinetssekretärs, einen gewissen Philipp Pfister,[2] bereits unterm 4. Oktober eine briefliche Warnung an Fröbel gelangt: in keinem Falle sich auf irgend welche Vorschläge Wagner's einzulassen. ‚Wenn Sie Wien verlassen und nach München übersiedeln wollen,' hieß es in diesem Schreiben, ‚so würde ich das mit Freuden begrüßen. Hierzu, glaube ich aber, würden Sie sich nie der Verwendung Richard Wagner's bedienen, dessen Bleiben in München trotz alledem und alledem nur ein ephemeres sein und der mit seinem Sturze alle seine Kreaturen(!) hinabziehen wird. Ich glaube, ein vertrauliches Wort an den Minister von der Pfordten und an Staatsrath von Pfistermeister wird Ihnen für einen solchen Fall förderlicher sein.' Diesen wunderlichen Uriasbrief, durch welchen ein, der Person des Königs

[1] Mit gewohnter zartfühlender Theilnahme schreibt ihm bald darauf der König in Bezug auf diese Belästigung: ‚Gott sei gelobt, daß Sie die Martern der letzten Zeit nun glücklich überstanden haben; fürchterlich müssen Sie gepeinigt worden sein; ich weiß, was es heißt: in die Klauen eines Zahnarztes fallen' (7. Nov. 65). — [2] Fröbel charakterisirt ihn als einen jungen Menschen und angehenden Beamten ohne nachweisliches Ressort, der sich — als stehender Korrespondent des ‚Botschafters' — durch seine nahen Beziehungen zu dem Chef des Kgl. Kabinets in der Lage befand, über intime Verhältnisse der Bayerischen Regierung zu berichten, bevor noch die schwerfällige Beobachtungsgabe der österreichischen Gesandtschaft in München dieselben zu erkennen vermochte. ‚Pfister,* in der That, hatte in Pfistermeister seinen Meister, von welchem er den werthvolleren Theil seiner dem ›Botschafter‹ gesandten Berichte erhielt, da der königliche Kabinetssekretär — aus begreiflichen Gründen — es soviel wie möglich vermied, selbst Briefe zu schreiben' (Fröbel, Erinnerungen II, S. 394).

* In seiner Appellativbedeutung findet sich dieser Name späterhin (natürlich ohne jede Beziehung auf seinen Münchener Träger!) an einer gewissen drastischen Stelle des Prügelchors in den „Meistersingern" verwendet, in dem Ausruf eines der Lehrbuben: „Dort der Pfister denkt daran: heil der hat's!" (Klavier-Auszug, S. 228, Zeile 6).

zunächststehender Hofbeamter, der Ausführung königlicher Beschlüsse direkt entgegenarbeitete, — zeigte Fröbel dem Meister, ohne ihm den Namen des Verfassers zu nennen. Es bedurfte dessen nicht, Wagner errieth ihn ohne weiteres, da er den Mann zur Genüge kannte. Lachend wies ihm darauf Fröbel noch einen zweiten, später eingelaufenen Brief aus derselben Feder, der in einer eingestreuten Bemerkung eine plumpe Falle in Bezug auf die politische Gesinnung des Adressaten enthielt. Dieselbe handelte nämlich in dem Tone bewundernder Zustimmung von den Erfolgen Bismarck's und der, daraus erwachsenden Hoffnung auf eine künftige deutsche Machtstellung, — wogegen sonst nichts einzuwenden gewesen wäre, hätte sie nicht von einem Manne hergerührt, der bis dahin auch in den vertraulichsten Mittheilungen keine Spur eines ähnlichen Gedankenganges durchblicken ließ. Offenbar sollte dadurch Fröbel eine kompromittirende Gegenäußerung entlockt werden, um ihn sodann in München als heimlichen Parteigänger der preußischen Politik unmöglich zu machen. Auch diese Kampfesart seiner Gegner war dem Meister aus eigener Erfahrung hinlänglich bekannt (S. 53). Fröbel spricht mit Hervorhebung von den ‚edelsten Absichten', welche Wagner bei seinem Plane geleitet hätten. Wie weit diese Absichten schließlich über den begrenzten Horizont des bloßen, leider allzu ausschließlichen Politikers hinausgingen, sollte erst die Folgezeit lehren; für jetzt wünschte er eine Verständigung und zeigte sich in jeder Hinsicht entgegenkommend. Mit besonderem Feuer entwickelte er die Ansicht, es existire zur Zeit eine ‚allgemeine büreaukratische Verschwörung gegen die Unabhängigkeit der Fürsten so gut, wie gegen die der Völker'. Als Beweis dafür führte er an, daß er mit verschiedenen deutschen Ministern den Gedanken einer Zusammenkunft der deutschen Fürsten besprochen, alle aber dagegen eingenommen gefunden habe. ‚Als Wagner Wien verließ,' fährt Fröbel fort, ‚war von seiner Seite als sicher vorausgesetzt, daß der König mich werde einladen lassen, zu einer Unterredung nach München zu kommen. Kaum aber war er selbst dahin zurückgekehrt, als er mir einige Zeilen schrieb, welche das Folgende enthielten: ‚Lutz zeigt mir im Auftrag des Königs an, daß dieser nach reiflicher Überlegung aller Gründe für und wider zu dem Entschlusse gelangt sei, die Berufung Fröbel's zu unterlassen.' Doch erbat er sich die zeitweilige Überlassung der Pfister'schen Briefe, um sie dem Könige vorzulegen, sobald dieser von einem vierzehntägigen Ausflug in die Schweiz zurückgekehrt sei.

Am 18. Oktober nämlich, noch vor Wagner's Abreise nach Wien, hatte auf Befehl des Königs im Hoftheater eine unverkürzte Aufführung von Schiller's ‚Tell' stattgefunden. Tags darauf hatte er sich nach Luzern, von da aus nach Brunnen begeben, um die klassischen Örtlichkeiten der Tellsage: das Rütli, die Tellsplatte und die Stauffacherkapelle bei Steinen zu besuchen. Im Rathhaussaal zu Schwyz ließ er sich die Bilder der alten Landammänner zeigen, und ging von hier aus auch noch, zur Besichtigung der ‚hohlen Gasse'

nach Küßnacht. Man erinnert sich der Vorliebe des Meisters für den Vierwaldstättersee und die Fahrt nach Brunnen, wohin er so gern seine Gäste führte,[1] des Brudertrunks aus den Grütliquellen mit Liszt und Herwegh,[2] seines wiederholten Aufenthaltes auf dem Selisberg[3] und seine Anhänglichkeit an diese schönen Punkte. ‚Auch ich', schreibt ihm nun der König mit Beziehung darauf, ‚machte die Fahrt nach Brunnen, wo ich die Nacht zubrachte, nach Flüelen, auch ich trank aus den 3 Quellen des Rütli und sah von der Höhe des Selisbergs hinab auf den tief unten liegenden Spiegel des wonnigen Sees und auf den Platz, an welchem ein heldenmüthiges, freiheitsliebendes Volk den Untergang der Tyrannei geschworen' ... Am 2. November von diesem ‚herrlichen Ausfluge' nach Hohenschwangau zurückgekehrt, fand er daselbst Wagner's Brief vor, in Anlaß dessen er ihn zu mündlichem Verkehr ‚in etwa acht Tagen' zu sich einlud. ‚Ja, wir müssen uns sprechen, ich will alle Wetterwolken verscheuchen, alle Hindernisse siegend wie ein Held darniederkämpfen. Auch die Fröbel'sche Angelegenheit wollen wir genau besprechen. Eines flößte mir Bedenken ein: man versicherte mir, Fröbel wolle nur dann nach München kommen, wenn er für die Zwecke des Nationalvereins operiren könne. Dies wäre für mich als König von Bayern natürlich sehr gefährlich, ich würde meine Pflichten als Landesvater verletzen.' Deutlich ersah der Meister, aus welcher Richtung dieser Wind wehte, und mußte sich nun des provozirenden ‚Bismarck'-Passus in dem Briefe an Fröbel erinnern, welchen dieser mit kluger Vorsicht unbeantwortet gelassen! Über die ihn betreffende Äußerung machte er dem Letzteren aber doch eine kurze Anzeige, mit dem Zusatz: ‚Sie sehen, mit wem wir es zu thun haben.' Die bayerische Regierung scheine im Augenblick einer entschieden partikularistischen Politik zu folgen und sich damit ‚unter dem Schutze Bismarck's sicher zu fühlen!' — —

Sein Wiener Ausflug war für ihn nur eine kurze Unterbrechung in der Instrumentation des ‚Siegfried' gewesen, dessen zweiter Akt (in der Komposition noch im Züricher ‚Asyl' vollendet[4]) nun in der Partitur schnelle Fortschritte machte, so daß er gegen Anfang Dezember fertig vorlag. Eine wundervolle Unterbrechung erfuhr diese Arbeit um die Mitte des Monats durch einen achttägigen Aufenthalt in Hohenschwangau. Die mit einem nothwendigen Ministerwechsel verbundenen Anordnungen und andere Regierungsgeschäfte hatten den König gleich nach seiner Rückkehr stark in Anspruch genommen; nach ihrer Erledigung athmete er auf und sein erstes Anliegen an den Meister war die seit länger von ihm geplante Einladung desselben: ‚wir haben keine Störung zu befürchten.' Telegraphisch erbat er sich dann noch, ihm Tag und Stunde seines Eintreffens wissen zu lassen, um ihm nach der nächsten Bahn-

---

[1] Vgl. Band II[2] des vorliegenden Werkes S. 21. 52. 115. 472. — [2] Ebenda, S. 21/22. — [3] Ebenda, S. 45. 99/100. — [4] Band II[2] S. 151.

station (Biesenhofen) einen Wagen entgegenschicken zu können. Am 11. November begab sich Wagner in die schöne Einsamkeit von Hohenschwangau. Es war ein unvergleichliches Zusammensein von König und Künstler, das erste ‚ungestörte' und mehrtägig andauernde seit jenem frühesten in Starnberg bald nach der Ankunft Wagner's in München, und noch nach Jahren gedenkt König Ludwig in seinen Briefen an den Meister dieser gemeinsam verbrachten Zeit. Keiner von ihnen Beiden konnte damals ahnen, daß es zugleich das letzte und einzige in dieser Art sein, daß ihnen der harte Zwang des Schicksales ein ähnliches nie wieder vergönnen würde.

‚O lassen Sie mich Ihnen sagen, wie meine Seele jubelt, wie mich diese Tage beglücken!' heißt es in einem Morgengruße des Königs. In der Frühe des Morgens nach seiner Ankunft (Sonntag den 12. November) hatte Wagner dem königlichen Freunde die sinnige Überraschung bereitet, zu welcher ihm die Bauart des Schlosses mit seinen schlanken Thürmen Veranlassung gab: von ihren Zinnen herab ließ er ihm gleich beim Erwachen um sieben Uhr die Morgenmusik aus dem zweiten Akte des ‚Lohengrin' entgegentönen. Zu diesem Zwecke hatte er eigens eine kleine Abtheilung von Hautboisten des ersten Infanterieregiments an Ort und Stelle kommen lassen, die von ihm auf den verschiedenen Thürmen der Burg postirt waren. Wie regelmäßig eingetheilt die Tagesstunden des jungen Herrschers waren, entnehmen wir den wenigen Zeilen des Billets, in welchem dieser ihm seinen Dank dafür zuruft: ‚Guten Morgen, mein innig Geliebter! Herzlichen Dank für Ihre hehren Grüße, wie gern hörte ich sie erklingen! Nach der Kirche habe ich noch zu arbeiten; wie würde ich mich freuen, den Freund nach 11 Uhr bei mir zu sehen!' Auf Befehl des Königs wurden dann noch fernere zwanzig Mann Musiker desselben Regiments requirirt, um größere Musikstücke aufführen zu können: es fand nun mit einem Orchester von 30 Mann wiederholt des Abends eine Produktion statt.[1] An diesem täglichen Verkehr nahm, als anspruchslos liebenswürdiger Vertrauter dieses edelsten Freundschaftsbündnisses, meistens auch noch des Königs Adjutant, der junge Fürst Taxis mit Theil, dessen gutartig wohlgesinnte Persönlichkeit dem Meister in ungetrübter, angenehmer Erinnerung verblieben ist. Es erfreute den König aus Wagner's Munde zu hören, daß er mit ‚Siegfried' beschäftigt sei. Mit Eifer erkundigte er sich nach den Fortschritten von Semper's Arbeiten; es befriedigte ihn zu vernehmen, daß dieser ruhig und guten Muthes seiner großen Aufgabe sich widme, und auf Anregung Wagner's wandte er auch Semper's größeren litterarisch-theoretischen] Werken (‚Der Styl' ꝛc.) ein lebhaftes Interesse zu. Dagegen empfand er es auf das Schmerzlichste, daß es sich als durchaus unmöglich erwies, eine sehnlich erwünschte Aufführung des ‚Lohengrin' noch in diesem

[1] Nach gleichzeitigen Berichten, z. B. Signale vom 8. Dez. 1865.

Jahre auf seiner Hofbühne herauszubringen. ‚Ach, Lohengrin im Winter, mein Geliebter, mir zu Liebe!' hatte er dem Meister noch Anfang Oktober geschrieben. ‚Der Lohengrin war es, der die ersten Keime der Begeisterung und glühenden Liebe zu Ihnen in mein Herz legte.' — Sollen wir den gleichzeitigen Erwähnungen in Peter Cornelius' Briefen Glauben schenken, so hätte Wagner bei diesem Hohenschwangauer Aufenthalt eine besondere Mühe gehabt, den König wegen *seiner* zu beschwichtigen, da man ihm, Gott weiß von welcher Seite her, beigebracht: Cornelius sei ‚von Wagner's Sache *abgefallen*'. Jedenfalls waren derartige Befürchtungen dem Könige nur durch seine zärtliche Fürsorge für die Interessen Wagner's eingegeben! Statt dessen hatte sich der gute Cornelius, an dessen Wesen Wagner zu keiner Zeit mehr als eine gewisse ‚Verschwommenheit' auszusetzen hatte,[1] — im Herbst, nachdem das große Ereignis des Jahres mit seinem tragischen Nachspiel unwiderbringlich *vorüber* war, thatsächlich wieder in München eingefunden und so ziemlich als der Alte bewährt. Da der König in der Frühe regelmäßig arbeitete (wie wir sahen, sogar Sonntags ‚nach der Kirche'!) und den Freund erst in den späteren Vormittagsstunden oder gar um die Mittagszeit sah, so pflegte er ihn meist schon vorher *schriftlich* zu begrüßen. Auf diese Weise ist auch seine Äußerung in der ‚Fröbel'schen Angelegenheit' in schriftlicher Fassung erhalten. Fröbel hatte dem Meister die beiden ihm in Wien vorgelegten Briefe zur Verfügung gestellt und dieser sie dem Könige behufs seiner Orientirung übergeben. Darauf bezieht sich der Eingang der nachstehenden Zeilen: ‚Mit vielem Dank sende ich Ihnen beiliegende Briefe zurück; alle Hindernisse werden nun überwunden. Ich sehe es klar, *gegen uns Beide vermag die Bosheit der Welt nichts*. Die Fröbel'sche Angelegenheit will ich mir noch genau überlegen; ich werde in derselben zur Klarheit kommen, trotz aller Schwierigkeiten. Sie sehen, Geliebter, diese sind groß; nicht *leicht* wird mir der Einblick in jene Verhältnisse gemacht. Freilich hätte ich besser gethan, Ihres Namens in der Fröbel'schen Sache nicht Erwähnung zu thun, — wer hätte aber denken können, daß jene Menschen so falsch, so hinterlistig sind!' Die persönliche Meinung des Monarchen in dieser Sache, wie er sie ihm im Gespräche entwickelt, gab Wagner, nach seiner Rückkehr aus Hohenschwangau, brieflich gegen Fröbel mit den Worten wieder: ‚er (der König) müßte für die Ruhe Bayerns besorgt sein, wenn er in ihm einen Mann berufe, dessen Name als identisch mit der Idee eines deutschen Parlamentes gelten müsse, und um so mehr, als von diesem Manne nicht anzunehmen sei, daß er über Nacht seiner Idee entsagen würde.' Indessen ließ er ihm durch Wagner seinen Gruß entbieten und den Wunsch ausdrücken, er möge direkt für ihn, den König, in einem eigenen Memoire seine Ansichten in der deutschen Frage entwickeln. In

[1] Wörtliche Äußerung des Meisters gegen den Verfasser.

Betreff der neu zu begründenden Zeitung hielt er immer noch an dem mehrgenannten Grandauer fest, vielleicht schon aus dem Grunde, weil derselbe ein Bayer war. Inzwischen war der Tag von Wagner's Abreise gekommen. Nur allzuschnell war die kurze Zeit dahingerauscht. Jede einzelne Stunde dieser herrlichen Novemberwoche war in gedrängter Folge durch die reichsten Eindrücke ausgefüllt, von deren bezaubernder Fülle nur Der eine Vorstellung haben kann, der aus eigener Erfahrung weiß, wie berauschend Wagner's Persönlichkeit in solchem beglückenden und beglückten Verkehr mit den Seinigen auf seine jedesmalige Umgebung wirkte!

Dem Könige fiel der Abschied danach doppelt schwer und er überhäufte den Scheidenden seinerseits mit kostbaren Andenken aller Art, u. a. einer Taschenuhr mit einem Schwane, die, wenn man ihren dunkelblauen Deckel öffnete, in ihrem Inneren einen ‚Lohengrin im Nachen' erblicken ließ. ‚Tragen Sie dieselbe', fügte er hinzu, ‚zuweilen dabei des Freundes gedenkend, der Sie liebt, und zur Erinnerung an die herrlichen Tage, die mir durch des Theuren Anwesenheit unvergeßlich sein werden.' Bis zur Station Biesenhofen gab er ihm noch persönlich das Geleit, und — während der Meister freudig erhobenen Muthes nach München weiterreiste, ritt sein königlicher Schutzherr, von mannigfachen Gefühlen bewegt, allein nach seinem — plötzlich verödeten — Schlosse zurück.[1] Unter diesen Gefühlen aber überwog das der Beglückung und der gesteigerten Thatkraft, wie sie in seinen nächsten brieflichen Äußerungen zum Ausdruck gelangen. ‚Im Himmel wähne ich zu sein, gedenke ich jener wonnevollen Tage: der Geliebte hier, bei mir gewohnt, froh und glücklich, — o Seligkeit des Gedankens! Heldenstärke fühle ich in mir, festen Muth zum kräftigen Handeln! Ihr strahlendes Bild, wie es in mir lebt und webt, mit Begeisterung entflammt es mich!' —

In wie beglückter Stimmung der Meister nach München zurückkehrte, um hier die letzte Hand an die Partitur des ‚Siegfried' (2. Akt) zu legen, das meldet uns eine Bemerkung Vreneli's. ‚Er habe dort', sagte er zu ihr, ‚in erhabener Einsamkeit Wundertage verlebt, wie sie nur wenig Sterblichen beschieden seien.' — ‚Ich bringe zwei Kamelslasten mit', soll er in Bezug auf die königlichen Geschenke und in Anspielung auf die berühmten Kamele des Firdusi, heiter zu Bülow's gesagt haben, die er zu Hause vorfand, und — als er

[1] Dem ‚Augsb. Anz.-Bl.' schrieb man vom gleichen Datum aus Kaufbeuern: ‚Kürzlich sahen wir im Stationsgebäude zu Biesenhofen den König, welcher den Komponisten Richard Wagner von Hohenschwangau dahin begleitet hatte.' — Daran knüpft sich die bekannte Anekdote, welche das Verhältnis des eigentlichen bayerischen Volkes zu dem Meister so treffend charakterisirt: ‚Als zwischen Biesenhofen und Kaufbeuern ein geistlicher Herr seine schlecht verhehlte Mißstimmung merken ließ, daß der König ‚mit dem lutherischen Musikanten so viel Umstände mache', erwiderte ein im Coupé sitzender Bauer etwas derb: ‚I seh' den König lieber bei Musikanta als bei Pfaffa.'

ihnen anmerkte, daß sie durch irgend etwas betreten waren: ‚Kinder, was habt Ihr?'[1] Die Antwort war, daß in der Stadt eine große Unruhe herrsche. Durch die planvollen Aufwiegelungen seiner Gegner hatte sich der Zündstoff in der Münchener Bevölkerung bedenklich angehäuft; die Zeitungen wimmelten von bösartigen Angriffen. Adel und Klerus schienen sich in der Heraufbeschwörung eines drohenden Ungewitters vereinigt zu haben. Während sich Wagner, unbekümmert um diese Stürme und des königlichen Schutzes gewiß, seinen künstlerischen Arbeiten zuwandte, suchte der König seinerseits die Stimmung der eben durchlebten Woche auf seine Art festzuhalten: wenige Tage nach des Meisters Abschiede (21. Nov.) bereitete ihm sein Adjutant, der junge Fürst Taxis, die sinnige Überraschung einer Darstellung der ‚Ankunft Lohengrins' auf jenem wundervollen Wald- und Bergsee bei Hohenschwangau (S. 4). Ein großer nachgebildeter Schwan zog einen Kahn über den Seespiegel: ein elektrisches Licht bestrahlte vom Ufer aus die durch Taxis dargestellte Gestalt des Schwanenritters, und unsichtbare Musiker der Regimentskapelle ließen dazu die Klänge vernehmen. Was in anderer Umgebung ein bloßer theatralischer Effekt gewesen wäre, mochte in dieser zauberhaften Naturumgebung wohl wie eine leibhaft gewordene Wundererscheinung wirken. Der König zeigte eine so freudige Überraschung, daß auf seinen Befehl die ganze Szene an einem der folgenden Abende wiederholt werden mußte, und er im Anschluß daran in der Nachschrift eines an Wagner gerichteten Briefes vom 24. November sich eigens eine Aufklärung über das authentische Kostüm des Lohengrin erbittet.[2] Ein lebhafter Briefwechsel erhielt ihn bis zum Ende des Monats in beständiger Verbindung mit dem Meister. Auch die Wogen der inzwischen in seiner Hauptstadt künstlich erregten Unruhen drangen bis zu ihm in seine Abgeschiedenheit. Sie bereiteten ihm Schmerzen; doch meint er sich darüber hinwegsetzen zu können. ‚Wie entzückt es mich zu hören, daß Sie bei Siegfried sind! Ich will nur mit Ihnen in Siegfried's Wald sein, mich geistig an der Vöglein Sang erquicken. Vergessen Sie die rauhe Umgebung, die mit Nacht und Blindheit geschlagen ist, — unsere Liebe leuchte hell und lauter!'

Kaum vierzehn Tage später reiste Wagner — auf königliche Verfügung — aus München ab, um thatsächlich nie wieder zu dauerndem Aufenthalt dahin zurückzukehren! — Wie es dazu kam, muß uns in einem eigenen Abschnitt beschäftigen!

[1] Mittheilung A. Ritter's an den Verfasser, nach Angaben Bülow's. — [2] Als seine darauf bezügliche Anfrage das erste Mal von Wagner nicht beantwortet wird, wiederholt er die Bitte um Auskunft noch in einem anderen Briefe (vom 3. Dezember.

VI.

Münchener Hexensabbath.

Politische Verhältnisse im Königreich Bayern: Kabinetssekretariat und Fortschrittspartei. — Wagner's Person dient dem Ministerium v. d. Pfordten als Mittel zur Ableitung des Volksunwillens. — Hetzartikel der ultramontanen Presse. — Der König wird bestürmt, Wagner aus München zu entlassen. — Wagner's Abreise. — Wirkung davon auf den König.

> Erschien es doch, als ob nun erst, da ich mit meinem ungemeinen künstlerischen Vorhaben an den hellen Tag gestellt war, all der Widerwille, der bisher im Verborgenen versteckt dagegen sich genährt hatte, zu seiner ganzen feindseligen Gewaltsamkeit sich entfesseln sollte.
>
> Richard Wagner.

Nur mit Widerstreben fügen wir unserem Bericht über die äußeren Lebensschicksale des Meisters dieses Kapitel ein, welches so wenig von seinem eigenen Thun und Lassen und dagegen ausschließlich von den Intriguen und Kabalen seiner Feinde handelt, denen es endlich gelang, über die arglose Natur des noch unerfahrenen, vertrauensvollen jungen Königs einen Sieg davonzutragen, dessen tragische Wirkung sich auf sein ganzes folgendes Leben erstreckte. Aber der einzige, Vieles entscheidende Fehlgriff, den König Ludwig gegen seinen großen Freund beging, muß erklärt werden und kann es nur auf Grundlage der geschichtlichen Begebenheiten, und in Anknüpfung an unsere eigenen vorausgegangenen Darlegungen.

Seit Wagner's erstem Eintritt in die neue Umgebung und seiner Niederlassung in München hatten die Agitationen feindlicher Mächte mit seinen hochgesinnten Bestrebungen gleichen Schritt gehalten, in der festen Absicht, ihm durch eine ausdauernde Bekämpfung ein ferneres Verweilen in der kaum gewonnenen neuen Heimath unleidlich zu machen. Unleidlich in des Wortes weitestgehender Bedeutung, indem man das bayrische Publikum geflissentlich in jeder Weise gegen ihn aufhetzte. Wollen wir die geheimen Fäden dieser

Agitation auf ihren wahren Ursprung zurückzuführen suchen, so leiten sie uns direkt in die Umgebung des ahnungslosen Monarchen. Nur ein Mittel, aber ein sicheres, zuverlässiges, das ihm vor dieser Verfolgung Ruhe verschafft hätte, gab es für den Bedrohten, und es wurde ihm durch vertrauliche Mittheilungen ein genügender Einblick in die Verhältnisse eröffnet, um dieses Mittel zu schätzen und sich seiner zu bedienen. Er hätte sich zum Genossen derjenigen Politik hergeben müssen, die sich damals in einem zugleich partikularistischen und büreaukratisch-absolutistischen Sinne der bayerischen Regierung und des jungen Königs bemächtigt und keinen Versuch gescheut hatte, um auch den Meister für ihre Zwecke zu gewinnen: volle Reaktion, Reduktion der Verfassung u. s. w. Sie war durch den Minister v. der Pfordten und das Kabinetssekretariat vertreten. In diesem letzteren war der nachmalige Ministerpräsident Lutz der ‚ehrgeizige, gefährliche, dabei preußischen Einflüssen nicht unzugängliche Mann‘,[1] der sich mit seinen reaktionären Plänen ‚unter dem Schutze Bismarck's sicher glaubte‘;[2] während doch andererseits die Soldschreiber des Kabinets gerade Wagner, wenn es etwas recht Schaudererregendes über ihn auszusprengen galt, mit dem ‚Blut- und Eisenmann‘ in Berlin in einen aufreizenden Zusammenhang brachten! Ingleichem war es eine bewußte Umkehrung des wahren Verhältnisses, wenn man ihm von dieser Seite her in tendenziöser Entstellung eine ‚Einmischung in die Politik‘ zum öffentlichen Vorwurf machte, da doch gerade Er grundsätzlich über allen Parteien stand und dies allen Verlockungen gegenüber deutlichst kundgab! Hätte er sich damals als gefügiges Werkzeug der politischen Intrigue benutzen lassen und sich bereit erklärt, seinen ‚Günstlings‘-Einfluß auf den jungen Herrscher im Sinne der Kabinetsräthe anzuwenden, — auf der Stelle wäre der gesammten, künstlich gegen ihn geschürten und organisirten Preßhetze Einhalt gethan und er hätte ruhig so viele neue Theater, als ihm irgend beliebte, in München errichten dürfen!

Es sah herrlich aus im deutschen Vaterlande, kurz vor den gewaltsamen Erschütterungen des Jahres 66, — und besonders im Königreich Bayern! Der größte deutsche Künstler hatte für sein größtes künstlerisches Unternehmen einen edelgesinnten jungen Monarchen auf seiner Seite, gegen sich aber eine im Dunkeln schleichende und wirkende Nibelungenkohorte feindseliger Intriguanten. Jeder seiner Schritte ward von der gesammten altbayerischen und reaktionären Presse mit scheelem Auge und eifersüchtiger Spannung verfolgt, sein Aufenthalt in Hohenschwangau hatte mancherlei lauernde Blicke auf sich gezogen. Gleich Fledermäusen am lichten Tage, durchschwirrten aufgeregte Gerüchte die Luft. Man fabelte von den ungeheueren Summen, welche der Bau des bei Semper bestellten ‚neuen Opernhauses‘ kosten sollte; gegen seine Person zielte

[1] Fröbel, ein Lebenslauf II, S. 416. — [2] Vgl. S. 123 des vorliegenden Bandes.

man mit dem wirksamen Verdacht religiöser Freigeisterei, politischer Machinationen und ‚demagogischer Umtriebe'; ultramontane Blätter stempelten ihn zum leibhaftigen ‚Antichrist'. Selbst der Hang des Königs zur Zurückgezogenheit, welche seiner Gesundheit förderlich und ihm ärztlich verordnet war, seine Abneigung gegen die prunkvolle Entfaltung eines Hoflagers in der Residenz und rauschende Hoffestlichkeiten wurde Wagner Schuld gegeben! Müßige Zungen, unzufriedene Hoflieferanten, denen der einfache Haushalt des Königs zu wenig brauchte, stimmten in das Gerede ein; und eben diejenigen hochgestellten Personen, denen aus Gründen ihres Vortheils an des Königs Unnahbarkeit gelegen war und die deshalb so manche Eigenheiten des jungen Monarchen nach ihren Kräften beförderten, verschmähten es nicht, seine Liebhabereien, die mit Wagner's hohen Zielen nichts gemein hatten, in entstellenden Übertreibungen unter das Volk zu bringen und dagegen bei jeder Partei, mit der sie gerade zu thun hatten, den auf Wagner geleiteten Verdacht mit verschiedentlichen Gründen auszustatten. Bei diesem Wirrwarr der Verlogenheit, in welchem Alles, nur nicht die Wahrheit, an die Öffentlichkeit gelangte, hatte er den einzigen Rückhalt an der, durch die ‚Neuesten Nachrichten' vertretenen bayrischen ‚Fortschrittspartei'.[1] Doch war auch diese Unterstützung insofern nicht ganz ungefährlich, als die bayerischen ‚Liberalen' ihrerseits selbst mitten im Feuer der politischen Gegensätze standen und deshalb ein lebhaftes Interesse hatten, die Differenzen Wagner's mit dem Kabinetssekretariat zur Kräftigung in ihrem — rein politischen — Kampfe gegen dieses unliebsame, büreaukratisch verzopfte Institut zu verwerthen. Im Gegensatze hierzu paßte es in die Taktik des Herrn v. Pfistermeister und seines Anhanges, diese politische Agitation der Fortschrittspartei dem Hofe und dem Lande als das Produkt der Rancune eines einzelnen Mannes hinzustellen, dessen ganzes Wesen und Wollen dem Publikum noch dazu von vornherein in einem gänzlich falschen und entstellenden Lichte gezeigt und nur in diesem Lichte bekannt war.

Um hierin klar zu sehen, ist es unerläßlich, einen Blick auf die damaligen politischen Verhältnisse im bayerischen Lande zu werfen. Es galt hier als offenes Geheimnis, daß Herr v. der Pfordten sich bestrebe, nach und nach alle Minister, welche König Maximilian II. seiner Zeit zur Sicherung des Friedens mit dem Volke berufen hatte, zu beseitigen und ein reaktionäres ultramontanes Ministerium zu bilden. Die Leitung der Staatsgeschäfte war bis dahin Ministern anvertraut gewesen, welche, obgleich keineswegs direkt der ‚liberalen Richtung' angehörig, nicht gewillt waren die Verfassung durch

[1] Bereits im Frühjahr hatte er es deshalb für angemessen gehalten, dem Redakteur der ‚Neuesten Nachrichten' einen formellen kurzen Dankesbesuch dafür abzustatten, daß dieses Hauptblatt der Liberalen zur Zeit der böswilligen Verunglimpfungen der Augsburger Allg. Zeitung ihm gegenüber den litterarischen Anstand gewahrt hatte (Bülow, Briefe IV, S. 68).

willkürliche Auslegungen zu beugen, welche Recht und Gesetz achteten und diejenigen Reformen herbeizuführen strebten, die von allen Staatsbürgern gefordert wurden, welchen die Wohlfahrt des Landes und ein geordneter Rechtszustand am Herzen lag. Dies war seit Pfordten's Ernennung anders geworden; einer nach dem andern aus jenem älteren Bestande von treuen Dienern des Staates fiel als Opfer der Intrigue, um gefügigeren Werkzeugen Platz zu machen. Als am 10. November 1865 in der Person des Ministers des Innern, Herrn von Neumayr, auch der Letzte in ihrer Reihe die (angeblich wegen Krankheit nachgesuchte) Entlassung erhielt, und klar zu Tage trat, daß die in letzter Zeit sich mehrenden Rücktritte verdienter bayrischer Staatsmänner mehr als einen bloßen Wechsel der Person bedeuteten, erhob sich im ganzen Lande ein energischer Protest. Im streng konservativen ‚Nürnberger Anzeiger' erschien ein Artikel: ‚Ein freies Wort an Bayerns König und sein Volk über das Kabinetssekretariat', welcher, anknüpfend an die Veränderungen im Ministerium, in ehrerbietiger, aber männlicher Sprache die Stellung und Wirksamkeit des Kabinetssekretariats beleuchtete, sie als im Widerspruch mit der Verfassung und der noch zu Recht bestehenden Deklaration des Königs Maximilian darstellte und ‚eine konstitutionelle, keine Kabinetsregierung' als berechtigte Forderung des Volkes betonte. Der Artikel machte ein ungeheueres Aufsehen; die gesammte ultramontane und reaktionäre Presse war fast vierzehn Tage hindurch sprachlos und fand kein Wort der Erwiderung.[1] Endlich veröffentlichte die gleiche Nürnbergische Zeitung eine ihr aus München zugegangene Entgegnung, welche eine Vertheidigung der angeklagten Institution versuchte. Darin begegnete u. a. der charakteristische Passus: ‚der Einfluß des Kabinetssekretariates auf die Person des Königs scheint denn doch so gewaltig nicht zu sein, wenn man z. B. bedenkt, wie wenig es ihm gelingt, den weit größeren Einfluß einer andern vielgenannten Persönlichkeit zu beseitigen.' Der hiermit gegebene Wink erwies sich als äußerst fruchtbar. In den reaktionären Regierungskreisen athmete man auf; — jetzt hatte man einen Ausweg aus der Verlegenheit gefunden und ein Mittel, die öffentliche Aufmerksamkeit von den Vorgängen im Ministerium abzulenken. ‚Jetzt war die Parole ausgegeben, die Meute wurde losgelassen,

[1] Die Klagen über das Kabinetssekretariat betrafen in erster Reihe die durch den Kabinetssekretär ausgeübte Beeinflussung der Staatsanstellungen. Eine Stimme in der Augsb. Allg. Zeitung (Nr. 336) bemühte sich in ausführlicher Darlegung den Angriff zu entkräften, das Gewicht ihrer scharfsinnigen Argumentationen litt aber darunter, daß sie großentheils politische Sätze bestritt, welche in dem Nürnberger Artikel gar nicht aufgestellt waren; auf die wesentlichen Punkte ging sie gar nicht ein. ‚Ist es wahr', fragte deshalb eine Gegenstimme in demselben Blatte (Nr. 341), ‚daß Minister, die sich den Vorschlägen des Sekretärs nicht fügen wollten, weil dieselben der Anstellungsordnung zuwider liefen, in Folge dessen zum Rücktritt von ihrem Amt genöthigt waren? Ist

die Hetzjagd gegen Wagner planmäßig mit erneuter Force begonnen. Scheute man doch sogar vor der Behauptung nicht zurück: Richard Wagner selbst habe den verhaßten Artikel im ‚Nürnberger Korrespondenten' geschrieben, um Pfistermeister zu stürzen, seine Gegner aus den höchsten Staatsstellen zu verdrängen, seine Kreaturen an deren Stelle zu setzen und seine angeblichen ‚sozialpolitischen Pläne', hinter denen vielleicht der ‚Mann von Blut und Eisen' in Berlin stehe, durchsetzen zu können. Und nicht bloß gegen die Person des Meisters richteten sich die Angriffe; gar manches Geschoß war nur scheinbar gegen ihn gerichtet; es zielte über ihn hinaus bis zur höchsten Stelle. Wagten es doch ultramontane Blätter die künstlerischen Beziehungen des, für die höchsten Ideale der Kunst und Wissenschaft begeisterten Monarchen in befleckender Weise mit dem bekannten Verhältnis seines Großvaters zu einer spanischen Gauklerin in Parallele zu stellen.[1] Ein wahrer Schauer von Beleidigungen, Verleumdungen und boshaften Erfindungen tobte auf Wagner nieder: es handelte sich — mit einem Worte — nicht mehr, wie zuvor, um den Fortbestand des Kabinetssekretariates, sondern um die gewaltthätige Vertreibung Wagner's aus München.'[2]

Dies der erklärende Hintergrund des beispiellos erbitterten Sturmlaufes der Münchener Presse gegen die Persönlichkeit des Meisters. Das Material dazu ward den Soldschreibern des Ministeriums und Kabinetssekretariates willig geliefert. Die Aufgabe war: dasselbe mit tendenziöser Gehässigkeit zu entstellen und durch Korrespondenzen für gesinnungsverwandte Blätter in möglichst aufregender Weise über ganz Süd- und Norddeutschland zu verbreiten. Daher erklärt sich die lebhafte Betheiligung auswärtiger Blätter an diesem Hexensabbath der Isarstadt. Mit welcher schamlos frechen, pöbelhaft gemeinen Verlogenheit dieses freigebig gespendete Material von den

---

es wahr, daß ein solcher Vorgang den Rücktritt des Ministers v. Mulzer veranlaßt, und zum Rücktritt des Ministers v. Neumayr mitgewirkt hat? Und ist dieser Zustand mit einer gesunden Staatsordnung verträglich, oder rechtfertigt sich der Wunsch einer durchgreifenden Änderung? Dies sind einige von den Fragen, die, weit über den Kreis des ‚Nürnb. Anz.' hinaus, das Land beschäftigen.' Und schon vorher hatte in Nr. 338 eine Münchener Korrespondenz mit erwünschter Offenheit von ‚Begünstigungen' gesprochen, die der Herr Staatsrath v. Pfistermeister vorzüglich seinen oberpfälzischen Landsleuten zugewendet haben solle. — [1] Wieder stand hierbei der Münchener ‚Punsch' in vorderster Reihe; sein ‚Morgengebet eines bescheidenen Mannes' (3. Dez. 65) ist Zug für Zug eine genaue Nachbildung des vielberufenen ‚Vaterunsers der Lola Montez', und selbst auswärtige Blätter von sog. ‚liberaler' Richtung, wie das Leipziger Blatt ‚Unsere Zeit' (F. Brockhaus) ließen ihren Münchener Korrespondenten Sätze passiren, wie: ‚die Reitgerte der Tänzerin und der Dirigirstab des Komponisten werden interessante Reliquien in einem kulturgeschichtlichen Museum unseres Jahrhunderts bilden.' — [2] Vgl. zu diesem ganzen Abschnitt den vortrefflichen, historisch rückblickenden Artikel: ‚Vor siebzehn Jahren. Eine tragikomische Episode aus dem politischen Carneval Münchens' in den ‚Neuesten Nachrichten' Nr. 228. 230. 232/33 vom 16. bis 20. August 1882.

tonangebenden Organen der altbayrischen und ultramontanen Partei, wie dem ‚Neuen Bayerischen Courier' oder dem berüchtigten ‚Volksboten' ausgenutzt und verarbeitet wurde, das spottet jeder Beschreibung.[1] Um einen schwachen Begriff davon zu geben, in welchem Tone man dabei über den großen Unverstandenen herfiel, bringen wir im Folgenden einige Stylproben aus dem erstgenannten der beiden Blätter. Nachdem dasselbe seinen Lesern vorgerechnet, welche ‚Unsummen' Wagner in $1^1/_2$ Jahren aus der Kabinetskasse für seine ‚persönlichen Zwecke'(!!) bezogen, fährt es mit den Worten fort:

> ‚Das geringste Übel, das dieser Fremdling über unser Land bringt, läßt sich in Bezug auf seinen unersättlichen Appetit nur mit monatelang die Sonne verfinsternden und alle unsere Fluren verzehrenden Heuschreckenschwärmen vergleichen. Dieses schreckliche Bild einer Landplage aus pharaonischen Zeiten ist aber noch gar nichts gegen das Unheil, welches dieser sich maßlos überschätzende Mensch anstiften muß, wenn er statt Zukunftsmusik auch noch Zukunftspolitik treiben kann.' — ‚Der bezahlte Musikmacher, der Barrikadenmann von Dresden, der einst an der Spitze einer Mordbrennerbande (!) den Königspalast in Dresden in die Luft sprengen wollte (!)' — beabsichtige nunmehr ‚den König allmählich von seinen Getreuen (!!) zu trennen, deren Plätze mit Gesinnungsgenossen zu besetzen, den König zu isoliren und für die landesverrätherischen Ideen einer rastlosen Umsturzpartei auszubeuten.' — ‚Für den wohlbekannten Blut- und Eisenmann in Berlin, dem, wie bekannt, kein Mittel zu schlecht ist, um zu seinen Zwecken zu gelangen, wäre alsdann die schönste Gelegenheit gegeben, die Verwirrung und Mißstimmung in unseren Regierungskreisen auszubeuten und mit Muse im Trüben zu fischen. Ob es nicht bereits geschehen ist, mögen die Götter wissen.'

Diesem schließen sich, wie erwähnt, die gleichzeitigen Korrespondenzen für auswärtige Blätter, insonderheit für die reaktionäre ‚Pfälzer Zeitung' und ein vielgelesenes würtembergisches demokratisches Blatt, mit ihren aufregenden ‚Enthüllungen' an. Die verschiedenen, einander sonst politisch völlig entgegengesetzten, aber in der augenblicklichen Hauptfrage wörtlich einstimmigen Tonarten beider wird der Leser aus den nachstehend mitgetheilten Proben leicht heraushören:

> ‚Jetzt tauchen die Dinge auf, die seither für das Publikum hinter den Coulissen vorgingen. Da die Civilliste des Königs nicht mehr zur Befriedigung seiner Bedürfnisse ausreichte, meinte Wagner, dem sei leicht abzuhelfen: ein Ministerium Brater, Barth, Völk[2] würde eine bedeutende Erhöhung der Civilliste schon

[1] Der Verf. des genannten historischen Rückblickes, dessen Sammelfleiß wir den größten Theil der folgenden Citate verdanken, erklärt zwar, daß er ‚aus Gründen der Reinlichkeit und des Anstandes' keineswegs das Schlimmste mittheile; doch versichern wir den Leser, daß seine Blumenlese (speziell aus dem ‚Volksboten') bereits solche Beispiele enthält, deren Cynismus sie schlechterdings außerhalb des Rahmens unserer Darstellung placirt. Im Übrigen verwahrt er sich ernstlichst gegen den etwaigen Verdacht seitens seiner Leser, daß er die Inschriften an den Wänden eines Irrenhauses kopirt habe, um sie für die Aussprüche reaktionärer Blätter auszugeben. — [2] ‚Man denke (bemerkt hierzu der Artikel der ‚Neuesten Nachrichten'), der offene ehrliche Franke Brater, dessen Leben klar

durchzusetzen wissen.' — ‚Wagner's Projekt, eine neue, der Maximilianstraße parallellaufende Straße mit Überbrückung der Isar, und am Ende derselben auf dem Gasteig ein Nationaltheater zu bauen, würde 16 Millionen Gulden kosten.' — ‚Gleichzeitig hatte Wagner dem König in Hohenschwangau Pläne unterbreitet, welche nichts weniger als eine Abschaffung des stehenden Heeres, die Schaffung eines Volksheeres und mittels der dadurch erzielten Ersparnis (!) eine Erhöhung der Civilliste des Königs um einige Millionen bezweckten. Wagner scheint der Ansicht gewesen zu sein, die etwa 2 bis 3 Millionen Civilliste des Königs reichten nicht zu dessen, oder vielmehr zu seinen Bedürfnissen hin.' — ‚Wagner suchte seinem erhabenen Gönner vorzuschwindeln, sich an die Spitze der sozialistisch-demokratischen Partei zu stellen, um die höchste Stufe in Deutschland einzunehmen und zu diesem Zwecke selbst den Kampf mit seinen Mitfürsten (!!) nicht zu scheuen; daß er sich hierbei auf ein Volksheer und nicht auf das bisherige stehende verlassen solle, und daß unsere konstitutionelle Verfassungsform, welche den König nur beschränke und ihn knapp in den Mitteln halte, in eine absolutistisch-demokratische umgewandelt werden müsse.' — ‚Schon war der Tag der Herausgabe einer Wagner'schen Wochenschrift mit 21 Mitarbeitern auf Kosten des Königs bestimmt. Zu gleicher Zeit hatte sich ein Aristokrat bereit gefunden, gegen 8000 fl. jährlichen Gehaltes die Verwaltung der Königl. Civilliste im Sinne Richard Wagner's zu übernehmen.' — ‚Das Jahr 1866 sollte Wagner's volksbeglückendes System realisiren: schon hatte der große Mann, nach Art der römischen Cäsaren, eine Art Proskriptionsliste angefertigt und derselben eine Liste seiner Anhänger beigefügt (die natürlich alle vortreffliche Männer und große Genie's sind), um aufs Würdigste die entstandenen Lücken auszufüllen.' — ‚Bayern war ja von je ein üppiger Boden für chevaliers d'industrie jeglicher Art, also sammelte sich allmählich ein ganz ansehnliches Häufchen aus aller Herren Ländern hier an. Dazu kam das charakterlose Geschmeiß, das wir selbst in Bayern in genügender Masse haben, Musikanten, der Fortschrittspöbel, und auch Leute, von denen es kaum Jemand glauben würde, der die Menschennatur nicht besser kennt. Haben wir doch eingewanderte ‚Ritter vom Geiste' hier, denen die hohe königliche Pension, deren sie sich erfreuen, nicht genug war, die auch vom Schillervereine noch Pensionen zu erringen wußten, während Wittwen und Waisen unserer verstorbenen Schriftsteller darben, — und welche nun auch noch an den Genüssen und Freuden des Wagner'schen Paradieses theilnehmen wollen'. . . .

Mögen diese Beispiele genügen, um den wochenlang fortbrausenden trüben Strom der Entstellung, Übertreibung, Lüge und Tollheit zu charakterisiren, der in einem wahren Taumelwahn der bayrischen Residenzpresse sich bemächtigte. Das Material dieses ausschweifenden Klatsches entstammte auf geradestem Wege dem Königl. Ministerium und Kabinetssekretariat, in deren Büreau's die bezahlten Notizen- und Artikelschreiber ein- und ausgingen, um daselbst ihre Weisungen zu empfangen. Das sinnlos gehässige Zeitungsgerede von der

war, wie ein makelloser Spiegel, sollte krumme Schleichwege gehen, um ein Portefeuille zu erhaschen; und der treuherzige behäbige Schwabe Völk sollte im goldgestickten Staatsfrack, den Degen an der Seite, auf dem glatten Parquette des Hofes tänzeln und — nachdem er ein Jahrzehnt hindurch Sparsamkeit gepredigt — mit allerunterthänigst ersterbenden Bücklingen eine Erhöhung der Civilliste um etliche Millionen darbieten!' (a. a. O.)

angeblich durch Wagner beabsichtigten ‚Abschaffung des stehenden Heeres' in Bayern und allen daran geknüpften ausschweifenden denunziatorischen Phantasieen beruhte z. B. ganz unmittelbar auf den Eingebungen des Herrn v. der Pfordten, d. h. einer indiskreten Ausstreuung von Mittheilungen über ein thatsächlich stattgefundenes Privatgespräch des Königs mit Wagner in Hohenschwangau. Auf Grund mündlicher Mittheilungen A. Ritter's, der sie wiederum aus Bülow's Munde hat, sind wir sogar in der Lage, über dieses Gespräch und seine nächsten Wirkungen zu berichten, indem wir wörtlich jenen Mittheilungen folgen, ohne doch die Verantwortung für jede Einzelheit zu übernehmen. Wer je die durchaus spontane Art der Unterhaltung Wagner's kennen gelernt, die unter Vermeidung jedes pedantischen Haftens an dem einzelnen Gesprächsgegenstande in höchster geistiger Freiheit von einem zum andern übersprang, wie es der Augenblick ihm eingab, den wird es vor allen Dingen nicht Wunder nehmen, wie es thatsächlich in den Gesprächen Beider sehr wohl dazu kommen konnte, daß darin vorübergehend auch das damals noch immer in Bayern herrschende, unbehilfliche, einseitig die steuerpflichtigen Stände bedrückende Rekrutirungssystem zur Sprache gelangte. Dazu kam aber noch, daß der feurig begeisterte Zuhörer bei den seltenen Gelegenheiten eines persönlichen Verkehrs mit dem Meister nicht genug aus dessen Leben, seinen Tagebüchern, litterarischen Entwürfen ꝛc. erfahren konnte. In solchem Anlaß sei es Wagner eines Tages eingefallen, daß er einst in Zürich, in einer müßigen Stunde, Ideen über die Verpflanzung des dortigen Milizsystems auf einen mächtigen Staat — etwa Deutschland — niedergelegt habe.[1] Diese Ideen (die Vorläufer der — drei Jahre später auch in Bayern eingeführten — allgemeinen Wehrpflicht!) trug er nun dem Könige in der Unterhaltung mit der ihm eigenen suggestiven Lebendigkeit vor. Bald darauf sei von der Pfordten nach Hohenschwangau gekommen, um sein wöchentliches Referat abzulegen. Sonst habe dasselbe eine halbe Stunde (?), diesmal vier Stunden gedauert; der König habe diesmal allein, ohne Wagner, zu Mittag gespeist und sich nach Tische wieder mit Pfordten eingeschlossen, der erst Abends wieder nach München zurückkehrte. Dann ging Alles weiter, als wäre nichts vorgefallen. Es war aber etwas vorgefallen, eine Unbesonnenheit des jungen Herrschers. Die Darlegungen Wagner's, so zufällig der Anlaß zu ihrer Mittheilung gewesen war, hatten augenblicklich in ihm so feste Wurzel geschlagen, daß er auf eine Änderung der bestehenden Heeresverfassung gedrungen und dadurch seinem Minister eine willkommene Waffe gegen den Meister in die Hand gegeben hatte, als kümmere sich dieser thatsächlich und in allem Ernst

[1] Nach diesem letzteren wörtlichen Ausdruck unseres oben genannten Gewährsmannes scheint es sich sogar um einen schriftlichen Entwurf gehandelt zu haben, über dessen etwaige Entstehungszeit oder bloße Existenz uns jedoch nie etwas Näheres bekannt geworden ist!

um die bayrischen Militärverhältnisse! Wie diese Waffe aber von ihm ausgenutzt wurde, das zeigen die oben mitgetheilten Auslassungen seiner gedungenen Preßagenten! Nun, Wagner hatte sich dieser Anregung nicht zu schämen, wie sie denn auch von ihm nachmals in seiner Abhandlung über ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik' in ausführlicher Darlegung wiederholt ward, — für den bayerischen Staat jedoch bedurfte es erst noch der erschütternden Ereignisse des Jahres 1866, bevor er sich dazu aufraffte, an Stelle seines längst antiquirten Vaterlandsvertheidigungsmodus die bereits von den meisten deutschen Staaten angenommene gleichmäßige Wehrpflicht aller Staatsangehörigen einzuführen!

In Bezug darauf, daß die ultramontane Presse bei ihren gegen Wagner gerichteten, in Wahrheit aber auf den Landesherrn abzielenden Sticheleien ebenso verschwenderisch mit loyalen Phrasen, als mit Verdächtigungen war, warfen die ‚Neuesten Nachrichten' schon damals die Frage auf: ‚Ist es loyal, dem Könige vorzuschreiben, welchen Personen er in Privatangelegenheiten Glauben schenken, und welcher Richtung er in Kunst und Musik angehören soll? Ist es loyal, ihm vorzurechnen, wie viel er für seine Privatneigungen aus seinen eigenen Mitteln verausgabt?[1] Ist es loyal, wenn Personen aus der Umgebung des Königs dessen Worte und Absichten, die sie durch sein Vertrauen erfahren, sofort der ihnen ergebenen Presse mittheilen, mit dem Auftrage, sie zu verdrehen? Im bürgerlichen Leben jagt man eine Magd davon, die über das, was im Hause vorgeht, klatscht oder ihrer Dienstherrschaft Übles nachredet; die Klatschweiber am Königl. Hoflager haben es nur dem Hochsinn des jugendlichen Monarchen zu danken, wenn ihnen nicht Gleiches geschieht.' Da diese ganze Preßcampagne ausschließlich auf das Münchener Publikum zu wirken bestimmt war (wiewohl sie aus den süddeutschen Blättern in die Spalten der gesammten europäischen Presse ihren Weg fand!), wurde sie dem Könige geschickt verheimlicht, so daß er davon nur zu lesen bekam, was der Meister selbst ihm zusandte, um ihm die Augen zu öffnen. Auch ist dies von Wagner's Seite unseres Wissens nur ein einziges Mal geschehen. ‚Schändlich ist der Artikel geschrieben, den Sie mir senden', erwiderte der König darauf (27. Nov. 65). ‚Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen sage: der Artikel stammt nicht aus meinem Kabinet, so sehr auch der Schein dafür ist.' So sehr hatte man

[1] Wiener Zeitungen, denen man schon damals keine besondere Freundlichkeit gegen Wagner nachsagen konnte, schrieben gleichwohl: ‚Es zeugt vom knickerischen Geiste eines Volkes, wenn es mit den künstlerischen Intentionen seiner Fürsten allzu haushälterisch rechnet. Würden die ultramontanen Philister es vielleicht vorziehen, wenn König Ludwig die Staatsgelder in Hoffesten à la Compiègne vergeudete, oder wenn er gar noch unedleren Trieben huldigte, wie sie selbst den Großen dieser Erde, ja ganz besonders diesen, bösen Zungen zufolge, nicht fern liegen sollen?' (Citirt aus ‚Neueste Nachrichten' Nr. 228/33, August 1882).

ihm gegenüber die scheinheilige Miene der beleidigten Unschuld aufzusetzen verstanden!

Als die Fluth der Verdächtigungen so hoch gestiegen war, daß ‚selbst besonnene Männer in ihrem Urtheile wankten', hielt es die Redaktion der ‚Neuesten Nachrichten', nach ihrer eigenen späteren Erzählung, in durchaus ehrenwerther und rühmlicher Weise für eine Pflicht des Anstandes, sich durch einen gemeinschaftlichen Freund an eine dem Meister nahestehende Persönlichkeit zu wenden und sich durch diese Vermittelung authentische Aufschlüsse über seine wahren Verhältnisse und Pläne zu erbitten. Inwieweit diese Bitte andererseits mit ihren sonstigen Parteiinteressen Hand in Hand ging, indem seine Feinde zugleich diejenigen der politischen Wohlfahrt des Landes waren, ward bereits oben beachtet. Genug, sie ward erfüllt. ‚Es war dies das erste Mal und blieb auch das einzige Mal, daß Jemand aus dem Freundeskreise Wagner's in den ›N. Nachr.‹ zu Worte kam; Wagner selbst hat niemals eine Zeile für dieses Blatt geschrieben', heißt es in dem mehrerwähnten Rückblick. Der zwischen beiden Theilen vermittelnde Freund ist uns unbekannt geblieben, die ‚Wagner nahestehende Persönlichkeit' dürfte Niemand anders als Porges gewesen sein. Daß der Text des Schriftstückes thatsächlich unter Benutzung einer eigenhändigen Skizze Wagner's, vielleicht mit bloßer Übertragung in die dritte Person, ausgeführt sein muß, ist schon an seinem Styl unzweideutig zu erkennen. Dies ist der historisch gewordene, vielgenannte ‚Artikel in Nr. 333 der Neuesten Nachrichten' (Mittwoch, den 29. Nov. 1865), der in einer Welt, in welcher die Wahrheit herrschte, unbedingt den Sieg über alle Intriguen davongetragen haben würde, in einer Welt der konventionellen politischen Lüge aber thatsächlich ganz entgegengesetzte Wirkungen heraufbeschworen hat. ‚Sie wünschen von mir über Wagner's hiesige Stellung und Verhältnisse zu hören', so beginnt dieser Artikel. ‚Ich glaube allerdings, daß ich Ihnen das Richtige sagen kann, weiß aber nicht, ob Sie sich eine deutliche Vorstellung von Allem werden machen können, obgleich es hier wie überall hergeht, nämlich, daß es sich nicht um Prinzipien, sondern um reine Persönlichkeiten handelt.' Nach einer gedrängten, durchaus objektiven Darlegung seiner ‚auf mustergiltige Aufführungen seiner Werke' abzielenden Bestrebungen und der dabei auf dem Münchener Boden gemachten Erfahrungen heißt es zum Schluß: ‚Sie können sich nun denken, wie Wagner hierbei zu Muthe ist, dem einzig an seiner Arbeitsruhe gelegen ist und der jeder politischen Partei fern steht, wenn er sich auf diese Weise stets wie mit den Haaren auf das nackte Feld der politischen Tagesintrigue gezogen sieht. Bereits ging er ernstlich damit um, diesen nutzlosen Aufregungen sich gänzlich zu entziehen, was ihm durch die großmüthigst ausgesprochenen Wünsche seines königlichen Beschützers unmöglich gemacht wurde. Somit bleibt ihm nichts zu erwarten, als daß Diejenigen, welchen er jetzt so gelegen kommt, um

von ihnen als Ableitung des allgemeinen Volksunwillens benutzt zu werden, mindestens an der Festigkeit des Königs scheitern, welcher allerdings Wagner einzig richtig zu beurtheilen im Stande sein kann, und daß in Folge dessen diese Herren zu einem anderen Stratagem greifen, welches endlich Wagner Ruhe läßt, — falls sie nicht durch die Unverschämtheit ihres Spiels sich vollständig den Hals brechen. Denn dies Eine können Sie glauben: von irgend welchem Prinzip, von irgend welcher Parteistellung, gegen welche Wagner im Kampfe begriffen wäre, ist nicht die Rede, sondern es ist dies lediglich ein Spiel der gemeinsten persönlichen Interessen, welches sich noch dazu auf eine ungemein kleine Anzahl von Individuen zurückführen läßt: ich wage, Sie zu versichern, daß mit der Entfernung zweier oder dreier Personen, welche nicht die mindeste Achtung im bayerischen Volke genießen, der König und das bayerische Volk mit einem Male von diesen lästigen Beunruhigungen befreit wären.'

Aus der freimüthig offenen Sprache dieser Erklärung ermangelten nun die Gegner des Meisters nicht, so viel Vortheil zu ziehen, als möglich. Das war aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht wenig! War der Artikel auch nicht direkt von Wagner gezeichnet, so wurde er doch für jede Einzelheit desselben verantwortlich gemacht. Der Schlußsatz steigerte die Erbitterung Pfistermeister's und des Ministers von der Pfordten, die ihn mit Recht auf sich bezogen; die Erregung und der Widerspruch der von ihnen beeinflußten Presse wuchs auf das Äußerste[1] und gab ihm indirekt die Handhabe, einen Zwang auf den König auszuüben. Diesem selbst war die Beseitigung des geschmeidigen und dienstfertigen Mannes für den Augenblick unbequem. Es hatten sich eben zum Jahresschluß und darüber hinaus im Königl. Kabinet zahlreiche Arbeiten aufgehäuft, zu deren Erledigung Jener unentbehrlich schien, da er die meisten dieser Angelegenheiten eingeleitet hatte und sie demgemäß am besten beherrschte. ‚Pfistermeister ist ein unbedeutender und geistloser Mensch, des ist kein Zweifel', hatte der König kurz zuvor (27. November) an Wagner geschrieben, ‚lange werde ich ihn nicht im Kabinet lassen, doch jetzt ihn und die übrigen Herren des Kabinets zu entlassen, scheint mir nicht angezeigt; der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen.' Und doch wäre unter diesen Umständen eine solche rücksichtslose Entlassung die einzige Sühne für ihre offenkundigen Vergehungen, ihre frevelhaften Eingriffe in die heiligsten Beziehungen des Monarchen gewesen. Mit der entgegengesetzten Haltung war des Meisters gefährlichsten Gegnern genügend Oberwasser gegeben. Seinerseits erließ Herr von Pfistermeister auf der Stelle, noch von Hohenschwangau aus,

[1] ‚Welche diese zwei oder drei Personen sind, liegt auf der flachen Hand', rief der ‚Bayerische Kurier' vom 1. Dezember aus, ‚— — die Beamten des Kabinetssekretariats und der Kabinetskasse. Weg mit ihnen, damit Herr Wagner die Bahn frei hat — und die Ruhe ist hergestellt, Bayern ist glücklich!'

eine Erwiderung an die ‚Bayerische Zeitung', die u. a. den heuchlerischen Passus enthielt: die zahlreichen Vertheidigungsbehelfe, welche ihm zu Gebote stünden, wären von seinen Beziehungen zu solchen Persönlichkeiten untrennbar, deren Verhältnisse öffentlich zu besprechen ihm aus Rücksichten der strengsten Diskretion, wie auch in Folge seiner Dienstpflicht versagt sei. Es handle sich demgemäß um ‚einen Angriff gegen solche, welchen durch die heiligsten Pflichten der Gebrauch ihrer Schutzwaffen verwehrt sei'. Aber war er es nicht selbst gewesen, der das ganze Jahr hindurch in gleichem Sinne öffentliche Provokationen gegen Wagner wegen seiner angeblichen ‚Günstlings'-Stellung förmlich organisirt hatte, gegen welche sich Dieser aus noch viel zwingenderen Gründen nicht vertheidigen konnte? Und dabei war der Name Wagner's von dieser Seite her stets mit größter Schärfe und Rücksichtslosigkeit offen heruntergerissen worden, wogegen er den von uns wörtlich angeführten Schlußsatz von den ‚zwei oder drei Personen' in keiner Weise auf sich zu beziehen gezwungen war, — wenn er dies nicht direkt für vortheilhaft befand. Für einen politischen Kopf (der bekanntlich deshalb noch lange kein großer Staatsmann zu sein braucht) war die gegebene Situation durchaus fruchtbar zu verwerthen, und der geschickte Höfling nahm keinen Anstand, diesen seinen Vortheil zu erkennen und sich desselben nach Kräften zu bedienen. Er spielte dem großmüthigen Könige gegenüber die Rolle des unschuldig Gekränkten und nutzte die letzten Tage seines Erholungsaufenthaltes in Hohenschwangau reichlichst dazu aus, mit jedem ihm zu Gebote stehenden Mittel eine Pression auf ihn zu üben. ‚Mein theurer Freund!' schrieb daher der König am letzten Tage seines dortigen Aufenthaltes (3. Dezember) an Wagner, ‚der letzten Tage Qual war groß. Auch die ersten Tage in München werden sehr anstrengend und trübe für mich sein und es wird lange währen, bis ich zu der mir nöthigen Ruhe gelangen kann. Jener Artikel in den ›Neuesten Nachrichten‹ trug nicht wenig dazu bei, mir den Schluß des hiesigen Aufenthaltes zu verbittern; er ist ohne Zweifel von einem Ihrer Freunde geschrieben, der Ihnen mit demselben einen Dienst erweisen wollte, — leider aber hat er Ihnen geschadet, statt genützt. O mein geliebter Freund, wie fürchterlich schwer macht man es uns! Doch — klagen wir nicht, trotzen wir den Launen des tückischen Tages dadurch, daß wir uns nicht beirren lassen. Der Gedanke an Sie richtet mich stets wieder auf; nie lasse ich von dem Einzigen, ist das Wüthen des Tages auch noch so folternd. Wir bleiben uns treu — der Himmel liegt in diesem Gedanken.'

Mit solchen Stürmen endete der Monat November dieses ereignisreichen Jahres, der in seinem Beginn den jungen Herrscher auf dessen schöner Schweizer Reise, in seiner Mitte aber das zauberhaft wundervolle Zusammensein von König und Künstler in Hohenschwangau erblickt hatte. Ein Unwetter war im Anzug; das fühlte König Ludwig schmerzlich voraus, als er sich in seine

Residenz zurück begab. Er machte den ganzen Weg von Hohenschwangau bis München zu Pferde. Am ersten Tage (Montag den 4. Dezember) wurde bis Partenkirchen geritten und dort Nachtquartier genommen, am nächsten Morgen (Dienstag) der Rest des Weges über Tölz und Holzkirchen zurückgelegt. Kaum in München angelangt, stürmte Alles auf ihn ein. In seiner Erklärung hatte Pfistermeister das in seinen Wirkungen wohlberechnete Zugeständnis gemacht, der Wendepunkt in seinem Verhalten gegen Wagner habe allerdings ‚von dem Tage an begonnen, an welchem die Pläne für ein großes Mustertheater auftauchten, also erst da, wo ein Bau zur Sprache kam, dessen Ausführung nebst der dazu vorgeschlagenen neuen Straße viele Millionen kosten würde'. Es ist für den heutigen Leser schwer, sich vorzustellen, welchen Eindruck gerade diese Worte in dem damaligen München machten und in welchem Maße daraus für die Interessen des Kabinetssekretariates Kapital zu schlagen war. Natürlich blieben seine bezahlten Agenten dabei nicht müßig. Eine Anzahl Hoflieferanten und anderer Bürger, verstärkt durch allezeit gehorsame Mitglieder der ultramontanen Partei, votirte ihm für diese ‚Rettung des Vaterlandes' in fieberhafter Agitation — man sprach von 4000 Unterschriften binnen drei mal 24 Stunden! — eine, an und für sich ganz bedeutungslose Dank- und Anerkennungsadresse, die aber durch die geschickt inszenirte Überreichung an den Monarchen den Anschein erwecken konnte, als handele es sich dabei um eine Kundgebung der gesammten ‚Münchener Bürgerschaft'. Nicht etwa um eine durchaus künstlich geschürte Erregung, sondern um einen drohenden Aufruhr, eine öffentliche Gefahr, für Land und Volk, für den ganzen bayrischen Staat. ‚Diese Adresse', so bemerkt der mehrerwähnte rückblickende Artikel der ‚Neuesten Nachrichten', ‚diese Adresse, welche von Herrn von Pfistermeister dem Könige zur Bekräftigung seiner Stellungnahme gegen Wagner unterbreitet wurde, war die Hauptursache zu dem schmerzlichen Verzicht auf die schönen Pläne, welche Se. Majestät auszuführen die Absicht hatte. Daß sie lediglich von der ultramontanen Partei ausging, beweist die Liste jener Personen, bei denen sie zur Unterzeichnung auflag, welche neben den Namen von ein paar Personen, die damals keiner Partei angehörten, nur Namen von solchen Ultramontanen aufweist, die heute noch (1882) zu den hervorragendsten Mitgliedern dieser Partei gehören.'[1] Aber hiermit begnügte man sich nicht. Der Großoheim des Königs, Prinz Karl von Bayern, trug in eigens erbetener Audienz bei seinem Neffen die Entfernung Wagner's als den ausgesprochenen Wunsch

[1] Auf Grund authentischer Vorlagen giebt derselbe Artikel ein namentliches alphabetisch geordnetes Verzeichnis jener biederen Bäcker- und Buchbinder-, Weber- und Loderermeister, Eisen- und Pelzwaarenhändler, Konditoren und Zündholzfabrikanten, Lebzeltner, Hoftaschner und Silberarbeiter, die nach ihrem weisen Ermessen die Errichtung eines neuen königlichen Theaters für gänzlich unnöthig erachteten und sich damit den Beschlüssen ihres Landesherrn widersetzten! (‚Neueste Nachrichten' vom 13. August 1882, Nr. 225/26).

der königlichen Familie und des ganzen Landes vor: die Stimmung sei derart gereizt, daß er Wagner sofort ausweisen müsse. Der König sagte nicht zu, sondern behielt sich eingehendere Untersuchung der Sachlage vor. Hierauf wurde ihm durch Herrn v. Pfistermeister ein ministerielles Promemoria überreicht, in welchem derselbe Wunsch unter nachdrücklicher Betonung dessen ausgesprochen wurde, daß nur durch die Entfernung Wagner's der Friede im Lande wiederhergestellt werden könne. Auch hierauf erfolgte kein zustimmender Bescheid. Von dem reinsten Willen für die Erfüllung seiner Regentenpflicht beseelt, und unter den schmerzlichsten Seelenkämpfen, verbrachte der junge Herrscher fast den ganzen Tag nach seiner Ankunft damit, daß er sich nicht allein von seinen hohen Verwandten, von Gliedern des hohen Adels, von Staats- und Kirchenbeamten, sondern auch von mehreren gänzlich unbetheiligten Personen, deren Treue und Anhänglichkeit an die Krone außer allem Zweifel standen, ja, wie es heißt, von einfachen Bürgern — natürlich waren die rechten dazu auserwählt! — Bericht über diese angebliche ‚Stimmung' der Hauptstadt und des Landes ertheilen ließ. Unter all diesen Aussagen herrschte die seltenste Übereinstimmung; der alte Cornelius war leider nicht darunter. Dieser hätte ihm sonst das Beispiel seines Großvaters vorgehalten, der ‚seine Leute gerade dann erst recht festhielt, wenn sie angegriffen wurden' (S. 45/46). Am Abend — so wird uns erzählt — habe er sich in das Theater begeben. Die Logenschließer hatten strengen Befehl, jedem in den Zuschauerraum Eintretenden einzuschärfen: Se. Majestät habe sich für heute jeden ‚Empfang' durch das Publikum verbeten, Sie wünschten unbemerkt zu bleiben. In Folge dessen erhob sich, als dennoch einige Hände zum üblichen Empfang sich regten, von hier und da ein beschwichtigendes Chutmachen. Das abgekartete Spiel verfehlte seine Wirkung nicht: nun hieß es, er wäre von seinem eigenen Volke öffentlich ‚ausgezischt', und die Königin-Mutter fiel darüber in Ohnmacht.[1] Aufs Neue wurde er bestürmt nachzugeben: später könne er untersuchen, jetzt müsse er handeln. Noch an demselben Abend erhielt Wagner durch den Sekretär Lutz die erste Nachricht von seiner beschlossenen Ausweisung in der Form der an ihn gerichteten Bitte, München auf einige Monate zu verlassen. Er machte sich darüber lustig: es könne nur eine Konfusion, ein Mißverständnis sein, und ließ sich in seinem unbedingten Vertrauen in die Energie seines königlichen Freundes (dessen zuversichtlichen letzten Brief aus Hohenschwangau er soeben erhalten) durch nichts erschüttern. Tags darauf empfing er dieselbe Nachricht schriftlich von der Hand des Königs; dieser war bis in die späte Nacht mit der eigenhändigen Abfassung der nöthigen schriftlichen Entscheidungen beschäftigt gewesen. Am Donnerstag Vormittag um 9 Uhr ‚ließ der König den zweiten Kabinetssekretär Oberappellrath Lutz zu

[1] Wir folgen hier wörtlich der mündlichen Erzählung A. Ritter's.

sich bescheiden und behändigte demselben zwei Schreiben: das eine an den Ministerpräsidenten Freiherrn von der Pfordten, das andere an Richard Wagner. In dem ersten Schreiben eröffnete der König dem Minister, daß er nach langem und schwerem Kampfe sich entschlossen habe, dem Frieden des Landes das Opfer zu bringen und Wagner von sich zu entfernen. In dem zweiten Schreiben sagte der König seinem Freunde Lebewohl und verlangte von ihm das gleiche Opfer. Herr von der Pfordten expedirte die Botschaft sofort an die ‚Bayerische Zeitung'.[1]

Der Brief des Königs an Wagner zeigte auch bei diesem Anlaß die lautere Reinheit seiner Gesinnung, sein volles Bewußtsein davon, den Umständen gemäß vorwurfsfrei gehandelt zu haben. Er lautete wie folgt: ‚Mein theurer Freund! So leid es mir thut, muß ich Sie doch ersuchen, meinem Wunsche Folge zu leisten, den ich Ihnen gestern durch meinen Sekretär aussprechen ließ. Glauben Sie mir, ich mußte so handeln. Meine Liebe zu Ihnen währt ewig; auch ich bitte, bewahren Sie mir immer Ihre Freundschaft; mit gutem Gewissen darf ich sagen: ich bin ihrer würdig. — Wer darf uns scheiden? — — Ich weiß, Sie fühlen mit mir, können vollkommen meinen tiefen Schmerz ermessen. Ich konnte nicht anders, seien Sie davon überzeugt, zweifeln Sie nie an der Treue Ihres besten Freundes. Es ist ja nicht für immer. Bis in den Tod Ihr treuer Ludwig.' Eine Nachschrift fügt die Worte hinzu: ‚So viel als möglich soll die Sache geheim gehalten werden, Ihrem Wunsche gemäß.' Diese Geheimhaltung bestand darin, daß man schon am gleichen (Donnerstag-)Abend in der ‚Bayerischen Zeitung' in großem Druck die offizielle Mittheilung las, wonach ‚Herr Richard Wagner auf allerhöchsten Befehl, vorerst auf mehrere Monate, Bayern zu verlassen habe'. Die gleiche Mittheilung war am folgenden Tage (Freitag, d. 8. Dezember) in gesperrter Schrift unter den Telegrammen sämmtlicher Zeitungen Deutschlands zu lesen. In München bildete die ‚Ausweisung Wagner's' in allen Ständen das einzige und ausschließliche Gespräch; die gesammte ultramontane und reaktionäre Presse jubelte über das Gelingen, über den Sieg der Intrigue. Die Gemeinheit der augenblicklichen Sieger aber bekundete sich als echt, indem sie auch den Unterliegenden noch mit ihren Schmähungen und Verleumdungen verfolgte, indem sowohl der ‚Volksbote' als seine ultramontanen Genossen, um neben dem Siegesjubel auch nicht das leiseste Gefühl von Reue oder Erschütterung aufkommen zu lassen, noch einmal zu dem sichersten und bewährtesten Mittel griffen, um auf das Publikum zu wirken. Auf Grund entstellter, aber doch ihrem Ursprunge nach offizieller Angaben rügten sie nämlich, unter Nennung ganz bestimmter Summen, die maßlose Verschwendung, welche Wagner angeblich mit den ihm

[1] Korrespondenz des ‚Pfälzischen Couriers' aus München vom 7. Dez. 1865.

erwiesenen königlichen Wohlthaten getrieben hätte. Sämmtliche Ausgaben für die ‚Tristan'-Aufführungen (durch den zahlreichen Besuch der Vorstellungen großentheils wieder eingebracht!), für die Privat-Auditionen des Königs, für das Engagement einzelner Künstler und Musiker, insoweit diese durch Wagner befürwortet waren, kurz Alles was irgend mit seinem Namen in entferntestem Zusammenhang stand, war zu einer möglichst effektvollen Gesammtmasse zusammenaddirt, als habe es sich dabei um Privatangelegenheiten oder ‚persönliche Zwecke' Wagner's gehandelt.[1] Darauf bezieht sich denn die einfach würdevolle Erwiderung des Meisters auf den obigen Brief des Königs, datirt vom 7. Dezember, welche wir als wichtigstes Dokument dieser traurigen Periode wörtlich so an dieser Stelle einschalten, wie sie seiner Zeit[2] — wenngleich unbefugter Weise — durch öffentlichen Abdruck bekannt gegeben worden ist.

‚Mein König! Mich schmerzt, daß Sie leiden, wo der einfache Gebrauch Ihrer königlichen Macht Ihnen Ruhe verschaffen würde. Die mir unbekannten Gründe, die Sie hiervon abhalten, ehre ich; für den schönen ernsten Brief, in welchem Sie sich darüber vernehmen ließen, danke ich Ihnen innigst; ein größerer Beweis von Liebe, als dieser gefühlvolle Abweis meines Rathes[3] konnte mir nie dargebracht werden. Die mir von Ihnen erwiesenen vollen königlichen Wohlthaten, da ich sie als Ausfluß Ihrer reinsten und edelsten Liebe zu genießen habe, setzen mich in den Stand, weltvergessen einzig meiner Sendung zu gehorchen und unverwandt an der Vollendung der Werke zu arbeiten, an deren Schöpfung Ihnen vor Allem selbst mehr, als an deren dereinstiger Aufführung gelegen sein muß. Die segensreichen Wohlthaten sind aber aufs Neue durch den Verrath Ihrer Beamten und Diener der Öffentlichkeit in einem Lichte gezeigt worden, welches Sie mir zur Last, Ihnen zum Vorwurf zu machen droht. In Schmutzblättern, mit welchen in unmittelbarem Verkehr zu stehen gewiß jeder nur im Geringsten für seine Ehre Besorgte zu verbergen und abzuleugnen suchen muß, wird fortgesetzt behauptet: ‚ich hätte außer dem letzten königlichen Gnadengeschenk von 40000 fl. (welches ich übrigens durchaus nur als lebenslängliches Darlehen betrachte) im Laufe des letzten Jahres noch die Summe von 190000 fl. zu ›erbeuten‹ gewußt. Das ist genau dieselbe Summe, welche Ihr erster Kabinets-Sekretär im vorigen September Fr(au) v. B(ülow) als die diesjährigen

[1] Auch dies geschah summarisch, für alle Preßorgane zugleich. Die Augsb. Allg. Zeitung vom 8. Dezember, die zu gleicher Zeit und in dem gleichen Sinne mit dem gleichen Material von München aus bedient worden war, quittirt darüber mit einer bloßen redaktionellen Erwähnung: ‚über die Summen, welche R. Wagner in der kurzen Zeit seines Münchener Aufenthaltes der kgl. Civilliste gekostet haben soll, erhalten wir so fabelhaft lautende Angaben, daß wir sie nicht nachschreiben mögen.' — [2] In der österreichischen Zeitschrift: ‚Die Wage'. — [3] Von welchem ‚Rath' hier die Rede ist, entzieht sich unserer Kenntnis-

Ausgaben der Königl. Civilliste für das Fach der Musik bezeichnete. Daß er, um Erklärung dieser seltsamen Berechnung angegangen, näheren Angaben auswich, möge nichts zu sagen haben, — daß gerade diese Summe jetzt aber in öffentlichen Blättern und zwar als persönlich von mir bezogen figurirt, dies, mein König, hat etwas zu sagen. Sagte es nur mir etwas, so könnte ich darüber schweigen; es sagt aber dem Volke gerade dasjenige, was alle Welt, selbst die besten Freunde, am leichtesten verstimmt, und was ich seiner üblen Bedeutung nach nicht näher zu bezeichnen habe. — Mein theurer König, ich glaube es Ihnen und mir schuldig zu sein, über die durch jene Angaben gegen mich erhobenen Anklagen eine Erklärung in das Publikum gelangen zu lassen. Die Bestrafung der begangenen Indiskretionen kann mir nicht obliegen, wohl aber die öffentliche Bezeichnung derselben. Ich wähle hierfür die Form, um deren Genehmigung ich meinen erhabenen Freund angehen muß. Zunächst ersuche ich Sie gehorsamst, die Veröffentlichung folgender Erklärung mit aller königlichen Strenge Ihrem Hofsekretär anzubefehlen, nämlich daß die in öffentlichen Blättern gemachten Angaben über, durch mich von der Königl. Civilliste bezogene Summen vollständig unrichtig und maßlos übertrieben seien. Unter die Erklärung, welche ich in der ›Bayerischen Zeitung‹ abgedruckt wünschen muß, würde ich dann von meinem königlichen Freunde die Erlaubnis oder dessen Befehl zur Wiedergabe der auf dem beiliegenden Blatte von mir selbst verfaßten Aufzeichnung zu erbitten haben. — Eine Schwächung beider Erklärungen durch vermittelnde Abfassung eines Dritten, wie sie gegen ähnliche Verleumdungen im vorigen Winter vom Kabinetssekretariat ausging, müßte ich ablehnen; was ich dagegen verlange, ist billig, und die mildeste Zurückweisung von Verfahren, die wohl eine strengere verdient hätten. Außerdem sind wir aber in diesem Falle nicht mehr frei: ich muß eine Rechtfertigung erhalten, mindestens die Unwahrheit der gemachten Beschuldigungen erklären, wenn es meinem Gefühle möglich erscheinen soll, Ihre königlichen Wohlthaten in dem von meinem erhabenen Freunde beabsichtigten Sinne wirklich zu genießen. — Einer der erfahrensten bayerischen Rechtsanwälte, den ich hierüber zu konsultiren für nöthig erachtete, erklärt die Ausführung des Schrittes, für welchen ich Sie um Ihre königliche Zustimmung angehe, als unerläßlich, und er ist zugleich der Meinung, daß hiermit allein jeder Agitation gegen mich der Stachel benommen sein werde. Gegen diese trägt mich bereits die kernig ausgesprochene Liebe des Münchener Publikums, die zu meiner wahrhaften Rührung erst kürzlich bei einem Anlaß sich kundgab, über welchen ich Ihnen nächstens berichten zu dürfen um Erlaubnis bitte.'[1]

[1] Der obige Brief hat im Originalabdruck noch folgenden Anhang: ‚Mein theurer König! Nun noch zu dem Ernstlichsten, was meine Seele erregt. Sie verlangen von mir bestimmte

Auf diesen Brief erwiderte der König am folgenden Tage (Freitag, den 8. Dezember): ‚Mein theurer inniggeliebter Freund! Worte können den Schmerz nicht schildern, der mir das Innere zerwühlt. — Was nur irgend möglich, soll geschehen, um jene elenden neuesten Zeitungsberichte zu widerlegen. Daß es bis dahin kommen mußte! Unsere Ideale sollen treu gepflegt werden; dies brauche ich Ihnen kaum erst zu versichern. Schreiben wir uns oft und viel, ich bitte darum. Wir kennen uns ja; wir wollen von der Freundschaft nie lassen, die uns verbindet. Um Ihrer Ruhe willen mußte ich so handeln. Verkennen Sie mich nicht, selbst nicht auf einen Augenblick, es wäre Höllenqual für mich — Heil dem geliebtesten Freunde! Gedeihen seinen Schöpfungen! Herzlichen Gruß aus ganzer Seele von Ihrem treuen Ludwig.‘ — Diese feurigen Abschiedsworte trafen den Meister bereits in den vollen Vorbereitungen zu seiner auf übermorgen früh angesetzten Abreise. Früher war dieselbe unmöglich zu bewerkstelligen gewesen, sonst hätte er keinen Augenblick länger gezögert. Mobiliar und Einrichtung blieben zwar in dem leeren Hause unberührt zurück, dagegen war für die Verpackung der wichtigsten Gegenstände für seine häusliche Bequemlichkeit und geistigen Bedürfnisse zu sorgen. Besonders traurig war es für ihn, daß der Zwang zu einer plötzlichen Übersiedelung mit einer schweren Erkrankung seines treuen Hundes Pohl zusammenfiel, den er — fast sterbend — mit sich nehmen mußte, aber um keinen Preis allein zurückgelassen haben würde. Bülow's blieben natürlich auf dem Platze und die Schmitt'schen Gesangstunden gingen ihren Weg. Zu Cornelius sagte der Meister vor der Abreise: er möge gänzlich ruhig und unverändert in seiner Stellung verharren. ‚Närrisch wär's‘, schreibt dieser am 11. Dezember, ‚wenn über all diesen Dingen mir die Sicherung des Lebens bleiben sollte, wie es in der That den Anschein hat.‘[1] Und sie ist ihm geblieben. Am schlimmsten wirkte die eingetretene Veränderung zunächst und augenblicklich auf das junge Ehepaar Porges, welches der Meister durch unerfreuliche Verschleppungen bei der Ausführung seiner Wünsche (S. 117) nicht rechtzeitig hatte sichern können. Nun hatte der tapfere junge Freund durch seine schuldlose Betheiligung an dem politischen Gegensatze der Parteien den besonderen Groll der Kabinetsräthe auf sich gezogen, den er aber freudig und ungebeugten Muthes auf sich nahm, da man ja nun im Zusammenhang mit der ganzen politischen Lage auf neue Entwickelungen rechnen konnte. In der Sonntagsfrühe des 10. Dezember um $5^3/_4$ Uhr reiste Wagner in

Aufschlüsse über die von mir angedeutete, gegen Ihre erhabene Person selbst gerichtete Verleumdung . . .‘ Hier bricht die Mittheilung ab; doch dürfte nicht daran zu zweifeln sein, daß der vollständige Brief wohlerhalten ist. In diesem Theile ist er die Antwort auf den noch vom 3. Dezember aus Hohenschwangau an Wagner gerichteten Brief, in welchem die Worte begegnen: ‚Ich bitte Sie, nennen Sie mir die Verleumdung, die gegen mich im Werke ist, ich beschwöre Sie, Theurer.‘ — [1] Siehe H. v. Bülow's Briefe IV, S. 73/74.

Begleitung seiner treuen Diener und seines todkranken Hundes ab, um ohne Aufenthalt nach Vevey zu fahren, von wo aus er am Ufer des Genfer Sees eine Wohnung zu suchen gedachte.

Wie fein das gewissenlose, abgekartete Spiel gegen den Meister eingeleitet war, zeigte sich, als bald darauf die schillernde Seifenblase des angeschürten Volkswillens zerplatzte.[1] Völlig unberührt von dem Taumel der Residenz war namentlich das Landvolk geblieben. Man erinnere sich hier der schlagfertigen Antwort jenes Allgäuer Bauern an den geistlichen Herrn, der es ungebührlich fand, daß der König ‚mit dem lutherischen Musikanten so viel Umstände mache' (S. 126, Anm.), oder an jene ‚mysteriöse alte Frau aus dem Volke', von welcher Fröbel in seinen Erinnerungen zu berichten weiß, die in dem Meister den einzigen Beschützer des jungen Monarchen gegen die Verderbnis seiner höfischen Umgebung erblickte. Eine solche nämlich sei eines Tages bei Wagner erschienen, um mit ihm über den König und dessen hohe Bestimmung zu sprechen, und er habe sie nicht abweisen können. Sie habe, so erklärte sie, schon Ludwig I. und Max II. ihren Rath gegeben, aber beide seien ihr nicht gefolgt. Dieser junge König aber sei zu großen Dingen bestimmt, das stehe in den Sternen geschrieben. ‚Glauben Sie an die Sterne?' habe sie Wagner gefragt. ‚In den Sternen steht es, daß dieser junge König zu großen Thaten auserlesen ist, und Sie, Herr Wagner, müssen ihn schützen und vor dem Schlechten bewahren, mit dem ihn die Übelwollenden zu verderben suchen.'[2] Wie viel Wunderliches dieser romantischen Anekdote auch anhafte, das Eine gelangt auch in ihr zum Ausdruck: einzig in den höfisch büreaukratischen Regionen und Jesuitenkonventikeln hatte der Meister seine Gegner zu suchen, nicht aber in dem bayerischen Volke, welches ihm vielmehr mit richtigem Instinkte sein Vertrauen bewiesen hat.

Aber auch in der städtischen Bevölkerung war der bei weitem größte Theil an der ganzen Bewegung mindestens passiv verblieben. ‚Die Agitation, welche im Jahre 1865 die Entfernung Richard Wagner's aus München, das Scheitern des königlichen Straßenprojektes, den Bau des Nibelungentheaters in Bayreuth, statt in München herbeiführte, — war das Werk einer Verbindung von Staatsmännern und Politikern, welche die öffentliche Aufmerksamkeit von ihrem Treiben ablenken wollten; von Führern und Mitgliedern der ultramontanen Partei, welche in Richard Wagner den Liberalen, den Protestanten und den Norddeutschen zugleich haßten; von Adeligen, die am

[1] ‚Richard Wagner als König. Schonungslose Enthüllung der geheimen Verschwörung zur Ausführung seines unglaublich verwegenen Planes, von †††, emer. Pfarrer (München und Augsburg. Jedes Exemplar ist verschlossen)', so lautete der Titel einer damals in München viel verkauften Broschüre, deren Ironie darin besteht, daß auf ihren enggedruckten 32 Seiten, unter spannenden Kapitelaufschriften, einige platte Scherze abgerechnet, von manchen anderen Dingen, aber nicht von Wagner die Rede ist. — [2] Fröbel, Erinnerungen II, S. 398.

Hofe des jungen Königs nicht den erhofften Einfluß zu gewinnen fürchteten; von ehrgeizigen Fachgenossen, die dem großen Künstler die Gunst des Königs nicht gönnten; von Hoflieferanten, die ihre Erwartung auf eine fette Ernte am neuen Hofe getäuscht sahen, und von jener großen Kohorte engherziger Philister, die in jedem Fremden einen Feind, einen ›dahergelaufenen Hungerleider‹ sieht, der von den bayerischen Fleischtöpfen das Fett abschöpfen will, auf das doch nur sie allein Anspruch haben. Diese Koalition rühmte sich damals der Hintertreibung des wahrhaft königlichen Projektes und der Vertreibung Richard Wagner's als einer politischen Großthat, als einer Rettung der Ehre Münchens: mögen sie sich daher auch heute (1882) die Disteln und Dornen zu eigenem Verbrauche behalten, in welche sich im Laufe der Zeit der Lorbeer verwandelt hat, den sie damals sich selbst zuerkannten.'[1] Die gesammte liberale Presse Bayerns und die wirklich konservativen Blätter (wie der mehrgenannte ‚Nürnberger Korrespondent'), ferner zahlreiche Versammlungen derjenigen politischen Parteien, welche jeden Verdacht eines Antheils an diesen schmachvollen Agitationen von sich fern halten wollten, protestirten mit aller Entschiedenheit gegen die Unterstellung, als sei das bayerische Volk durch die Beziehungen des Meisters zu Sr. Majestät dem Könige beunruhigt, und erklärten offen, es handele sich bei dem ganzen Kampfe überhaupt nicht um die Stellung Wagner's, sondern um die Stellung des Kabinetssekretärs. Beide Gemeindekollegien, welche gewiß berechtigt gewesen wären, über die Stimmung des Volkes in allererster Linie Aufklärung zu geben, lehnten einen, von ultramontanen Mitgliedern gestellten Antrag, eine Deputation zu entsenden und eine Adresse an den König zu erlassen, um demselben für die Entfernung Wagner's zu danken, fast einstimmig ab. Die bayerische Fortschrittspartei aber veröffentlichte in den Münchener Tagesblättern wörtlich folgenden Ausdruck ihrer gemeinsamen Überzeugung:

> ‚Mit den Worten: ›Ich will meinem theuren Volke zeigen, daß sein Vertrauen, seine Liebe mir über Alles geht‹, hat der König die Entfernung des Komponisten Richard Wagner aus dem Lande verfügt.
>
> ‚Diese Worte beweisen klar, daß dem Könige gegenüber behauptet worden ist, die Anwesenheit Wagner's habe zur Beunruhigung des Volkes beigetragen, habe dessen Vertrauen und Liebe zum Könige beeinträchtigt.
>
> ‚Mit solchen Behauptungen ist der König über die Stimmung des Volkes gröblich getäuscht worden. Die Anwesenheit Wagner's hat das Vertrauen des Landes und die Liebe des Volkes zum Könige nicht beeinträchtigt, und Wagner's Entfernung hat weder Beruhigung gewährt, noch Befriedigung geschaffen.
>
> ‚Die Person Wagner's hat mit den öffentlichen Angelegenheiten des Landes und den Bestrebungen der Fortschrittspartei nichts gemein.'

[1] Vgl. den Artikel ‚Vor siebzehn Jahren' in den ‚Neuesten Nachrichten' (16. Aug. 1882).

Was blieb nun von der ‚Bürgerschaft', von dem angeblichen bayerischen Volke noch übrig? Die ‚Fliegenden Blätter' illustrirten den Moment der Abreise Wagner's: befriedigt sieht ein behäbiger Kuttenträger ihm nach; im Hintergrunde lächelt höhnisch Mephisto: ‚Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.'

Weder der Meister, noch seine Freunde waren durch solche Kundgebungen überrascht. Beschämend waren sie nur für Diejenigen, die mit dem Mißglücken ihres Versuches, die Person eines wehrlosen Künstlers zum Ableiter der gegen sie selbst gerichteten Mißstimmung zu machen, durch den Entsagungsentschluß des Monarchen nun so offen bloßgestellt waren. Mit Wagner's Entfernung aus München war in ihrer eigenen Stellung gegenüber dem Volke thatsächlich nichts gebessert, wohl aber jeder ferneren thörichten Insinuation, als stelle der Monarch seine persönlichen Neigungen und Beziehungen über das Wohl des Landes, der Boden entzogen. ‚Mag man', so schreibt August Röckel in einem Briefe an Bülow vom 14. Dezember, ‚über die Leichtigkeit, womit der König sich täuschen ließ, denken wie man wolle, immer muß seine edle Intention, dem vermeinten ›Volkswillen‹ ein schweres Opfer zu bringen, hoch anerkannt werden; denn es erleidet keinen Zweifel, daß es ihm sehr schwer geworden und er darin einen hohen Grad von Selbstaufopferung bekundet hat. Der Irrthum ist seiner Jugend zu verzeihen. Vom Standpunkte dieser Anschauung aus haben aber Alle, die es mit ihm wohlmeinen, die Pflicht, das Ihrige zu seiner Aufklärung beizutragen und ihm die Erkenntnis zu erleichtern, daß er nur das vertrauende Opfer eines schändlichen Komplottes weltlicher und geistlicher Jesuiten war.' Und einem Briefe des jungen Cornelius, gleich nach der Abreise Wagner's, entnehmen wir die folgenden hoffnungsreichen Reflexionen: ‚So viel ich bis jetzt von Allem begreife, kann die Entfernung Wagner's nur wohlthuend und erhaltend auf das Verhältnis wirken; doch muß der König zeigen, daß, nachdem er sich selbst beherrscht und seine Freude an Wagner dessen Widersachern geopfert hat, er nun auch die Kraft finden wird, über Andere herrschen zu lernen und seinen eigenen Willen durchzusetzen. Jeder Tag wird nun neue Entwickelungen bringen: der Kampf gegen das Kabinet wird während Wagner's Entfernung seinen Fortgang nehmen, dasselbe wird stürzen, sollte es sich auch bis zur Zeit der Kammerverhandlungen halten, und das Kabinet in neuer Form oder ein freisinniges Ministerium an dessen Stelle wird Wagner alsbald zurückberufen. Ob er dann kommt? Das ist allerdings zweifelhaft. Er wird nicht aufs Neue seine künstlerische Existenz von politischen Schwankungen abhängig machen wollen; ja ich hoffe, er wird sich so tief in die abschließenden Arbeiten seines Lebens vergraben, daß er eine gesicherte Einsamkeit dem einmal verleideten Münchener Leben vorziehen wird.' Jedenfalls war es mehr als verfrüht, daß die ‚Neuesten Nachrichten' bereits am 2. Januar 1866 das Inserat

eines beeiferten Münchener Verehrers brachten, worin derselbe unter voller Namensnennung[1] Gleichgesinnte zu einer Besprechung einlud, mit dem Zwecke, ‚dem berühmten Komponisten Richard Wagner bei seiner Rückkehr nach München einen würdigen Empfang zu bereiten'.

Einstweilen ließen sich allerdings die altbayerischen und ultramontanen Organe durch die Wendung der Dinge in der Fortsetzung ihrer Schmähungen und Verunglimpfungen nicht stören. Es war dies eine ganz natürliche Folge ihrer einmal eingenommenen Stellung zu dem Meister und seinen Angehörigen. Es ist weder die Schuld des großen Reformators, noch seines Biographen, daß eine wahrheitsgemäße Lebensbeschreibung Wagner's, nachdem sie in dieser Beziehung durch Aufzählung der gegen ihn begangenen Gemeinheiten schon das Äußerste berücksichtigt und mitgetheilt zu haben vermeint, doch immer neue Exzesse des wüthenden Hasses unmöglich mit Stillschweigen übergehen kann. Wir haben hier natürlich nicht die fortgesetzten täglichen wüsten Schimpfereien dieser Blätter im Sinne; der brutale Cynismus ließ sich aber an diesen nicht genügen. Man wußte, daß Wagner's Frau seit mehreren Jahren von ihm getrennt in Dresden lebe. Unter den auf ihn gehäuften Verleumdungen, welche seine gefürchtete Rückkehr nach München für immer zur Unmöglichkeit machen sollten, fand in gewissen Schichten des Publikums den meisten Glauben die empörende Erdichtung des ‚Volksboten': Wagner's Gattin müsse, während ihr Mann ‚im Überflusse schwelge', in Dresden mit Noth und Mangel kämpfen, dem Publikum ihre Dienste als Feinwäscherin anbieten und fast Hungers sterben. Die in grellen Farben ausgemalte Schilderung ihres Nothstandes ging in alle Blätter derselben politischen Tendenz über und verbreitete sich auf diesem Wege bis in mehrere Wiener Zeitungen. Eine öffentliche Erklärung von Frau Minna Wagner (datirt vom 9. Jan. 1866), laut welcher ihr seit ihrer Trennung von ihrem Gatten eine von diesem ihr zukommende Sustentation eine sorgenfreie Existenz gewähre, bereitete dieser schnöden Lüge ein Ende.[2] Auch die alle Welt bewegenden Kriegsereignisse des Jahres 1866, mit ihrem Schlachtendonner

[1] Dr. G. C. Wittstein, Wiesenstraße 3. — [2] Der Bildhauer Gustav Kietz, Wagner's junger Freund während der Dresdener Zeit und ihm zeitlebens anhänglich und ergeben, berichtete dem Verf. brieflich von der tiefen Erregung und Bestürzung, den diese Gemeinheit auf sie gemacht habe. ‚Bei einem Besuche in ihrer Wohnung auf der Walpurgisstraße in Dresden traf ich Frau Minna in großer Erregung an. Sie war dort sehr stattlich eingerichtet; ich sah dort Möbel aus früherer Zeit, auch Wagner's großen Flügel und verschiedene Bilder meines Bruders. Sie erzählte mir ganz entrüstet, daß man überall lese und davon spräche, daß ihr Mann sie darben ließe und sie von der Armenbehörde in Dresden unterstützt werden müßte, und fügte hinzu: ›Mein Mann sollte so etwas thun, der lieber Alles entbehren würde, ehe er mich in Noth kommen ließe!‹ Hatte doch Wagner seit den Dresdener Zeiten und den darauf folgenden Flüchtlingsjahren bis zu diesem Augenblick außerdem noch seine armen Schwiegereltern zu unterstützen gehabt!'

und ihrer Verschiebung der Machtverhältnisse, vermochten diese aufreizenden Stimmen nicht zum Schweigen zu bringen. Galt ja Wagner einem ansehnlichen Theile des bayerischen Journalismus damals schon ganz in demselben Sinne als ‚Prussien', wie nachmals dem chauvinistischen Publikum der Pariser concerts populaires. Also: auf ihn! und wenn nicht mit Feuer und Schwert, so doch mit Nadelstichen! Man spürte allen ihm etwa erwiesenen königlichen Gunstbezeigungen nach, und erfand solche, wenn ihrer keine zur Benutzung für patriotische Zwecke sich fanden. Vom Büreau des ‚Bayerischen Couriers' und des ‚Volksboten' gingen dem Meister allerlei kostbare Spazier- und Dirigirstöcke ‚im Werth von einigen tausend Gulden', mit sinnreicher Verzierung durch ‚in Gold getriebene, mit Brillanten besetzte Schwäne' zu; namentlich aber konnte man täglich in den Münchener Zeitungen lesen, er werde aufs Eheste wieder nach Bayern zurückkehren. An sprechenden Anzeichen für das baldige Bevorstehen dieses Ereignisses war man nicht in Verlegenheit. Einmal wollte man am Starnberger See in der Nähe von Schloß Berg einen ‚Kammerdiener Wagner's' bemerkt haben und zog daraus die weitgehendsten Folgerungen.[1] Allen Gerüchten dieser Art trat die Thatsache entgegen, daß mit dem 1. September 1866 das dem Meister durch die Großmuth seines Beschützers ‚auf Lebenszeit' überlassene Haus in München vollständig von ihm geräumt und der Kabinetskasse wieder zur Verfügung gestellt wurde (S. 193). Der sonst redseligste Theil der bayerischen Presse überging diese Thatsache mit Stillschweigen. ‚Ganz richtig!' bemerkte dazu ein Leipziger Musikblatt, — ‚Wagner wird es nicht in die Zeitung setzen lassen — dazu ist er *doch* zu vornehm!' —

Und so beschließen wir dieses Kapitel und die darin vergegenwärtigten, in jeder Richtung verhängnisvollen und schwerwiegenden Vorgänge mit den resümirenden Worten eines der Biographen des Königs.[2] ‚Wie wenig lebenserfahren Ludwig war, geht daraus hervor, daß er sich in dem Streite um Richard Wagner durch die Androhung einer *Revolution* einschüchtern ließ. Die Revolutionen, die von der Umgebung eines Fürsten vorhergesagt wurden, trafen niemals ein. Denn von den Aufständen, die wirklich stattgefunden haben, sind die Fürsten noch jedesmal *überrascht* worden.' Von dem unersetzlichen Verluste ausgehend, den das Scheitern seiner edlen Pläne der Stadt München zufügte, zieht derselbe Autor dann aber auch die davon untrennbaren tragischen Wirkungen auf die gesammte fernere Entwickelung der so hochangelegten Persönlichkeit des jungen Herrschers in Betracht. ‚Ein so großartiges Unternehmen (wie die geplante Errichtung des Festspielhauses in der bayerischen Residenz) beschäftigt den Geist täglich, stündlich; der Bauherr sieht voraus, wie es wird und wächst, sieht es herrlich

[1] Vgl. ‚Signale' vom 17. Mai 1866. — [2] K. v. Heigel, König Ludwig II., S. 126/27.

vollendet... Man warf dem jungen Fürsten nicht ein Kartenhaus ein, man zerstörte ihm eine Zukunft. Die Millionen, die man ihm hier ersparte, wo sie Frucht getragen hätten, wurden in einsamen Gebirgsthälern ausgegeben, wo sie vergeudet sind.' Diese Erwägungen werden vollauf durch die schmerzlichen, tief melancholischen Klagen bestätigt, die wir in den nächstfolgenden Briefen des Königs an den Meister antreffen. ‚Wenn ich denke, wie ich im vorigen wonnevollen Sommer in der Nähe des Gebirges längs der Isar ritt, den Wellen des Flusses meine heißen Grüße an jenen Ort auftrug, den wir als den Platz künftiger Seligkeit uns auserkoren, — da will es mir das Herz zerschneiden, daß der ersehnte Bau nie dort aufgeführt werden soll! Furchtbarer Ausgang, gräßliches Loos — ach, soll Alles zerschellen?'

Wir nannten im Eingang dieses Kapitels den Schritt des Königs, zu dem er sich durch das einmüthige gewaltsame Drängen seiner Umgebung genöthigt fand, einen Fehlgriff, und in der That hat es sich bestätigt, daß sich derselbe im weiteren Verlauf der Dinge durch nichts wieder gut machen ließ. Und doch hätte die höchste Weisheit nicht anders handeln können, als es hier allerseits im völligen Unbewußtsein geschah! So heftige Schmerzen den Betheiligten, und nicht zum mindesten dem unerfahrenen jungen Monarchen selbst, dadurch bereitet wurden, so läßt sich doch gerade bei diesem entscheidenden Schritte jene geheimnisvoll waltende Schicksalsfügung nicht verkennen, die sich — ach, so oft! — zur Verwirklichung ihrer höheren Absichten des Mittels der ‚Thorheit' der betheiligten, handelnden Personen bedient! Wer den Festspielgedanken des Meisters in seiner ursprünglichen ungetrübten Reinheit sich vergegenwärtigt, weiß ja genau, wie die Vorstellung seines Idealtheaters seit 1850 bei Wagner unlöslich verbunden war mit der Forderung einer unentweihten Stätte, ‚fern vom Qualm der Civilisation, in abgelegen ländlicher Umgebung', nicht aber in einer der deutschen Großstädte. Der Plan zur Errichtung seines Festspielhauses in München war eine zeitweilige Abweichung lediglich zu Gunsten eines königlichen Wunsches, der mit der Aufgabe aller Münchener Pläne für immer fallen gelassen wurde. Damit kam der ursprüngliche Gedanke wieder zu seinem vollen Rechte, dessen schließliche Verwirklichung — nicht ‚München' heißt, sondern ‚Bayreuth'!

VII.

Völlige Einsamkeit.

Genf: Campagne aux Artichauts. — Die ‚Meistersinger' wieder aufgenommen. — Ausflug nach Frankreich. — Minna's Tod. — Korrespondenz mit dem König. — Belästigungen durch Kälte und mangelnde häusliche Bequemlichkeit. — Entdeckung von Triebschen und Umzug dahin. — Völlige Einsamkeit, verdüsterte Stimmung und Todesgedanken.

> Meine persönliche Lage war nicht erfreulich: meinen Entschluß mich gänzlich von München zu wenden, erschütterte die ergreifendste Kundgebung der großen Liebe des Königs zu mir. Es kostete mich große mühevolle Noth, bei meinem Entschlusse zu beharren.
>
> Richard Wagner.

Am Sonntag den 10. Dezember in der Frühe hatte Wagner der Isarstadt den Rücken gekehrt, um in einem Zuge ohne jeden weiteren Aufenthalt nach Vevey zu gehen und sich daselbst, an den schönen Ufern des Genfer Sees, die neue Heimstätte zu suchen. Einstweilen nahm er, zu weiterer Umschau, in der anmuthig gelegenen Pension du Rivage eines Herrn Prélaz Wohnung. Von hier aus entsandte er die ersten brieflichen Grüße an die in München zurückgelassenen Freunde und richtete auch, am 15., ein längeres aufklärendes Schreiben an Fröbel über die Veranlassungen zu der, seit dem Februar gegen ihn losgelassenen und nun — scheinbar! — zum Ziele gelangten Agitation und die, seitens ihrer Veranstalter unternommenen, vergeblichen Versuche, ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge für ihre Zwecke zu machen. Hätte er dieser Art von ‚Klugheit' Gehör und den an ihn gerichteten Zumuthungen nachgegeben, aus der Sphäre seiner rein künstlerischen Interessen herauszutreten, er hätte keinerlei Beunruhigungen zu scheuen gehabt und ruhig in München bleiben dürfen. ‚Über meine Münchener Beziehungen', schrieb er im gleichen Sinne an Frau Wille, ‚kann ich Ihnen wenig sagen: die Lügendünste müssen Sie sich selbst klären können. Ich nehme eben Alles

ernst und von Klugheit' (in der obigen Bedeutung des Wortes!) ‚konnte bei mir keine Rede sein. Jetzt gilt es, dem jungen König etwas Zeit zu lassen, damit er das Regieren und Herr-sein nun ein wenig lerne. Seine zu große Liebe zu mir machte ihn für alles Umschauen nach anderen Verhältnissen blind: so war er leicht zu täuschen. Doch hoffe ich für ihn; wie ich seiner Liebe für ewig gewiß bin, vertraue ich auch auf die Entwickelung seiner herrlichen Anlagen.' Mit ähnlich hoffnungsvollen und ermuthigenden Worten erwiderte er am Weihnachtsabend den begeisterten Brief eines ihm bis dahin persönlich unbekannten Münchener Verehrers. ‚Haben Sie innigen Dank!' schrieb er diesem. ‚Wie sehr mich Ihr Brief erfreut, erfahren Sie daraus, daß ich ihn dem jungen König von Bayern zusende, um auch ihn zu erfreuen. Vor Allem bedurfte ich jetzt Entfernung von Aufregungen, um zu versuchen, ob ich mir und meinen Arbeiten wieder angehören kann. Ich habe im Übrigen keinen Grund, meine Hoffnungen auf den König aufzugeben: was ich damit Trostreiches sage, würden Sie begreifen, wenn Sie wissen, wie hoch sich diese Hoffnungen gesteigert haben. Die Zeit der Prüfung ist für ihn da: er wird sie bestehen. Sehen Sie ihn erstarken, dann rufen Sie mit mir: Heil Deutschland!'[1]

Inzwischen hatte er es an Bemühungen für die Gewinnung einer passenden Häuslichkeit nicht fehlen lassen; doch war die Aufgabe keine leichte! Vergebens sah er sich, zunächst in der Umgebung von Vevey, nach einem stillen und abgelegenen Wohnsitz um. Er begab sich daher etwa acht Tage nach seiner Ankunft auf die andere Seite des Sees nach Genf, um von hier aus, wo er im Hôtel Metropole Wohnung nahm, seine Nachforschungen fortzusetzen. In der Nähe der Stadt wurde ihm die Campagne aux artichauts, ein soeben freistehendes Landhaus mit schöner Landumgebung und alten Bäumen, in ruhiger Lage abseits von allem Verkehr, empfohlen.[2] Er miethete die Villa vom 1. Januar 1866 ab auf ein Vierteljahr für den vereinbarten Preis von 1500 Frs., bis zum 1. April. Bereits vom Ende Dezember, als das Haus noch keineswegs in einem beziehbaren Zustande war, sind seine Briefe von dort aus datirt.[3] Eine Bülow'sche briefliche Nachricht, die offenbar den frischen Eindruck eines soeben empfangenen Festgrußes zum 25. wiedergiebt,

---

[1] Abgedruckt in dem bereits von uns citirten Aufsatze: ‚Richard Wagner in München', von Gustav Wittmer, im Mus. Wbl. 1894, Nr. 14 ff. — [2] Es war früher wiederholt an fürstliche Persönlichkeiten, wie den Prinzen von Oldenburg und den Herzog von Schleswig-Holstein, zuletzt an den Herzog von Glücksstadt vermiethet gewesen, und gehörte einer Mme Forel-Morsier, mit welcher der Meister indeß nicht persönlich, sondern bloß mit ihrem Verwalter, einem Herrn Roy, zu verkehren hatte. Näheres über diese und andere Äußerlichkeiten in dem Aufsatze von H. Kling, ‚Richard Wagner à Genève' in der belgischen Zeitschrift ‚Le Guide musical' (deutsch in der schweizerischen Zeitschrift ‚Volksgesang' v 1. Sept., 1. u. 15. Okt. 1896). — [3] So z. B. der Brief an Frau Wille vom 26. Dez. 65.

lautet wie folgt: ‚Von Genf gute Nachrichten, jedenfalls bleibt Wagner bis Ostern dort. Eine hübsche, zur Arbeit einladende und befähigende Wohnung hat er bereits gefunden; sein Humor ist unverwüstlich. Außerdem habe ich ihn in den schlimmsten Tagen seines unruhigen Geschickes gerade stets am würdevollsten gesehen.‘ Ganz abgesehen davon, daß der Humor, selbst der ‚unverwüstlichste‘ wahrhaft großer Naturen, immer auf einem ernsten Grunde beruht, scheint uns die optimistisch heitere Färbung dieser Bülow'schen Nachricht in erster Linie wohl durch den berechtigten Wunsch erklärt, entfernten Freunden (welche die erlebten Vorgänge bloß durch die entstellenden Zeitungsberichte kannten) den Anlaß zu unbegründeten Befürchtungen zu benehmen;[1] wenigstens sind die uns vorliegenden Notizen der guten ‚Vreneli‘ auf einen ganz anderen, weit ernsteren Grundton gestimmt. ‚Am Weihnachtsabend‘, so berichtet diese, ‚berief er Franz und mich zu sich. ›Welch' ein Unterschied‹, — sagte er, ›— Weihnachten letztes Jahr und jetzt! Ich bin recht traurig gestimmt; aber ich hoffe zuversichtlich, nächste Weihnachten wieder mit meinen Münchener Freunden zusammen verleben zu können.‹ Trotz seiner Mißstimmung‘, fährt sie fort, ‚hatte er nicht vergessen selbst einige Einkäufe zu machen, (um) uns damit zu erfreuen.‘ Diese trauliche Szene — der große Einsame in seinem Verlangen nach unmittelbar gegenwärtiger warmer Herzensliebe nun ausschließlich nur noch auf entfernte Freunde und in nächster Umgebung bloß auf seine treuen Diener angewiesen! — scheint noch im Hôtel Metropole in Genf vor sich gegangen zu sein. Der Einzug in die Artichauts fand nach denselben zuverlässigen Aufzeichnungen ‚so um Neujahr 1866‘ statt: ‚bei recht trübem Wetter wurde in das feuchtkalte Haus eingezogen; der Herr war dazu noch recht unwohl und in sehr gedrückter Stimmung.‘

Von anderer Seite her werden uns seine Bemühungen geschildert, die öden Räume seiner neuen Umgebung, in denen er nun mindestens ein Vierteljahr hindurch leben und schaffen sollte, seinen Bedürfnissen entsprechend nach Möglichkeit wohnlich zu machen. Er habe sich dazu einen solchen Tapezier bestellt, der ‚weder Meister noch Geselle‘ sei, weil ‚er selbst der Meister bleiben und Denen, die für ihn arbeiteten, nach seinen eigenen Ideen Rathschläge ertheilen wollte.‘[2] Als solcher wurde ihm ein gewisser Genfer Tapezier,

---

[1] Der Empfänger des genannten Briefes ist der vortreffliche Justizrath Dr. Gille in Jena, und sein Anfang lautet, in dem oben charakterisirten Tone der Beschwichtigung: ‚Nichts verloren, — Einiges verschoben. Der Rest ist Schweigen, Silentium, Whist. Lassen wir auch die Tagespresse in Ruhe, sie ist identisch mit der — Lüge. Übrigens ist sie ihres Publikums würdig: erst wenn man aufmerksam beobachtet, wie gelesen wird, versteht man — und ärgert sich nicht mehr darüber — wie geschrieben wird. Abwarten, Thee trinken!‘ Schluß: ‚R. W(agner) müssen Sie entschuldigen, wenn er Ihnen nicht schreibt; wir müssen Alle wünschen, daß er die Feder nur noch für Notenpapier eintaucht!‘ — [2] H. Kling, a. a. O.

Namens Giroud, zugeführt, welcher mit einer großen Anzahl kostbarer Teppiche und Vorhänge ankam und sich während der Ausführung seiner Arbeiten nicht genug über die Lebhaftigkeit des Meisters wundern konnte. ‚Er war schwer zu befriedigen: er nahm die Stoffe einen nach dem andern und betrachtete sie mitten durch, sie zurückstoßend und wieder aufnehmend, hernach mit einander vergleichend.' Da die Mauern des Zimmers mit Gips versehen waren, wollte der Tapezier ein Holzwerk darüber stellen, damit er die gewichtige Garnitur mittelst Nägeln haltbar machen könne. ‚Davon wollte Wagner nichts hören; er wollte kein Holz unter seinen Teppichen wissen, und war der Meinung, sie würden auch ohne diesen Zusatz halten.' Und um zu zeigen, wie er es meine, habe er selbst das Fußgestell und die Leiter bestiegen und nach Hammer und Nägeln gegriffen. Aber ‚einmal entfiel ihm der Hammer, das andere Mal wieder die Nägel, und da er endlich genug hinauf- und heruntergestiegen war, ließ er verdrießlich die Arbeit liegen, den Tapezier zur schleunigsten Eile ermunternd.' Während der Arbeit kam er wiederholt zu ihm und wenn ein Arrangement besonders nach seinen Wünschen geglückt war, so — ‚machte er einen wahren Freudensprung'. Wie eigenartig lebendig sich die Phantasie des Meisters bei diesem Anlaß bezeigt, das blieb diesem einfachen Manne zeitlebens im Gedächtnis und er unterläßt es daher nicht, den obigen, seinem Gesichtskreis angemessenen, Erinnerungen die Versicherung anzuschließen, wie diese Phantasie sich mit nichts Hergebrachtem, Konventionellen, habe begnügen können.[1] Im Übrigen tritt uns auch aus dieser Episode seine charakteristische Gewohnheit entgegen, sich bei jeder Gelegenheit, wo es sich um die Ausführung seiner Gedanken handelte, stets selbst zu bethätigen, mit Hand anzulegen und das Beispiel zu geben.

Wir fügen unserer Erzählung an dieser Stelle noch einige der kleinen Äußerlichkeiten ein, wie sie der oben erwähnte fleißige Sammler[2] aus dem Munde ‚glaubwürdiger Leute' als Erkundigungen über seine damalige Lebensweise eingezogen.[3] Darnach soll der Meister damals um $8^1/_2$ oder 9 Uhr morgens aufgestanden und sein Frühstück im Bette zu sich genommen haben. Da Beides sonst nicht seine Gewohnheit war und er vielmehr zu den Frühaufstehern gehörte, dürfen wir daraus mit Sicherheit den Schluß ziehen, die ‚feuchtkalte' Wohnung, in welcher nur ein einziges Zimmer wirklich heizbar war, die übrigen Räume aber nur ein unbegrenztes Feuerungsmaterial verschlangen, habe ihm diese Lebensweise aufgezwungen und er sei darin

[1] Die von jedem einzelnen Raume zurückbehaltenen Stoffproben blieben als wohlbewahrtes Andenken in seinem Besitz und vererbten sich auf seine, späterhin nach Riga verschlagene, und noch jetzt als Wittwe daselbst lebende Tochter; desgleichen eines jener (bei Kling erwähnten) ‚wohlduftenden Riechkissen, wie sie in den Ecken der Wohnung zerstreut gewesen wären'. — [2] H. Kling, a. a. O. — [3] Auf einzelne handgreifliche Thorheiten und Unrichtigkeiten dieser Darstellung berichtigend einzugehen, fehlt uns der Raum.

häufig leidend gewesen.[1] ‚Um 12½ Uhr fand das Mittagessen statt, welches gewöhnlich aus Beefsteak, Kartoffeln und anderem Gemüse zusammengestellt war; er hatte eine Vorliebe für Meerettig. Während der Mahlzeit trank er Bier, welches er sich direkt aus München kommen und vom Kammerdiener in Flaschen abfüllen ließ. Sein Lieblingswein war der Johannisberger, und man mußte ihm schon einen erheblichen Dienst geleistet haben, damit er Jemandem eine Flasche davon anbot. Er rauchte selten, nahm aber dagegen Schnupftabak von der feinsten Qualität. Nach dem Mittagessen machte er einen Spaziergang, wobei er dann sein Barett gegen einen Filzhut und seinen Sammet-Talar gegen einen gewöhnlichen Rock vertauschte. Auf diesen Spaziergängen war er stets von seinem treuen und stattlichen Hunde (Pohl) begleitet.' Die Pächterin der Artichauts, Frau Tavel, versichert, er sei dabei immer (wie auch in seinem Hause) ‚sehr freigebig gegen die Armen gewesen'. Zuweilen richtete er diese Spaziergänge auch nach der Stadt, wo er öfters den Pianofortefabrikanten Mr. Dubach aufsuchte, von welchem er während dieses provisorischen Aufenthaltes einen Erard'schen Flügel gemiethet und mit dem er sich dann wohl auch bei gelegentlichem Vorsprechen ‚über Musik unterhielt'. Nach den Erinnerungen dieses Herrn habe er dabei ‚sein Erstaunen ausgedrückt, daß seine Kompositionen der Gegenstand so vieler Abneigung seien, dennoch aber fest auf deren spätere Erfolge vertraut'. Von seiner äußeren Erscheinung heißt es dann weiter: ‚um diese Zeit waren seine Haare bereits leicht ergraut; er hatte ein bleiches, aber sehr ausdrucksvolles Gesicht. Er sprach mit vieler Bescheidenheit, seine ganze Person hatte einen ernsthaften träumerischen Charakter (l'air plutôt triste et rêveur).' Daß er dann, von seinen Spaziergängen heimgekehrt, Abends nach dem Nachtessen noch, ‚bis tief in die Nacht hinein' gearbeitet, wobei er ‚gesungen und die Begleitung auf dem Klavier ausgeführt' habe, führen wir hier in dem gleichen Zusammenhange mit an, indem wir die Richtigkeit dieser Angabe auf sich beruhen lassen. Seine eigentlichen Arbeitsstunden waren zu allen Zeiten seines Lebens sonst immer die frühen Morgenstunden, und weiterhin der ganze Vormittag; sollte es in den Artichauts anders gewesen sein, so müssen ganz eigenartige lokale Gründe ihm die sonstige Gewohnheit verleidet haben. Vielleicht trug auch die völlige Einsamkeit seines Aufenthaltes dazu bei, die bei seinem großen unausgesetzten Mittheilungsbedürfnis Niemand schwerer ertrug, als gerade er. Jedenfalls bedürfen wir nicht erst des ausdrücklichen Zeugnisses der ‚glaubwürdigen Leute', um zu wissen, daß er daselbst ‚ein sehr zurückgezogenes Leben geführt und nur spärliche Visiten empfangen habe'![2]

---

[1] Vgl. Bülow am 13. Jan. 66 an A. Ritter: ‚R. W. in Genf — (nicht wie die Zeitungen lügen, in Paris) — einsam, arbeitsam — ‚leidlich untergebracht', wie er schreibt.' In Bezug auf die ‚Zeitungslügen' vgl. S. 186 Anm. — [2] H. Kling, a. a. O.

‚Aus reiner Noth', so schreibt er vielmehr selbst, ‚bin ich gezwungen, mit behutsamster Sorgfalt auf Ruhe bedacht zu sein: die Steigerung meines Leidens, übermäßige Aufgeregtheit des Nervensystems nöthigt mich namentlich auch aus Rücksicht für Andere jedem Umgange auszuweichen, da ich über nichts, auch das Geringste nicht, ruhig sprechen kann, und durch meine ungemeine Reizbarkeit nur unangenehme Eindrücke bei Anderen hervorbringe. Demnach lebe ich hier gegenwärtig in vollendetster Abgeschiedenheit. Vielleicht glückt es mir, durch endliches Wiederaufnehmen künstlerischer Arbeiten mir auch einige Ruhe wiederzugewinnen.'[1]

Im Zusammenhange mit dem für München geplanten Theaterbau und den glühenden Wünschen seines königlichen Beschützers hatte er während des letzten Herbstes die Instrumentation des zweiten Aktes des ‚Siegfried' vorgenommen und den dritten Akt in der Komposition zu skizziren begonnen; jetzt, wo alles auf die Vollendung und Ausführung des Nibelungenwerkes Bezügliche wieder in ungewisse weite Ferne gerückt war, wandte er sich aufs Neue den ‚Meistersingern' zu. ‚Erschien es doch', sagt er selbst im Rückblick auf diese Verhältnisse, ‚als ob nun erst, da ich mit meinem ungemeinen Vorhaben an den hellen Tag gestellt war, all der Widerwille, der bisher im Verborgenen versteckt dagegen sich genährt hatte, zu seiner ganzen feindlichen Gewaltsamkeit sich entfesseln sollte. Wirklich mußte es dünken, als gäbe es nicht eines der Interessen, welche sowohl in unserer Presse, wie in unserer Gesellschaft sich vertreten wissen, dem die Ausführung meines Werkes und des damit verbundenen Aufführungsplanes nicht in feindseligster Weise entgegenträte. Um der schamlosen Richtung, welche diese aus jeder Sphäre der Gesellschaft sich kundgebende Anfeindung nahm, und rücksichtslos den Beschützer wie den Beschützten traf, auszuweichen, mußte ich selbst es mir angelegen sein lassen, den hervorragenden kräftigen Charakter der Unternehmung, wie er hochsinnig ihr zuerkannt war, abzuschwächen, und diese dagegen in ein Geleise überzuleiten, in welchem sie zunächst ihren, die allgemeine Wuth aufreizenden Charakter zu verdecken befähigt sein sollte. Ich suchte sogar die öffentliche Aufmerksamkeit gänzlich hiervon abzulenken, indem ich einige mühevoll gewonnene Ruhe dazu verwendete, die Partitur meiner ›Meistersinger‹ zu vollenden, um mit diesem Werke mich scheinbar ganz im Geleise des gewohnten Herkommens im Betreff theatralischer Aufführungen zu zeigen.'[2] Es zeigt sich hierin ein tiefes Bedürfnis des Künstlers, nicht ins Unbestimmte, Allgemeine hinein zu schaffen, sondern um das Verständnis und die Liebe derselben Zeitgenossen, von denen er so viel zu leiden hatte, aufs Neue zu werben, ja sich Verständnis und Liebe seines Volkes durch ein populäres Werk gleichsam zu erzwingen. So war es einst nach dem Wiener Zusammenbruch, den enttäuschungsreichen

[1] Brieflich an A. Pusinelli, 6. Febr. 1866. — [2] Ges. Schriften IX, S. 372/73.

‚Tristan'-Erlebnissen von 1861 gewesen, als er sich zuerst für die ‚Meistersinger von Nürnberg' entschieden hatte; so war es jetzt, nach der Münchener Katastrophe.

Doch ließ es die wenig geeignete Umgebung zu rechter Arbeitsmuße nicht kommen. Noch in demselben Monat Januar, in welchem er die Artichauts bezogen — kaum 3 Wochen nach dem erfolgten Einzuge — entstand in seiner Wohnung eine, an sich nicht bedeutende, Feuersbrunst. Die Gefahr derselben war zwar keineswegs so groß, als das Gerücht sie machte — es hieß damals: die Rettung der Meistersingerpartitur sei nur einem Zufall zu verdanken gewesen! — doch war das Feuer in dem einzigen heizbaren Zimmer seiner Wohnung ausgebrochen. Die Zeit bis zur Wiederherstellung der beschädigten Räumlichkeiten benutzte er auf ärztliche Empfehlung zu einem Ausflug in das südliche Frankreich, nach Lyon (22. Jan.), Toulon, Avignon und Marseille (25. Jan.), nicht ohne den Nebengedanken, dort vielleicht — in der Gegend von Marseille oder Toulon — ein Landhaus nach seinem Wunsche zu finden. Auch auf den Rastorten dieser kurzen Reise begleitete ihn die unbehagliche Rauheit der Witterung, die ihm den Aufenthalt in den übrigens so schön gelegenen Artichauts verdarb. ‚Vom Grand Hôtel de Marseille aus', berichtet Breneli, ‚schrieb er um seinen Pelzmantel, und bedauerte, nichts Passendes (für eine dauernde Niederlassung) finden zu können.' Den Schluß dieses Briefes bildet der wehmüthige Ausruf: ‚O, mein Münchener Häuschen!' — Seine Reiselektüre bildete das altbayerische ‚Rolandslied' des Pfaffen Konrad: tief ergriff es ihn, daß der verrätherische Genelun es Karl dem Großen auszureden sucht, daß Roland in Noth sei, als dessen Hornruf aus letztem hartem Kampfe heraus an des Kaisers Ohr dringt. So war es damals, wie jetzt: wie dort Genelun zwischen den Helden und den Herrscher sich drängt, um den durch seine Verrätherei verursachten Untergang des Ersteren herbeizuführen, so zeigten sich jetzt seine Gegner geschäftig, ihn — wenn möglich — von seinem Könige abzuschneiden. Das war nun freilich bei der feurigen Anhänglichkeit seines jungen Schutzherrn nicht möglich: durch Briefe und Telegramme, die er dem Meister zukommen ließ, war dieser unablässig bemüht, die Entfernung liebevoll zu überbrücken. Eine dieser Depeschen, voll überschwänglicher Ergebenheit, eine poetische Beschwörung, er möchte sogleich nach München zurückkehren, schließt mit den im Zusammenhange unverständlichen Worten: ‚ich höre das Horn' — offenbar steht sie in Beziehung zu Wagner's Lektüre des Rolandliedes. In Marseille erreichte ihn, plötzlich und unerwartet, die Nachricht von dem Tode seiner Gattin. Die Depesche seines alten Dresdener Freundes Pusinelli, zugleich des Hausarztes und Hausfreundes der Verstorbenen, war nach Genf adressirt gewesen und hatte daher erst mehrere Irrfahrten durchgemacht, bevor sie — zwei Tage nach ihrer Absendung — spät Abends in seine Hände gelangte. ‚Ich kann', so erwidert

er Tags darauf, ‚bis heute Morgen, nach mühseliger Nacht, meinen Zustand noch nicht anders schildern, als den einer vollständigen Betäubung, in welcher ich dumpf vor mich hinbrüte, ohne zu wissen, was ich etwa auszusinnen hätte.' Eine Theilnahme an der Bestattungsfeierlichkeit war schon durch die Kürze der Zeit ausgeschlossen. ‚Ich nehme an, daß Eure freundliche Fürsorge der Leiche meiner unglücklichen, armen Frau in meinem Namen dieselbe Ehre erzeigen ließ, die ich ihr erzeigt haben würde, wenn sie glücklich an der Seite des von ihr beglückten Gemahles dahingeschieden wäre. Ganz in diesem Sinne bitte ich für ihre Ruhestätte zu sorgen.' Ein ausführlicher Brief Pusinelli's vom 29. Januar — noch heute in Wahnfried aufbewahrt — brachte ihm dann die verlangten näheren Auskünfte über ihre letzten Tage und Stunden. Den Tag vor ihrem Ende und noch Abends sei sie nach dem Zeugnis ihrer Hausgenossin noch munter, fast heiter gewesen; zur gewöhnlichen Zeit habe sie sich zur Ruhe begeben und Niemand etwas Schlimmes geahnt: mitten in der Nacht setzte ein Herzschlag ihrem Leben ein Ziel. Alle alten Dresdener Freunde, Tichatschek, Heine, Hähnel, Kriete, Pusinelli, Kummer, Kietz u. a. hätten ihr in langem Zuge das Geleit zur letzten Ruhestätte gegeben. Ihre öffentliche Erklärung gegen die lügenhaften Erfindungen des Münchener ‚Volksboten' (S. 149) war — kaum drei Wochen zuvor — eine ihrer letzten Lebenshandlungen gewesen.

Als der Meister unverrichteter Sache, d. h. ohne auf französischem Boden die gewünschte Häuslichkeit gefunden zu haben, von seinem achttägigen Ausfluge in die Artichauts zurückkehrte, fand er daselbst unter den eingelaufenen Briefen hauptsächlich die Beileidsbezeigungen seiner Freunde: außer dem erwähnten Schreiben Pusinelli's ein solches von seiner Schwester Louise, die von Leipzig aus an der Feier der Exsequien theilgenommen, sowie auch einen Brief des Königs vom 28. Januar. ‚Vor Allem', heißt es in diesem letzteren, ‚drängt es mich Ihnen zu sagen, wie ich aus ganzer Seele den schweren Verlust den Sie erlitten ermesse, Ihren Schmerz mitfühle, da Ihre Gattin verschieden ist.' Die Briefe mit dem sächsischen Postzeichen (Pusinelli und Louise Brockhaus) wurden ihm durch die sorgliche Vorsicht Mrazek's, der die Verantwortung dafür auf sich nahm, einige Zeit vorenthalten. ‚Ich erschien nach meiner Zurückkunft aus Südfrankreich so angegriffen, daß man glaubte, einige Tage schmerzliche Eindrücke von mir fern halten zu müssen.' So berichtet er selbst in seinem Antwortschreiben an Pusinelli, dem er für das ‚neue rührende Zeichen seiner Liebe, seinen traurig-werthen Brief' seinen Dank ausdrückt. Auch hier klingen wieder die Erinnerungen der guten Vreneli herein, als ein Zeugnis dessen, wie die vertrautere Dienerschaft an dem Vorgange theilnahm; sie kannten die Beziehungen ihres Herrn zu der Dahingeschiedenen gut genug, um seine ernsten Empfindungen bei diesem Todesfalle zu theilen. ‚Er hatte oft betont, daß er viel zu früh geheirathet hätte, daß er nicht das

Glück gehabt von seiner Frau verstanden zu werden, und so hatte ihm seine unüberlegte Heirath viel Kummer gemacht und sein Leben mannigfach erschwert.' Trotzdem hatte er ihr, mit der gleichen Langmuth, die er ihr stets bewiesen, bis zum letzten Augenblick den ihr zukommenden Platz in seinem Herzen bewahrt. Gerade in den Tagen seines Abschiedes von München (7. Dezember) waren ihm neuerdings wieder beängstigende Nachrichten über ihr Befinden zugekommen; und es hatte ihm dabei zu völliger Beruhigung gereicht, daß sie an den aufregenden Katastrophen seiner letzten Lebensperiode doch wenigstens nicht unmittelbar, nur aus der Ferne, theilgenommen.[1] Getrennt von ihm, wie sie die letzten Jahre ihres Lebens verbracht, war nun auch ihr Ende gewesen. ‚Ruhe, Ruhe dem furchtbar gequälten Herzen der Bejammernswerthen!' heißt es in seinem Brief an Pusinelli (26. Januar). ‚Oh, sie, die endlich schmerzlos den Kampf abbrach, ist zu beneiden!' Und noch ein anderer schmerzlicher Eindruck erwartete ihn bei dieser Rückkehr, den wir hier nach den gleichen Aufzeichnungen Breneli's wiedergeben. ‚Während seiner Abwesenheit war sein treuer Hund Pohl erkrankt' (wir entsinnen uns, daß er diesen bereits von München in üblem Gesundheitszustande mitgebracht) ‚und eines Morgens, nachdem er sich noch vor seines Herrn Thür geschleppt, fand man ihn daselbst todt. Das treue Thier nicht mehr am Leben zu finden, schmerzte ihn sehr, und als er vernahm, daß der Pächter es irgendwo in seinem Gemüsegarten verscharrt, war er darüber recht empört. ‚An einem ruhigen Ort soll er begraben werden, nicht wo alle Jahre die Erde wieder umgegraben wird', sagte er, und so grub man ihn wieder aus und bestattete ihn von Neuem, mit dem Halsband, das er im Leben getragen, und in den Teppich gehüllt, worauf er zu ruhen pflegte, in einem Gehölz zur Rechten der Hinterseite des Hauses, unter einer Baumgruppe mit Aussicht auf den See. Auch einen kleinen Stein, eine Marmorplatte mit der Inschrift: ‚Seinem Pohl R. W.', ließ ihm der Meister auf sein Grab legen.[2] ‚Wagner's Frau ist todt und sein Hund Pohl desgleichen', meldet bald darauf Bülow in einem seiner Briefe, in denen wir ja jede andere Gemüthsregung, nur keine Spur von Sentimentalität antreffen, in drastischer Zusammenfassung der beiden traurigen Vorgänge.[3] ‚Nun läßt sich ein famoser Artikel über seine Herzlosigkeit schreiben, daß er nicht zum Begräbnis in Dresden eingetroffen ist.'[4]

Wir gedachten bereits der ununterbrochenen Folge von Briefen und Depeschen, mit denen der König ihn während dieser ganzen Zeit bestürmte, wieder in München seinen Wohnsitz zu nehmen. Allem derartigen Drängen

[1] An Pusinelli (Bayreuther Blätter 1902, S. 107/08). — [2] ‚Diese Platte', fügt Kling hinzu, ‚wurde nachmals, man weiß nicht wie und von wem, entwendet.' — [3] An Alexander Ritter, 7. Februar 1866. — [4] Fast um die gleiche Zeit — 6. Februar 1866 — hatte Liszt den schmerzlichen Verlust seiner, in Paris lebenden, alten Mutter zu beklagen.

gegenüber hielt Wagner, so lebhaft seine Gefühle dadurch erregt werden mußten, gleichmäßig an der einen Bedingung fest: der Entfernung und Bestrafung derjenigen Personen, deren schamlosen Intriguen er hatte weichen müssen, und welche immer noch ihren Platz unter den Rathgebern des Monarchen behaupteten. Andererseits war er sich dessen vollbewußt, ‚in diesem unmittelbaren, so furchtbar dem Neide und Hasse ausgesetzten Verkehr mit dem Könige unmöglich Arbeitsruhe zu finden.' ‚Wagner's Rückkehr nach München lediglich Zeitfrage', lesen wir dagegen in einem Bülow'schen Briefe aus dieser Übergangsperiode,[1] ‚im Mai spätestens.' Dieser Widerspruch erklärt sich aus den eben erwähnten Umständen. In der That war der Meister in seinem Entschluß, sich ein für allemal von München abzuwenden, durch die Stetigkeit dieser angelegentlichen Bewerbungen vorübergehend erschüttert und wankend gemacht. In einer ergreifenden Kundgebung seiner Liebe zu ihm hatte König Ludwig ihn beschworen, an keine andere dauernde Niederlassung, als die in München begonnene, zu denken. ‚Der Schreck über die, in diesem Sinne ausgesprochenen Wünsche des Königs', theilt sich Wagner selbst vertraulich darüber mit, ‚scheint bei den Herren in München groß gewesen zu sein: Meister Pfordten ward von ihnen wieder vorgeritten und mußte dem Könige von Neuem drohen, bei meiner Zurückkehr sein Portefeuille niederzulegen, — was ›bei den jetzigen akuten Zeitverhältnissen großes Unglück über Bayern bringen müßte‹. Die höhere Staatskunst', fährt Wagner in demselben Briefe fort, ‚ist jetzt einmal in die Domaine des gemeinsten büreaukratischen Metiers verfallen: vor dieser widerlichen Maschinerie erschrickt der phantasievolle Jüngling, und sein Schrecken äußert sich vor der Hand noch als ein scheuer Respekt.'[2]

Einstweilen gehörte für den Exilirten zu den mancherlei Entsagungen und Beschwerden seines interimistischen Aufenthaltes in der Genfer Villa — während dessen er allein 400 Francs monatlich für Holz auszugeben hatte und noch dazu ‚von seiner Köchin bestohlen wurde' — insbesondere auch die beständige Entbehrung seiner gewohnten Bequemlichkeiten, seiner Bibliothek und seiner Partituren, die daheim in seinem ‚Münchener Häuschen' seiner ungewissen Rückkehr harrten. So wünschte er u. a. einmal die Partitur seines ‚Rheingoldes' zur Benutzung, — er mußte sie sich eigens dafür aus München kommen lassen. Aber wie jetzt den Ort beschreiben, wo sie etwa aufzufinden wäre? ‚Liebe Anna!' — so beginnt ein darauf bezüglicher Zettel an die in München verbliebene Frau seines treuen Mrazek, worin er sie bittet ‚in seinem großen Schreibtisch eine Notenmappe zu suchen — von dunkelblauem Maroquin — auf dem Rücken stehe der Titel: Das Rheingold'. Er giebt ihr darin die allergenauesten Instruktionen, wo sie dieselbe

[1] An Justizrath Gille in Jena, vom 8. Febr. 66. — [2] Brieflich an J. Fröbel, 11. April 66.

eventuell zu suchen haben würde, und schließt mit den Worten: ‚wenn sie auch da nicht sein sollte, so hätte sie der ††† geholt! Nun sehen Sie, ob Sie das Ding finden.‘ Die gleiche Belästigung, Gewohntes entbehren zu müssen, wiederholte sich aber in Bezug auf tausend Bedürfnisse des täglichen Lebens, von den geringsten bis zu den wichtigsten, wie bei einer solchen doppelten Haushaltung nicht anders möglich. Nicht allein, daß er gezwungen war, in München zur Besorgung und Instandhaltung seiner dortigen Häuslichkeit überhaupt eine eigene Bedienung zu erhalten, sondern er mußte sich gegen Ende Februar sehr wider seinen Wunsch und Willen dazu entschließen, seinen bewährten Mrazek als ständigen Vermittler seiner dortigen Angelegenheiten ganz dahin abzusenden, d. h. also nicht allein seiner gewohnten täglichen Dienstleistungen zu entbehren, sondern sich für seinen derzeitigen faktischen Aufenthalt einen anderen Bedienten zu suchen, — einen französischen Schweizer von deutscher Herkunft, der zwar in des Meisters Leben keine weitere Rolle gespielt, aber doch volle dreizehn Monate in seinen Diensten gestanden hat.[1] So lange dauerte die Ungewißheit über seine etwaige Rückkehr nach München! Unser mehrgenannter Gewährsmann für die äußerlichen Verhältnisse von Wagner's Aufenthalt in den Artichauts erwähnt auch mit feierlichster Umständlichkeit der sonstigen, von ihm sorgsam erkundeten Bedienung.[2] Daß der große Einsame bei alle dem doch nicht immer tadellos bedient war, beweist die folgende hübsche Anekdote, die uns mit dieser Gesindestuben-Episode aussöhnen muß. Als er eines Sonntag Morgens seine Haushälterin rufen ließ, mußte er vernehmen, sie sei zum Gottesdienst in die Kirche gegangen. Da rief er ärgerlich: ‚Ah, das ist eine schlimme Geschichte! Wenn die Frauen in der Kirche sind, so ist der Teufel im Hause!‘[3]

Auf die trüben, niederdrückenden Tage trauriger Erlebnisse und unbehaglicher Witterung folgten dann auch wohl inzwischen wieder heitere. Wir schließen, aus dieser Zeit der Vollendung der Partitur des ersten Aktes der ‚Meistersinger‘ in allertiefster Abgeschlossenheit nach außen, noch einige Einzelheiten aus dem häuslichen Leben des einsamen Weltenschöpfers an, aus den Aufzeichnungen der einzigen redenden Zeugin dieser Abgeschiedenheit, der trefflichen Breneli, da wir überzeugt sind, sie werden dem Leser, gerade aus dieser Periode, in welcher alle anderen Nachrichten schweigen, in ihrer schlichten Einfalt nicht unwillkommen sein. Wie in seinem Leben Alles so einzig ist, so

[1] Sein von Wagner's Hand in französischer Sprache abgefaßtes Dienstzeugnis, vom 15. April 1867 bei seiner Entlassung datirt, theilt Kling a. a. O. in wörtlichem Abdruck mit. — [2] Nämlich: einen ‚Kammerdiener‘, eine ‚erste Kammerfrau‘, die zugleich die Stelle einer Haushälterin (gouvernante) versah, eine ‚zweite Kammerfrau‘ (d. h. also — ein Stubenmädchen!) und eine ‚Köchin‘. — [3] ‚Ah, voilà une mauvaise affaire; quand les femmes vont à l'église, le diable entre dans la maison‘ (Kling, ‚R. Wagner à Genève‘).

ist es gewiß auch die bloße Thatsache dieser rührenden Aufzeichnungen einer goldtreuen Seele, die in hohem Grade ein gemüthliches Verständnis für alle seine häuslichen und persönlichen Bedürfnisse bewährt hat. Aus diesen Erinnerungen tritt uns so recht seine große Herzensgüte entgegen, welcher eine allein genossene Freude keine wahre Freude war. Ein Beispiel dafür. Aus den von Genf aus nach Süden, über den Einfluß der Rhone in den See hinweg, sichtbaren Höhen der Savoyer Alpen ragt als nächster erhabener Bergrücken der Kamm des Mont Salève empor, auf dessen halber Höhe er einst — vor gerade 10 Jahren — in Morney sich die Genesung von der Gesichtsrose und den üblen Folgen des Londoner Zwanges gewonnen hatte.[1] Einmal bei recht schönem Wetter habe er nun zu seiner Bedienung gesagt: ‚Kinder, ich möchte gern einmal den Mont Salève besteigen, Ihr begleitet mich.' ‚Am Fuße des Berges', heißt es nun weiter, ‚wurden Esel gemiethet, der Herr war in so fröhlicher Stimmung, wie seit lange nicht mehr. Trotzdem er an steilen Stellen dem Thier zuliebe abstieg, erreichte er doch bedeutend früher als wir die Höhe, und als auch wir oben ankamen, flatterte uns bereits von einem Baume herunter ein rothes Sacktuch zum Zeichen, wo er abgestiegen sei.' Ohne Zweifel hatte er dasselbe bei seiner virtuosen Geschicklichkeit im Klettern eigenhändig an dem hohen Orte befestigt. ‚Die Spaziergänge ohne sein treues Thier', fährt die Erzählerin fort, ‚wurden ihm bald zu langweilig: er wünschte sich wieder einen Begleiter. Da wurde ihm Ruß, der große Neufundländer, angetragen, dessen treue Augen sich sofort seine Gunst erwarben. Das Thier wurde gekauft, und von nun an sah man ihn nie mehr ohne Ruß und — Peitsche, die er jedoch nie gebrauchte.' In der That bereitete ihm dieser feurig lebhafte Haus- und Spaziergangsgenosse durch sein übermüthig unternehmendes Temperament, das ihn zu allerlei Angriffen auf lebende Wesen jeder Art verführte, noch gar mancherlei Ärger und Unannehmlichkeiten, die ihm aber doch niemals die Liebe seines Herrn entzogen.

In der zweiten Hälfte des Februar, während Bülow in München für den König eine zweimalige Aufführung von Liszt's ‚heiliger Elisabeth' veranstaltete (24. Februar und 1. März), vernehmen wir in seinen Briefen die Nachricht aus Genf: ‚Wagner wieder leidend! Aber Akt I der Meistersinger glücklich vollendet. Das Finale war ein großes Stück Arbeit.' Es ist ‚berauschend schön — heiter, sprudelnd von Geist in jeder Hinsicht', schreibt er einige Wochen später darüber, nachdem er es erst zu sehen bekommen. Die Bemühungen um einen passenden Wohnsitz waren inzwischen um keinen Schritt ihrem Ziele näher gerückt. Um diese Zeit hatte ihm der Verwalter des Landgutes einen Engländer, welcher die Villa miethen wollte,

[1] Band II², S. 115 des vorliegenden Werkes. — [2] Bülow, Briefe IV, S. 96 (an Dr. Gille).

ins Haus geschickt, der ihm durch sein Erscheinen unliebsame Störungen bereitete. ‚Sehr ungehalten darüber schrieb Wagner an Mr. Roy, indem er sich bitter beklagte, jetzt schon solchen unangenehmen Visiten ausgesetzt zu sein. Zu gleicher Zeit machte er ihm den Vorschlag, daß, wenn Mr. Roy einen annehmbaren Preis verlange, er sich wahrscheinlich entschließen würde, den Sommer über daselbst zu verbleiben. Auf dieses Schreiben hin begab sich Roy zu Wagner, um sich mit ihm zu verständigen, worauf ihm der Meister die Mittheilung machte, man hätte ihm den Landsitz Trembley, welcher ihm sehr gefiele, für den Preis von 2500 Francs angeboten. Da es in seiner Absicht liege, noch längere Zeit in Genf zu verbleiben, er aber den Umzug nicht leiden möge, so wolle er den Preis von 3500 Francs bis zum Ende des Jahres bieten. Roy verlangte 4500 Francs, Wagner wollte aber auf diesen Preis nicht eingehen. Die Unterhandlung blieb vorläufig unabgeschlossen, und als Mr. Roy abermals kam, um die Angelegenheit zu ordnen, fand er den Meister schwankend und unschlüssig infolge gewisser Nachrichten, die er inzwischen aus München erhalten.‘[1] Einmal, so berichtet derselbe Erzähler, habe er auch das alte Genfer Theater besucht, wo er einer Vorstellung von Rossini's ‚Barbier von Sevilla‘ beiwohnte.[2]

Eine tiefe Wohlthat wurde ihm — nach dreimonatlicher völliger Abgeschlossenheit von allem Verkehr! — gegen die Mitte März durch den Besuch seiner hochherzigen Freundin Frau von Bülow zu Theil.[3] Während nämlich Bülow sich um diese Zeit zu Konzerten nach Erlangen, Düsseldorf, Elberfeld aufmachte, begab sich seine Gattin mit ihrer ältesten Tochter (der damals fünfjährigen Daniela) nach Genf. In großsinniger, lebhaft von ihm getheilter, Mitempfindung ihrer Sorge um den einsamen Freund, hatte Bülow selbst sie dahin entsandt, wie er denn auch schon in München darauf bestanden hatte, daß sie den größeren Theil ihres Tages im Hause des Meisters verbrachte, um ihm in edelster Pflichterfüllung die fehlende Hausfrau zu ersetzen, die Aufsicht über seinen Haushalt und einen großen Theil seiner Korrespondenz zu führen und an den wöchentlichen Empfangsabenden seinen Gästen die Honneurs zu machen, weshalb sie denn auch im unteren Stock seiner Villa ihre eigenen Räume, ihren eigenen Salon und ihr Arbeitszimmer hatte. Und hier endlich ist es auch für unsere Erzählung Zeit, dieser wundervollen, einzig beglückenden inneren Beziehung ausführlicher zu gedenken, nachdem bisher der reißende, geräuschvolle Strom seines äußeren Lebens im heldenhaften Ringen des Reformators, im Kampf gegen äußeres Wüthen, Intrigue

[1] Kling, a. a. O. — [2] Ebendaselbst. — [3] Selbst hierhinein mischten sich die ‚Zeugnisse‘ der ‚glaubwürdigen Personen‘; sie erwähnen der ‚schönen und schlanken Gestalt, mit dem bleichen Gesicht und stolzen, stattlichen Aussehen‘; der Irrthum, als sei sie ‚öfters‘ (!!) von München herübergekommen und habe ‚lange Zeit bei dem Meister verweilt‘, widerlegt sich nach der obigen Erzählung von selbst!

und Hinterlist, unsere schildernde Feder allzu unausgesetzt in Anspruch genommen. Würde er aber wohl diesem rastlos ungestümen Andrang der heftigen Mißgunst, des neidgeschwollenen Hasses mit seinen vergifteten Waffen in gleicher Unnahbarkeit und Unverwundbarkeit, als es wirklich geschah, die Spitze haben bieten können, ohne den Besitz einer sicheren festen Burg in der Freundschaft seines Königs, in der heroisch erhabenen Liebe dieser unvergleichlichen Frau?

Wir müssen hier, zur charakteristischen Bezeichnung dieser Beziehung auf den bereits citirten Ausspruch des Meisters (S. 16) von der ‚tragischen Ehe' Bülow's zurückweisen, welche dort einstweilen noch unerklärt bleiben mußte. Das Tragische dieser Ehe lag in ihren ersten Ursprüngen begründet: sie war in jedem Sinne ein tragisches Mißverständnis der tieferen Wirklichkeit der Dinge. Eines der unerhörten und seltenen Mißverständnisse, das nur unter schweren heißen Seelenkämpfen und -nöthen sich löst, das aber um jener höheren Wirklichkeit willen, welche ihrer nicht spotten läßt, mit der Zeit endlich rein und völlig gelöst werden mußte. Um das Leben dieser einzigen Frau in seinen Hauptzügen zu vergegenwärtigen, haben wir glücklicher Weise nur nöthig, auf das in den früheren Bänden dieses Buches Gesagte zurückzuweisen. Den ersten Eindruck von der überwältigenden Persönlichkeit des Nibelungendichters hat sie an jenem Oktobertage des Jahres 1853 empfangen, der nie in ihrem Gedächtnis ausgelöscht, der ihr zeitlebens ein Gedenk- und Erinnerungstag geblieben ist.[1] Zu höchster Verehrung des Genius hatte das Beispiel des eigenen Vaters sie angeleitet, der ihn damals den Kindern zugeführt, und der eigene hohe Schwung ihrer Seele sie darin bekräftigt. Im Alter von siebzehn Jahren, also fast noch ein Kind, war sie nach dem Willen ihres Vaters, zugleich mit der älteren Schwester Blandine, zu ihrer weiteren Ausbildung von Paris nach Berlin, in das Haus von Bülow's Mutter übergesiedelt, wo sie den Unterricht des ebenfalls noch ganz jugendlichen Klaviermeisters genoß.[2] Ein fast geschwisterliches Zusammenleben, die gleiche rückhaltlos begeisterte Ehrerbietung für den größten schaffenden Meister, die gleiche Liebe zu ihm ward für die beiden jugendlichen Geister das einigende Band. Was schien unter diesen Verhältnissen natürlicher, als die Verbindung von Liszt's Lieblingstochter und Liszt's hervorragendstem Lieblingsschüler? Wohl durfte es scheinen, als wären sie für einander geschaffen. Und damit begann die tragische Täuschung. Es war keine beiderseitige heiße leidenschaftliche Neigung, kein mächtiger innerer Zwang, der sie zusammengeführt. Werbung und Gewährung schienen sich wie von selbst zu machen; der freudig ertheilte Segen des Vaters bestätigte nur eine unwillkürlich vollzogene Thatsache. Den Meister selbst sah sie erst auf ihrer Hochzeitsreise wieder;[3]

[1] Band II[2] dieses Buches, S. 29. — [2] Band II[2], S. 158. — [3] Band II[2]. S. 158/60.

er war ein verheiratheter Mann, ein Altersunterschied von 24 Lebensjahren trennte ihn von der neuvermählten jungen Frau. Sie sah ihn unter dem Zwang und Druck einer unleidlichen ehelichen Verbindung, an der Seite des ‚Tristan'-Schöpfers eine Gattin ohne Schwung, ohne Glauben, ohne den allermindesten Sinn für seine Größe, ohne Verständnis für seine Stellung zur Mitwelt. Die Theilnahme aller seiner Freunde an diesem traurigen Mißverhältnis mußte in ihrem Innern noch eine ganz andere Kraft und Gestalt gewinnen. Sie mußte sich unwillkürlich, im Gegensatz zu dem Erlebten und Wahrgenommenen, ein Bild davon ausprägen, wie die Frau beschaffen sein mußte, die in wahlverwandter Geisteshöhe dem Großen zur Seite stehen und doch ehrerbietig vor ihm sich beugen, die ihm in seinem Ringen gegen eine ganze Mitwelt eine würdige Genossin, eine Vertraute, eine Gehilfin sein konnte. In den wechselnden Katastrophen seines Lebens während der nächstfolgenden Jahre, in seiner wachsenden Verlassenheit und Vereinsamung, war sie, mitfühlend und mitleidend, ihrer eigentlichen Lebensaufgabe sich mehr und mehr bewußt geworden: es war diejenige, welche die größere Opferkraft und -freudigkeit verlangte und die höhere Pflichterfüllung auferlegte. Auch ohne ihm die Gattin zu sein, war sie ihm mit ihrer hohen geistigen Veranlagung, mit ihrer Fähigkeit zur Beherrschung der schwierigsten Verhältnisse die hilfreiche Freundin geworden. Sie konnte mit Stolz von sich sagen, wie es in einem ihrer veröffentlichten Briefe heißt: ‚er pflegt meine Ansicht in einem peinlichen Falle zu hören.' Sie nahm ihm einen großen Theil seiner täglichen Korrespondenz ab, selbst mit dem königlichen Freunde.[1] Die Wirklichkeit der Dinge war damit um einen entscheidenden Schritt dem Siege über den täuschenden Anschein näher getreten. Nun aber kam seine Verbannung in eine ferne Einsamkeit, in welche sie ihm zu folgen in den Augen der Welt nicht berechtigt war. Der täuschende Schein des Tages, in welchem sie die Gattin eines Andern war, machte herrisch sein Recht geltend. Es gehörte ein wahrhaft übermenschlicher Muth dazu, trotz Allem für die erkannte ‚Wirklichkeit' in den Kampf zu treten, den rechten Weg zur Erfüllung der höheren Pflicht zu finden, dem Verbannten zu folgen, mit Liebesmacht in sein Leben einzugreifen, diesem Leben die rechte, entscheidende Wendung zu geben, dem Umhergetriebenen, Verschlagenen ‚Haus, Heim und Alles, dessen ein Künstler bedarf, zu bereiten'.

Und um ein ‚Haus und Heim' im allerbuchstäblichsten Sinne handelte es sich zunächst. Von einem dauernden Verbleiben in den Artichauts konnte keine Rede sein. Das Wetter war, mit einigen kurzen Unterbrechungen, bis

[1] Vgl. die Erwähnung in Bülow's Briefen IV, S. 135: ‚Außerdem hat meine Frau das Verbrechen begangen', — (in den Augen des Münchener Pöbels) — ‚44 königliche Briefe zu empfangen und zu beantworten' (12. August 1866, an J. Raff).

in den März hinein rauh und winterlich geblieben. Bei Frost und Schnee verließen sie das wenig gastliche Haus, um durch fortgesetztes Suchen in der näheren und ferneren Umgebung die bisherigen Bemühungen zu erfolgreichem Abschluß zu bringen. Eine mehrwöchentliche Umschau, zuerst in der französischen Schweiz, führte zu keinem günstigen Ergebnis. Es war der Vorschlag Cosima's, diese Bemühungen auf dem Boden der deutschen Schweiz fortzusetzen, die ja auch besser für ihn passe. Aber auch dort blieben alle Nachforschungen resultatlos. Dazu drängte die Zeit. Am 1. April lief der Miethkontrakt in dem Genfer Landhause ab, am letzten März der häusliche Urlaub der edlen Frau. Da endlich geschah es, an eben diesem letzten März, daß sie — bei einer Dampfschiffahrt über den Vierwaldstätter See — auf einer vorspringenden Landzunge in lauschiger Parkumgebung, zwischen hohen alten Bäumen ein einfaches zweistöckiges Häuschen bemerkten, das durch seine isolirte Lage ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie erkundigten sich darnach, die Antwort war: ‚Ach, das ist nichts für Sie, ein altes Haus, zerfallen und verwahrlost.' Als Besitzer wurde ihnen ein Herr Obrist Am-Ryn genannt. Und doch war es das Rechte. Tags darauf, am Ostersonntag d. 1. April 1866 bei sonnig heiterem Wetter, besichtigte der Meister das Haus, fand es, bis auf einige dringend nöthige Reparaturen, seinen Anforderungen entsprechend und miethete es sogleich, zunächst auf ein Jahr. So ward — in Drang und Noth — das heimisch trauliche Triebschen entdeckt, die Insel der Glücklichen, in deren sicherer Geborgenheit sechs ungetrübte Schaffensjahre dem Vielverschlagenen verflossen, die entscheidendsten Ereignisse seines ferneren Lebens sich theils vollzogen, theils anbahnten, — sechs volle Jahre der reichsten Thätigkeit nach jeder Seite hin, bis zur Übersiedelung nach Bayreuth. Beruhigt konnte nunmehr die hochherzige Helferin, nach dem Ablauf ihrer Beurlaubung, direkt vom Luzerner Schweizerhof aus ihre Rückreise nach München antreten. Sie hatte noch mit dem Hausherrn selbst darüber verkehrt, das Haus zwar nicht mehr betreten, konnte aber doch den Freund mit dem tröstlichen Gedanken verlassen, daß er eine Stätte, und zwar auf deutschem Boden gefunden.

Ein nach München gerichtetes Blatt von diesem selben Ostersonntag ertheilt dem ehrlichen Franz alle auf die Übersiedelung bezüglichen Aufträge. Alles mit jener peinlichen Sorgfalt und Genauigkeit, welche jede von seiner Hand ausgehende Anordnung charakterisirt.[1] Als erste Vorschrift wird ihm

[1] Der Herausgeber dieser Briefe an die Mrazek's, Dr. E. Luboš, bemerkt dazu: ‚Wer die Urschrift einer Wagner'schen Originalpartitur gesehen, weiß, welch grenzenlose Sorgfalt da überall hervorleuchtet. Die Briefe an seine treuen Diener spiegeln die gleiche Peinlichkeit bei allen ökonomischen Angelegenheiten wieder und zeigen den Meister als gewissenhaften Hausvater im besten Sinne des Wortes. Geradezu wohlthuend berührt uns dabei

der Auftrag ertheilt: ‚vom schweizerischen Konsul (in München!) sich eine schriftliche Bescheinigung zu verschaffen, daß eine ganze Einrichtung, welche schon gebraucht sei, zur Übersiedelung abgehe.‘ Sodann: ‚Zuerst Alles ordentlich abstäuben und alle Sachen bei verschlossenen Thüren abnehmen und einpacken; Alles, was Holzmöbel sind, nicht zu bedecken!‘ [1] 2c. Unmittelbar darauf begab er sich nach Genf zurück, wo er bis zum 4. April den ganzen Umzug anordnete. ‚Wie oft werde ich noch wandern müssen, bis ich einst ein wirkliches Heim gefunden!‘ sagte er dabei zu Vreneli. Von Genf aus nahm er als bewährten Gehilfen für die Triebschener Einrichtung den dortigen Tapezierer Giroud mit sich, dem er auch die Verpackung seiner Genfer Habseligkeiten an Möbeln und sonstigem Hausgeräthe überließ.

Hart am See lag auf einem mäßigen Hügel, der sich nach dem See hinabsenkt, an der scharfen Ecke, wo der Vierwaldstätter See nach Alpnach umbiegt, das anspruchslose alte Haus, das ihm nach allen überstandenen Stürmen die endliche Zuflucht gewähren sollte. Vor ihm die schöne breite Wasserfläche, der Rigi (Kulm und Kaltbad) mit der übrigen Gebirgskette, links die Stadt Luzern, rechts der Pilatus, im Hintergrunde in weitausgedehntem Panorama Vitznau, Vossen, die Gotthardspitzen, rechts der vereiste Uri-Rothstock, den er einst gemeinschaftlich mit Uhlig bestiegen und von dem aus er ihm bei der nächsten Besteigung Grüße entsandt hatte. Das nach allen Richtungen hin völlig einzelnstehende, schlichte, viereckige, zweistöckige Haus mit altmodischem hohem Dach — Wagner nennt es in einem Briefe an Pusinelli vom 12. Jan. 1870 sein ‚großes Bauernhaus‘ — stand mitten in einem großen, mit aufstrebenden Pappeln und anderen hohen Bäumen bepflanzten Wiesengarten, dessen buschigster Theil späterhin von den Kindern mit dem Namen ‚Räuberpark‘ bezeichnet wurde und unter dieser Benennung in der Familie historisch geworden ist, und hatte an der Seebucht eine Kahnstation für seine Bewohner, die auf dem Wasserwege am schnellsten nach Luzern gelangen konnten. Der Fußweg führte von Luzern quer durch den Bahnhof, über Wiesen, an einigen Bauerngütern vorbei, zu einer mäßigen Anhöhe, auf welcher mehrere Villen zu passiren waren, bevor man zur äußersten Landspitze von Triebschen gelangte. Zunächst mußte er noch in dem ihm altvertrauten ‚Schweizerhof‘ absteigen (wo er vor sieben Jahren die

---

der innige Ton, in welchem er mit seinen Untergebenen verkehrt.‘ (‚Der Zeitgeist‘ vom 17. und 24. Juni 1901, Beilage zum ‚Berl. Tageblatt‘.) — [1] Unter besonderen Nummern folgen dann die einzelnen Aufträge: ‚3) die Goldstäbchen und die seidenen Streifen von den Wänden abnehmen und mitschicken. 4) Das kleine Marmortischchen mit Goldfüßen, welches im Salon der Frau Baronin steht, gehört mir und wird mitgeschickt. 5) Die 3 Blumentische von Eisen (ein großer und zwei kleine), welche im Arbeitszimmer der Frau Baronin stehen, kommen mit. 6) Das Waschgeschirr kommt mit. Alles sonstige Geschirr: Lampen, Gläser, Tassen bleiben in München. 7 Die Bett- und sonstige Wäsche kommt mit‘ u. s. w.

Partitur seines ‚Tristan' vollendet), da es noch Wochen lang dauerte, bis die nöthigen Arbeiten an dem längere Zeit hindurch verwahrlosten Bau ausgeführt waren. Wer hätte auch in einem so alten, abgelegenen Hause zu wohnen Lust gehabt? ‚Es war', so erzählt Vreneli, ‚eben nicht in sehr wohnlichem Zustande, doch gefiel es dem Herrn sehr, da es gänzlich von jedem Verkehr abgeschlossen war. Auch gab es wieder recht viel Ärger der Mißverständnisse der Arbeiter wegen; doch endlich glückte Alles nach Wunsch.[1] ›Hier bringt mich kein Mensch wieder hinaus‹, sagte er beim Einzuge.' In der That blieb ihm dieser liebliche Landsitz, auch nach der späteren Übersiedelung nach Bayreuth, als der eigentlich erste wirkliche Ruheport seines Lebens, an dem er auch seine eigene Familie begründete, in stetem dankbarem Gedächtnis. Es bleibt demnach für immer zu beklagen, daß in den letzten Jahren seines Lebens, als — nach langem Darben und Entbehren — die Mittel aus seinen Werken ihm endlich reichlicher zuzufließen begannen, es ihm dennoch nicht möglich war, neben seiner Bayreuther Niederlassung auch noch diesen altheimischen Ruheort zu dauerndem Besitz zu erwerben, sondern derselbe in fremde Hände überging! Aber das angestammte Wappen von Triebschen (in einem Kochlöffel bestehend) blieb ihm das dauernde Symbol der endlich gewonnenen Heimath und ist als solches in Glasmalerei über der Eingangsthür von Wahnfried angebracht, neben dem Familienwappen nach eigener Wahl, dem Geier mit dem Siebengestirn![2] Den Namen ‚Triebschen' erklärte er, der für jeden Namen die etymologische Deutung suchte, sich daraus, daß es ein seit Urzeiten ‚angetriebenes' Stück Land sei; wer die eigenthümliche Gestaltung der Landzunge kennt, die mit ihren Anpflanzungen scharf in den See hinausragt, wird dieser Deutung Recht geben.

Am wenigsten war von dieser dauernden Niederlassung sein königlicher Schutzherr befriedigt, der es bei seiner wohlgemeinten Anordnung nur auf eine mehrmonatliche Abwesenheit Wagner's, ein vorübergehendes ‚Verreisen', abgesehen gehabt hatte. Was seine Diener gegen seinen Willen ‚zum Wohl des bayerischen Volkes' aus dieser, durchaus ‚geheimzuhaltenden' Anordnung gemacht hatten, haben wir aber auch gesehen! Bei der ersten Nachricht von

---

[1] ‚Im Parterre', berichtet Mr. Giroud, welcher diese Arbeiten nach den Angaben des Hausherrn leitete, ‚war eine Flucht von aufeinanderfolgenden Zimmern; in dem letzten Zimmer hatte er eine Art Grotte, mit kostbaren Stoffen garnirt, ganz im Hintergrunde stand ein Sofa mit einseitiger Lehne. Dieses Zimmer machte, von dem ersten der aneinandergrenzenden Räume betrachtet, eine wunderbare Wirkung. Im ersten Stock befand sich ein kleiner Salon, der als Heiligthum betrachtet wurde ... Wagner liebte diesen Theil des Hauses, von wo die Aussicht auf den See und die hohen Bergspitzen des Rigi, Pilatus u. s. w. dem Auge einen herrlichen Anblick gewährte' (Kling, a. a. O.). — [2] In Erinnerung an die aufopfernde Liebe seines Stiefvaters Geyer, der nach Friedrich Wagner's Tode sich der aus sieben Häuptern bestehenden Familie angenommen!

der vollzogenen Installirung in Triebschen war er völlig bestürzt und beschwor den Meister von neuem, in schönster und wahrhaft begeisternder Hingebung, sogleich eines seiner Jagdschlösser in Oberbayern zu beziehen, um in einigen Monaten ungestört wieder in das Münchener Haus vor den Propyläen überzusiedeln. Es kostete Wagner in Betreff der Gefühle, welche dabei in ihm niederzukämpfen waren, ‚große mühevolle Noth', bei seinem einmal gefaßten Entschluß zu beharren und dem herrlichen jungen Manne dies anzukündigen. In dem bereits citirten Briefe an Fröbel, vom 11. April aus Triebschen datirt, macht er diesem, den er immer noch für ihre vereinbarten Pläne zu verwerthen hoffte und der ihm kürzlich noch geschrieben, über diese Verhältnisse vertrauliche Mittheilung.[1] ‚So schwer und unberechenbar', fügt er hinzu, ‚die Entwickelung dieses letzten hochbegabten deutschen Fürsten zur vollen, dem deutschen Volke zum Heile bestimmten Reife fallen möge, bleibt doch mein Glaube an Ihn — aber einzig an Ihn — unerschütterlich fest. Den Schlüssel zu Dem, was Ihn bewegt, bildet und zu Großem bestimmen wird, — diesen besitzt Herr v. d. Pfordten nicht — dies versichere ich Ihnen. Da ich nun aber glaube, Ihm unendlich näher zu stehen, als namentlich selbst auch sein so kostbarer Auswärtsminister, so können Sie wohl leicht denken, daß ich, um einem höchsten und erhabensten Zwecke zu dienen — dem einzigen, dessen Erreichung mich zu irgend welchen Kompromissen bestimmen dürfte — an ein Kompromiß mit Herrn v. d. Pfordten am allerwenigsten denke. Wem dieser sonderbare Parvenü dient, wird er vielleicht wissen — vielleicht weiß er's auch nicht: — ich weiß es aber, — und diese Wissenschaft ist traurig. — Es scheint aber, dieser eine Pf. hat Ihnen neuerdings nicht so übel gefallen? — O, verehrter Freund! nicht zu viel Politik! — Daß Sie mit der Anerkennung Ihrer geistigen Wirksamkeit zufrieden sind, ist für mich ein ermuthigend schönes Zeichen. Auch mich stimmt dies hoffnungsvoll; denn dies Eine wird mir immer klarer: mit Deutschlands Wiedergeburt und Gedeihen steht und fällt das Ideal meiner Kunst — nur in Jenem kann Dieses gedeihen!'

Von Mitte April an trafen in mehreren Sendungen, immer an Breneli adressirt, um dem Meister die Weitläufigkeiten des Empfanges zu ersparen,

[1] Veranlassung zu diesem Briefe gab der Umstand, daß ihm Fröbel noch Anfang Dezember, kurz vor der Katastrophe, ein an den König gerichtetes Schreiben über die deutschen Verhältnisse mit der Bitte übersandt hatte, es Sr. Majestät persönlich zu überreichen. Da nun aber Wagner keine Gelegenheit mehr hatte den König zu sehen und zu sprechen, nahm er das Schriftstück mit sich nach Genf und es war versiegelt in seinem Besitz verblieben, bis es Fröbel im gegenwärtigen Moment wieder zurückverlangte. Auf diesen Brief hatte der Meister zu antworten. Wie es aus Wagner's Antwort scheint, hatte Fröbel inzwischen seinerseits einen — Annäherungsversuch an Herrn v. d. Pfordten gemacht, der mit seinen sonstigen Gesinnungen wenig harmonirte!

die Münchener Möbel und Einrichtungsgegenstände ein, zum Theil durch den Transport arg beschädigt und zerbrochen. Wir erfahren dies aus den an die Mrazek's gerichteten schönen Briefen und Zettelchen, die zugleich jedesmal in rührender Weise seine Dankbarkeit für ihre Dienste zum Ausdruck bringen. ‚Der Spiegelkasten hatte sehr gelitten', heißt es in dem einen Briefe, in einem andern: ‚Die Holzmöbel haben sehr gelitten, fast alle Verzierungen und Beine abgebrochen, Vreneli's Nähtisch ganz in Stücken.' Einiges war, durch Mißdeutung der Aufträge, zu viel, anderes zu wenig geschickt. Trotzdem finden wir in diesen Blättern kein darauf bezügliches gereiztes oder unzufriedenes Wort. An der Sorgfalt der Absender hatte es ja nicht gefehlt; die Schuld all dieser Unannehmlichkeiten und Belästigungen trugen einzig seine Münchener Gegner, die durch ihre Konspirationen diese Ortsveränderung erzwungen hatten! ‚Schönen Gruß, Ihr guten Leute!' heißt es in traulichstem Tone in demselben Briefe, der gleich darauf die Nachricht von den Beschädigungen der Möbel enthält. ‚Auch vielen Dank für Anna's herzliches und gefühlvolles Schreiben!' Er dankt ihnen dafür, daß sie zufrieden sind. ‚Endlich kommen wir doch alle wieder zusammen — hier oder dort: ich denke wohl, daß Alles gut wird. Gegen Herbst wird es sich bestimmt herausstellen, wie ich für die Dauer Alles einrichte. Einstweilen vertragt Euch schön, und behaltet mich lieb.' Von ihrem und ihrer Kinder Befinden nimmt er jedesmal Notiz. ‚Gute Besserung den Kindern', heißt es das einemal; dann wieder, als er von einem Unfall seines treuen Franz erfährt: ‚Mir thut es herzlich leid, daß Sie gefallen sind und sich beschädigt haben. Auch ich war gefallen, habe die Hand verstaucht, mußte Blutegel setzen und Eisumschläge setzen.[1] Schonen Sie sich, nehmen Sie Hilfsarbeiter und berechnen Sie mir namentlich auch Ihre Auslagen für Ihre Kur.' In jeder Hinsicht war von diesem wahrhaft einzig großen Menschen eine ganz neue Art der Lebensführung zu erlernen. Er behandelte seine Diener nicht hochmüthig als leblose Werkzeuge, als untergeordnete, durch eine ungeheure Kluft von ihm getrennte Wesen, wie dies in unseren sonstigen sozialen Verhältnissen zwischen Dienenden und Bedienten Sitte ist, sondern in leutseliger Überbrückung dieser Kluft mit liebevoller Schonung und Dankbarkeit, als wirkliche Menschen. Er war liebevoll und dankbar für jeden kleinsten ihm geleisteten Dienst, er wollte aber auch in gleichem Sinne nur von wirklicher Liebe und Treue umgeben sein, und die ihm geleisteten Dienste keiner anderen Gesinnung zu danken haben. ‚Es war ihm sehr unangenehm', sagt Vreneli, ‚wenn es Dienstbotenwechsel gab, er wollte keine fremden Gesichter sehen; wenn es aber doch dazu kam, daß Einer kündigte, so sagte er: ‚Zahlen Sie ihm die Kündigungsfrist, Der gehört nicht mehr in mein Haus.' Auf diese Weise verstand er es, seine

[1] Erste Erwähnung dieses kleinen Unfalles am 28. April, sodann am 1. Mai.

dienenden Hausgenossen an sich zu gewöhnen und zu sich emporzuziehen, sich mit tief anhänglichen Gemüthern zu umgeben, die ihm das wieder leisteten, was er ihnen erwies. Solchen bewährten Dienern schenkte er dann auch das unbedingteste Vertrauen. Wohl ließ er sich aus der Ferne regelmäßige Abrechnungen über ihre Ausgaben übersenden, und reklamirte gelegentlich sogar ausbleibende Quittungen über geleistete Zahlungen;[1] auf der anderen Seite sagt Vreneli auf Grund ihrer eigenen persönlichen Erfahrungen: ‚Um die Rechnung des Haushaltes kümmerte er sich nicht sehr; trotzdem wußte er wohl, daß immer eher zu wenig als zu viel zur Verfügung war. Als ich einst um Neujahr fragte, ob er wohl rathen könne, wie hoch sich die Ausgaben des ganzen Jahres beliefen, antwortete er: ‚Ja, das weiß ich ganz genau, die Ausgaben sind immer den Einnahmen gleich.‘

‚Zur Zierde des Gartens‘, berichtet die gleiche Erzählerin weiter, ‚kam nun auch das Pfauenpaar von München. Das Männchen mußte für Ruß etwas ganz Ungewöhnliches sein, denn eines Morgens packte er, zum großen Schrecken des Herrn, der es vom ersten Stock sah und hörte, den Pfau bei seinem prachtvoll langen Schweif und ließ ihn nicht mehr los, bis keine von den langen Federn mehr an seinem Leibe war. Der Pfau schrie fürchterlich und auch der Herr schrie bei dem Anblick aus Leibeskräften um Hilfe. Er kümmerte sich nachher viel um die verunglückten Pfauen. Das Weibchen brütete hinter einem Busche im ›Räuberpark‹ (S. 168) und eines Morgens, etwa um 2 Uhr, hörten wir dasselbe fürchterlich schreien. Sofort eilten wir zu Hilfe, aber schon hatte sich — durch das Geschrei ebenfalls aufgeweckt — der Herr mit einem Stocke eingefunden, um den vermeintlichen Fuchs zu verjagen.‘ Es war aber kein Fuchs, sondern wieder Ruß gewesen, der an das Pfauenpaar nur ganz allmählich sich gewöhnte. ‚Er hatte mit diesem Hunde sehr viel Verdruß; auf seinen Spaziergängen gab das pünktliche Zusammentreffen eines Milchmannes mit seinen (im Anspann befindlichen) Hunden immer Anlaß zu Raufereien, und der Herr kam immer sehr aufgeregt nach Hause, indem er sich beklagte, daß ihm alle Tage sein Spaziergang verdorben würde. Und es gab damals wirklich nur diesen Weg. Besuche waren ihm, sozusagen, immer ungelegen, und als er einmal von seinem Ausgang zurückkam, sagte er: ›Nicht einmal kann man ruhig seinen Spaziergang machen! Hat mich da Einer auf der Straße angeredet: ob ich nicht Wagner sei?‹ — ›Nein, der bin ich nicht‹, hätte er ihm geantwortet.‘ — Ein anderes Mal begegnete es ihm auf diesen einsamen Spaziergängen, unterwegs von Strolchen

[1] Vgl. Brief an Anna Mrazek vom 1. Mai 69: ‚Bei dieser Gelegenheit könnte Franz sich von Herrn Matthieu‘ (Wagner's Tapezier in München) ‚auch eine vollständige Quittung über die von mir empfangenen Zahlungen, also eine Quittung seiner ganzen Rechnung ausbitten: ich meinte doch, dieses wäre nicht mehr als schicklich.‘

überfallen und angepackt zu werden. Wie sich Ruß bei dieser Gelegenheit benahm, erzählte der Meister noch nach Jahren mit vielem Humor: ‚Statt die Angreifer niederzuwerfen, hielt er mich beim Mantelkragen fest, damit mich Niemand wegnehme, und so war ich erst recht in der Klemme.‘[1]

In seiner Gemüthsverfassung war und blieb er um diese Zeit ganz von der einen Erwartung abhängig: ob der ihm versprochene erneute Besuch der edlen Freundin und ihre in Aussicht genommene dauernde Niederlassung in Triebschen sich verwirklichen werde oder nicht. Nicht schmerzlich genug kann man sich diese Seelenspannungen vorstellen. Selbst in unserer eigenen obigen Erzählung dienen die einzelnen kleinen Vorfälle und Begebenheiten dazu, den tiefen Ernst seiner vorherrschenden Grundstimmung zu verdecken. Handelte es sich dabei doch für den Künstler und seine Kunst, für all sein weiteres Leben und Schaffen um ein entscheidendes Sein oder Nichtsein. ‚All mein Vornehmen und Trachten hat nur noch den einen Sinn, mich gegen die unerhörtesten Störungen meiner Ruhe um jeden Preis in der Weise zu schützen, daß ich endlich noch die Fassung finde, meine Werke zu schaffen und zu vollenden, weil ich andrerseits fühle, daß ich dies noch muß und kann.‘[2] Wir sehen heutzutage die Periode dieser hoffnungsvollen Anbahnung neuer Lebensverhältnisse durch den hellen Schimmer eines glücklichen Ausganges vergoldet, er wirft seinen strahlenden Glanz auf die Zeiten der Noth, der Entbehrung zurück. Dieses erst zu erkämpfende häusliche Glück war aber damals noch durch nichts verbürgt, als durch das klarbewußte Erkennen und Wollen zweier großer Seelen. Alles Übrige stemmte sich ihm entgegen. Aus dem tiefsten Innern des Leidenden, unter dem Elend einer erzwungenen Einsamkeit Vergehenden, dringt es zu uns wie ein verhaltener Schrei des tiefen Bedürfens. ‚Mein Maß ist überfüllt‘, ruft er aus; ‚eine Natur, die dazu gemacht ist, in liebevoll gepflegter Ruhe unaufhörlich zu schaffen und künstlerisch zu erfinden, findet sich endlich unter einer Verwendung, wie das Leben sie mir angedeihen läßt, bestimmt gemißbraucht und falsch verwendet.‘[3] Aus der Abgeschiedenheit der Artichauts war er nun in die Einsamkeit von Triebschen übergesiedelt; aber Alles und Jedes, was er hier für die Ausschmückung und Verschönerung der neuen Umgebung that und anordnete, geschah in der Voraussetzung, hier nicht länger einsam, ohne die sein Dasein verklärende hohe Liebe, weilen zu müssen. Ein jeder mindeste Zweifel an dieser Gewißheit, besonders wenn er sich durch Tage und Wochen hinzog, konnte ihm den Ausblick in die Zukunft bis zum Lebensüberdruß und zur Todesbangigkeit verdüstern. Ob sein Leben nun eigentlich erst beginnen, oder ob es — ohne diesen Eintritt des ersehnten großen Glückes! — unter

[1] Franz Muncker, Erinnerungen an R. Wagner (‚Deutsche Zeitung‘ Nr. 4061 vom 24. April 1883). — [2] An Pusinelli (‚Bayr. Blätter‘, Jahrg. 1902, S. 109). — [3] Ebendaselbst.

all den überstandenen und noch fortdauernden Anfechtungen und Widerwärtigkeiten schließlich doch noch vor Erreichung des Zieles zusammenbrechen sollte, — diese über Alles entscheidende Frage hatte ihm sein Schicksal mit einem einzigen Ja oder Nein zu beantworten. Todesahnungen stellten sich ein. ‚Es war', berichtet Vreneli, ‚bald nach dem Einzuge auf Triebschen, daß sich der Herr in merkwürdig gedrückter Stimmung befand. Den Grund suchte ich darin, daß er keine guten Nachrichten aus München erhielt. Eines Abends sagte er zu mir: ›Mir ist gar nicht gut zu Muthe, ich möchte meine Angelegenheiten geordnet wissen; ich will bestimmen, wer meine Sachen, die hier und noch in München sind, nach meinem Tode erhalten soll. Ich habe Niemand, der es besser verdient in deren Besitz zu gelangen als Sie, und werde mich beeilen diese Verschreibung anzufertigen.‹ Wohl wissend, daß bei ihm bald wieder bessere Stimmung eintrete, lehnte ich mich dagegen auf; doch da er durchaus darauf bestand, ließ ich es zu seiner Beruhigung geschehen. So wurde die Schrift ausgefertigt und die Echtheit seiner Unterschrift von hiesigen Beamten bestätigt. — Um die gleiche Zeit blieb er eines Abends ungewöhnlich lange aus. Es wurde Nacht und Ruß kam zu meinem Schrecken allein vom Spaziergang zurück. Ich hatte eine solche Angst, daß ich nicht mehr im Hause bleiben konnte. Der Knecht Jost begleitete mich mit einer Laterne und wir schlugen zusammen den Weg gegen die Stadt ein. Auf der Hälfte des Weges kam er uns wirklich entgegen. ›Ach, ich dachte, es bekümmere sich Niemand mehr um mich‹, sagte er, ›selbst der sonst treue Ruß hat mich im Stiche gelassen.‹ Zu Hause angekommen, ließ er sich wie lebensmüde auf seinen Fauteuil nieder, und Thränen — jedenfalls Zeugen seiner innersten Aufregung — traten ihm in die Augen'. . . .

Mit dieser tief ergreifenden Episode beschließen wir den Zeitraum der ‚völligen Einsamkeit'. Ward auch der volle Besitz des höchsten Gutes erst mit jahrelangem, schweren Ringen gegen tausend wesenlose Hindernisse erkämpft, gab es wohl auch noch manche vorübergehende traurig einsame Zwischenzeit, so sollte doch endlich der Tag der tiefen Befriedigung eines neuen, nun erst wahrhaft fruchtbaren Daseins für ihn anbrechen.

VIII.

Triebschen bei Luzern.

Königsbesuch zum 22. Mai. — Die beabsichtigten ‚Mustervorstellungen' durch die politische Lage verhindert. — Bülow's in Triebschen. — Arbeit am II. Akt der ‚Meistersinger'. — Kriegsereignisse. — Wagner über die Schlacht von Königgrätz. — Konstantin Frantz' Besuch. — Fränkische Reise des Königs. — Bülow nach Basel. — Hans Richter in Triebschen.

Von Neuem war ich wieder in dem schweigenden Asyl, fern jedem Klange, angelangt, aus welchem ich dereinst in die stumme Alpenwelt blickte, als ich jenen überschwänglichen Plan (des Nibelungenwerkes) entwarf und die Ausführung in Angriff nahm.
Richard Wagner.

Für den Sommer 1866 bestand der sehnlichste Wunsch des Königs in einer völlig korrekten, allen Anforderungen ihres Schöpfers entsprechenden Vorführung des ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin' unter Bülow's Leitung. Diese beabsichtigten Aufführungen waren für den Monat Juni angesetzt. Wagner war im Ganzen eher gegen solche — ihm noch vorzeitig dünkende — Aufführungen seiner eigenen Werke, von denen er öfter abrieth, als daß er dazu ermuntert hätte. Wenn er dagegen in Bezug auf das Münchener Hoftheater ein wünschenswerthes Ziel vor Augen hatte, so bezog sich dasselbe auf etwas ganz Anderes, als auf solche vereinzelte Aufführungen seiner Werke: nämlich auf die grundsätzliche und zum Gesetz erhobene Korrektheit der theatralischen Leistungen im Allgemeinen. Nur durch allmähliche Übung der Künstler in der korrekten Darstellung der dramatischen Werke aller Stylgattungen durfte er sodann verhoffen zur Ausbildung eines, der Münchener Bühne eigenen Personales zu gelangen, dessen Vorhandensein die Intendanz gegebenen Falles überhoben hätte, für die allerhöchsten Ortes gewünschten ‚Mustervorstellungen' auswärtige Kunstmittel herbeizuziehen. Für den König kam hauptsächlich das Verlangen in Betracht, zu den geliebten Werken in ihrer szenischen Verkörperung endlich in ein vollbefriedigendes persönliches Verhältnis zu treten. Beide hatte er nur in seinen frühen Jünglingsjahren

und in ihrer schmählichen Verunstaltung durch Lachner kennen gelernt; seit seinem Regierungsantritt war er nur zur Anhörung jener einen, bloß durch Schnorr's Mitwirkung hervorragenden Aufführung des ‚Tannhäuser' gelangt, in welche jener ausgezeichnete Künstler mit nur einer Probe eingetreten war, während sie in jeder anderen Hinsicht die offenkundigen Spuren ihrer bisherigen Verwahrlosung an sich trug.[1] Schon im verflossenen Herbst war er daher mit der dringenden Bitte an Wagner herangetreten: sollte es nicht möglich sein, im Laufe dieses Winters den ‚Tannhäuser' in seiner neuen Bearbeitung zu hören, oder den ‚Lohengrin'?[2] Statt dessen war Alles so gänzlich anders geworden und er hatte in schmerzlichster Erfahrung seinen eigenen Dienern gegenüber — den ‚Pfi' und ‚Pfo', wie er selbst sie bezeichnete — seine Ohnmacht empfinden müssen. Und nun sollten die aufs Äußerste zugespitzten politischen Verhältnisse die Erfüllung seines Wunsches in letzter Stunde auch noch für den laufenden Sommer unmöglich machen!

Mit wahrer Sehnsucht hatte es ihn außerdem auch nach der persönlichen Anwesenheit Wagner's und einem Wiedersehen mit ihm verlangt. So erklärt sich denn sein mit überraschender Plötzlichkeit gefaßter Entschluß: da dieser nicht zu ihm nach München kam, ihn zu seinem 53. Geburtstage in seinem neugewonnenen Schweizer Asyl aufzusuchen. Es war seinen wiederholten schriftlichen Bitten und Beschwörungen nicht gelungen, den Meister in seinen wohlbegründeten Entscheidungen wankend zu machen; nun wollte er es in mündlicher Unterredung versuchen. Wie improvisirt dieser Entschluß seinerseits war, zeigt sich schon in dem Umstande, daß er wenige Tage zuvor (anstatt eines Besuches in eigener Person) seinen Adjutanten Fürst Taxis — ‚den Einzigen, auf den ich mich von meiner hiesigen Umgebung fest verlassen kann' — nach Triebschen geschickt, ja noch um fünf Uhr Morgens am Festtage selbst eine feurige Glückwunschdepesche von Starnberg hatte abgehen lassen, die um 7 Uhr 20 Minuten in Luzern ankam. Sogar hatte er sich noch in den Morgenstunden durch Herrn von Lutz den üblichen Vortrag in Regierungsangelegenheiten halten lassen, dann aber, wie zu einem Spazierritt, sein fertig gesatteltes Roß bestiegen und sich, nur von seinem Reitknecht begleitet, in einem Strich, ohne abzusitzen, vom Starnberger See bis zur Bahnstation Biesenhofen begeben, wo er in den gewöhnlichen Zug einstieg und unerkannt bis Lindau gelangte. ‚Als er dort, in seinen weiten Radmantel gehüllt, das Schiff betrat, zog er durch seine imposante Figur die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; die Zunächststehenden traten ehrerbietig zurück und grüßten, worauf er in der ihm eigenen vornehmen Weise kavaliermäßig dankte.'[3] Nachmittags traf er in Triebschen ein, von Niemand erwartet, völlig überraschend.

---

[1] Vgl. dazu: Ges. Schriften VIII, S. 377/78 (‚Über das Dirigiren'). — [2] In einem Briefe vom 11. Sept. 1865, aus der ‚Degelberghütte'. — [3] C. Beyer, König Ludwig II., S. 125.

Groß war auf beiden Seiten die Freude des Wiedersehens, dem ersten seit jenem so vielverheißenden Besuche auf Hohenschwangau. Gar viel des Wichtigen und Entscheidenden gab es von beiden Seiten mitzutheilen. Seinen noch so dringenden Einladungen zu dauernder Rückkehr konnte der Meister allerdings nicht entsprechen. Als einziges Zeugnis der tiefgewogenen Gesinnung seines erhabenen Beschützers erbat er sich vielmehr nur die Gunst, eine Reihe von Jahren in vollständigster Zurückgezogenheit auf seinem einsamen Landhause der Vollendung seiner entworfenen Arbeiten sich widmen zu dürfen. Zwei Nächte weilte der König unter dem Dache seines großen künstlerischen Freundes; er verließ es in der Morgenfrühe des 24., tief bewegt durch den Abschied, aber stolz und siegesbewußt, gestählt durch die Wonne des Zusammenseins und in Bezug auf die verderblichen Störungen seiner edelsten und weittragendsten Absichten fest entschlossen ‚das Unkraut mit der Wurzel auszureißen'. Noch während des Königs Anwesenheit war Wagner von München aus durch eine Gruppe warm ergebener Anhänger eine sinnige Überraschung zu seinem Geburtstage bereitet, zugleich als demonstratives Zeugnis dafür, daß es ihm trotz aller Anfechtungen gelungen sei, sich im dortigen Publikum Liebe und Verehrung zu erwerben. Als Zeichen ihres Gedenkens übersandten ihm dieselben einen silbernen Lorbeerkranz, der seiner kunstreichen Arbeit wegen vor dem Abgang an seinen Bestimmungsort einige Tage im Münchener Kunstverein ausgestellt gewesen war. Die begleitende Zuschrift sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, den verehrten Meister recht bald wieder in München zu begrüßen. Seine dankende Erwiderung bekundete vor Allem die Freude darüber, daß er, durch die ihm erwiesene Aufmerksamkeit, in der bayerischen Hauptstadt Freunde kennen lerne, nachdem er während seines Aufenthaltes daselbst ‚seinen wenigen Umgang fast ausschließlich der versuchten Versöhnung von Feinden zugewendet, mit denen sein Beruf ihn in Beziehung setzte'. ‚Daß Sie', fährt er dann fort, ‚meine Rückkehr so bald erwarten, dürfte mich fast betrüben, wenn ich annehmen sollte, Sie hegten von mir die Meinung, daß ich mein persönliches Wohlergehen den ernsten Rücksichten voranstellen könnte, die mich noch von München fern halten müssen.' Er bittet daher die freundlichen Gönner seiner Kunst, ihn wegen seiner — obwohl schmerzlichen — Trennung eher zu beglückwünschen, weil es ihm eben hierdurch ermöglicht werde, ‚das größte, seinem Leben widerfahrene Glück seinem erhabenen Wohlthäter mit wahrhaft nützlichem Danke zu erwidern'.

Mit erhobenem Herzen war König Ludwig in seine Residenz zurückgekehrt und eröffnete hier am 27. Mai (d. h. in demselben Augenblicke, als Wagner die obigen Zeilen schrieb) den Landtag mit einer Thronrede, in welcher er seinem Wunsche einer friedlichen Beilegung der drohenden Konflikte Ausdruck gab: ‚noch will ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß das

Verderben eines Bürgerkrieges von Deutschland abgewendet werde.' Er sprach damit seine aufrichtigste Gesinnung aus; ging es ihm doch nicht wesentlich anders als dem Großherzog von Baden, der ebenfalls nur gezwungen in den Kampf eintrat. War doch das Verhalten der süddeutschen Fürsten in diesem verhängnisvollen Kriege ihnen durch ihre gesammte Volksvertretung aufgedrängt, und unter dem Deckmantel der ‚Bundestreue' waren die maßgebenden Faktoren thatsächlich die Furcht vor Preußen, der beschränkte Partikularismus der Bevölkerungen und das täuschende Vertrauen auf die Macht Österreichs, welches allgemein für die stärkere Partei gehalten wurde. Für Baden entfiel die Hauptverantwortlichkeit auf den, alsbald nach dem Kriege aus seinem Amt entlassenen Minister Edelsheim, für Bayern auf von der Pfordten. Ein besonderer Grund für den König, diesen Mann, wiewohl er in seiner jämmerlichen Haltlosigkeit mit dem einen Fuße im österreichischen, mit dem andern im preußischen Lager stand, nicht vor der schließlichen Entscheidung der durch ihn eingeleiteten Verwickelungen, seines Postens zu entheben. Auf Bismarck's Wunsch hatte Pfordten das Jahr zuvor an den Gasteiner Verhandlungen über die schleswig-holsteinische Frage theilgenommen und sich in — erfolgloser — Vermittelung an den Prinzen von Augustenburg gewandt, um ihn zu einer Verständigung mit Preußen zu bewegen. Der andere Vorschlag, daß Bayern im Kriegsfalle neutral bleibe, war von ihm zurückgewiesen. Nicht dieses Verhalten nebst den daran sich knüpfenden Konsequenzen hat ihm die Geschichte zum Vorwurfe gemacht; wohl aber das verrätherische Doppelspiel, durch welches er in geheimen Verhandlungen mit dem überlegenen preußischen Staatsmanne bestrebt war, es andererseits auch mit diesem nicht zu verderben, so daß er — nach Bülow's Worten — ‚in Preußens Tasche steckte, oder seine Tasche im Preußischen',[1] und demnach ‚Bayern gegen Preußen nur in einem Scheinkriege die Waffen hat führen müssen, weil Pfordten's Politik es so verlangte'.[2] Unter diesen Umständen mögen wir die von Bülow am 22. Mai (während der König in Triebschen weilte) niedergeschriebenen Worte im Wesentlichen zugleich als das Glaubens-

[1] Bülow's Briefe IV, S. 115. — [2] Vgl. Fröbel II, S. 406, welcher daran die Bemerkung knüpft: ‚Der Mann hat freilich Bayern eine europäische Stellung geben wollen, und hätte zu diesem Zweck gern Württemberg, Baden, das großherzogliche Hessen und womöglich auch Tyrol annektirt, wozu ihm preußische Gunst erhältlich zu sein geschienen, — wenn er sich nur nicht gleichzeitig vor Österreich gefürchtet hätte!' Und wiederum S. 435/36: ‚Daß im genannten Jahre nicht nur von Bayern, sondern auch von Baden und — nur etwas anständiger — von Württemberg unter geheimem Einverständnis mit Preußen ein bloßer Scheinkrieg geführt worden ist, mit welchem haltlose Politiker ihr gebrechliches Schiff zwischen der Scylla verrätherischer Verpflichtungen und der Charybdis der öffentlichen Meinung ihrer Länder hindurch gebracht haben, ist eine historische Thatsache, die, sie mag zu noch so nützlichen Ergebnissen geführt haben, uns nicht zur nationalen Ehre gereicht.'

bekenntnis Wagner's betrachten: ‚Ich bin nach wie vor ›Bismarckisch‹ in der Praxis, weil man die politischen Dinge, wie uns die Erfahrung täglich lehrt, nicht un- und anti-idealisch genug auffassen kann. Mitleid habe ich nur mit dem armen Italien, das am meisten leidet und noch leiden wird, durch die Rüstungskosten seinem finanziellen Ruin entgegen geht und ferner die mir überaus widerwärtige Mazzini'sche Partei an der Kehle hat. Ein deutscher Bürgerkrieg, ich gestehe es unverhohlen, verstimmt mich ganz und gar nicht. Ich halte ihn für unabwendbar — früher oder später — und für sehr gesund. Die ersten Deutschen, die ich niedergeschossen wünschte, wären freilich (im Interesse des wahren Fortschrittes) sämmtliche fortschrittliche Kammermitglieder, Zeitungsschreiber und Juden.' In demselben Briefe (vom 22. Mai) heißt es weiter: ‚Richard Wagner hat vor einigen Monaten ein hübsches gereimtes Impromptu über die drei unheilvollen ›J(od)‹ gemacht, ›Jesuiten, Juden, Junker‹. Mein erstes Gebet ist, daß der Himmel unser Vaterland von diesen ›J‹ erlösen möge, unter denen das dritte jedenfalls das unschädlichste ist.'[1]

Am Tage nach seiner Thronrede saß der junge Monarch, mit seinem Adjutanten Fürst Taxis, im Erkerzimmer von Schloß Berg, sein Tagebuch schreibend, mit dem Freunde Triebschener Erinnerungen austauschend und sich des allgemeinen günstigen Eindruckes seiner gestrigen Ansprache erfreuend. Und während am 14. Juni, der Pfordten'schen Politik gemäß, in Frankfurt der Bundeskrieg an Preußen erklärt wurde und General von der Tann, als Adjutant des Königs und bayerischer Bevollmächtigter, in Olmütz den Militärvertrag mit Österreich abschloß, war König Ludwig nach der stillen, idyllischen Roseninsel gezogen, um dort (da er doch für diesen Sommer auf die geplanten ‚Musteraufführungen' verzichten mußte) in der Rückerinnerung der unvergeßlichen ‚Tristan'-Aufführungen deren ‚Jahrestage' zu verleben, dem Freunde den Entwurf des ‚Parzival' vorzulesen, und so aus dem wirren Getriebe des Zeitlichen in das Ewige zu flüchten. Am 25. begab er sich dann auf einen Tag in das Hauptquartier der bayerischen Armee nach Bamberg. Mit begeistertem Jubel wurde er bei seiner Abreise von der Residenz, sowie bei der Durchfahrt durch Augsburg, Nürnberg ꝛc. begleitet. Ein nicht minder begeisterter Empfang ward dem königlichen Kriegsherrn seitens der versammelten Truppen zu Theil, der ganze Tag war ein fortgesetztes Hochrufen, die ganze Reise ein Triumphzug. Die erfrischenden Eindrücke desselben meldet ein Brief des Königs an Wagner, von der Roseninsel aus bald nach der

[1] In der That hat das erwähnte ‚Impromptu', dessen Gedanke auch in einer Stelle der Schriften Wagner's in Prosa angedeutet ist, gleichsam im Sinne einer Steigerung die umgekehrte Reihenfolge: ‚Jude, Junker, Jesuit'. Die Prosastelle findet sich in ‚Religion und Kunst', 2. Abschnitt (Ges. Schr. X, 301) und zieht als viertes ‚Jod' noch den ‚Juristen' hinzu.

Rückkehr geschrieben; eine Art von Doppelbrief insofern, als der König die nähere Schilderung der ihm dargebrachten Ovationen der Feder des Freundes überläßt. Daß die Absetzung Pfordten's für den bevorstehenden Jahresschluß schon damals beschlossene Sache gewesen sei, scheint nach den von Fröbel angegebenen Indizien[1] nicht unmöglich. Ferner hatte der König mit dem, ihm durch Wagner empfohlenen, Herrn v. Neumayr in Angelegenheit der Kabinetsfrage verhandelt, und von ihm eine ziemlich befriedigende Antwort mit Vorschlägen zur Neubesetzung erhalten, — Alles in dem redlichen Bestreben ‚das Unkraut mit der Wurzel auszureißen' und dadurch seine Hauptstadt für den Freund und die Seinigen wieder betretbar zu machen. Und hierzu war es allerdings die höchste Zeit.

Wie entsetzlich um jene Zeit wiederum in der Münchener Presse gegen den Meister und die Seinigen gewüthet wurde, davon kann man sich, selbst nach dem früher Angedeuteten (S. 150) doch keinen Begriff machen. Den Herren am Ministertisch und im Kgl. Kabinet war ihre bisherige ablenkende Verleumdungs- und Aufstachelungspolitik viel zu gut bekommen, als daß sie nicht — im beständigen täglichen Vertheidigungszustand gegen berechtigte Forderungen des Landes — das gleiche Spiel bis zum Halsbrechen hätten fortsetzen sollen. Seit die nie ganz erstickte Angst vor der Möglichkeit einer Rückkehr Wagner's durch des Königs Besuch in Triebschen neue Nahrung erhielt, fanden die Angreifer im ‚Bayerischen Courier', im ‚Volksboten' 2c. es recht bequem und gefahrlos, sich an seine Freunde zu halten. ‚Die Herren Pfordten, Pfistermeister u. s. w. brauchten Sündenböcke; nach Wagner's Entfernung wurde uns ungefragt diese Rolle übertragen', lesen wir in einem Bülow'schen Briefe.[2] So brachte der ‚Volksbote' vom 31. Mai unter anderen gemeinen Verleumdungen die gegen Bülow gerichtete Beschuldigung,

> ‚in dem abgefeimten Wettrennen auf die Kabinetskasse, in der niederträchtigen Weise, wie man den König durch raffinirte Täuschungen zu hintergehen und seinen Namen zu profaniren gesucht, eine elende Rolle gespielt zu haben,' und die daran geknüpfte Äußerung des ‚heißen Wunsches, daß endlich einmal die Complicen des Rich. Wagner, diese gebrandmarkten Abenteurer, entfernt würden'.

Gegen diese öffentlichen Beschimpfungen erließ Bülow sogleich am folgenden Tage einen Protest in den ‚Neuesten Nachrichten'. Außerdem aber fand er sich dazu bestimmt, dem Könige sofort ein Entlassungsgesuch einzureichen und den Redakteur des Blattes, einen gewissen Peter Rothlauf, ‚wegen fortgesetzter Ehrenkränkung' gerichtlich zu verklagen. Auf das Entlassungsgesuch erwiderte

---

[1] Fröbel II, S. 465/66. — [2] An J. Raff. — ‚Nach dem unglücklichen Besuch des Königs bei Wagner hatte ich den Vorzug, zugleich als ›ami du favori‹ und als ›Prüss‹ malträtirt zu werden. Die Herren Pfordten, Pfistermeister u. s. w. (nun, wie in Bayern regiert wird, liegt ja aller Welt jetzt klar vor Augen) brauchten ›Sündenböcke‹ 2c.' w. o. Bülow, Briefe IV, 135).

der König mit einem Schreiben voll edler Würde, das er, mit der Berechtigung es veröffentlichen zu lassen, an den Geschädigten richtete. Er versprach darin, ihm gegen jene ‚verbrecherischen öffentlichen Verunglimpfungen', ‚mit schonungslosester Strenge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen'.[1] Für den Empfänger dieses huldvollen Schreibens hatte dasselbe hauptsächlich nur den Werth, daß es ihm ein ehrenvolles Scheiden von München ermöglichte. An eine radikale Erfüllung der ihm darin gemachten Versprechungen vermochte er nicht zu glauben. Nur allzugut war ihm bewußt, wer hinter diesen Zeitungsredaktionen in Wahrheit verborgen war, daß eben diese Blätter ihre Subventionen aus dem Kgl. Ministerium bezogen, ja speziell der Herausgeber des ‚Bayerischen Couriers' erst kürzlich für seine Verdienste um das Vaterland mit einem hohen Orden dekorirt worden war! So lange nicht ein völliger Personal- und Systemwechsel erfolgte, war der König thatsächlich gar nicht im Stande, die gegebene Zusage (‚Bestrafung der Verbrecher') zu erfüllen! Selbst wegen des Advokaten, der seine Sache gegen den Peter Rothlauf zu führen hatte, war Bülow in berechtigter Besorgnis. Nach dem persönlichen Eindruck, den er nach kurzem Verkehr von ihm gewonnen, mußte er ihn für einen rechtschaffenen Mann halten: ‚aber wer weiß, was eine gewisse Partei ihn einzuschüchtern, ihn zu bestechen nicht anwenden wird?' — Begegnete es doch Anfang Juni (d. h. unmittelbar unter dem Eindruck des obenerwähnten Artikels im ‚Volksboten'; einem bloßen Namensvetter, einem Herrn v. Bülow aus Mecklenburg, der sich kürzlich in München niedergelassen, daß eine Pöbelrotte bei ihm eindrang, ihm die Fenster einwarf und die Möbel zertrümmerte! Erst nach erfolgter Aufklärung des Irrthums zogen die thatenlustigen Bajuvaren wieder ab. Unter diesen Umständen durfte es Bülow schließlich wohl als Genugthuung empfinden, daß gegen Ende des Monats Juni seine Sache vor dem Kgl. Stadtgericht zur Verhandlung gelangte und der betreffende Redakteur nicht etwa freigesprochen, sondern wirklich zu einer Arreststrafe von 3 Tagen und einer Geldstrafe von 10 Gulden verurtheilt ward. ‚Auf das lächerlich gelinde Strafmaß', bemerkt er dazu, ‚kommt mir nach ruhiger Erwägung weiter nichts an; die Hauptsache bleibt die Verurtheilung, die Verurtheilung eines vom Ministerium subventionirten Blattes.'[2]

Nicht genug mit diesen Feindseligkeiten am Orte selbst, wurden dann eben dieselben gemeinen Verleumdungen des Meisters und der Seinigen auch noch durch Münchener Korrespondenten in auswärtige Blätter gebracht, so

[1] Leider verbietet uns der Raum einen wörtlichen Abdruck dieses Schriftstückes, so daß wir den Leser für dessen Kenntnis auf die ‚Briefe Hans von Bülow's', Bd. IV, S. 119 verweisen müssen. — [2] Übrigens wurde die obige Bestrafung, da Beklagter gegen das Erkenntnis des Stadtgerichts an das Kgl. Bezirksgericht appellirte, in dieser zweiten Instanz am 13. Nov. 1866 abändernd auf 50 Gulden erhöht (Bülow, Briefe IV, S. 155).

z. B. in eines der Hauptorgane der deutschen Schweiz, den Berner ‚Bund'. Mit Beziehung auf eine derartige Korrespondenz sah sich Wagner veranlaßt, ‚wenigstens in andeutender Weise sein seit vorigem Winter unverbrüchlich beobachtetes Schweigen in Betreff gewisser Versicherungen zu brechen, welche in München, eben weil ihnen noch nicht widersprochen, mit solcher Zuversicht gegeben und aufgenommen werden, daß (wie aus jener Korrespondenz zu ersehen) selbst der leidenschaftsloseste Beurtheiler jener Verhältnisse[1] die Wahrheit solcher Versicherungen dennoch als ausgemacht betrachten zu müssen glaubt.' ‚Wenn ich', so fährt diese Entgegnung fort, ‚auf Behauptungen, wie: ich hätte ›in nicht zu vertheidigender Weise die Kasse des Königs mit Sturm belaufen‹ oder ›ein abgefeimtes Wettrennen auf die Kabinetskasse‹ gehalten, bisher noch in keiner Art entgegnet habe, so ist dies einzig aus dem Grunde geschehen, weil ich mit der Aufdeckung der, jenen Behauptungen zu Grunde liegenden Lügen und Verleumdungen nothwendiger Weise einen Zustand der Dinge und Verhältnisse berühren mußte, mit deren öffentlicher Bezichtigung ich mich in die Lage gebracht hätte, zur Unzeit den Entschließungen und Handlungen meines erhabenen Beschützers vorzugreifen. Da ich von diesen Entschließungen nicht nur meine persönliche Rechtfertigung, sondern zugleich eine bedeutungsvolle, weithin sich erstreckende allgemeine Wirkung zu erwarten gerechtesten Grund habe, so wird es Freunden eines ehrenwerthen Benehmens nicht unwillkommen sein, von meinem Schweigen, selbst wenn ich es jetzt noch fortsetze, sich eine vortheilhaftere Meinung zu bilden, als es bisher ihnen möglich zu sein schien, und namentlich hoffe ich, daß auch Ihr geehrter Münchener Privatkorrespondent in Zukunft nach dieser Seite hin mit etwas mehr Vorsicht sich äußere.' ‚Wir haben', fügt die Redaktion des schweizerischen Blattes ihrerseits hinzu, ‚von dieser Zuschrift um so lieber Notiz genommen, als uns das Geheul einer gewissen Presse über die Beziehungen des jungen kunstsinnigen Königs zu Richard Wagner, in Anbetracht der meist nichts weniger als edlen und patriotischen Motive, längst mit Ekel erfüllt hat.'[2]

Unter solchen Umständen hatte Bülow für sich und die Seinigen kein anderes Asyl, als die stille Zuflucht, die sich der Meister am Vierwaldstätter

---

[1] Als ein solcher erweist sich der betr. Korrespondent durch seine richtige Beurtheilung der Gegner des Meisters. ‚Mehr als die drohenden Kriegsgefahren', heißt es in dieser Zuschrift, ‚erfüllt noch immer die Reise des jungen Königs in die Schweiz fast alle Gemüther mit Staunen, Erbitterung, gemeinem Neid. Wer nur halbwegs sich berechtigt glaubt, schreibt einen Artikel, in dem nicht allein die Person und Handlungsweise des Königs (unter genauester Berechnung, wie weit ungefährdet die Preßfreiheit gehen dürfe) herabgekanzelt, sondern auch Personen in den Koth herabgezogen werden, die durch nichts Weiteres als durch ihre intime Freundschaft mit Wagner, die Zielscheibe des gemeinsten journalistischen Gesudels bilden' ꝛc. (‚Der Bund' Nr. 154 v. 6. Juni 66). — [2] ‚Der Bund', Nr. 160 v. 12. Juni 66.

See erkoren. ‚Nach dem Unerhörten, was in München vorgegangen ist und täglich noch vorgeht, riskiren wir vorläufig Lebens- und Eigenthumsbeschädigungen. Sonderbar: wir müssen abwarten, bis die Pickelhauben auch in Bayern reine Wirthschaft gemacht; auch unser Heil ruht in Herrn Dreyse aus Sömmerda bei Erfurt' (dem Erfinder und Hersteller der preußischen Zündnadelgewehre).

Die entsagungsreiche Periode völliger Einsamkeit im Leben Wagner's, deren schmerzliche Krisis wir, am Schluß des vorigen Kapitels, nach den bloß andeutenden Aufzeichnungen einer treuen Dienerin, doch nur sehr unvollkommen miterlebt haben, war damit wenigstens zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Anfang Juni traf Bülow von München aus in dem stillen, weltentrückten Landsitze am Vierwaldstätter See ein; Frau und Kinder waren ihm schon vierzehn Tage früher dahin vorausgeeilt. Das trauliche alte Haus, das sich dem suchenden Meister gerade im rechten Augenblick noch heimathlich aufgethan — sein ‚großes Bauernhaus' (S. 168) — war nun in seinen beiden Stockwerken bewohnt und belebt: Bülow's hatten den oberen Stock, er selbst den unteren inne. Dem Schaffenden, Einsamen ward damit eine, auf allen bisherigen Stationen seines drangsalvollen, wechselreichen Daseins stets versagt gebliebene Wohlthat zu Theil: die Befriedigung seines tief sehnsuchtsvollen, schmerzlich gesteigerten Verlangens nach einer trauten Familien-Umgebung. ‚Das heftige Begehren nach Ruhe und Häuslichkeit', sagt H. von Wolzogen, ‚deutet auf ein wesentliches Element in der Eigenart des Menschen Wagner hin: war dieser doch überall und selbst in den verworrensten und zerrissensten Augenblicken seines Lebens stets ein so wunderbarer Mensch der Ordnung, der Tagesregel, der Arbeit gewesen. Ruhe und Arbeit vereinigen sich in der deutschen Natur, und finden ihre besondere Sphäre in dem lebendigen Behagen eines traulichen Familienlebens.' Und was in den Augen der Welt ein bloßer mehrmonatlicher Besuch war und in den gleichzeitigen Briefen Bülow's immer nur als solcher bezeichnet wird, hatte doch in Wahrheit eine ganz andere Bedeutung. Die unausbleibliche Entscheidung bahnte sich damit an, durch welche Cosima Liszt sich von ihrem bisherigen Gatten loszusagen hatte, um für Zeit und Ewigkeit die einzig berufene Lebensgenossin Dessen zu werden, dem sie als kongeniale Freundin, Beratherin und Gehilfin längst angehörte. Mit dem traurig ernsten Ereignis zu Beginn dieses Jahres, dem Tode Minna's, war auf seiner Seite die starre Scheidewand gefallen; indem sie den hochherzigen Muth bewies, jeder niedrig gehässigen Auslegung zum Trotz, seiner Werbung zu folgen, bezeugte sie sich als seiner werth und ihm ebenbürtig. Doch zog der außerordentliche, an keinem Maßstab des Hergebrachten zu messende Schritt noch gar manche schwere Kämpfe nach sich. Wir vernehmen, daß der Meister und Bülow damals öfter in lauter Unterredung, der Eine auf der einen, der Andere auf der anderen Seite des

Zimmers auf und ab gegangen seien. In richtiger Würdigung der Sachlage hatte zwar Bülow von vornherein gegen eine Trennung von seiner Gattin und ihre Verbindung mit dem Meister keine Einwendung zu erheben; doch wünschte er, diese letztere solle nicht unmittelbar nach der ersteren erfolgen, sondern erst nach einer Zwischenzeit von zwei Jahren. Auf so lange sollte Cosima zu ihrem Vater zurückkehren.[1] Gerade dies aber war eine Unmöglichkeit: es galt die Erfüllung heilig ernster Pflichten, die keinen Aufschub, keine weitere Verzögerung duldeten. Daß der ganze bedeutungsvolle Vorgang, in diesen schweren Zeiten, buchstäblich unter Feindes Augen sich vollzog, konnte daran nichts ändern. Die eigenthümlichen, unerträglich dünkenden Spannungen der ganzen Münchener Periode, so viel Schmerzliches, Aufregendes sie dem Meister und den Seinen gebracht, waren doch in eben dem Maße leichter von ihm ertragen, als in Wahrheit weit tiefer begründete seelische Spannungen, weit ernstlichere Leiden und Schmerzen in jenem tragischen Lebensverhältnis gleichzeitig von ihm und allen Betheiligten bestanden waren, gegen welche alle äußeren Feindseligkeiten sich wie eitel Schaum und Dunst ausnehmen mußten. Für diese galt es die Heilung zu finden. Es war endlich hohe Zeit, dem vereinsamten Gewaltigen, der unter der Verblendung und Lieblosigkeit seiner Zeitgenossen so schwer und so lange gelitten, mit liebevoll sorgender Hand die ihm von den unzähligen Aufregungen und Entbehrungen seines Lebens geschlagenen Wunden zu heilen, den Rest seines Lebens mit Allem zu schmücken, was es freundlich zu erhalten vermochte. Wer konnte denn mit solcher Gewißheit die Zahl der ihm noch verbleibenden Lebens- und Schaffensjahre voraussagen, daß ihm zwei davon so ohne Weiteres gestrichen werden sollten? Dazu war er nicht mehr jung genug, und jedes weitere Zögern wäre ein frevelndes Spiel mit dem Unersetzlichen gewesen. Im Bewußtsein der wahren Sittlichkeit zu genügen, war hier mit weitblickendem Auge der Bruch mit der konventionellen Sitte zu vollziehen, — ohne Rücksicht auf das verdammende Urtheil einer Mitwelt, die sich in ihrem ganzen Verhalten zu dem Genius so unversöhnlich bewiesen, daß sie keinen Anspruch auf ein Opfer erheben konnte, von dessen Werth und Bedeutung sie keine Ahnung besaß. Und doch sollte sich die obige Forderung Bülow's — wenigstens in Bezug auf den Zeitpunkt — nur allzu buchstäblich erfüllen! Erst volle zwei Jahre später erfolgte die definitive Übersiedelung der edlen Frau an die Stätte ihres Wirkens, so lange hatte der Meister ihre hilf- und segensreiche Anwesenheit zu entbehren.

Über das Leben auf Triebschen während der Sommermonate berichten uns die gleichzeitigen Briefe Bülow's mit einiger Ausführlichkeit. ‚Seit dem 8. Juni ist Wagner ungeheuer fleißig', heißt es in einem derselben.[2] ‚Ende

[1] Mündliche Mittheilung Alex. Ritter's a. d. Verf. — [2] An J. Raff (Bülow, Briefe IV, 136).

August wird er den zweiten Akt der Meistersinger fertig komponirt haben — das Instrumentiren geht ihm dann sehr leicht von der Feder. Mir will es scheinen, als ob dieses Werk den Gipfelpunkt seines Genies darstellt. Es ist unglaublich frisch, plastisch, noch reicher im musikalischen Detail als der Tristan: ich verspreche mir davon eine zündende Wirkung im nationalsten Sinne.'[1] Mit tiefster innerer Befriedigung schuf der Meister an diesem seinem Werke, meist von früh acht Uhr bis Nachmittags um fünf auf seinem Zimmer, wo er auch das Frühstück einnahm, und fand sich dann erst um die Speisestunde mit seinen Hausgenossen zum Mahle zusammen, um den Rest des Tages mit ihnen gemeinschaftlich zu verbringen. Nach dem Spaziergang gab es dann in den Abendstunden regelmäßige gemeinschaftliche Lektüre. Bei schönem Wetter wurden auch Bootfahrten auf dem See nach allen Richtungen dieser ‚himmlischen' Gegend unternommen, sowie Bergpartieen auf die umgebenden Höhen[2], von denen der Pilatus im Südwesten so dicht an das Haus herantrat, daß man meinen konnte, schon an seinem Fuße zu stehen. In den Vormittagsstunden mußte Alles ruhig sein: ‚musiziren ist hier nicht möglich, da Wagner komponirt', schreibt Bülow von sich. ‚Einstweilen lese ich Tacitus, studire fleißig italienische Grammatik und Konversation, gehe viel spazieren, berühre keine Taste, schreibe keine Note.[3] Daneben ließ er es sich in seiner unfreiwilligen Muße mit allem Eifer angelegen sein, die gegen den Meister und ihn selbst gerichteten Agitationen in den bayerischen Journalen aufmerksam zu verfolgen, und besuchte zu diesem Zwecke sogar regelmäßig das Luzerner ‚Lese-Museum'. Gegen einen seiner Münchener Schüler, der ihm in diesen Bemühungen beistand,[4] verwahrt er sich ernstlichst gegen die falsche Ansicht, als könnten ihn die Äußerungen solcher Organe als sog. ‚öffentliche Meinung' interessiren. ‚Ich muß aber die betreffenden Abscheulichkeiten kennen, weil sie mir den Maßstab des Hasses und der Verfolgungslust unserer Gegner geben; von dieser Erkenntnis allein hängt die Erkenntnis dessen ab, was ich zu thun habe.' Schon damals dachte er an eine Übersiedelung nach Florenz, darauf bezogen sich denn auch seine italienischen Studien. ‚Zwar habe ich Wagner zugesagt, noch bis zum Oktober warten zu wollen, allein was wird das nützen?'[5] Er ermuntert daher den Münchener Freund zu der erbetenen Unterstützung, und fügt einmal hinzu: ‚Schade, daß wir, die wir hier ohne Nachrichten leben, mehr wissen als Sie.'[6]

[1] Bülow, Briefe IV, 136. — [2] Ebenda S. 118, 138. — [3] Ebenda S. 125. — [4] E. v. Mihalovich. — [5] Ebenda S. 117. 120/21. — [6] Auch die übrige — nichtultramontane — deutsche Zeitungswelt, seit Jahren daran gewohnt, mit den Lebensereignissen des großen Reformators ihre Spalten zu füllen, mit den tragischen Katastrophen dieses Lebens die Neugier ihrer Leser zu kitzeln, war mit der seit einem halben Jahre eingetretenen völligen Ruhe wenig zufrieden. Es gab nichts Aufregendes über ihn zu berichten und das war, trotz des Kriegslärms und der heftigen politischen Erschütterungen des Vaterlandes für ihre Bedürfnisse

Mit der hochgehenden politischen Erregung dieses Sommers im Zusammenhang steht ein episodischer Vorfall, der, wenn auch an sich nicht von hervorragender Bedeutung, doch an dieser Stelle nicht mit Stillschweigen übergangen werden soll. Ein dem Meister persönlich unbekannter badischer Patriot, Graf Enzenberg in Karlsruhe — nicht zu verwechseln mit dem reaktionären österreichischen Staatsmanne dieses Namens, dem Adjutanten des Erzherzogs Albrecht — wandte sich an ihn mit einer begeisterten Zuschrift, der Aufforderung zur Schaffung eines vaterländischen Tonstückes, eines Hymnus, mit dessen Klängen viele Millionen ihr theures Vaterland feiern könnten. ‚Wir Deutschen haben eine Fahne', hieß es in diesem Briefe, ‚welche, als der sichtbare Ausdruck einer Idee, in jedem ehrlichen deutschen Herzen unfehlbar die Huldigung des reinsten und erhabensten Gefühles erfährt. Große Eroberungen hat diese Fahne seit jenen Tagen gemacht, in welchen ihre Verfolgung durch die Verbannung der edelsten Söhne Deutschlands begann. Wie das Kreuz, durch den erhabensten Märtyrer von seiner schmachvollen früheren Bedeutung befreit, heute das Zeichen ist, unter welchem die höchsten Tugenden leben und wachsen, die ehrwürdigsten Erinnerungen ruhen: so hat das Programm dieser Fahne, das seinen Eigner vor Jahren dem Zuchthaus und der Verbannung überwies, sich heute schon in den parquettirten Räumen der deutschen Fürstenschlösser eine, wenn gleich vorerst nur geduldete Aufnahme erobert. Wenn sie sänge, die deutsche Fahne, wie würde sie werben!' Ihr Schwarz-Roth-Gold deutet dasselbe phantasievolle Schreiben, wie im Hinweis auf ein dreigetheiltes Instrumentalstück, als: Trauer über deutsche Schmach, glühenden Durst nach blutiger Rache, Jubel über den errungenen Sieg. ‚O dichten Sie', heißt es dann gegen den Schluß, ‚diese deutsche Nationalhymne, deren unsere große Fahne noch entbehrt, und geben Sie ihr damit jene demosthenische Beredsamkeit, welche das Härteste selbst, den Ehrgeiz, der Heimathliebe zurückgewinnt!' — ‚Hochgeborener Herr Graf!' erwiderte ihm darauf der Meister (unterm 15. Juni 1866). ‚Ihr schöner Brief hat mich tief erwärmt und erfreut. Nehmen Sie meinen innigsten Dank für die edle Meinung, die Sie von mir hegen. Mir ist es längst zur Überzeugung geworden: mit Deutschland steht oder fällt mein Kunstideal. Nur das

zu wenig. Es mußte künstlich nachgeholfen werden. Schon zu Beginn des Jahres war daher Wagner, als er kaum in Genf ein Asyl gefunden, auf Rechnung der deutschen Journale nach Paris geschickt worden, wo Mr. Carvalho es an seinem neuerbauten Théâtre lyrique (vgl. Band II², S. 224!) angeblich mit dem ‚Lohengrin' versuchen wollte. Pariser Blätter signalisirten bereits seine erfolgte Ankunft, der ‚Temps' widersprach. Durch Vermittelung von Wiener Journalen war er von der dortigen Intendanz eingeladen worden, die ersten Vorstellungen seines ‚Rienzi' zu dirigiren. Er hatte aber dankend abgelehnt — durch dieselben Wiener Blätter. Neben dem Allen hatte er aber noch Zeit gefunden, eine ganz neue Oper ‚Friedrich von Hohenstaufen', ja gar einen ‚Wilhelm Tell' zu dichten und zu komponiren — ebenfalls in den deutschen Zeitungen!

Deutschland, das wir lieben und wollen, kann mein Ideal verwirklichen helfen. Auch mir schwebt der ernste deutsche Hymnus vor, der schlicht und feierlich unseren Willen zur That begeistern möge: nicht Tage des Sinnens, sondern der Augenblick der Begeisterung, der Noth, der Entzückung werden mir das Beste eingeben. Die Tage der äußersten Gefahr sind nah: möchten die Fürsten sie begreifen; besser als ihre Diplomaten wird der Sänger ihren Ruf an das Volk auszurichten wissen. Seien Sie gewiß, daß ich Ihrer edlen Mahnung gedenken werde!' —

Inmitten der vorrückenden Arbeit am zweiten Akte der ‚Meistersinger' blieb den kriegerischen Vorgängen, welche ganz Europa in athemloser Spannung erhielten, seitens der Bewohner der Triebschener ‚Insel' eine lebhafte Theilnahme zugewandt. Mit wahrem Mitgefühl für das ‚arme Italien' (S. 179) wurde die Nachricht von der Schlacht bei Custozza, die Zurückdrängung der italienischen Armee über den Mincio durch den Erzherzog Albrecht aufgenommen. Dann begann der preußische Kanonendonner im böhmischen Lande, Schlag auf Schlag folgten einander Nachod, Gitschin, Königgrätz, die Besetzung Prag's durch die Preußen, — während gleichzeitig die bayerischen Truppen unter Prinz Karl ihre seltsam unrühmlichen, planlosen Kreuz- und Querzüge von Süden nach Norden, von Osten nach Westen ausführten. Daß in der endlich gelieferten ‚Anstandsschlacht' bei Kissingen (10. Juli) das Blut bayerischer Landeskinder eigens deshalb verspritzt wurde, um Herrn von der Pfordten auf seinem Ministerposten zu erhalten, war nicht bloß in Bayern ein öffentliches Geheimnis der eingeweihten Kreise![1] Wie zur Rettung der geschlagenen bayerischen Divisionen erschien gerade noch rechtzeitig als deus ex machina der durch die allgemeine Kriegslage begründete Befehl Bismarck's: Oberhessen, Frankfurt, Nassau so rasch als möglich in Besitz zu nehmen, und damit trotz aller Gebote der militärischen Logik auf die völlige Niederwerfung der Bayern zu verzichten.[2] ‚Gott gebe, daß Bayerns Selbständigkeit gewahrt

[1] Vgl. die Worte des württembergischen Ministers Varnbühler zu Fröbel: ‚Pfordten hat Befehl gegeben, unter allen Umständen eine Schlacht zu liefern, weil er sich sonst nicht halten könne. So sind die Menschen! erst hat Pfordten nichts gethan, nun opfert er Menschen, um Minister zu bleiben!' ‚Ich zweifle nicht', fügt Fröbel hinzu, ‚daß der württembergische Minister dem bayerischen tiefer in die Karten gesehen, als aus dieser oberflächlichen Äußerung zu erhellen scheint. Wenn in Bezug auf die damalige Kriegführung Prinz Karl von Bayern als Oberkommandant des 7. und 8. Corps der Bundestruppen mit Recht harten Tadel hat über sich ergehen lassen, so glaube ich, daß es ihm weniger an Ehrenhaftigkeit, als an Urtheil gefehlt hat. Als von der Pfordten ›aus politischen Gründen‹ durchaus eine Schlacht verlangte, weil er bei dem wachsenden öffentlichen Mißtrauen sich sonst keine 24 Stunden länger im Amt erhalten könne, habe Prinz Karl geantwortet: ›die militärischen Gründe seien dagegen; wenn politische Gründe eine Schlacht geböten, so sei das etwas Anderes, und eine Schlacht werde geliefert werden.‹ Man weiß, wie das dann geschehen ist.' Fröbel II, S. 435. 436/37). — [2] H. v. Sybel, Band V, S. 320/21.

werden kann', schrieb König Ludwig am 18. Juli, nach erfolgter Besetzung von Frankfurt und Darmstadt, an Wagner. ‚Wenn nicht, wenn die Vertretung nach außen verloren geht, wenn Wir unter Preußens Hegemonie zu stehen kommen, — dann fort, ein Schattenkönig ohne Macht will ich nicht sein!' So weit war es unter der Leitung desselben Rathgebers gekommen, der in Gemeinschaft mit seinen Genossen die Ausweisung des deutschen Kunstreformators aus München durchgesetzt und das bayerische Volk in seinen breitesten Schichten durch seine bezahlten Preßagenten gegen ihn und die Seinigen aufzureizen fortfuhr. ‚Tagtäglich haben mich', schreibt Bülow, ‚die ultramontanen Pöbelblätter als preußischen Spion verschrieen, mich aller bayernfeindlichen Artikel in norddeutschen Zeitungen beschuldigt,[1] kurz meine Wenigkeit zum Sündenbock für die Rechtlichkeit und Schlauheit des Herrn von der Pfordten und die Tapferkeit des Prinzen Karl gemacht. In Bayern wird Alles geglaubt, Widerlegungen nützen absolut nichts. Die Rohheit und Unwissenheit der zweibeinigen Geschöpfe ist gar zu unglaublich.'[2] ‚Ich bin des vielen Redens, Hoffens und Harrens müde und liege deshalb im Streit mit Wagner, der immer noch voll Optimismus. Lassen wir das Volk von den Juden aufgefressen werden, diesen endlichen Besiegern selbst der Preußen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, will ich Dir übrigens melden' — der Brief ist (vom 20. Juli) an Alexander Ritter gerichtet, — ‚daß wir Drei hier, Wagner inclusive, Bismarck hoch leben lassen und daß ›delenda Austria‹ unser gemeinsamer Wahlspruch ist. Bismarck ist für mich die Revolution, die ich meine, ›die mein Herz erfüllt‹, der große Schüler des großen Meisters, dessen weltgeschichtliches Werk heißen und sein wird: der Sturz des Papstthums. Wagner ist leidlich wohlauf und arbeitet fleißig am 2. Akte der ›Meistersinger‹ (prachtvoll, unglaublich schön, heiter, witzig!). Die ihm und dem deutschen Geiste damit erwiesenen Wohlthaten des Königs Ludwig II. müssen für uns so hoch stehen, daß sie uns abhalten, das, was wir fühlen müssen, laut auszusprechen.'[3]

Es sollte noch schlimmer kommen, als schließlich die bayerischen Truppen (unter Prinz Karl) aus ihrer Rückzugsstellung dicht vor Würzburg vertrieben, nordwärts über den Main gedrängt und somit von ihrem Vaterlande abgeschnitten wurden. In derselben Zeit war das zweite Reservecorps der preußischen Mainarmee, fast ohne Widerstand zu finden, über Hof und Bayreuth bis nach Nürnberg gelangt. Alle Wege zum Triumpheinzug in München standen ihm offen.[4] In diesem entscheidenden Moment wurde denn im ganzen

[1] ‚Nach dem Pariser Telegrammwechsel vom 17.—22. Juli hatte Bismarck in den Berliner Zeitungen die Ansicht entwickeln lassen, daß Bayern es vorziehe, mit Tschechen und Kroaten im Bunde gegen Preußen zu kämpfen, anstatt gemeinsam mit Preußen die fremde Einmischung von Deutschland fern zu halten' (v. Sybel, a. a. O., S. 300). — [2] Bülow, Briefe IV, S. 149. — [3] Ebendaselbst S. 128. 129. — [4] v. Sybel, a. a. O. S. 335.

Süden die Kunde von dem Nikolsburger Waffenstillstand mit Jubel begrüßt. Pfordten eilte nach Wien, um daran zu erinnern, daß Österreich durch den Vertrag vom 14. Juni verpflichtet sei, keinen Frieden ohne Beiziehung Bayerns einzugehen. Von Wien herüber kam er dann selbst nach Nikolsburg, fand aber bei Bismarck eine wenig freundliche Aufnahme. ‚Ohne Zweifel', sagt Fröbel, ‚hat unter den damaligen süddeutschen Ministern von der Pfordten die am wenigsten ehrenhafte Rolle gespielt, und wenn er, wie mir Varnbühler erzählt hat, bei den Nikolsburger Verhandlungen von Bismarck mit demonstrativer Geringschätzung behandelt worden ist, so ist ihm das nicht unverdient geschehen. Eine machiavellistische Politik mag Verräther benutzen; aber sie verachtet auch den Verräther, der ihr dient.' Nach Sybel habe Bismarck ihn, der unangemeldet und ohne preußischen Paß durch die Vorposten gedrungen war, mit den Worten empfangen: ‚Wissen Sie, daß ich Sie als Kriegsgefangenen verhaften lassen könnte?' und ihn dann mit den Bedingungen bekannt gemacht, unter welchen Bayern die Aufnahme in den Friedensvertrag freistünde. ‚Pfordten, im höchsten Grade erschüttert und erzürnt, beeilte sich, den österreichischen Freunden sein Leid zu klagen, fand aber dort nur schwachen Trost. Sehr bald entschloß er sich, an dieser Stelle auf Beistand zu verzichten, und, wie die übrigen süddeutschen Staaten, in einer Separatverhandlung mit Berlin sein Heil zu versuchen.'[1]

Den geschichtlichen Eindrücken dieser Sommermonate, die für ihn, der das Große in sich trug und überall nur das Schwächliche, Überlebte zusammenbrechen und fallen sah, fast ausschließlich erhebende waren, hat Wagner ein Jahr später in seiner Schrift über ‚deutsche Kunst und deutsche Politik' einen monumentalen Ausdruck verliehen. Nachdem er von dem belebenden Aufschwung der Freiheitskriege gesprochen, fährt er fort: ‚Worin bestand nun der große Undank, mit welchem die deutschen Fürsten den rettenden Thaten des deutschen Geistes lohnten? Den französischen Gewaltherrn waren sie los; aber die französische Civilisation setzten sie wieder auf den Thron, um nach wie vor sich von ihr gängeln zu lassen. Einzig eine Heeresorganisation behielt Preußen bei, welche der Zeit des deutschen Aufschwunges entstammt war: mit diesem letzten Reste gewann die Krone Preußen, zum Erstaunen der ganzen Welt, nach einem halben Jahrhundert die Schlacht bei Königgrätz. So groß war der Schreck vor diesem Heere in allen europäischen Kriegsräthen, daß selbst den als mächtigst angesehenen französischen Kriegsherrn das sorgende Verlangen ankommen mußte, so Etwas, wie diese ›Landwehr‹ seiner mit Recht so berühmten Armee einzubilden. Wir sahen vor Kurzem, wie das ganze französische Volk gegen diesen Gedanken sich sträubte. Dies also hat die französische Civilisation nicht zu Stande gebracht, was dem mit

[1] H. v. Sybel, die Begründung des deutschen Reiches, Band V, S. 300.

Füßen getretenen deutschen Geiste so schnell und dauernd gelang: ein wahrhaftes Volksheer zu bilden. Sie greift zum Ersatz hierfür zu neuen Gewehrerfindungen, Hinterladern und Infanteriekanonen. Wie wird Preußen dem entgegnen? Ebenfalls durch Vervollkommnung der Gewehre, oder — durch die Benutzung der Erkenntnis seiner wahren, für jetzt von keinem europäischen Volke ihm abzulernenden Machtmittel? — Ein großer Wendepunkt ist seit dieser merkwürdigen Schlacht, an deren Vorabend das fünfzigste Jahresfest der deutschen Burschenschaft gefeiert wurde, eingetreten, und eine unermeßlich wichtige Entscheidung steht bevor. Fast hat es den Anschein, als erkenne der Kaiser der Franzosen diese Wichtigkeit tiefer, als sie die Regierungen der deutschen Fürsten erfassen. Ein Wort des Siegers von Königgrätz, und eine neue Kraft steht in der Geschichte, gegen welche die französische Civilisation für immer erbleicht.'[1]

Vorübergehend sehen wir seine freudig heitere Schaffenslust durch physisches Übelbefinden beeinträchtigt: sein altes Unterleibsleiden, das während jener frühesten schweren Pariser Nothjahre seines, sonst so kerngesunden Organismus sich bemächtigt und ihn bis zu seinem Lebensende nicht verließ, bereitete ihm dazwischen immer wieder Belästigungen. Ende Juli schreibt daher Bülow (an A. Ritter): ‚Seit einigen Tagen ist der Meister ziemlich leidend. Doppelt traurig, weil er bis jetzt so gut im Zuge der Arbeit war! Zwei Drittel vom 2. Akte der ›Meistersinger‹ sind fertig komponirt. Bei Gott — Alles was Ideales im deutschen Geiste noch steckt und Erhaltungswürdiges, das lebt in diesem einzigen Kopfe! Es wird dieses Werk insbesondere das Höchste darstellen, was man unter nationaler Blüte verstehen kann. Du wirst staunen und starren vor Entzücken. Ich habe dieser Wochen eine Art Kunststück gemacht, worauf ich mir etwas einbilde, ein zweihändiges Arrangement des Meistersinger-Vorspiels.'[2] ‚Der zweite Akt der Meistersinger', heißt es vierzehn Tage später, ‚dürfte sicher Ende des Herbstes auch in der Instrumentirung zum Abschluß kommen. Ich glaube mich nicht, unter dem überwältigenden Eindrucke der unmittelbaren Zeugenschaft an dem Vorrücken dieser Komposition, zu täuschen, wenn ich vermeine, daß er damit sein klassischestes (entschuldigen Sie diese Trivialität des Ausdrucks), deutschestes, reifstes und allgemein zugänglichstes Kunstwerk zu schaffen im Begriff ist.

[1] Ges. Schr. VIII, S. 50. 53/54. — [2] Dieses Arrangement hatte Bülow schon im Mai (in München) begonnen und dabei, wie er an A. Heintz schreibt, ‚häufig aus Verzweiflung die Feder aus der Hand geworfen'. ‚Dergleichen Reduktionen machen schauderhaftes Kopfzerbrechen: alle Details kann man nicht wiedergeben, und läßt man in einer Wagnerschen Partitur das Geringste weg, so wird das Ganze lahm, unplastisch, unverständlich.' Nun war er aber selbst mit seiner Arbeit zufrieden. Das bewunderungswürdige, aller Schwierigkeiten der Übertragung spottende Arrangement, von dem hier die Rede ist, leitet nunmehr den Tausig'schen Klavierauszug des Werkes ein.

Von dem absolut-musikalischen Reichthum, von der Cellini-Arbeit in allen Details können Sie sich keine annähernde Vorstellung bilden. Es ist mir unumstößliches Dogma: Wagner ist der größte Tondichter, ganz ebenbürtig einem Beethoven, einem Bach — und außerdem noch weit mehr. Er ist die Inkarnation des deutschen Kunstgeistes, sein unvergänglichstes Denkmal, auch wenn die deutsche Sprache, vielleicht auch die Musik, eine ›todte‹ geworden sein würde.'[1]

Mit dem Beginn des Spätsommers meldeten sich nun bald noch weitere Hindernisse für ein gedeihliches Wohlbefinden. Es fehlte auch hier an Öfen. Der Monat August trat gleich zu Anfang mit so großer Kälte, so durchdringendem Regen, so wüthenden Stürmen auf, daß das Bedürfnis nach diesem Hausgeräth sehr fühlbar wurde und die kleine Kolonie von Münchener Exilirten die Köpfe hängen ließ, tiefer als je. ‚Es wäre entsetzlich, wenn Wagner wiederum ausziehen, sich aufs Neue einrichten, sich neue Ausgaben aufladen müßte, um ein behagliches Asyl für den Winter zu finden. Leider denkt er schon sehr stark daran — wir thun das Möglichste ihn davon abzubringen — denn durch eine besondere Schicksalstücke droht mit diesem Projekt ein furchtbarer Skandal.' Somit war unter allen vorhandenen Möglichkeiten die günstigste noch die, das Häuschen mit Nächstem — nach Bülow's Ausdruck — ‚umzuinstrumentiren', Arbeiter im Hause zu haben und, neben allen dadurch erwachsenden Störungen, auch dafür die Kosten zu tragen.[2] Eine unglaubliche Zeit brauchten die Luzerner Arbeiter einzig zur Anlage und Herrichtung eines Kamins im Salon; inzwischen war dieser Hauptraum für den Familienverkehr, mit der Glasthür in den Garten, mit Schutt und Kalkstaub erfüllt, der durch die Ritzen der verschlossenen Thür bis in das angrenzende Arbeitszimmer eindrang. — Noch vor Eintritt dieser Störungen stellten sich in dem einsamen Hause am See zwei Besuche ein. Der eine davon war der, bereits durch Depesche des Königs vom 29. Juli angemeldete seines Adjutanten, des liebenswürdigen Fürsten Thurn und Taxis, zu mancherlei entscheidend wichtigen Besprechungen. Der Bericht des wohlgeneigten und ergebenen Herrn gab — nach Bülow's Worten — nur den ‚schrecklich zuverlässigen Beweis', daß an eine Besserung der Münchener Verhältnisse zur Zeit noch nicht zu denken sei. Im Gegentheil sah sich der Meister gerade dadurch vollends darin bestärkt, von sich aus zur Beruhigung beizutragen, indem er das ihm ‚auf Lebenszeit' zum Geschenk übergebene Haus in der Briennerstraße — ‚sein Münchener Häuschen' — offiziell wieder der Kgl. bayerischen Kabinets-

[1] An Frau J. Laussot, Briefe IV, S. 141/42. — [2] Noch 1½ Jahre später hören wir die briefliche Klage darüber: ‚Nehme ich später etwas von meiner neuen Oper ein, so sind bereits die Inhaber von Rechnungen für den nöthigen Umbau meines Wohnhauses auf diese Ausbeute angewiesen!' (1. Mai 68, an Friedrich Schmidt.)

kasse zurückstellte, was soviel bedeutete, als für seine dortigen Möbel und Geräthschaften, bis zur völligen Regulirung der Verhältnisse, eigens eine Speichermiethe zu zahlen! Der andere, dem ersten fast auf dem Fuße folgende, Besuch war der des konservativen politischen Schriftstellers Konstantin Frantz, einer Persönlichkeit, deren wir bisher noch mit keinem Worte gedacht haben. Dieser originelle politische Denker und Theoretiker, der schon seit den achtundvierziger Jahren die Idee einer europäischen Föderativverfassung gepredigt, hatte sich Wagner zuerst inmitten der Wirren des vergangenen Jahres (1865) durch einen begeisterten Brief genähert: er habe im ‚Tannhäuser' zu seiner Freude die Grundakkorde des deutschen Wesens erkannt. Dadurch angeregt, hatte Wagner erst die Bekanntschaft seiner Schriften, vor Allem seiner so unvergleichlich bedeutenden und originellen ‚Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht' gemacht, auf Grund deren er ihn nachmals (in ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik') als einen der umfassendsten und originellsten politischen Schriftsteller erwähnt, ‚auf welchen die deutsche Nation stolz zu sein hätte, wenn sie nur erst ihn zu beachten verstünde.' Sehr richtig urtheilt Fröbel in seinen mehrfach von uns citirten Memoiren über die Ursachen der auffallenden Vereinsamung dieses scharfsinnigen, durchaus selbständigen Beurtheilers der politischen Weltlage: seine zahlreichen Schriften hätten zu wenig in das Lehrsystem einer bestimmten Partei gepaßt, als daß sie gebührende Beachtung hätten finden können. ‚Die Masse der Menschen will nur wissen, was ihr gefällt, in der Politik, was in ihren Kram paßt; und politische Parteien sind unzugänglich für Erwägungen, durch welche eine beliebte Lehrmeinung in Frage gestellt wird. Wenn sie lesen, wollen sie in ihrem politischen Glauben bestärkt sein. Sie lesen darum auch nur die Zeitungen und Schriften ihrer Partei; ihre litterarischen Beurtheilungen sind Warnungen, die von der Lektüre abhalten sollen, sofern es nicht möglich ist, die Schriften todtzuschweigen.' Die Fülle von Geist, Kenntnis, Erfahrung, historischem und politischem Wissen, origineller Erfassung der sozialen und nationalen Probleme in seinen Schriften hat nicht verhindern können, daß Frantz bis in seine letzten Lebensjahre unverstanden und bei Seite geschoben blieb und seine Gedanken vielleicht erst nach einem Jahrhundert wieder ausgegraben werden. Wenn ihn Fröbel im Übrigen an derselben Stelle als einen — bei aller Genialität seiner Gedanken — ‚krankhaft gereizten Mann mit vielen Wunderlichkeiten' bezeichnet, so ist auch dieses Urtheil nicht völlig aus der Luft gegriffen. Acht Tage weilte er damals in Triebschen unter Wagner's Dache; genug, um seine ganze Entwickelung, seine Lebensschicksale und -Wendungen auf das Eingehendste kennen zu lernen. In Spanien hatte er eine Zeit lang ein Konsulat bekleidet, seit seiner Rückkehr lebte er im Genusse einer kleinen preußischen Pension mit bescheidenen Ansprüchen an das äußere Leben in dem kleinen Blasewitz bei Dresden. Der erste Eindruck des Mannes auf die

Triebschener, erzählte uns später der Meister, sei eine Art Enttäuschung gewesen. Nach seinem litterarischen Styl hätten sie eine weltmännische Persönlichkeit von den feinsten Umgangsformen in ihm erwartet. Statt dessen sei er in den gesellschaftlichen Lebensformen von allem Gewohnten abgewichen, bei Tische habe er das Salzfaß umgeworfen, und sei beim Frühstück mit seinem Butterbrot, immer perorirend, im Zimmer herumgegangen, wie er denn überhaupt die Neigung gehabt habe, fast ununterbrochen zu sprechen. So schilderte Wagner den Mann und gab dabei ein fast sichtbares Bild dieses begabten Sonderlings. Er habe ihm so recht zur Bestätigung der Erfahrung gedient, wie in Deutschland das eigentlich Deutsche darauf angewiesen sei in engen, gedrückten, ärmlichen Verhältnissen zu leben. Er entließ den seltsamen Gast mit aller gebührenden Theilnahme, die er ihm auch bei jeder kommenden Gelegenheit bewahrt und bezeugt hat.

Ein Briefchen an Mrazek vom 21. beauftragt diesen, ein beifolgendes Schreiben dem Fürsten von Taxis zuzustellen.[1] ‚Erkundigen Sie sich sogleich, ob er in der Stadt oder in Berg ist; dann suchen Sie ihn sofort auf: ist er in Berg, so fahren Sie hinaus, — jedenfalls muß der Brief am 24. August in seinen Händen sein.' Es handelte sich um die kostbarste aller Geburtstagsgaben, das eigenhändige Original der ‚Walküren'-Partitur (S. 115), welches durch diese Vermittelung dem Könige überreicht werden sollte und wofür ihm dieser bald darauf seinen Dank aussprach.[2] ‚Sie können dann auch in meinem Auftrage sogleich den Herrn Fürsten bitten, Ihnen zu sagen, wem Sie den Schlüssel und das Haus mit Grundstück übergeben sollen.' Mit dem Letzteren war das Münchener Haus vollständig geräumt und dem hohen Geber ein für allemal zurückgeliefert; ein Opfer, welches der Meister leichten Herzens seinen Neidern und Verfolgern brachte, um so mehr als deren letzte Stunde nunmehr endlich definitiv geschlagen hatte. Der Prager Friede war geschlossen, mit ihm zugleich aber auch, über den Kopf des Herrn v. der Pfordten hinweg, das — bis zum März des folgenden Jahres — geheim gehaltene Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und Bayern, und Ludwig II. richtete am 29. August jenes historisch gewordene Schreiben an den König von Preußen, in welchem er ihm, als zum äußeren symbolischen Ausdruck einer festen und dauernden Freundschaft zwischen ihren Häusern und Staaten, das Anerbieten machte, die ehrwürdige Burg seiner Ahnen zu Nürnberg künftig als einen gemeinschaftlichen Besitz zu betrachten. ‚Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und

[1] Abgedruckt im ‚Berl. Tagebl.' 24. Juni 1901. — [2] ‚Still und zurückgezogen feierte ich mit meinem treuen Friedrich (Taxis) auf dem Hochkopf meinen Geburtstag ... Dort übergab mir mein Friedrich das herrliche Geschenk des geliebtesten Freundes' (3. Sept. 66, an Wagner).

Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. Königl. Majestät in neue Bahnen gelenkt hat.'[1] Und in neue Bahnen sollte nun auch das Bayerische Staatswesen durch Beseitigung der Männer gelenkt werden, die es bis dahin zu seinem Unheil mißleitet. Wohl hatten diese Personen Ursache gehabt, zu ihrer Selbsterhaltung jede Art von ablenkender Verdächtigung Anderer zu betreiben! Es war ihnen nicht genug, im Einvernehmen mit der Jesuitenpartei der Hauptstadt erst Wagner, dann auch Bülow aus München zu entfernen; nicht genug, das bayerische Staatsschiff mit vollendeter büreaukratischer Unfähigkeit auf die gefährlichsten politischen Klippen getrieben zu haben; nein, ihr frevelhaftes Spiel richtete sich unter heuchlerischer Maske der Ergebenheit gegen die Person des Monarchen, in dessen Diensten sie standen. Wir erinnern uns des seltsamen Stichwortes der ‚Verleumdung', bei welchem das (S. 145 Anm.) von uns mitgetheilte Brieffragment Wagner's plötzlich abbricht. Um welche spezielle Verleumdung es sich dabei handelte, das spricht Fröbel offen aus. ‚Alles was der König that und was von seiner Umgebung begünstigt und befördert wurde, war darauf berechnet, ihn von der Welt und den Geschäften fernzuhalten, mißtrauisch zu machen und in den Ruf der Geistesstörung zu bringen, um einen Regierungswechsel nothwendig zu machen.'[2] ‚Se. Majestät der König', schreibt daher Bülow, hart, aber wohlbegründet, in Bezug auf die Entlassung Pfordten's, ‚hat zum Segen für sich selbst eine der abscheulichsten Bestien seiner Umgebung fortgejagt, deren ganzes Treiben darauf zielte, die Person des Monarchen unpopulär, verhaßt, ja verachtet zu machen und zur — Abdikation zu zwingen. Hätte er länger damit gezaudert, so würde es um ihn selbst schlimm stehen.'[3]

Keine schlimmere Verleumdung Wagner's ist jedoch zu denken, als die in unzähligen Schriften über ihn kolportirte, daß gerade er die Neigung König Ludwig's zur Zurückgezogenheit begünstigt und ihn somit seinem Volke fern gehalten habe. Wer aus Bosheit oder Thorheit, jedenfalls aber in völliger Verkennung der Gesinnungen des großen Volksfreundes derartige Behauptungen öffentlich durch Schriften verbreitet, wird wohl wissen, welche

[1] Der vollständige Wortlaut des Briefes, durch welchen König Ludwig ‚seiner deutschen Gesinnung ein so schlichtes und schönes Denkmal gesetzt hat', findet sich bei Sybel, Gründung des deutschen Reiches V, S. 396/97. — [2] Dieselben Männer, welche ‚Wagner anfeindeten, wo sie ihn nicht benutzen konnten', haben ihren Einwirkungen auf den jungen König ‚das Siegel nüchternster Schurkerei aufgedrückt', indem sie seine ‚von ihnen beförderten poetischen Kindereien in lächerlichen Übertreibungen unter das Volk brachten'. ‚Bei meinen damaligen wiederholten Besuchen in München wurden mir Geschichten erzählt, die für mich doppelt betrübend waren, wenn ich annehmen zu dürfen glaubte, daß sie zur Hälfte boshafte Erfindungen, auf einen bestimmten Zweck berechnet, seien' (Fröbel II, S. 467/68). — [3] H. v. Bülow, Briefe IV, S. 152.

besonderen Zwecke er dabei verfolgt; wer ihnen aber Glauben schenkt, der — hat es vor sich selbst zu verantworten! Gerade in den Briefen des Königs an Wagner finden sich wiederholt die entschiedensten Bezeugungen des Gegentheils. Nicht minder in den eigenen brieflichen Äußerungen Wagner's. Freunden, die seinen Einfluß auf den jungen Herrscher in irriger Weise beurtheilten, hat er dies offen und gerade heraus erklärt: ‚Meine Einwirkungen auf unseren königlichen Herrn können sich nur im Allgemeinen auf die Richtung beziehen, in welcher ich wünschen muß, daß ein König sich bewege, um, von der Liebe seines Volkes in schwerer Zeit getragen, soweit sich selbst zu befreien, um auch für die Hebung der Kunst energisch und offen eintreten zu können.'[1] Sind auch die Briefe Richard Wagner's an König Ludwig auf vorerst nicht abzusehende Zeit dem öffentlichen, wie dem privatesten Einblick verschlossen, so läßt eine Äußerung, wie die vorstehende, über ihren Inhalt auch nicht den mindesten Zweifel übrig. Und so wußte der König selbst sehr wohl, was er schrieb, als er am 6. November 1866, als bereits der erste Schnee zu fallen begann, sich dem Meister dahin mittheilte: ‚ich glaube, es wird den Theuersten freuen zu hören, daß ich in einigen Tagen eine kleine Reise in die fränkischen Provinzen unternehmen werde.' Es war die bald darauf ausgeführte Winterreise in die vom Kriege heimgesuchten fränkischen Provinzen, nach Bayreuth, Bamberg, Hof, Schweinfurt, Kissingen, Aschaffenburg, Würzburg und Nürnberg, die zu seiner Popularität so wesentlich beitrug. ‚Leicht fällt es mir nicht, die Reise jetzt zu unternehmen', heißt es in dem obigen Zusammenhange weiter. ‚(Aber) ich will mit einem Mal den Dunstkreis der Gehässigkeit, die Wolken der Bosheit und falschen Kunde, welche die Leute geschäftig um meine Person zu verbreiten suchten, auseinander jagen, daß mein Volk erfährt, wer ich bin.' Wie nun der König auf dieser winterlichen Reise alle Plätze besuchte, wo Gefechte stattgefunden hatten, die Soldatengräber schmückte, alle Verdienste um die Verwundeten belohnte, wie ihn zu Kissingen und Aschaffenburg die Walfelder und ihre Geschichten, zu Würzburg die noch sichtbaren Zeichen des furchtbaren Ringens erschütterten; und wiederum wie er in Nürnberg verschiedene hervorragende gewerbliche und kunstgewerbliche Anstalten besuchte und auf einem, dortselbst ihm zu Ehren gegebenen Bürgerball sich sogar am Tanze betheiligte und mit den ihm vorgestellten Damen und Herren unterhielt, — das Alles finden wir in seinen populären Lebensbeschreibungen[2] ausführlich gewürdigt und geschildert. Was aber keiner von diesen populären Biographen gewußt hat und deshalb auch nicht mittheilen konnte, ist die Art, wie gerade Wagner ihn zu dieser Unternehmung ermuthigt und eigens veranlaßt hat, und aus der Ferne mit Wotansfreude auf seinen ‚Siegfried' blickte. Das Bewußtsein, mit diesem Werben um die

[1] An Friedr. Schmitt, 22. Okt. 66. — [2] Heigel, König Ludwig II. v Bayern, S. 184/88.

Liebe seines Volkes im Sinne des großen Freundes zu handeln, klingt in seinen Gegenäußerungen wieder. ‚Nicht die Beweise von Liebe und Treue meines Volkes allein', schreibt er von dieser Reise am 6. Dezember aus Nürnberg an Wagner, ‚sind es, die mich so glücklich machen; mich beseligt der Gedanke, Sein Werk fördern zu helfen, Seinen Willen zu erfüllen; eine Zeile von Ihm, ein Brief der Freundin (S. 166), dies sind die Freuden, die mir theurer denn Alles sind.'

Gegen Ende September war der zweite Akt der ‚Meistersinger' in der Komposition beendet; am 2. Oktober die musikalische Ausführung des dritten Aktes mit dem weihevoll erhabenen Vorspiel in Angriff genommen, das er so lange von Ort zu Ort im Geiste mit sich herumgetragen! Hier im traulichen Schweizer Asyl sollte es endlich zur Aufzeichnung gelangen. Bülow hatte inzwischen, nachdem er über ein Vierteljahr unter Wagner's Dache geweilt, seiner Rückberufung nach München gewärtig, sich privatisirend nach Basel begeben, während seine Familie in Triebschen zurückblieb. Über den wahren, ernsten und bedeutungsvollen Grund dieser Trennung findet sich in Bülow's gedruckten Briefen keine Aufklärung; und nicht etwa, weil seine darauf bezüglichen Äußerungen bloß für den öffentlichen Abdruck gestrichen worden wären. Selbst den intimsten Freunden hat es Bülow damals nicht offen bekannt, daß sie, die er vor der Welt immer noch als ‚seine Frau' zu bezeichnen fortfährt, nicht mehr die Seinige war. ‚Leider muß ich', so schreibt er aus Basel an A. Ritter, ‚wegen Mangel an Wohnung noch Frau und Kinder entbehren. Erstere kommt zuweilen zu den interessanteren Konzerten auf Besuch in meine Garçonbehausung, die übrigens charmant ist, wiewohl klein.' Wie wenig er sich und sie durch so vorsichtige Haltung nach außen hin vor den giftigsten Auslegungen zu bewahren vermochte, darüber hat noch kürzlich eine — wenig erfreuliche! — Veröffentlichung von Privatbriefen aus jener Periode belehrt.[1]

Während die Arbeit Wagner's an der musikalischen Ausführung des dritten Aktes der ‚Meistersinger' in der Particelle stetig vorrückte, wurde die fertige Partitur des ersten Aktes unter seinen Augen kopirt, um dann sofort zum Stich an Schott abzugehen. Zu diesem Zwecke war in der zweiten Hälfte des Oktober ein kaum 24jähriger junger Wiener Musiker, Namens Hans Richter, nach Triebschen übergesiedelt, den sich der Meister auf Empfehlung Esser's und Hellmesberger's als musikalischen Sekretär engagirt, eigens um die Kopie der Partitur, späterhin die Stichkorrekturen zu besorgen und anderweitige Dienste dieser Art zu leisten. Seit vier Jahren als Hornbläser im

[1] Vgl. E. Istel, Richard Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels (Briefe des Kapellmeisters Esser in Wien an den Verleger Wagner's, Franz Schott), in der Zeitschrift ‚Die Musik', Jahrgang 1902.

Wiener Hofopernorchester thätig, hatte er damals soeben bei Esser und — Franz Lachner (welcher zufällig, um eine seiner Suiten zu dirigiren, in Wien anwesend war!) die Kapellmeisterprüfung glänzend bestanden, und war nun eines schönen Tages in Triebschen eingetroffen, ohne — bei großer jugendlicher Begeisterung für Wagner's Werke — doch eine Ahnung davon zu haben, welche Bewandtnis es in Wahrheit mit diesen Werken und ihrem Schöpfer hatte und daß dieses vorübergehende Engagement für einen bestimmten Zweck über seine ganze Zukunft entscheiden sollte. Aus seinen Privatbriefen nach Wien gestattete sich damals die Wiener Zeitschrift ‚Der Wanderer' folgendes Bild von des Meisters ‚Lebensweise' ihren Lesern vorzuführen, welches mit den Erwähnungen Bülow's (S. 185) ziemlich genau übereinstimmt: ‚Wagner arbeitet den ganzen Tag über in seinem Zimmer und gönnt sich nur Abends einen Spaziergang, auf welchem er gewöhnlich ernst gestimmt ist, während er zu Hause sehr gesprächig, stets voll Humor und zu Scherzen aufgelegt ist. An Sonn- und Feiertagen ist gemeinschaftliche Tafel, an der die Familie Bülow (Frau und Kinder) und der Sekretär theilnehmen; an Wochentagen speist Wagner für sich, gewöhnlich um 4 Uhr. Von den Excentrizitäten, die ihm seine Freunde und Feinde nacherzählen, ist fast Alles erfunden; er läßt sich nichts abgehen, aber von den berühmten 74 Schlafröcken fehlen 73.' Während des Nachmittags erwartete der Meister den jungen Freund, um auch diesen vor dem Stubenhocken zu bewahren und ihm eine gesunde Bewegung zu verschaffen, regelmäßig zu einem mehrstündigen Spaziergang, und wenn er auf demselben ‚ernst gestimmt' und vorherrschend schweigsam war, so erklärt sich das aus einer so tiefernsten Übergangszeit in seinem Leben zur Genüge. Nach Richter's eigener späterer humoristischer Erzählung habe nun aber er, damals noch außerordentlich scheu und verlegen, die Verpflichtung gefühlt, zur Belebung der Unterhaltung beizutragen, bei solchen Versuchen aber ungeahnte Qualen erlitten, da ihm durchaus kein ‚interessantes Thema' einfallen wollte. Eines Tages glaubte er ein solches gefunden zu haben und fragte mit schüchterner Stimme: ‚Würden Sie mir wohl sagen, Herr Wagner, welche Oper Sie vorziehen: Tannhäuser oder Tristan?' Worauf denn Wagner in ein unbändiges Lachen ausgebrochen sei und, als er sich endlich davon erholt, erwidert habe: ‚Mensch, wie können Sie eine so unsinnige Frage an mich richten?'[1] — Nach den gleichen Erinnerungen sei seine Existenz damals in Triebschen die ersten Monate hindurch nicht weiter wesentlich beachtet worden, bis ihm endlich — am Weihnachtstage — die Ehre einer besonderen Einladung zu Theil geworden sei. ‚Von diesem Zeitpunkt an erfuhr er die liebevolle Behandlung eines ›Kindes vom Hause‹. Er speiste nicht nur in

[1] Nach mündlicher Erzählung Richter's im ‚Guide Musical' 1893, und hier der Stuttgarter ‚Neuen Musikzeitung' desselben Jahrganges reproduzirt.

der Familie, sondern brachte auch die langen Winterabende in ihr zu. Wagner pflegte dann vorzulesen, zumeist E. T. A. Hoffmann'sche Erzählungen, die er mit unvergleichlichem Feuer vortrug.'[1]

Neben den abendlichen Vorlesungen nahm aber noch eine andere Beschäftigung die Mußestunden des Meisters in Anspruch, der so gern bei einer Arbeit von der andern ausruhte und keinen Augenblick seines Lebens ungenützt verstreichen ließ, sobald es ihm nur vergönnt war, wirklich leben und schaffen zu dürfen. Es war die, ursprünglich auf den Wunsch des Königs[2] in Angriff genommene Arbeit an seiner großen, ausschließlich für seine Familie und die allernächsten Angehörigen bestimmten Autobiographie, die er seit dem Sommer dieses Jahres unter mancherlei Unterbrechungen der edlen Freundin unmittelbar in die Feder diktirte. Auch dies eine Frucht der wundervollen Triebschener Jahre mit ihrer vollen beglückenden Einsamkeit und ihrem unvergleichlichen Reichthum an Produktivität!

Nicht das Weihnachtsfest, da ihn Unwohlsein an Basel gebannt hielt,[3] wohl aber die letzten Dezembertage[4] verbrachte auch Bülow wieder in Triebschen. Er fand den Meister bis zur großen Schlußszene des 3. Aktes vorgeschritten: ‚jetzt will er ausruhen, d. h. vom Anfang des 2. Aktes an instrumentiren.' Am 1. Januar 1867 ward zu Dreien ein gemeinsamer Ausflug nach Zürich unternommen. Hier hatte inzwischen Semper das plastische Modell des, durch den König bei ihm bestellten Nibelungentheaters so weit gefördert, daß es zur Absendung nach München bereit stand. Im Modellzimmer des Züricher Polytechnikums ausgestellt, erregte es einstweilen in den akademischen Kreisen der Stadt und unter den Zöglingen der dortigen Bauschule eine wahre Begeisterung. In seinen charakteristischen Hauptzügen dem nachmaligen Bayreuther Festspielhause entsprechend, war es doch reicher und prachtvoller in der Anlage, wie in den Details, ein wahrhaft königlicher Monumentalbau im edelsten Renaissancestyl. Um das eigentliche, alle übrigen Theile an Höhe beherrschende Bühnenhaus lagen (nach der Schilderung Fr. Pecht's) vier architektonische Massen: vorn die amphitheatralisch geordneten Sitze für die Zuschauer, nach außen als prächtiges Halbrund hervortretend, das in der Mitte vom Haupteingang durchschnitten war; rechts und links zwei langgestreckte Flügelgebäude, für Konzert- und andere Säle bestimmt; die Rückseite des Ganzen, die Ankleidezimmer und den Malersaal, sowie die Räume zur Aufbewahrung des

[1] Ebendaselbst. — [2] ‚Eine unaussprechliche Freude', hatte ihm dieser einst nach Durchlesung der ‚autobiographischen Skizze' geschrieben, ‚würden Sie mir mit einer ausführlichen Beschreibung Ihres Geistesganges und auch äußerlichen Lebens bereiten! Darf ich wohl die Hoffnung nähren, diese meine Bitte dereinst erfüllt zu sehen?' (Geschrieben am 28. Mai 1865, in der ‚Tristan'-Wartezeit!) — [3] Bülow's Briefe IV, S. 162. 168: ‚Unmöglich das Weihnachtsfest bei den Meinigen in Wagner's Hause zu verleben! Dagegen — im Bette.' — [4] Ebendaselbst S. 167.

szenischen Materials umfassend, rechtseitig, fast in Quadratform; das Ganze vom schönsten Reichthum der Grundformen, aber durch die Gleichheit der Dekoration in eine imponirende Einheit zusammengefaßt. Letzteres geschah durch eine umlaufende doppelte Arkadenreihe, etwa wie bei der Bibliothek des Sansovin in Venedig, nur daß die untere Bogenreihe durch Doppelpilaster zwischen Rustica (die in den späteren Werken Semper's die Feinheit der Bauglieder so kräftig und glänzend hervorhebt), die obere durch doppelte Säulen reicher belebt erschien. Für die Ausführung war der Plan entworfen, daß das Gebäude einer überaus zweckmäßigen, vom Saalbau der Residenz aus, parallel der Maximilianstraße, zur Isar führenden und dieselbe auf schöner steinerner Brücke überschreitenden Straße als prachtvoller Abschluß dienen sollte, um als Bekrönung der gegenüberliegenden Uferhöhe den herrlichsten Schmuck der Stadt zu bilden (S. 116). Von der Brücke aus führte auf glücklich komponirtem Terrassenbau ein doppelter Weg so majestätisch hinan, daß er — nach den Worten Pecht's — ‚sicherlich mit der berühmten spanischen Treppe in Rom erfolgreich hätte um die Palme ringen können, wie er das Gebäude um die volle Höhe des Hügels zu vergrößern und aus dem letzteren gleichsam herauswachsen zu lassen schien.'[1] Trotz des stupiden Widerstandes, den die Münchener Bevölkerung, durch Pfaffen und Hofschranzen aufgehetzt, den Absichten des Königs entgegensetzte, hielt dessen hoher Sinn an seinem großen Plane fest. Am 2. Januar 1867 ging das Modell nach München ab; der Verwirklichung des gewaltigen Unternehmens sollten sich aber, immer von der gleichen Seite her, neue Hindernisse in den Weg stellen!

[1] Vgl. Fr. Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts I, S. 189/90.

IX.

Vollendung der ‚Meistersinger'.

Ernennung Hohenlohe's und Verlobung des Königs. — Besuch Wagner's in München. — Niederlassung in Starnberg. — Aufführung des ‚Lohengrin': Episode mit Tichatschek. — J. Fröbel und die ‚Süddeutsche Presse'. — ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik'. — Liszt's Besuch in Triebschen. — Vollendung der ‚Meistersinger'. — Ausflug nach Paris.

Doch schien für eine kurze Zeit in den mir widerstrebenden Stimmungen eine gewisse erwartungsvolle Ruhe, gleich einem Stillstande, eingetreten zu sein.
Richard Wagner.

Die Ernennung des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe zum Minister des Äußeren — an Stelle des unglückseligen ‚Professor-Ministers' — war, zu Beginn des neuen Jahres, der erste Schritt des Königs auf der freudig betretenen neuen Bahn. Bis zum Jahresschluß war diese, ganz aus eigener Initiative hervorgegangene Neuwahl sorgfältig geheim gehalten worden; bloß am fernen Schweizer See war man im voraus in das Kommende eingeweiht. ‚Morgen wirst Du lesen', schreibt daher Bülow, noch von Triebschen aus, am Sylvesterabend an J. Raff, ‚daß Fürst Hohenlohe Minister geworden. Der hat ein verständiges Programm, ohne alle Extravaganzen und Vorurtheile. Der König hat sich aus freien Stücken von der nativistisch kolorirten Liberalenclique (Chef Neumayr) losgesagt, und damit einen gesunden Instinkt bewiesen, der versprechend ist für das, was seit lange von ihm mit Recht erwartet wird.'[1] Mit dieser Berufung war zur weiteren Gestaltung der deutschen Nationalangelegenheiten ein wichtiger Schritt gethan. Bereits in der Kammersitzung vom 19. Januar 1867 bezeichnete dieser würdige Staatsmann die engste Anlehnung an den norddeutschen Bund, mit Erhaltung der Selbständigkeit der bayerischen Krone, als das Programm, dem er seine Kräfte zu widmen gedenke. ‚Seine Berufung zum Lenker der bayerischen Politik beruhte', — so sagt ein

[1] H. v. Bülow, Briefe IV, S. 169.

sehr einsichtiger Beurtheiler[1] — ‚auf einer ebenso vornehmen als kühnen Konzeption des jungen Königs. Der ehemals reichsunmittelbare Fürst galt in den Kreisen der Herrschenden als ein gefährlicher Demokrat und Preußengänger, als ein Freund der Presse und der öffentlichen Meinung, und da Ludwig II. im Grunde seiner Seele vor allem Nationalvereinlichen einen fast angeborenen Abscheu hatte (S. 123), so war sein Vertrauen zu Hohenlohe eigentlich ein Räthsel. Es war ein Sieg des Idealismus, der schon so oft Wunder gewirkt, wo die Klugheit der Snobs in die Brüche gegangen war. In der That brachte Ludwig jenes Vertrauen nur dem unantastbaren Charakter, nebenbei wohl auch dem fürstlichen Range des bayerischen Granden entgegen. Wenn Ludwig II. nichts weiter hinterlassen hätte, als die Erinnerung an seine leidenschaftliche Vergötterung Richard Wagner's und an das felsenfeste Vertrauen eines kaum Zwanzigjährigen auf Männer wie Döllinger und Chlodwig Hohenlohe — und wie einsam stand er mit diesem Vertrauen in dem Pinselwald seiner Räthe! — so müßten wir schon deshalb den hohen Geist dieses Bayernfürsten sattsam bewundern, dessen Lichtgestalt die dunklen Wolken der alten und aller kommenden Gegenreformationen überstrahlt.'[2]

Auf diesem Wege einzig ließ sich denn auch eine Annäherung Bülow's und — besuchsweise — selbst Wagner's in München wieder anbahnen. ‚Am Tage, wo von der Pforten aus dem Ministerium des Äußeren gegangen worden ist, hat ein königliches Dekret mich zum Kgl. bayerischen Hofkapellmeister im außerordentlichen Dienste creirt', meldet Bülow bald darauf.[3] Und in wie hohem Grade König Ludwig von seinen neuesten Maßnahmen eine Einwirkung auf die Entschlüsse des Meisters, und ein demnächstiges Wiedersehen in der Isarstadt erhoffte, das geht aus einem Briefe des jungen Monarchen an Wagner vom 6. Januar mit Bestimmtheit hervor. Das Wiedereintreffen Wagner's in München nach Wegräumung des gröbsten Hindernisses gilt ihm nunmehr als gesichert, er fordert ihn bloß dazu auf, seinen als ganz gewiß angenommenen Besuch um wenige Tage zu verzögern. ‚Fürst Hohenlohe, ein ruhiger, fester, edelgesinnter Herr', heißt es in diesem Briefe, ‚bat mich nämlich dringend, Sie, theurer Freund, zu ersuchen, um einige Tage Ihre Abreise zu verschieben. Eine große Partei bringt Hohenlohe's Ernennung mit Ihrer Hierherkunft auf das Engste zusammen; er meint nun, kämen Sie jetzt' .... Nun, so weit waren die Dinge in Wahrheit noch nicht gereift! Und insbesondere hätte es dem Meister gerade jetzt die äußerste Überwindung gekostet, sich um irgend welcher, noch so wichtigen Besprechungen von seiner Arbeit loszureißen,[4] die ihn vielmehr bis zu ihrer

[1] Dr. Georg Hirth in der Münchener ‚Jugend' 1902, Nr. 35. — [2] ‚Ludwig der Einsame', Aphorismen von Georg Hirth a. a. O., S. 576. — [3] Bülow, Briefe IV, 170. — [4] Vgl. dazu die Äußerung Bülow's an J. Raff vom 17. Januar, wonach Wagner sich damit

Vollendung bei Tag und Nacht gänzlich in ihre Zauberbande fesselte. Bei Tag und Nacht, — so ist z. B. der jetzige Schluß der ‚Meistersinger' buchstäblich am 28. Januar 1867 ‚in der Nacht' gedichtet (wie es dem Verfasser vor langen Jahren einmal in Wahnfried durch den Anblick eines merkwürdigen alten Blättchens vergegenwärtigend vor die Augen trat!); das mächtige, weitausschauende prophetische Mahnwort:

‚Habt Acht! Uns drohen üble Streich': — zerfällt erst deutsches Volk und Reich,
in falscher wälscher Majestät kein Fürst bald mehr sein Volk versteht;
und wälschen Dunst mit wälschem Tand sie pflanzen uns ins deutsche Land.
Was deutsch und ächt, wüßt' Keiner mehr, lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'!'

Wie es den ganzen deutschen Kulturgedanken Wagner's, den Inhalt der Schrift ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik' gleichsam in nuce zusammenfaßt, so entstammt es auch demselben Jahre, in welchem die Gedanken zu dieser Schrift, mitten unter der Arbeit an den ‚Meistersingern', in dem Geiste ihres Verfassers sich sammelten. Am 7. Februar war die erste Bleistiftskizze des 3. Aktes fertig; vier Wochen später, am 5. (oder 7.) März der ausgeführtere Kompositions-Entwurf, d. h. die gesammte musikalische Ausführung des Werkes, bis auf die Instrumentation. Gleichzeitig setzte der junge Richter seine Kopiaturen fort und begann bereits die Solopartieen aus der Skizze ins Reine auszuschreiben, und arbeitete Karl Tausig in Wien nach den bereits fertig gestochenen Theilen der Partitur an dem Klavierauszug. ‚Er macht', schreibt Bülow über ihn, ‚seine Sache recht gewissenhaft und praktisch, und gestattet außerdem gütigst, daß das Manuskript mir vor dem Stiche zur Durchsicht anvertraut werde.'[1] Die Vollendung der gesammten Partitur wurde damals noch für Mitte des Sommers, die erste Aufführung für den Herbst in das Auge gefaßt. Als Zeitpunkt dazu schwebte ursprünglich der 25. August, als Geburtstag König Ludwig's vor. Dann trat, als ein völlig neuer Termin von ganz hervorragender Bedeutung, der 12. Oktober in den Vordergrund: er war — als Hochzeitstag des Königs in Aussicht genommen! Denn um die gleiche Zeit, in welcher dieser, nach der Beseitigung Pfordten's, in eine neue thatkräftige und thatenreiche Aera seiner Regierung trat und die einzelnen Schritte derselben, der Entwurf der neuen Wehrverfassung für Bayern und die thatsächliche Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Veröffentlichung des Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen (S. 193), die durch Gründung des norddeutschen Bundes nothwendig gewordenen neuen

einverstanden erkläre, seinen einstweilen bloß für Militärorchester gesetzten ‚Huldigungsmarsch' durch Raff instrumentirt zu sehen. ‚Er bittet', heißt es dann weiter, ‚Schott hiervon in Kenntnis zu setzen, da er absolut keinen Brief jetzt schreiben kann: ›Kompositionsfieber‹' (Briefe IV, S. 171). — [1] Ebenda IV, S. 170. Dagegen rührt das Vorspiel in dem Tausig'schen Klavierauszug, ein wahres Wunderwerk der Arrangirkunst, bekanntlich direkt von Bülow her (S. 190 des vorliegenden Bandes, Anm. 3).

Zollvereinsverträge, das neue Schulgesetz, Schlag auf Schlag einander auf dem Fuße folgten, — um die gleiche Zeit überraschte der junge Monarch sein Volk durch die gänzlich ungeahnte Kunde von seiner soeben erfolgten Verlobung. Die von ihm auserwählte Braut war seine, um zwei Jahre jüngere Cousine, Herzogin Sophie, Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern und Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Groß und aufrichtig war die Freude der Bevölkerung, als man in München am 22. Januar im Theater zum ersten Male das Brautpaar mit der Königin-Mutter in der Königsloge zusammen erblickte. Dieses eine Mal stand die Neigung des jungen Herrschers in ganz unmittelbarer vollster Übereinstimmung mit derjenigen der Allgemeinheit. Das war etwas, dem man folgen, was man fassen und begreifen konnte, und die eingeborene natürliche Liebe des Volkes zu seinem angestammten Königshause fand sich durch die Wahl einer bayerischen Prinzessin, einer einheimischen Fürstentochter, doppelt befriedigt, in seinem Lokalpatriotismus gehoben und bestärkt.

Aus Bülow's gleichzeitigen Briefen erfahren wir (20. Februar) von Wagner's ‚gutem Humor', sowie daß sämmtliche Arbeiten an den ‚Meistersingern', sowohl seine eigene, als die seiner kopirenden und arrangirenden Gehilfen, in stetigem vollen Gange seien.[1] Die Braut des Königs habe Wagner einen sehr schönen Brief geschrieben, ‚une lettre très comme il faut — plus que ›Wohlgeboren‹: sie bitte ihn, ihre ewig treue Freundschaft anzunehmen.'[2] Er selbst — Bülow — habe dem Meister versprochen, sein Möglichstes zu thun, um des Königs Wünschen nachzukommen.[3] Daß Letzteres ihm nicht leicht fiel, geht aus verschiedenen vertraulichen Kundgebungen seines freundschaftlichen Briefwechsels unzweideutig hervor. Seine eben erwähnte Ernennung zum Kgl. Hofkapellmeister in außerordentlichen Diensten hatte er einstweilen durchaus nur als eine Ernennung in partibus infidelium, als ein ‚zeit- und objektgemäßes Prädikat' aufgefaßt, an dessen Verleihung sich für ihn keine praktischen Konsequenzen knüpften, und demgemäß an eine Rückübersiedelung nach München nicht gedacht, bevor die ihm im letzten Sommer gegebene Zusage, — die ‚Bestrafung der Verbrecher' (S. 181) — nicht im buchstäblichsten Sinne erfüllt wäre! Und daran fehlte noch viel. Die bloße Absetzung eines Ministers, so gut dieselbe dem bayerischen Staatswesen bekommen mochte, konnte er nicht als die ihm verheißene Genugthuung ansehen. Noch immer befanden sich in der Umgebung des Königs Personen, die an jenen abscheulichen verleumderischen Agitationen in gravirender Weise betheiligt waren; noch immer saßen dieselben Ehrabschneider in voller öffentlicher Anerkennung in den Redaktionen der Münchener Jesuitenblätter. Dies war

[1] Bülow, Briefe IV, 175. — [2] An Liszt, 20. Febr. 1867. — [3] An A. Ritter, Ende Februar (Bülow, Briefe IV, S. 176).

ein Differenzpunkt zwischen ihm und dem königlichen Herrn, im Betreff dessen, wie so manche bittere Äußerung in seinen Briefen bekundet, der preußische Edelmann in ihm zeitweilig sich aufbäumte. ‚Trotzdem ich kein Republikaner bin, würde ich doch nur einem Könige zu dienen vermögen, der königlich denkt und handelt, — nicht bloß künstlerisch empfindet.‘[1] Dem entsprechend hatte er am 12. Februar, wegen der ihm nicht genügenden Propositionen, eine förmliche Ablehnung nach München telegraphisch ergehen lassen, und einer erneuten Offerte das alte Ultimatum entgegengesetzt. Es hatte demnach etwas zu bedeuten, wenn er in Aussicht stellte, in dieser Sache ‚sein Möglichstes zu thun‘. ‚Wenn Hohenlohe stürzt — wozu die Jesuiten Alles aufbieten — so sind wir unmöglich für München, oder München für uns.‘ Niemand konnte ihm, nach allen bisherigen Erfahrungen, eine schwarzsichtige Äußerung, wie die vorstehende, verdenken; und daß ähnliche Erwägungen Wagner selbst nicht fremd blieben, und von ihm dem Könige nicht verschwiegen wurden, dafür zeugt ein briefliches Wort des Letzteren: ‚Seien Sie außer Sorge wegen Hohenlohe; ich habe Vertrauen auf ihn und bin froh, das Portefeuille in seinen Händen zu wissen; auch versucht es Niemand, mein Vertrauen in ihn wankend zu machen.‘[2]

So standen die Dinge um den 5. März, bei Vollendung der Komposition seines großen Werkes, und nichts hielt den Meister für den Augenblick davon zurück, der herzlichst verlangenden Einladung des königlichen Freundes zu entsprechen, als die unbezwingliche Abneigung gegen dieses unselige München, in dem er nur Haß und Bitterkeit erfahren. Doch mußte dieser innere Widerwille für einen kurzen — zehntägigen — Aufenthalt (vom 9. bis 18. März) überwunden werden: galt es doch nicht allein dem persönlichen Wiedersehen mit dem jungen Freunde, der sich den ganzen Winter hindurch so energisch thätig erwiesen, sondern den unvermeidlichen Vorbesprechungen mit der Hoftheaterintendanz wegen der Vorbereitungen zu den ‚Meistersingern‘. Am Sonnabend, dem 9. traf er demgemäß in der Isarstadt ein, wo er im Hôtel ‚Bayrischer Hof‘ Wohnung nahm, und von einer Anzahl ergebener dortiger Freunde, unter ihnen August Röckel, empfangen wurde. Tags darauf, am Sonntag den 10., erfolgte die erhebende Begrüßung mit dem jungen Könige, der sich nicht genug thun konnte, um ihm seine Freude zu bezeigen, daß er ihn wiederhabe, und an dieses Wiederbetreten seiner Residenz weitgehende Hoffnungen für eine erneute dauernde Niederlassung knüpfte. Wenigstens das Eine mußte ihm Wagner versprechen, daß er von der zweiten Hälfte des Mai ab für die Zeit der bevorstehenden Musteraufführungen des ‚Tannhäuser‘ und des ‚Lohengrin‘ auf längere Zeit in Starnberg sein Gast sein, die letzte Arbeit an den Meistersingern in seiner Nähe vollenden wolle. Es war dieselbe hohe,

[1] An J. Raff, 16. Febr. 1867. — [2] Der König an Wagner, 5. März 1867.

schöne, jugendlich schlanke Gestalt, die da vor ihm stand, wie ehedem, mit dem tief beseelten feurigen Glanz in den dunklen Augen, und es hielt schwer, ihrem begeisterten, hoffnungsvollen Drängen zu widerstehen. Nichtsdestoweniger scheint der bloße Druck der, im Übrigen unveränderten Münchener Umgebung fast physisch auf dem Meister gelastet zu haben. Einige Briefzeilen an seinen Arzt vom nächsten Tage (11. März) enthalten die Mittheilung: er fühle sich so angegriffen, daß er nur auf seine Schonung bedacht sein müsse. Günstiger lauten die Mittheilungen Bülow's, der kurz darauf eintraf, über sein Befinden. ‚Wagner hier — frisch und guter Dinge. Heute und folgende Tage Konferenzen' — mit der Hoftheaterintendanz.[1] Das Ergebnis dieser Besprechungen, mit dem Könige und der Intendanz, war das Folgende: am 10. Juni die neueinstudirte Aufführung des ‚Lohengrin', nach welcher der König die brennendste Sehnsucht empfand, am 12. Oktober zu seiner Vermählungsfeier die ‚Meistersinger von Nürnberg'. Vom 15. April an sollte Bülow als Kgl. bayerischer Hofkapellmeister und Direktor der Kgl. Musikschule dauernd nach München übersiedeln. In Folge der Annahme dieser Stellung verlieh ihm der König das Ritterkreuz des St. Michaelsordens 1. Klasse. Auch die königliche Braut mußte der Meister — am Sonnabend, den 16. März — in persönlicher Vorstellung kennen lernen; leider konnte König Ludwig nicht dabei mit anwesend sein, aber er begleitete den Vorgang in seinem Geiste. ‚Während ich diese Zeilen niederschreibe, wird meine Sophie das längst ersehnte Glück genießen, Sie zu sehen und traut zu sprechen ...' Zwei Tage später, am Montag den 18. früh verließ Wagner München, von Bülow bis Augsburg begleitet, wo dieser eine Klavierfoirée zu geben hatte; dann setzte er allein die Reise nach Triebschen fort, wo er Abends eintraf.

Wie unheilvoll verwirrend die verschiedenartigsten Einflüsse auf diesem vulkanischen Boden — trotz des besten Willens von oben — sich durchkreuzten, das beweist eine kurze Episode aus dem Anfang April, über deren Einzelheiten wir in keiner Weise unterrichtet sind und die wir daher ausschließlich nach den andeutenden Aufzeichnungen Bülow's reproduziren. Von uns aus können wir nur die Thatsache bestätigen, daß sie den Meister abermals, zu einem viertägigen Aufenthalte in München, aus seiner Arbeitsruhe herausriß, und daß er am Morgen nach seiner Ankunft (Freitag den 5.) früh nach 10 Uhr, d. h. nach den täglichen Arbeitsstunden des Königs, eine nochmalige Audienz bei ihm hatte. In den fragmentarischen, gleichsam momentphotographischen, aber zusammenhangslosen, brieflichen Nachrichten Bülow's nimmt sich diese Episode seltsam genug aus. Er schreibt am 5., also gerade am Tage dieser Audienz: ‚Alles ist wiederum zusammengestürzt. Die Schwäche des Einen, dessen Befehl allein uns hätte schützen können, die Niedertracht

[1] An Draeseke, 14. März 1867.

der ihn beherrschenden treulosen Diener — n'en parlons plus. Ich bleibe in Basel. Wagner gestern nach München gereist, um für sich und mich definitiv Valet zu sagen.' Am 7.: ‚R. W. telegraphirt mir, daß in München wiederum Alles in Ordnung sei, und heute Abend wird er mir das Nöthige mittheilen, da er den Rückweg über hier eingeschlagen. Es ist zum Verrücktwerden!' Und am nächsten Tage: ‚Wagner seit gestern Abend hier. Ziemlich heiter — obwohl noch Alles in Frage steht.'[1]

Am Gründonnerstag den 18. April vollzog sich denn endlich — nach allen Schwankungen — der definitive Wiedereintritt Bülow's in die Münchener Umgebung und in seine Funktion als ordentlicher Hofkapellmeister, in welcher er — Niemand über sich, ‚nur den König zum Chef hatte'. Für die Triebschener Häuslichkeit ergab sich daraus — für die nächstbevorstehende Zeit — eine schmerzliche Vereinsamung. Mitte Mai sollte auch Wagner nach Starnberg, wo ihm der König in nächster Nähe von Schloß Berg Privatwohnung hatte miethen lassen. Dort sollte er die ‚Meistersinger' zu Ende instrumentiren. Einstweilen hatte Bülow — nach kurzem Verweilen im Hôtel[2] — im Hinblick auf häufige kürzere Besuche des Meisters, in der Arcostraße 11 eine größere Wohnung genommen, als für *seine* Bedürfnisse nöthig gewesen wäre. Zwei abgeschlossene Zimmer blieben darin stets für Wagner reservirt. Für die bevorstehende Trennung von seiner Gemahlin war er bemüht, seine Mutter zur Übersiedelung aus Berlin nach München zu bewegen. So weit war Alles vorbereitet. Wie ungern Wagner indeß an solche Münchener Aufenthalte dachte, geht daraus hervor, daß er es, so viel an ihm war, nicht daran fehlen ließ, selbst die Einladung nach Starnberg rückgängig zu machen. Ein Briefchen vom 15. Mai an seinen Diener Mrazek bezeugt dies. ‚Erkundigen Sie sich am Samstag doch bei Herrn Rath Düfflipp[3]: ich denke, Sie werden dann von ihm erfahren, daß ich *nicht* nach Starnberg komme ... Ich hoffe, der König wird mir erlauben hier zu bleiben.' Umsonst, das Verlangen des Königs, nach anderthalb Jahren der Trennung den Freund wieder in seiner Nähe zu haben, war zu lebhaft, zu entschieden, um ihm den Kummer einer förmlichen Ablehnung zu machen. So ging er denn in der vorletzten Maiwoche nach München, wurde daselbst aber auf der Stelle unwohl, und verbrachte zur Pflege seiner Gesundheit acht Tage bei Bülow's, bevor er nach Starnberg übersiedelte. Von der inzwischen eingetretenen Änderung zum Bessern in den Münchener Lokalverhältnissen, ja einer gewissen Popularität, die er sich in der Zeit seiner Abwesenheit bei dem Publikum gewonnen, legte übrigens der Umstand Zeugnis ab, daß eine Münchener Privatkapelle es

[1] Bülow, Briefe IV, S. 180/81 (an Felix Draeseke). — [2] Röckel an Wagner (Ostermontag, den 22. April): ‚Bülow's schon so ziemlich in Ordnung, und werden in einigen Tagen das Hôtel verlassen.' — [3] Hofrath Lorenz von Düfflipp, Sekretär des Königs und Nachfolger Pfistermeister's im Kgl. Kabinet.

unternehmen konnte, seinen Geburtstag unter allgemeinem Zudrang durch ein festliches Konzert zu begehen. Wer an jenem Abend in die Westendhalle trat, mochte wohl nicht annehmen, daß der durch diese Feier Verherrlichte vor kaum achtzehn Monaten durch eine — ‚Revolution' aus derselben Stadt vertrieben worden war! Noch nie war das geräumige Lokal so überfüllt gewesen: Hunderte von Personen fanden keinen Sitzplatz und standen in dichtgeschlossenen Reihen. Neben Fragmenten aus ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin' kam u. a. auch das ‚Liebesmahl der Apostel' zur Ausführung; das ‚Meistersinger'-Vorspiel war bei der Probe am Vormittag von keinem Geringeren als Bülow einstudirt worden. Eine lautlose, ja andächtige Stille herrschte während der ununterbrochenen drei und einhalbstündigen Produktion. Dies hinderte weder die musikalischen, noch die politischen Antagonisten ihrer aparten Meinungen nach wie vor journalistisch sich zu entledigen; doch war ihrem Wirken durch die bloße Thatsache des Vorganges mehr oder weniger der Boden entzogen.

Um die gleiche Zeit (24. und 25. Mai) hielt sich auch J. Fröbel einige Tage in München auf, das Projekt der neu zu begründenden Zeitung war von dem Könige wieder aufgenommen. Fröbel war, von Stuttgart aus, wo er damals in württembergischen Diensten stand, mit den leitenden bayerischen Staatsmännern, dem Fürsten Hohenlohe und dem Ministerialrath Grafen Tauffkirchen, in Beziehung getreten und von ihnen mit diplomatischen Aufträgen nach Wien betraut worden. Die Betheiligung an dem zu begründenden Organ hatte ihm Tauffkirchen brieflich angetragen und dazu Plan und Vorschläge von ihm erwünscht. Es wurde ihm nun neben der obersten Leitung des projektirten neuen Blattes eine Professur der Politik an der Universität in Aussicht gestellt, doch kam es noch nicht zu festen Abmachungen. ‚Gleichzeitig mit mir', so berichtet er selbst, ‚war Richard Wagner in München angekommen.[1] Er führte mich Abends bei Hans von Bülow ein, wo ich auch August Röckel traf. Wagner kam auf seinen Plan (?) zurück, mich zum Kabinetssekretär des Königs zu machen' — das kann doch nur heißen: ihm zu einer, seinen Fähigkeiten entsprechenden Anstellung im Kgl. Kabinet zu verhelfen. ‚Ich theilte ihm das Zeitungs- und Professurprojekt mit, und er meinte, das wäre der beste Weg zu dem von ihm erstrebten Ziele, wenn dasselbe sich nicht unmittelbar erreichen lassen sollte.'[2] Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit wird uns bald näher beschäftigen.

Am 30. Mai bezog Wagner die kleine Villa am Starnberger See, die auf Befehl des Königs für die Zeit der Proben nahe bei Schloß Berg für

[1] Fröbel fügt noch die Worte hinzu: ‚und wohnte im gleichen Gasthause'. Daß diese letztere Angabe irrthümlich ist, erhellt daraus, daß Wagner's ‚Gasthaus' bei diesen Münchener Besuchen — die Wohnung Bülow's war! — [2] Fröbel, II, S. 178.

ihn eingerichtet war. Die Vorbereitungen für ‚Lohengrin' waren in vollem Gange. Leider hatte Bülow bei seiner Ankunft im Kgl. Orchester viel lüderliche Wirthschaft eingerissen gefunden und mußte mit deren Besserung sogleich ein Odium auf sich laden. Sein erster, schon im Vorjahr ertheilter Befehl war die Anschaffung einer neuen, ‚unverklebten und unverröthelten' Partitur gewesen; die vorhandene, mit den schmachvollen Rietz'schen und Lachner'schen Strichen, war auf keine Weise in einen gebrauchsfähigen Zustand zu bringen. Nach dieser Partitur hatten auch die Stimmen völlig neu ausgeschrieben werden müssen. Von seiner Arbeit während der Proben geben die ‚Signale' vom 6. Juni ein anschauliches Bild. ‚Herr von Bülow', heißt es in diesem Bericht, ‚hat ein neues System eingeführt. Vorige Woche gab es eine kleine Million Proben: a) für Violinen, erste und zweite, Violen 2c. allein; b) für Holzbläser und Hörner allein; c) für Trompeten, Posaunen und Schlaginstrumente allein; d) für die Theatermusik. Dann folgte eine vierstündige Ensembleprobe des Streichquintetts, und jetzt giebt es für jeden Akt eine dreistündige Orchester-Gesammtprobe in Anwesenheit (nicht unter Mitwirkung) des Gesangpersonals. Alle Szenenproben finden vorläufig nur mit Klavier statt, nächste Woche Alles zusammen. Dies neue System, das eigentlich nur für den Dirigenten ermüdend ist, soll sich vortrefflich bewähren; Herr v. Bülow soll täglich zehn Stunden im Theater zubringen und wahrscheinlich schläft er auch die Nacht dort, damit er frühmorgens immer der Erste auf dem Schlachtfelde ist!' — Für die Hauptrolle war ursprünglich, trotz der traurigen Erfahrungen am Pariser Tannhäuser, Niemann in Aussicht genommen; er hatte sich aber einer Durchführung seiner Partie ‚ohne Striche' nicht für gewachsen erklärt. Den wahren und einzigen Sänger und Darsteller hatte die rauhe Hand des Geschickes zu früh seiner thatenreichen Laufbahn entrissen! Somit war die Wahl des Meisters auf seinen alten Dresdener Freund und Kampfgenossen Tichatschek gefallen. Wirklich war ja diese Rolle vor zwanzig Jahren gerade für seine, dem Tondichter damals so vertraute Stimme entworfen und ausgeführt. Für den Telramund war ein junger Sänger, Franz Betz, schon seit Jahren Mitglied des Berliner Hofopernpersonales, als Gast berufen worden. Er hatte die Sängerlaufbahn noch unter Anregung Schnorr's eingeschlagen, dessen glorreiches Vorbild auf ihn als damaligen Karlsruher Polytechniker von tiefem Eindruck gewesen war und ihn zur Kunst bestimmt hatte. Erst seit kurzer Zeit war jedoch sein Ruf im Beginn sich zu festigen, und seine eigentliche Bedeutung sollte er erst den ihm durch Wagner gebotenen Aufgaben danken. Die Rolle der Elsa war einem ebenfalls noch jugendlichen Talente, dem Frl. Mathilde Mallinger anvertraut, die Partie der Ortrud einer Frau Bertram-Mayer aus Nürnberg. Jede Einzelheit der ganzen Aufführung, in Soli, Chören, Orchester aber war mit unerhörtem Fleiße von Bülow überwacht und geleitet worden. ‚Auch Regie (sagt er selbst von sich)

habe ich treiben müssen und mich ziemlich rasch hineingefunden.' ‚Wagner war leider sehr angegriffen', schreibt er am 8. Juni an Dr. Gille, ‚hat sich jedoch auf meine Bitte entschlossen, die letzten Proben szenisch und musikalisch zu kontroliren. Nun bekommen wir wirklich eine recht korrekte Aufführung, relativ eine ›Muster‹. Tichatschek glänzend, Betz und Bertram-Mayer vortrefflich, Mallinger sehr poetisch.'

Die Generalprobe fand am Dienstag den 11. Juni statt, in Anwesenheit des Königs und vor zahlreich geladenen Gästen. Es erfüllte Wagner mit Freude, von dem an Jahren gealterten Dresdener Freunde denselben energischen Silberklang der Stimme, den er bei der Ausführung des Werkes im Sinne gehabt, ganz so glanzvoll jugendlich wieder zu vernehmen, wie er ihm nach so langer Zwischenzeit noch in der Erinnerung vorschwebte. In seinen, ein Jahr später geschriebenen ‚Erinnerungen an Schnorr', welche die Grenze von Tichatschek's Begabung, gegenüber dem weit umfassenderen Können des dahingeschiedenen Sängerhelden, so genau bestimmen, heißt es gleichwohl über Tichatschek's Wiedergabe der Erzählung des dritten Aktes: ‚wer noch kürzlich von ihm im Lohengrin die Erzählung vom heiligen Gral in edelst klangvoller, erhabener Einfachheit vorgetragen hörte, der war wie von einem wirklich erlebten Wunder tief ergriffen und gerührt.' Er konnte sich am Schlusse der Probe nicht enthalten, den alten Freund auf offener Szene mit dankbarer Herzlichkeit zu umarmen. Nichtsdestoweniger vollzog sich noch im letzten Augenblick auf höheren Befehl eine Veränderung in der Rollenbesetzung. Dem Könige hatte die äußere Erscheinung Tichatschek's mißfallen; er hatte ihn in mündlicher Äußerung gegen seine Umgebung einen ‚Ritter von der traurigen Gestalt' genannt. Es war ihm namentlich aufgefallen, den Sänger in einem anderen als dem befohlenen Kostüm, insonderheit ohne den ‚blauen Mantel' auftreten zu sehen. Auch sei es ihm unmöglich, sich den Träger der Heldenrolle anders als einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling zu denken und die Rolle von einem älteren Darsteller ausgeführt zu sehen. In einem an Düfflipp gerichteten Schreiben befahl er demnach — unter möglichster Festhaltung des Aufführungs-Termines — die Besetzung durch Nachbaur oder Vogl. Sehr unzufrieden hatte er sich auch mit der Leistung der Bertram-Mayer ausgesprochen: sie sei ihrer Partie nicht gewachsen; es solle eine andere Sängerin telegraphisch nach München berufen werden.[1] Es war allzu natürlich, daß der phantasiebegabte junge Herrscher sich in der langen (mehr als zweijährigen!) Zwischenzeit, in der er sich nach der Aufführung gerade dieses Werkes gesehnt, — ein sehr bestimmtes szenisches Bild davon in seinem Innern ausgeprägt, und daß er nun, am Ziele seines so lange unbefriedigt gebliebenen

[1] Vgl. hierzu: ‚Joseph Tichatschek. Eine biogr. Skizze' (von M. Fürstenau, Leipzig, G. Heinze 1868) und: Bülow, Briefe IV, S. 188.

Wunsches, dieses innere Bild genau so, wie er es sich gedacht, auf seiner eigenen Bühne verkörpert wünschte. Trotzdem gab es Tags darauf zwischen Düfflipp, Bülow und dem Intendanten Perfall ernstliche Verhandlungen über die Art, wie die königlichen Wünsche zu realisiren wären, und noch am Donnerstag hatte Niemand dazu Lust, dem Sänger die unangenehme Mittheilung zu machen. Auch Wagner nicht. Im Gegentheil, nachdem er einmal das Engagement Tichatschek's vermittelt, stand er auch für ihn ein; und indem er es dem Könige überließ, auf seiner Hofbühne den ‚Lohengrin' ganz nach seinem Belieben sich dargestellt zu sehen, nahm er für seine Person vielmehr aus der getroffenen Verfügung den Anlaß, seinen Münchener Aufenthalt unverzüglich abzubrechen und sich — noch vor der Aufführung — eiligst nach Luzern zurückzubegeben. Von hier aus gab er, gleich nach seiner Ankunft, dem tiefgekränkten alten Freunde eine Ehrenerklärung in Form eines, zur Veröffentlichung bestimmten Briefes. Er schloß sich dabei an die offizielle Bekanntmachung, durch welche das Münchener Publikum beschwichtigt worden war, nämlich: daß Tichatschek durch ein plötzliches Unwohlsein an der Ausführung seiner Rolle verhindert worden sei. ‚Du hast', so rief er ihm zu, ‚so viele und schöne Siege in Deiner langen Sängerlaufbahn gewonnen; nimm diesmal nur mit dem Triumphe vorlieb, Deinem alten Freunde zu seiner großen Genugthuung bewiesen zu haben, daß er auf Dich und Deine wunderbare Gabe noch kräftig zählen kann, während Unmuth und Trauer über das immer größere Verkommen edler Kräfte ihn immer mehr zur Entsagung und Einsamkeit drängen.'

Der Aufführung selbst, die am Sonntag den 16. Juni vor sich ging, wohnte der Meister demnach nicht bei. An Stelle Tichatschek's und der Frau Mayer war, den Wünschen des Königs entsprechend, ein ganz jugendliches Sängerpaar aus der Schule Friedrich Schmitt's: Heinrich Vogl und dessen nachmalige Gattin Therese Thoma, getreten, — so daß das gesammte Personal den Anblick einer Pflanzschule von frischen, strebenden Kräften darbot. Unter Bülow's Leitung war insbesondere der instrumentale Theil der Aufführung vollendet zu nennen. Keine Kürzung, kein Kapellmeisterstrich verunstaltete die erhabene Größe des Werkes, und es machte auf seine besten Kenner einen völlig neuen Eindruck. Die Aufnahme war, bei fast fünfstündiger Dauer (von 6 bis gegen 11 Uhr) eine glänzende; das Theater war — für München unerhört! — trotz der erhöhten Preise ausverkauft. Der König dankte Bülow in einem sehr schönen Brief. Seit Menschengedenken, sagt ein Augenzeuge, habe es kein solches Ensemble von Chor und Orchester gegeben. ‚Bülow! welche Bahn hat er durchlaufen', rief Cornelius aus, ‚bis er an diesen Punkt anlangte, den wir wohl seinen Zenith nennen möchten.' Er ‚spiele den ›Lohengrin‹, wie eine der großen Sonaten von Beethoven', sagt derselbe Beurtheiler. Unmittelbar nach der Aufführung ging es an die

Vorstudien der für den nächsten Monat — Ende Juli — angeordneten ‚Tannhäuser'-Aufführung in der neuen Bearbeitung. Während Bülow für die Durchführung auch dieser Aufgabe seine ganze Arbeitskraft, ja seine Gesundheit einsetzte, mußte es ihm dagegen von Seiten der Mitwirkenden und der Intendanz begegnen, daß der Mangel einer geordneten Disziplin, die völlig kopflose Leitung an oberster Stelle, durch Fahrlässigkeit und Chikane das Gelingen auf eine unerhörte Weise erschwerte.[1] Dazu kam, daß er noch ganz kurz vor dem angenommenen Termin der Generalprobe — in den Tagen vom 18. bis 21. Juli — nach Paris geschickt wurde, wo er gelegentlich der Weltausstellung, seitens der bayerischen Gesandtschaft daselbst, zum Kommissar der Jury für das internationale Militärmusik-Konzert vorgeschlagen war. Ungefähr um die gleiche Zeit, im Laufe des Monats Juli, hielt sich auch König Ludwig kurze Zeit in Paris auf, wohin ihn die Ausstellung lockte. Er reiste incognito, unter angenommenem Grafentitel, verkehrte aber doch mit dem Kaiser Napoleon, den er auf einer Fahrt nach dem Walde von Compiègne begleitete und von dem er sich das alte, in der Restauration begriffene Pierrefonds zeigen ließ. Der Tod seines Oheims, des Königs Otto von Griechenland, rief ihn (26. Juli) plötzlich ab; schon auf der Hinreise jedoch war er, zur Vorbereitung auf die bevorstehende, von ihm angeordnete ‚Tannhäuser'-Vorstellung, auf der Durchreise in Thüringen eingekehrt und hatte sich die Räume der Wartburg zeigen lassen. Die Aufführung fand, nach Besiegung aller bedeutenden Schwierigkeiten der Besetzung und Einstudirung, am 1. August vor einem vollständig gefüllten Hause statt; zwei Tage später, am Sonnabend den 3. August, noch eine Separatvorstellung in den Vormittagsstunden von $11\frac{1}{2}$ bis 3 Uhr, welcher der König von Anfang bis zum Schluß in der Mittelloge beiwohnte. Unmittelbar darauf trat Bülow, in höchstem Grade der Erholung bedürftig, seine sechswöchentliche Urlaubsreise an, die ihn zunächst nach Triebschen, von dort in die Einsamkeit des Innthales (St. Moritz) führte.

Wie der Meister selbst über diese aufopfernden Bemühungen Bülow's zu Gunsten der Erfüllung königlicher Wünsche dachte, darüber haben wir bereits bei früherer Gelegenheit (S. 175) berichtet. Er hielt all diese Bestrebungen im höheren Sinne zum mindesten für ‚verfrüht', da bisher für die methodische Ausbildung der dafür nöthigen Kräfte noch so wenig geschehen war. Auch der jubelnde Beifall des Münchener Publikums konnte ihn unmöglich darüber täuschen, daß diese Versuche für jetzt jeder soliden Grundlage entbehrten, und demgemäß auf den öffentlichen Geschmack durchaus ohne jede dauernde Wirkung bleiben mußten. ‚Ein einziges Mal', sagt er

[1] Vgl. dazu die ‚Bemerkungen, die Kgl. Hoftheaterintendanz betreffend', in Bülow's Briefen IV, S. 193.

daher in späterem Rückblick, ‚gelangte ich in München dazu, mein Werk wenigstens in Betreff seines rhythmisch architektonischen Baues, meinen Intentionen vollkommen gemäß, einzustudiren. Wer mit wirklichem Gefühl und Verständnis den hieraus resultirenden Aufführungen beiwohnte, verwunderte sich jetzt nur über Eines: nämlich, daß es dem Publikum gänzlich gleich blieb, ob es den ›Lohengrin‹ so oder anders aufgeführt erhielt. Ward die Oper späterhin wieder nach der alten Routine gegeben, so blieb der Eindruck immer derselbe. Eine Erfahrung, welche den Direktor des Theaters recht behaglich stimmen konnte, mich aber nothwendig wiederum sehr gleichgiltig gegen das Befassen mit dem deutschen Publikum machen mußte.'[1] Um so dringender ergab sich die Nothwendigkeit, durch die so lange verschobene Errichtung der, seit Jahren geplanten ‚Musikschule' unter Bülow's Oberleitung — an Stelle des bisherigen, gänzlich unfruchtbaren Konservatoriums — den fehlenden Unterbau für die Verwirklichung jeder höheren künstlerischen Absicht zu liefern. Unter beständigen Intriguen und Abwiegelungen seitens der Lachner-Partei[2] war die definitive Begründung dieses Institutes, an dessen Etat Bülow bereits im Herbst 1865 gearbeitet (S. 117), nunmehr endlich für den Oktober des laufenden Jahres festgesetzt. Und wieder finden wir dieses Unternehmen, ganz wie damals, in allerengster zeitlicher Verbindung mit der Begründung des nothwendigen publizistischen Organes, aus welchem das Publikum die Anleitung für die richtige Beurtheilung der obwaltenden großen Kunstfragen und reformatorischen Schritte gewinnen könnte, von deren wahrem Wesen es einstweilen auch nicht das mindeste Verständnis hatte. Wagner selbst hatte hierfür lange zwischen einem bloßen Kunstblatte, im Anschluß an die Musikschule, und einer einflußreichen großen politischen Zeitung geschwankt. Wie die Dinge augenblicklich lagen, bot sich ihm die letztere Möglichkeit fast ohne sein besonderes Zuthun dar.

Wir gedachten bereits der durch Hohenlohe an Fröbel gerichteten Aufforderung zur Ausarbeitung eines Programmes für eine projektirte offizielle süddeutsche Zeitung. Was dem Meister durch die Intriguen seiner Gegner im damaligen Ministerium noch vor zwei Jahren so unendlich schwer gemacht worden war und ihm so viele Verfolgungen zugezogen hatte, wurde ihm jetzt, als die Frucht seiner eigenen früheren Anregungen, fast fertig entgegen gebracht. ‚Am 28. Juli', erzählt Fröbel, ‚überreichte ich dem Fürsten das gewünschte Schriftstück, welcher vollständig damit übereinstimmte. Mein Programm für die Wirksamkeit der Zeitung, für welche der Titel ›Süddeutsche Presse‹ gewählt wurde, fand ohne irgend eine Einwendung die einstimmige Billigung des Ministerrathes und die Genehmigung des Königs. Am 29. August wurde zwischen der bayerischen Regierung und mir ein auf

[1] Ges. Schriften IX, S. 342. — [2] Vgl. z. B. Bülow's Briefe IV, S. 205.

die Herausgabe des Blattes bezüglicher Vertrag abgeschlossen und am 1. Oktober erschien die erste Nummer.' Zur ökonomischen Sicherstellung des neuen Blattes, welches an die Stelle der eingehenden ‚Bayerischen Zeitung' trat, verpflichtete sich in diesem Vertrage die Staatsregierung für den Zeitraum von fünf Vierteljahren (also bis zum 1. Januar 1869) zur Deckung eines allfälligen Defizits. ‚Zu Honoraren und Raum für Kunstkritik und Kunsttheorie im Wagner'schen Geiste, besonders mit Bezug auf Theater und Musik, hatte der König außer der Staatssubvention (von zwanzigtausend Gulden) auf die nämlichen fünf Vierteljahre eine weitere namhafte Summe (zehntausend Gulden) aus seiner Kabinetskasse zugesagt. Ich stimmte mit Wagner in der Ansicht überein, daß das Theater mit dem politischen Leben des Volkes in eine wesentliche Verbindung gesetzt werden sollte; daß er sich unter der Wirksamkeit des Blattes, woraus alles Gute auch für seine Kunsttendenzen folgen werde, die Befreiung des bayerischen Volkes von dem verwahrlosenden Einflusse der Geistlichkeit und der Büreaukratie dachte, konnte als leitender Gedanke für die Beeinflussung der inneren Politik nur meine Beistimmung finden.'[1] Um sich andererseits in Betreff der gebrachten Opfer sicher zu stellen, betonte der Meister in seinen Korrespondenzen mit Fröbel ausdrücklich, der durch ihn vermittelte königliche Zuschuß solle ‚zu Stipulationen für Errichtung einer artistischen Separatredaktion führen' und leitete daraus von Hause aus mit Bestimmtheit einen Einfluß auf den, der Kunstkritik gewidmeten Theil des Inhaltes und auf die Wahl der ihn liefernden Schriftsteller ab.[2] ‚Die Anfang Oktober in München erscheinende ›Süddeutsche Presse‹ hat in der Person Richard Wagner's einen Chefredakteur des Feuilletons gefunden', konnte man damals in den Zeitungen lesen.[3] War eine derartige Bezeichnung der Sachlage auch sehr kurzweg über das Knie gebrochen, so prägte sich doch das Eine in ihr aus, daß nicht die subjektiven Ein- und Ansichten eines J. Fröbel für die hier zur Geltung gelangenden Kunstanschauungen maßgebend sein konnten, sondern bei dem ganzen Unternehmen die Verwirklichung der gleichen ernsten und hohen Absichten in das Auge gefaßt war, die den Meister schon um die ‚Tristan'-Zeit und im darauf folgenden Herbst beschäftigt hatten. Auch die königliche Unterstützung konnte keinem anderen Zwecke, als diesem einzigen dienen wollen. Schon das Verhältnis, daß von der gesammten Subventionssumme ein volles Drittheil auf das sonst so geringschätzig behandelte ‚Feuilleton' entfiel, bekundete deutlich die höhere Absicht, die hervorragende Wichtigkeit, welche der Durchführung der hier vorzutragenden Gedanken beigemessen wurde. Das Alles erscheint uns heute so einfach, klar und verständlich — und doch, welch sonderbare Kämpfe standen dem Meister

[1] Fröbel, Memoiren II, S. 480. 484/85 (verkürzt). — [2] Ebendaselbst S. 485. — [3] Vgl. z. B. ‚Signale für die mus. Welt' v. 12. Sept. 67.

selbst auch noch auf diesem, von ihm selbst errichteten Grund und Boden bevor!

Seit seiner Rückkehr aus München nach Luzern beschäftigte ihn hier in voller Zurückgezogenheit die Vollendung seines Werkes, der Partitur der ‚Meistersinger von Nürnberg'. Aber wie sein unausgesetzt thätiger Geist es von je her gewohnt war, sich bei einer Arbeit von der anderen zu erholen, so geschah es auch jetzt. Gerade während dieser Sommermonate sammelte er sich zu der Abfassung der gedankenreichen Abhandlung über ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik', in welcher er die Beobachtungen und Erfahrungen, die er von der Höhe seines künstlerischen Ideales aus an der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Geistes gemacht, in einem großen Zusammenhang niederlegte. Sie war für das neue Organ, die ‚Süddeutsche Presse', bestimmt und wandte sich demnach an die weiteste Öffentlichkeit. In der Gedrängtheit und Fülle ihres Gehaltes, in dem unversieglichen Reichthum der Gedanken und Anschauungen, die hier aus dem tief und warm erregten Inneren des Genius strömen, läßt sie sich in der ganzen Weltlitteratur nur noch mit einer anderen in Vergleichung stellen, — wir haben diese Zusammenstellung schon bei einer früheren Gelegenheit angedeutet und durchgeführt. Diese Schrift des reformatorischen Künstlergeistes hat ihr einziges ebenbürtiges Gegenstück in des großen Glaubens-Reformators: ‚Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation'. Wollte Gott, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo sie zur obligatorischen Lektüre an sämmtlichen deutschen Schulen gemacht wird! Im Anschluß an einen bedeutsamen Ausspruch des befreundeten Politikers Konstantin Frantz über den verderblichen Einfluß der materialistischen französischen Bildung und die ihr gegenüberzustellende ‚rechte deutsche Propaganda' wird die Bedeutung des deutschen Geistes für die Gesammtentwickelung der neueren europäischen Völker konstatirt. ‚Wie bei der Zertrümmerung des römischen Weltreiches mit seiner nivellirenden, endlich ertödtenden Civilisation eine völlige Regeneration des europäischen Völkerblutes nöthig war, dürfte heute zur Befreiung von dem freiheitsmörderischen Einflusse der französischen Civilisation eine Wiedergeburt des Völkergeistes erforderlich sein.' Derselben Nation, von welcher einst jene Regeneration ausging, scheine auch die Vollbringung dieser Wiedergeburt vorbehalten zu sein. Die französische Civilisation sei ohne das Volk, die deutsche Kunst ohne die Fürsten entstanden: abseits von dem Hofe des genialsten deutschen Herrschers, Friedrich's des Großen, habe sich die Wiedergeburt des deutschen Geistes vollzogen. Wie daher jene zu keiner gemüthlichen Tiefe gelangen könne, weil sie das Volk nur überkleide, nicht aber ihm in das Herz dringe, so gebreche es dagegen der zweiten an Macht und adeliger Vollendung, weil sie die Höfe der Fürsten noch nicht erreichen und die Herzen der Herrscher dem deutschen Geiste noch nicht erschließen kann. ‚Dem deutschen Geiste, der unserer Einsicht, unserem Gefühle kenntlich nur

erst noch in dem idealen Aufschwunge der großen Schöpfer der deutschen Wiedergeburt des vorigen Jahrhunderts nachweisbar ist, — diesem Geiste im deutschen Staatswesen die voll entsprechende Grundlage zu geben, heißt so viel als die beste und einzig dauerhafte Staatsverfassung gründen.' Alle Hoffnungen für eine deutsche Bildung macht er demgemäß von der Entscheidung abhängig, ob in dem durch die Wiedergeburt der Kunst neugestalteten öffentlichen Leben ein Theater erstehe, welches dem innersten Motiv seiner Kultur in der Weise entspräche, wie das Theater der alten Griechen dem griechischen Geiste entsprach. Dann erst würde auch die bildende Kunst und jede andere Kunst wieder an dem belebenden Quell angelangt sein, aus welchem sie bei den Griechen sich ernährte.

Dem von Fröbel veröffentlichten Programm für die Wirksamkeit der ‚Süddeutschen Presse' konnte der Meister mit lebhafter Zufriedenheit beistimmen. ‚Haben Sie Dank für Ihr treffliches Programm', schrieb er ihm von Luzern, ‚ich stehe mit Leib und Seele dazu.' Noch vor dem Beginn des Erscheinens der Zeitung gelangte (gegen Ende September) eine Probenummer zu weitester Versendung. Dieselbe brachte außer einem glänzenden Einführungs-Artikel des Redakteurs bereits auch den ersten Abschnitt der Abhandlung Wagner's, aber ohne Namensnennung des Verfassers. Nicht der Name, sondern die Sache, die Macht der darin enthaltenen Gedanken, sollte vorerst ihre Wirkung auf den Leser ausüben. Auch die kleineren Aufsätze, welche er in der nächstfolgenden Zeit eben demselben Blatte anvertraute,[1] sind ohne seine Namensunterzeichnung erschienen. Aus dem tiefen Schweigen seiner Arbeit an dem letzten Akte der ‚Meistersinger' dringt im Übrigen kein Laut über sein äußeres Leben zu uns, außer einigen anekdotischen Berichten nach mündlichen Erzählungen seines jungen Gehilfen bei den Kopirarbeiten für Partitur und Stimmen, Hans Richter,[2] der nun schon bald ein ganzes Jahr im oberen Stock der Villa Triebschen ein Zimmer inne hatte und dem er jede Seite der Partitur, sobald sie vollendet war, eigenhändig überbrachte. Sein Arbeitszimmer lag unter jenem Richter's, — aber in den dreizehn Monaten, welche dieser unter seinem Dache weilte, hatte Richter ihn (während der Arbeit) keinen Ton auf dem Klavier anschlagen hören: ‚ein Beweis, daß er, während des Komponirens, jedes Tonbild klar im Kopfe hatte.' Auf die Frage, ob ihn der Meister jemals in Bezug auf die Anwendung der Instrumente zu Rathe gezogen (!), erwiderte Richter: ‚Nein, darüber brauchte Wagner keinen Rath. Er wußte mehr als irgend ein Anderer. Ein einziges Mal kam er, mit einer noch nassen Seite seiner Partitur, auf mein Zimmer, und fragte mich: ›Glauben Sie, daß diese Phrase auf dem Horn in diesem schnellen Tempo gespielt

[1] Sie sind unter dem Titel ‚Censuren' im VIII. Bande der ‚Gesammelten Schriften' abgedruckt und betreffen W. H. Riehl und Ferd. Hiller. — [2] Im ‚Guide musical' 1893.

werden kann? Ist sie nicht zu schwierig?‹ Es war die Stelle aus dem Finale des zweiten Aktes, wo das Horn das Thema von Beckmesser's Ständchen aufnimmt. Ich sah die Passage an und versicherte ihm: ›Gewiß kann es gespielt werden, aber es wird seltsam und näselnd klingen.‹ ›Vorzüglich!‹, rief Wagner aus, ›das ist gerade, was ich beabsichtigt habe. Es wird sicher eine komische Wirkung machen.‹ Ich mußte also mein Horn nehmen und die Stelle mehrmals spielen, jedesmal schneller als vorher. Er war entzückt, denn der Effekt war genau der von ihm gemeinte.' So weit die Erinnerungen Richter's. Auf keine bessere Weise konnte er in die Tiefen dieser Partitur eindringen, als dadurch, daß jede ihrer Noten, frisch aus Wagner's Feder kommend, durch die seinige ging! In jeder Hinsicht war das in Triebschen verbrachte Jahr für den späteren Meisterdirigenten von höchster erziehender Bedeutung. Erst mußte er in unmittelbarem Verkehr des Meisters persönlicher Jünger werden und jene Weihen empfangen, welcher nur dieser beglückende tägliche Umgang verleihen konnte. Gegen Ende September entließ ihn Wagner für einige Tage auf Urlaub nach München, um die vorbereitenden Maßnahmen für die, von ihm zu leitenden Chorproben zu treffen, — die Malerarbeiten für die Dekorationen hatten bereits seit dem Sommer im Glaspalast ihren Anfang genommen. Um ihm für die Zeit der bevorstehenden Studien, die sich nicht allein auf den Chor, sondern auch auf die Solisten erstreckten, eine feste Grundlage für seine äußere Existenz zu geben, wünschte ihm Wagner — nach Erledigung seiner Kopiearbeiten — eine förmliche Anstellung als Chordirigent und Instruktor, eigens für die Aufführung der ‚Meistersinger', zugewiesen zu sehen. ‚Wenn nach Deinem Ermessen', schreibt er daher (3. Oktober) an Bülow, ‚die Verlängerung seines Aufenthaltes in München seiner Anstellung förderlich sein kann, soll er noch den nöthigen Urlaub von mir hierzu sich als ertheilt ansehen.'[1]

Um die gleiche Zeit hatte sich Heinrich Laube, der inzwischen seine Beziehungen zum Wiener Hofburgtheater gelöst und eine neue Anknüpfung suchte, mit dem Anliegen an ihn gewandt, seine Anstellung am Münchener Hoftheater zu befürworten. Nach bestem Wissen und Gewissen konnte der Meister diese Bitte erfüllen. ‚Lies Laube's Brief', fährt er daher in dem ebenerwähnten Schreiben an Bülow fort. ‚Er ist — glaube mir — keiner von den Schlechten. Würde Perfall Intendant, so könnte er sich gar keinen besseren zum Oberregisseur oder technischen Direktor bestellen: er ist sehr praktisch, versteht viel, enorm thätig und straff. Das Übrige wäre meine Sache.'[2] Man erkennt aus diesem Schreiben die ungetrübte gute Gesinnung Wagner's gegen den Jugendfreund, dessen gelegentliche Gastfreundschaft er noch in den trüben Wiener Jahren genossen.[3] Nachdem er ihm sofort

[1] Bülow, Briefe IV, S. 207. — [2] Ebendaselbst, S. 207/08. — [3] Vgl. Bd. II², S. 338/40.

zustimmend auf sein Anliegen geantwortet und sich beim Kabinetssekretär Düfflipp für ihn verwendet, unterließ es Laube nicht, sofort persönlich in München zu erscheinen und wegen Übernahme der Direktion in eine Unterhandlung zu treten, welche bekanntlich — doch nicht zum Ziele führte. Dies war aber nicht Wagner's Schuld, sondern lag in Verhältnissen begründet, die sich (wie so manches Andere in der bayerischen Hauptstadt!) seinem Einfluß entzogen. Der Groll jedoch, welchen Laube von diesem Augenblick an auf ihn warf, war des alten Freundes und sonst ehrenwerthen Charakters wenig würdig. Wir werden den, ganz unvermuthet explodirenden Äußerungen dieser Laube'schen Gereiztheit späterhin noch begegnen!

Noch ein ganz anderes Ereignis aber fällt in diese Oktobertage, kurz vor der gänzlichen Vollendung der ‚Meistersinger'. Es war ein Besuch Liszt's, dieses wunderbaren Freundes, den Wagner während der ganzen langen Zeit ihrer innigen Freundschaft doch immer nur auf Tage, höchstens auf Wochen in trautem Verkehr von Person zu Person genossen, — zuletzt vor drei Jahren (S. 22/24) und seitdem nicht wieder, selbst zum ‚Tristan' nicht (S. 83/84)! Er war im Laufe des Sommers, einer Einladung des Großherzogs folgend, von Rom aus nach Weimar gekommen, um daselbst, zur achthundertjährigen Feier der Erbauung der Wartburg, einer Aufführung seiner ‚heiligen Elisabeth' beizuwohnen. Gegen Ende September kam er auf einige Wochen nach München, gerade noch rechtzeitig, um bei den Vorstellungen des ‚Tannhäuser' (22. Sept.) und des ‚Lohengrin' (29. Sept.), unter Bülow's Leitung, zugegen zu sein und u. a. auch die soeben erschienene Probenummer der ‚Süddeutschen Presse' (mit einem Briefe vom 26. Sept.) nach Rom an die Fürstin Wittgenstein zu schicken.[1] Von München aus begab er sich über Stuttgart, wo er mit Richard Pohl zusammentraf, in Begleitung dieses Letzteren nach Basel. Hier überraschte er seinen Reisegenossen mit der Nachricht, daß er den Rückweg nach München über — Triebschen nehmen werde, wo er sich soeben bei Wagner telegraphisch angemeldet. ‚Diese Reiseroute', so erzählt Pohl,[2] ‚hatte für mich etwas Geheimnisvolles. Ich konnte anfänglich nicht begreifen, weshalb Liszt nicht das Verlangen zeigte, nach mehrjähriger[3] Trennung Wagner auf längere Zeit zu sehen und zu sprechen, bis mir der Gedanke kam, daß Liszt es überhaupt Niemand wissen lassen wollte, daß er nach Triebschen ging. Für die Welt, die ihn ja überall beobachtete, war er auf der Rückreise von Basel nach München unterwegs; der ‚Umweg' über Triebschen blieb sein Geheimnis. Schließlich kam ich auf den Gedanken, daß die Reise nach Basel nur der Vorwand, der Besuch in Triebschen aber das eigentliche Reiseziel gewesen sei.' In der Frühe des

[1] Liszt's Briefe VI, S. 156. — [2] Richard Pohl, ‚Liszt's Besuch in Triebschen' in Kürschner's ‚Wagner-Jahrbuch' 1886, S. 78 ff. — [3] Pohl schreibt irrthümlich: ‚sechsjähriger'.

9. Oktober bestiegen sie den ersten Zug nach Luzern, das sie Mittags nach zwei Uhr erreichten. ‚Bei seiner Ankunft in Luzern wurde Liszt am Bahnhofe von Wagner's Diener, Stocker, empfangen und in des Meisters Einspänner direkt nach Triebschen gefahren.' Ein ‚historischer' alter Schimmel, der einst beim Sonderbundskriege das Schlachtroß des Luzerner Kommandanten gewesen war, habe den Wagen gezogen. ‚Was veranlaßte nun Liszt', so fragt Pohl, ‚zu diesem Inkognitobesuche? was hatte er Wagner Spezielles zu sagen? Er ließ darüber keine Silbe verlauten, wie er überhaupt über seine persönlichen Absichten und Pläne stets ein diplomatisches Schweigen zu beobachten liebte. Genug, an jenem Oktobertage hat Liszt mit Wagner eine wichtige Unterredung gehabt, die er so geheim hielt, daß er nicht einmal die Thatsache dieser Unterredung zur öffentlichen Kenntnis gelangen lassen wollte.' Leicht können wir es uns sagen, daß es sich dabei um die entscheidende Angelegenheit in Wagner's Leben gehandelt habe, die einzige, welcher auch Liszt nicht fernstand und die gewiß auch während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in München zwischen ihm und Bülow's den Gegenstand ernster Berathungen gebildet haben muß.

Bei seiner Rückkehr nach München sprach er die bedeutenden Worte: ‚Ich war bei Wagner, das ist das Beste, was ich gethan habe. Es ist mir, als ob ich Napoleon auf St. Helena gesehen hätte.' Seinen Reisebegleiter Pohl hatte er nicht mit angemeldet: ‚er wollte Wagner allein sprechen, und wußte auch nicht, wie der Meister einen weiteren Besuch aufnehmen würde.' Deshalb war Pohl vom Schweizerhof aus mit dem Dampfer nach Flüelen gefahren, um den einsamen Nachmittag auf diese Weise zu verbringen. Als er im Abenddunkel von dort zurückkam, stand der Einspänner mit dem Schimmel schon vor dem Gasthof, dessen Personal sich in einiger Aufregung befand. Seit einer Stunde wartete Wagner's Wagen auf ihn; der Kutscher hatte den Auftrag, ihn sammt Gepäck nach Triebschen zu bringen, er sollte dort wohnen. So verdanken wir der Erinnerung Pohl's eine recht genaue Schilderung dieses Abends, die wir in verkürzter Form unserer Erzählung einschalten. ‚Als ich in Triebschen ankam, war es schon ganz dunkel; die Laternen am Luzerner Quai flimmerten über den See herüber, der Pilatus reckte sich riesenhaft in den Nachthimmel, — ringsum die tiefste Stille. Als der Wagen durch das Hofthor einfuhr, schlug ein großer Hund grimmig an: es war Ruß, der schwarze Neufundländer des Meisters. Es kostete einige Mühe, bis der herbeigeeilte Stocker den treuen Wächter überzeugt hatte, daß ich ein Verehrer seines Herrn sei. Der Meister empfing mich äußerst freundlich und machte mir nur den Vorwurf, daß ich sehr lange auf mich habe warten lassen; das Souper sei nun schon vorüber. Ich erklärte mein spätes Kommen und mußte nun ›nachexerziren‹. Wagner war in der allerbesten Laune; er setzte sich bald plaudernd an den Tisch, bald ging er, lebhaft erregt, im Salon

auf und ab. Er erzählte, welche Mühe und Noth er gehabt habe, um seine kleine Villa wohnlich einzurichten: es habe an Allem gefehlt, sogar an Öfen. Jetzt war aber Alles in schönster Ordnung; zum geschmackvollsten Arrangement besaß Wagner bekanntlich ein erstaunliches Talent. Alle Zimmer waren hell erleuchtet, theils durch Hängelampen, theils durch Wandleuchter; im Schlafzimmer brannte eine rothe Glasampel. Liszt war mit Wagner etwa sechs Stunden ganz allein gewesen und hatte also hinlänglich Zeit gehabt, sich auszusprechen. Als ich ankam, saß er am Bechstein'schen Flügel, die Partitur der ›Meistersinger‹ lag auf dem Notenpult aufgeschlagen; der erste Akt war schon durchgespielt, der zweite begonnen. Wie Liszt diese, ihm völlig unbekannte, schwierige Partitur prima vista spielte, war einzig in seiner Art. Wagner sang dazu — ich habe nie eine schönere Aufführung der ›Meistersinger‹ gehört. Diese Wahrheit des Ausdruckes, diese Schönheit der Phrasirung, diese Klarheit in allen Details war hinreißend! Nur beim zweiten Finale stockte Liszt: ›das muß man auf der Bühne hören, es ist zu polyphon, um es am Klavier herauszubringen‹, sagte er. Über den dritten Akt war er am meisten entzückt — so etwas könne Niemand machen, als Wagner, erklärte er mehreremal, wenn er vor Staunen und Entzücken innehielt, um die Stelle noch einmal zu spielen. Bis Mitternacht wurde musizirt; dann brach Liszt auf, da er am andern Morgen fünf Uhr schon weiter reisen wollte. Wagner geleitete ihn in sein Schlafzimmer im oberen Stock; ich erhielt ein Zimmer gegenüber. Wagner hatte seine Leute früher zur Ruhe gehen lassen, damit sie am andern Morgen rechtzeitig bei der Hand seien. Der Meister war deshalb genöthigt, eigenhändig in allen Zimmern die Lampen zu löschen, die Thüren zu verschließen ꝛc. Liszt hatte seinen montenegrinischen Kammerdiener Spiridion bei sich, der ihn bediente. Am andern Morgen war Liszt zuerst wach: als er abfahren wollte, erschien, trotz der frühen Stunde, Wagner im Hausflur, um sich aufs Herzlichste zu verabschieden. Ich begleitete Liszt bis Luzern zum Bahnhofe; er reiste über den Bodensee direkt nach München, wo er Abends eintreffen wollte. Meine Frage, weshalb er denn seinen Aufenthalt bei Wagner nicht verlängert habe, schnitt er mit den Worten ab: ›Es ging nicht. Man muß in allen Fällen korrekt verfahren und präzis sein.‹[1]

Zehn Tage nach diesem Besuche, am Sonntag den 20. Oktober, war die Partitur der ‚Meistersinger' völlig abgeschlossen, der letzte Federzug

[1] Am Tage nach seiner Rückkehr schrieb er an die Fürstin Wittgenstein: ‚Ich bin nur einen halben Tag bei Wagner geblieben. Er hat sich im Äußern sehr verändert; er ist mager geworden, das Antlitz gefurcht. Aber sein Genie hat keine Schwächung erfahren. Die ›Meistersinger‹ haben mich durch Mark und Kühnheit, durch Kraft, Gluth und unerschöpflichen Reichthum in Erstaunen gesetzt. Kein Anderer als er wäre im Stande gewesen ein solches Meisterwerk hervorzubringen' (Liszt, Briefe VI, S. 159).

an dieser gewaltigen Schöpfung seiner reifsten Meisterschaft gethan. In diesem selben Monat Oktober hatte die Vermählungsfeier des jungen Monarchen stattfinden sollen, zu ihrer Verherrlichung war, wie wir uns erinnern, die erste Aufführung des Werkes durch den König selbst bestimmt gewesen. Und doch hätte sich der Meister aus diesem Grunde mit der Vollendung nicht zu beeilen gehabt. Schon seit länger war die Hinausschiebung der Feierlichkeit um einen vollen Monat, bis Ende November, beschlossene Sache; noch vor dem letzten Abschluß des Werkes aber erfolgte der definitive Bruch, die Aufhebung der Verlobung in gegenseitigem Einverständnis. In einem schönen ernsten Briefe vom 19. Oktober theilte sich der königliche Freund ihm darüber ausführlich mit. Seine Verlobte habe sein Wesen nur oberflächlich zu beurtheilen verstanden: sie besitze nicht die Tiefe, die er von seiner zukünftigen Gattin verlange, und er danke Gott, daß er rechtzeitig zu dieser Erkenntnis gekommen. Leider war der kurze Traum eines zukünftigen Eheglückes, den der junge Einsame auf dem Throne geträumt, auch für seine idealen Pläne nicht ohne Nachwirkungen geblieben. Die beabsichtigte Vermählung hatte ihn in nicht unerhebliche Unkosten verwickelt; der von ihm immer noch festgehaltene Plan des Theaterbaues für die Nibelungen, dessen Beginn von ihm noch für dieses laufende Jahr bestimmt gewesen war, mußte um dieser unvermeidlichen Ausgaben willen auf das kommende Jahr verschoben werden. Der Aufschub des Unternehmens, an welchem der königliche Beschützer des großen reformatorischen Kunstgedankens mit ganzer Seele hing, fiel ihm in Wahrheit nicht leicht. Er wäre ihm aber noch schwerer gefallen, hätte er sich sagen können, daß damit ein weiterer Schritt auf dem Wege der völligen Loslösung desselben von seiner Hauptstadt gethan war! Erst die Folge sollte dies immer deutlicher bezeigen.

Nach so anhaltender, unausgesetzter Thätigkeit bedurfte der Meister dringend einer völligen Ausspannung. Er beschloß daher, als zerstreuende Diversion, in etwa achttägiger Reise einen Blick in die Pariser Weltausstellung dieses Jahres zu werfen, deren Schließung mit dem Ende Oktober bevorstand. Wie diese Ausstellung, seit dem Anfang Mai, als das erste große derartige Unternehmen auf dem Kontinent, der Anziehungspunkt für ganz Europa gewesen war, so waren ihm sowohl der königliche Freund, als auch Bülow, wie bereits erwähnt, in ihrem Besuche bereits vorausgegangen. Am 28. Oktober traf er in Paris ein, und nahm im Grand Hôtel Wohnung. Leider vereinigten sich eine große Erschöpfung und ein beschwerlicher Magenkatarrh zu der Wirkung, daß ihm die Tage seines dortigen Verweilens dadurch getrübt wurden. Besuche machte er nicht, mit Ausnahme eines solchen bei Ollivier, den er aber verreist fand, und seinem alten Freunde Charles Nuitter,[1]

[1] Band II², S. 271. 291. 302. 331 u. sonst.

der ihm auch bei dieser Gelegenheit, wie ehedem, seine Treue und Ergebenheit bewies. Aus seinen an Bülow's gerichteten Briefen wird uns mitgetheilt, daß er aus einkassirten französischen Tantièmen auch zwei große Puppen für die beiden Bülow'schen Kinder, Daniela und Blandine, gekauft habe. Einmal besuchte er auch das Théâtre Gymnase, wir wissen aber nicht, zu welcher Aufführung. Auf der Ausstellung dauerte ihn ein armer Händler, der bis zum Schluß derselben eine kostbare Sammlung farbenprächtiger tropischer Schmetterlinge nicht verkauft hatte: er kaufte sie ihm ab und sie bildet noch heutigen Tages einen Schmuck des großen Saales in Wahnfried. Vor Allem aber fand bei diesem kurzen Aufenthalte in Paris das ergreifende Erlebnis statt, dessen er noch zwanzig Jahre später gedenkt, da es sich seiner inneren Anschauung so tief eingegraben, daß er den empfangenen Eindruck nicht wieder loswerden konnte. Soeben hatte er noch in ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik' bei einer Beurtheilung des französischen Volkscharakters die hoffnungsvolle Annahme ausgesprochen, daß die Mischungen und Brechungen desselben gewiß nicht mindere Anlagen zur Bildung des Reinmenschlichen in sich schlössen, als die anderweitigen Glieder der europäischen Völkerfamilie.[1] Nun aber mußte er durch den eigenen Augenschein, durch ‚eine Stunde wahrhaftigsten Sehens' etwas erfahren, was ihn ‚tiefer belehrte, als alle Philosophie, Geschichts- und Racenkunde'. Wir schalten daher diese Erzählung mit seinen eigenen Worten hier ein.[2]

‚Es war am Schließungstage der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867. Den Schulen war an diesem Tage der freie Besuch derselben gestattet worden. Am Ausgange des Gebäudes durch den Einzug der Tausende von männlichen und weiblichen Zöglingen der Pariser Schulen festgehalten, verblieb ich eine Stunde lang in der Musterung fast jedes Einzelnen dieses, eine ganze Zukunft darstellenden, Jugendheeres verloren. Mir wurde das Erlebnis dieser Stunde zu einem ungeheuren Ereignis, so daß ich vor tiefster Ergriffenheit endlich in Thränen und Schluchzen ausbrach. Dies wurde von einer geistlichen Lehrschwester beachtet, welche einen der Mädchenzüge mit höchster Sorgsamkeit anleitete und am Portale des Einganges wie verstohlen nur aufzublicken sich erlaubte. Zu flüchtig nur traf mich ihr Blick, um, selbst wohl im günstigsten Fall, von meinem Zustande ihr ein Verständnis zu erwecken; doch hatte ich mich soeben bereits gut genug im Sehen geübt, um in diesem Blicke eine unaussprechlich schöne Sorge als die Seele ihres Lebens zu lesen. Diese Erscheinung faßte mich um so dringender, als ich nirgends sonst in den unabsehbaren Reihen der Gefährten und Führer auf eine gleiche, ja nur ähnliche getroffen war. Im Gegentheile hatte mich hier Alles mit Grauen und Jammer erfüllt: ich ersah alle Laster der Weltstadts-

[1] Ges. Schr. VIII, S. 97. — [2] Ges. Schr. X, S. 410/11 (Brief an Heinrich v. Stein).

bevölkerung im voraus gebildet, neben Schwäche und Krankhaftigkeit, Rohheit und boshaftes Begehren, Stumpfheit und Herabgedrücktheit natürlicher Lebhaftigkeit, Scheu und Angst neben Frechheit und Tücke. Dies Alles angeführt von Lehrern allermeist geistlichen Standes in der häßlich eleganten Tracht des neumodischen Priesterthums; sie selbst willenlos, streng und hart, aber mehr gehorchend als herrschend. Ohne Seele Alles — außer jener einen armen Schwester.'

Ein langes tiefes Schweigen, so beschließt er diese Erzählung, habe ihn von dem Eindrucke jenes ungeheueren Sehens erholt. ‚Sehen und Schweigen: dies wären endlich auch die Elemente einer würdigen Errettung aus dieser Welt. Nur wer aus solchem Schweigen seine Stimme erhebt, darf endlich auch gehört werden.' Und schweigend nahm er denn für diesmal von der glänzenden Capitale Frankreichs Abschied, um sich ohne Verzug in die Stille seines Schweizer Aufenthaltes, zu dem alten Hause am Vierwaldstätter See zurückzuwenden.

X.

Aufführung der ‚Meistersinger'.

Erfahrungen an der ‚Süddeutschen Presse': Renitenz Fröbel's. — Die Artikelfolge über ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik' plötzlich abgebrochen. — Schwierigkeiten in der Besetzung der ‚Meistersinger'. — Proben und erste Aufführung. — Zurück nach Triebschen. — Korrespondenzen wegen der ‚Meistersinger'. — Ausflug nach Leipzig: Bekanntschaft mit Nietzsche.

Eine vortreffliche Aufführung auf dem Münchener Hoftheater fand die wärmste Aufnahme; sonderbarer Weise waren es aber einige hierbei anwesende französische Gäste, welche mit großer Lebhaftigkeit das volksthümliche Element meines Werkes erkannten und als solches begrüßten.
Richard Wagner.

Vollendet war das große Werk, trotz aller Unterbrechungen, Ablenkungen, Störungen und Verzögerungen! Das große deutsche Werk, von welchem der Meister selber sagt: ‚bei seiner Ausführung leitete mich die Meinung, mit dieser Arbeit ein dem deutschen Publikum bisher nur stümperhaft noch vorgeführtes Abbild seiner eigenen wahren Natur darzubieten, und ich gab mich der Hoffnung hin, dem Herzen des edleren und tüchtigeren deutschen Bürgerthumes einen ernstlich gemeinten Gegengruß abzugewinnen!'[1] In Biebrich begonnen, war es daselbst und in den schweren Wiener Nothjahren kaum bis zum Abschluß des ersten Aktes gebracht, nun aber nach aller Unterbrechung durch schwere Sorgen und Nöthe unter dem mächtigen Schutze eines edlen Schirmherrn und unter dem Segen einer hohen Liebe in einem Zuge, im Laufe von sechzehn Monaten, zu Ende geführt. So hatte er es sich gleich anfangs gedacht, als das Werk eines Jahres: zwölf Monate nach dem ersten Entwurf hatte es über die deutschen Bühnen gehen sollen![2] Das rechte Jahr der Ruhe, der segensreichen Schaffensstille war spät und ver-

[1] Ges. Schr. X, S. 161. — [2] Band II², S. 351. 364. Vgl. 430/31.

zögert eingetreten, aber es war doch gekommen. Was Biebrich, Wien und München nicht vermocht, das hatte nun das liebliche Triebschen bei Luzern ermöglicht, und die ‚Meistersinger' waren das erste Triebschener Kleinod, der erste gehobene Schatz. Hier endlich hatte er sich die eigene Welt, das Königreich des Genius begründet, in welchem er Herr und Meister war und Alles von ihm allein und seiner Schaffenslust abhing. Anders war es in München, wo Andere für ihn und in seinem Sinne thätig sein sollten. Dort standen ihm noch die seltsamsten Erfahrungen bevor. Die erste dieser Erfahrungen mußte er in den ersten Monaten des Bestehens der ‚Süddeutschen Presse' machen. Fröbel war leider nicht der Mann, das ihm Anvertraute im rechten Sinne durchzuführen, ja nur das ihm gegebene Programm zu verstehen und in seiner wahren Bedeutung zu würdigen. ‚Dein gut Gedachtes, in fremden Adern, wird sogleich mit Dir selber hadern', so hatte es schon Goethe erlebt; und so hören wir nun wiederum, im Namen Wagner's, und in einem an diesen gerichteten Briefe, die entsprechende Klage Bülow's: ‚Daß doch das Geringste so schwer zu erreichen ist, daß, wenn so manche Vorbedingung erfüllt ist, es so hart hält, gutwillige Individuen zu dem zu bringen, was einzig von ihnen gefordert wird: intelligenter Gehorsam!'

Einstweilen trat noch kein eklatanter Übelstand im Fortgang der Sache hervor. Im Gegentheil: es handelte sich nur um eine Konzentration geeigneter, tüchtiger Kräfte um die neu aufgerichtete Fahne. In diesem Sinne lesen wir in einem Briefe Bülow's an Richard Pohl (29. Nov.), der Meister dringe auf sein Engagement, und hoffe von ihm, er werde das leisten, was noch nöthig sei geleistet zu werden. Hoffnungsvoll fügt er hinzu: ‚es kann hier Alles gut werden, wir haben wieder einen ungeheueren Schritt vorwärts aus der Anarchie gethan.' Ingleichem nahmen sich die einzelnen Abschnitte der Abhandlung über ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik', wenn auch zersplittert und allmählich ans Tageslicht tretend, doch vornehm und klärend genug in der neuen Zeitung aus. Zwischen dem Erscheinen der einzelnen Absätze verging gerade immer so viel Zeit, als gut war, um sich ihren reichen Gehalt mit Nachdenken und Vertiefung anzueignen. Und, wie bereits erwähnt, erfolgten dazwischen kleinere gelegentliche Beiträge aus seiner Feder, bei denen ihm, eben durch das Gelegentliche ihres Anlasses, ‚der Vortheil zu gute kam, nicht in das Abstrakte hinein zu konstruiren, sondern an den gegebenen konkreten Fällen seinen Hauptgedanken sich befestigen lassen zu können'. ‚Ich glaube', sagt Wagner selbst, ‚daß hierin die große Begünstigung besteht, welche in unserer Zeit der Journalistik eine früher so unbekannte Bedeutung und ein wirkliches Übergewicht über die eigentliche Bücher-Schriftstellerei verschafft hat. Es hat etwas Verlockendes, an dem geringfügigsten Falle, welchen uns die gemeine Tages-Erfahrung vorführt, die Richtigkeit des uns einnehmenden Grundgedankens zu demonstriren; besonders weil wir auch annehmen müssen,

daß er in dieser Form am schnellsten Beachtung finde.'[1] So in den unvergleichlich wundervollen Beleuchtungen der Typen des ‚Idylls' und des ‚deutschen Philisters' in Anlaß eines eben erschienenen ‚Novellenbuches' des seltsam unfreundlich gesinnten W. H. Riehl.[2] So wiederum, als die Augsburger Allgemeine am 15. November einen, mit seiner Spitze gegen Liszt gerichteten, verherrlichenden Aufsatz über den großen Kölner Musikdirektor und Komponisten Ferdinand Hiller, aus der Feder eines seiner stets schreibefertigen Stammesgenossen Moritz Hartmann brachte, — in Anlaß des Erscheinens einer (lieber ungesammelt gebliebenen!) Zusammenstellung kleinerer Aufsätze Hiller's unter dem Titel ‚Aus dem Tonleben unserer Zeit', mit denen dieser Vielgeschäftige nun auch als Schriftsteller an die Öffentlichkeit getreten war! Die letztere Auseinandersetzung hatte die Form einer bloßen Einleitung; die wirkliche ‚Besprechung' des Buches — ließ auf sich warten, und erfolgte schließlich, bei der Geringfügigkeit des litterarischen Objektes, überhaupt nicht.[3] Vor Allem aber that die große, fortlaufende Abhandlung selbst ihre rechte Wirkung gerade bei ihrem vornehmsten, vor Allen dazu berufenen Leser. ‚Wahrhaft hingerissen', schrieb ihm der König (am 21. November), ‚haben mich Ihre Aufsätze über Deutsche Kunst und deutsche Politik. Bei Gott, wer da nicht entzückt ist, durch den Zauber der Rede, die Tiefe des darin sich kundgebenden Geistes nicht überzeugt und bekehrt wird, der verdient nicht, daß er lebe. Ja, Geliebter, ich schwöre es Ihnen, ich will beitragen, soviel als nur irgend in meinen Kräften steht, die unverzeihlichen Fehler der deutschen Fürsten wieder gut zu machen.'

Aber schon im Dezember, als die Publikation der Artikel etwa bis zum XI. oder XII. Abschnitt gelangt war, stellten sich durch die Renitenz Fröbel's die seltsamsten unvorhergesehenen Schwierigkeiten ein. Ein Brief Bülow's an Wagner vom 5. Dezember signalisirt die bevorstehenden Unannehmlichkeiten. ‚Verehrter Freund', heißt es darin, ‚ich weiß nicht, wie es mit Deiner Gesundheit steht, ob für die begonnene Kur ein längeres Bleiben in Luzern Dir noth thut — in diesem Falle betrachte, ich bitte, den Wunsch, daß Du Deine Ankunft nach München beschleunigen möchtest, als ›non avenu‹. Wenn es aber ohne Schaden zu vollbringen, so wäre Deine Anwesenheit hier sehr wichtig. Es herrscht viel Drunter und Drüber auch in der ›Südd. Presse‹ — Fröbel selbst bedarf eines Avertissements, einer Aufklärung bezüglich des

[1] Ges. Schr. V, S. 3. — [2] Wir sprachen auf S. 214 von der — von so mancher Seite her bereits energisch befürworteten — Nothwendigkeit einer Lektüre der Wagnerischen Schriften an sämmtlichen höheren deutschen Bildungsanstalten; nächst dem großen ‚Sendschreiben' des Kunstreformators an den christlichen Adel deutscher Nation käme dafür in erster Reihe diese ungemein reichhaltige und tiefe Exemplifikation des ‚Hauptgedankens' in Betracht! — [3] ‚Die versprochene Fortsetzung', schreibt Bülow darüber an Bronsart, ‚hat er nicht geliefert, weil er das Buch gar zu seicht und elend befunden, und so läßt er denn die Kölner weiter ängstlich zappeln, was auch keine üble Rache ist.' (Bülow, Briefe IV, S. 220.)

Zweckes des ihm übergebenen Blattes. Eine Masse anderer Dinge, brieflich ganz und gar nicht erklärbar, müssen weiter besprochen, gemeinschaftliche Maßregeln ergriffen werden.' Es war nur gut, daß die Partitur der ‚Meistersinger' nun abgeschlossen dalag, an Sorgen und Zerstreuungen fehlte es nicht! Mit Fröbel verhielt es sich im Wesentlichen so, daß er — nachdem er durch Wagner eine weitere Förderung seiner ehrgeizigen, auf die höhere Politik abzielenden Interessen nicht mehr zu erwarten hatte und sich in seiner Machtstellung als Redakteur zunehmend sicher fühlte — den Ton zu wechseln und seine Unzulänglichkeiten und Einseitigkeiten unverhüllter zu Tage treten zu lassen beliebte. Wir erinnern uns des an ihn gerichteten mahnenden Zurufes: ‚O, verehrter Freund, nicht zu viel Politik! (S. 170), mit welchem der Meister ihn vor dieser Einseitigkeit zu bewahren und seiner höheren Kulturidee zuzuführen suchte. Mehr und mehr trat dieser Defekt seiner ästhetischen Bildung, seine Selbstüberschätzung als großer ‚Politiker' bei ihm hervor, bis zu dem offenen Bekenntnis, daß er, in einer Art von Rangordnung, ‚die Politik über die Kunst' stellte.[1] Welche werthvollen Dienste hätte der sonst wohlbegabte Mann in einem angemessenen Wechselverhältnis der Sache leisten können, wenn er nicht, wie aus seinen eigenen Lebenserinnerungen hervorgeht, in der Beschränktheit seines geistigen Horizontes alles und jedes auf die große Kunstreform Abzielende als lediglich ‚persönlich' (!), d. h. also auf die persönliche Verherrlichung Wagner's ausgehend, und demnach die wenigen, dieser Sache Dienenden und durch sie Verbundenen, nach seinen eigenen Worten als eine ‚Clique' (!) betrachtet hätte, ‚welche selbstsüchtige Zwecke verfolge' (!), oder im günstigsten Falle als ‚ästhetisch-litterarische Partei', welche ‚mit persönlicher Uneigennützigkeit die Theorie der Selbstsucht verkünde'.[2] So geschah es, daß, als Wagner in der zweiten Hälfte des Dezember wirklich nach München kam, um die Vorbereitungen für die Aufführung der Meistersinger zu betreiben, ein Verständnis zwischen ihm und Fröbel nicht erzielt werden konnte. Im Gegentheil! Es kam zum bestimmten Bruch. ‚Herr Dr. J. Fröbel', so berichtet demgemäß der Meister über dieses Verhältnis, ‚erklärte sich bereit, die in meinem Aufsatze ›Was ist deutsch?‹ ausgesprochenen Tendenzen in einer politischen Zeitung zu vertreten: die ›Süddeutsche Presse‹ trat an das Tageslicht. Leider hatte ich zu erleben, daß Herrn Fröbel das in Frage stehende Problem anders aufgegangen war als mir, und wir mußten uns trennen, als ihn eines Tages der Gedanke, die Kunst solle keinem Nütz-

[1] Buchstäblich in diesem Sinne einer ‚Rangordnung' wies er in dem nächstfolgenden Sommer den Bericht eines Mitarbeiters über die erste Aufführung der ‚Meistersinger' — wegen angeblicher Überschwänglichkeit — mit den Worten zurück: ‚Woher sollte ich die Sprache nehmen, um eine große politische Leistung zu würdigen, wenn schon für die Würdigung einer künstlerischen dieselbe bis an die Grenzen ihrer Mittel geht?' Fröbel II, S. 499.) — [2] Brieflich an Frau v. Bülow, 13. und 14. Dezember 1867.

lichkeitszwecke, sondern ihrem eigenen Werthe dienen, so heftig anwiderte, daß er in Weinen und Schluchzen ausbrach.'[1]

Aber noch eines wunderlichen, bis zum heutigen Tage unaufgeklärten Begebnisses haben wir hier zu gedenken, durch welches die heftige Abneigung Fröbel's gegen die ihm unverständlich gebliebenen Gedanken des Reformators in ganz unverhoffter Weise einen willkommenen Succurs erhielt. Ziemlich gleichzeitig mit dem, in den eben citirten Worten Wagner's angedeuteten, Auftritt zwischen ihm und Fröbel trug sich ein sonderbarer Vorfall zu, den wir hier nach Fröbel's eigenen Angaben wiedergeben. Am Morgen des 19. Dezember sei auf dem Redaktionsbüreau der ‚Süddeutschen Presse' ein Ministerialrath erschienen, der ihm einen Erlaß des Ministeriums des Innern vorlas, des Inhalts, daß ‚Se. Majestät der König die augenblickliche Einstellung der Fortsetzung der Wagner'schen Artikel über deutsche Kunst und deutsche Politik befehle', und worin — nach Fröbel — die merkwürdigen Worte vorgekommen sein sollen: ‚Se. Majestät bezeichnen diese Artikel als selbstmörderisch' (!). Wie der König in Wahrheit über diese Artikel dachte, das haben wir ja aber soeben (S. 225) aus seinen, direkt an Wagner gerichteten Worten gesehen! ‚Ein Fremder von hoher Stellung', berichtet nun Fröbel weiter, ‚welcher mich um jene Zeit in München besuchte und welchem ich den Vorfall erzählte, äußerte lebhaft: ›Weshalb hat man Ihnen den Erlaß bloß vorgelesen und nicht die Schrift übergeben? Wie konnten Sie wissen, daß der König das wirklich befohlen und sich wirklich so geäußert hat?‹ Mein Mißtrauen', so fährt Fröbel fort, ‚war nicht so weit gegangen. Ich ließ den schon gesetzten Artikel XIV der Serie aus der Form nehmen und mit Wagner's Beiträgen zur ›Süddeutschen Presse‹ hatte es ohne mein Zuthun ein plötzliches Ende.' So weit Fröbel, dem diese Wendung in jeder Hinsicht gelegen kam. ‚In der deutschen Kunsthauptstadt München', sagt Wagner selbst, ‚las man meine Artikel über ›Deutsche Kunst und deutsche Politik‹ und setzte es durch, daß ihr Erscheinen abgebrochen werden mußte: offenbar befürchtete man, ich würde mich um den Hals reden.'[2] Gewiß wäre es vorschnell, aus diesem noch unerhellten Vorfall den Schluß zu ziehen, als böte er so ohne Weiteres — im Sinne jener Bülow'schen Äußerung[3] — ein Beispiel für ‚die Schwäche des Königs und die Niedertracht der ihn beherrschenden treulosen Diener'. Zu seiner Aufklärung liegt indeß auch heute noch kein anderes Material vor, als die eigenen reichlichen Mittheilungen Fröbel's über die wiederholten Konflikte und Reibungen zwischen der ‚Süddeutschen Presse' und dem damaligen Minister des Inneren, dem kurz darauf (Februar 1868) verstorbenen Herrn von Pechmann, aus dessen Kanzlei die räthselhafte Weisung an ihn

[1] Ges. Schr. X, S. 70/71. — [2] Ges. Schr. X, 167. — [3] Vgl. S. 205/06 dieses vorliegenden Bandes, wo es sich ebenfalls um einen, zur Zeit noch unaufgeklärten Vorfall handelt

gelangt war.[1] In diesen unberechenbaren Höflings- und Kanzlei-Regionen mit ihrer dürftigen Einsicht und ihren ehrgeizigen Bestrebungen war in Bezug auf Entstellung und Mißdeutung des königlichen Willens das Unglaubliche möglich. Es gab aber Mittel zur Bekämpfung ihres eigenmächtigen Vorgehens, und der sonst so gewitzigte und von sich eingenommene Redakteur und Politiker hätte sich in eigener Angelegenheit so leicht nicht düpiren lassen, wäre ihm nicht — bei seinem bestehenden Mißverhältnis zu Wagner — die eingetretene Wendung so willkommen gewesen, daß ihm dadurch vielmehr das Herz völlig erleichtert war. Er diente dem Meister nicht freiwillig und aus eigenem inneren Antriebe; deshalb lastete der Einfluß der höheren Natur auf ihm wie ein Alpdruck, zu dessen Abwerfung er gern die nächste beste Veranlassung ergriff. Und dieses nicht zu beseitigende tiefere Mißverhältnis ließ es auch Wagner schließlich gleichgiltig sein, ob die Fortsetzung seiner Artikel in der ‚Süddeutschen Presse' erschien oder nicht, da sie ohnehin demnächst in Buchform an das Tageslicht zu treten bestimmt waren.

Das war der Ausgang seiner Bemühungen um die Begründung eines eigenen, weithin wirkenden Organes für die Durchführung seiner Ideen. Was nun zunächst Fröbel und seine Zeitung betraf, so mußte dieser bald genug an sich erfahren, wie sehr er mit seiner zweideutigen Haltung gegen den intellektuellen und moralischen Urheber seiner derzeitigen Redaktionsstellung — ganz abgesehen von der schmachvollen Verkennung der Intentionen desselben! — zu seinem eigenen Schaden sich recht eigentlich zwischen zwei Stühle gesetzt habe. Die Sache lag sehr einfach. Als das einzige politische Organ Deutschlands, in welchem die Kunstkritik ausschließlich in dem großen reformatorischen Sinne des Meisters geübt worden wäre, hätte seinem Blatte, bei sonst tüchtiger Führung des politischen Theiles, unter dem Schutze der bayerischen Regierung eine unabsehbar bedeutungsvolle Zukunft offen gestanden. Seine Lossagung von der höheren Aufgabe war der erste Schritt dazu, daß sich die ‚Süddeutsche Presse' aus einem halboffiziellen in ein Privatunternehmen verwandelte. Ganz wider Erwarten[2] verlor er nun aber gerade durch diese Veränderung (wie er selbst später eingehend auseinandersetzt) ‚die Hälfte seiner Abonnenten und den größten Theil der ihm bis dahin zugegangenen Inserate', — ein Verlust, von dem sich das Blatt in den wenigen Jahren seiner Lebensdauer nicht wieder erholen konnte. ‚Was Richard Wagner gründet, das besteht', schrieb

[1] Wiederholt war, während der Pechmann'schen Periode, der Inhalt des Blattes bei dem Könige zur Aufreizung gegen Hohenlohe benutzt worden, als wären die Artikel desselben direkt durch den Fürsten inspirirt und speziell gegen den Minister des Inneren gerichtet (Fröbel II, S. 507/08). — [2] In einem uns vorliegenden Briefe vom 13. Dezember 1867 spricht er sich noch sehr zuversichtlich triumphirend dahin aus: ‚eine Zurückziehung der Kgl. Subvention würde der ›Süddeutschen Presse‹ insofern mehr nützen als schaden, als schon jetzt Abonnenten des Blattes wegen der darin geübten Kunstkritik zurückträten (!).'

späterhin einmal Richard Pohl. Aber die Bedingung dieses Bestehens mußte erfüllt sein: ein treues und vornehmes Eingehen auf seine Absichten. Dazu war Fröbel in seiner Selbstherrlichkeit nicht der Mann. Von anderer Art war die Lehre, welche Wagner diesem ersten Versuche entnahm, seinen Ideen durch eine Zeitschrift Ausdruck zu verleihen. ‚Ich glaubte', so sagt er, ‚eine Zeitlang nichts Besseres thun zu können, als selbst in diese Arena der Zeitungspresse herabzusteigen, in welcher die Impotenz ihren Ärger dadurch zu befriedigen sucht, daß sie das Publikum zum Genusse der Schadenfreude einlädt. Der Ekel an dem hierbei unausweichlichen Umgange brachte mich bald von meinem Eifer zurück. Dennoch blieb ich von jetzt ab gestimmt, den Hoffnungen meiner Widersacher auf die Erfolge ihrer Wirksamkeit in der Presse wenigstens dadurch entgegenzutreten, daß ich mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit sie selbst und ihre Motive, auch wohl ihre Leistungen und Fähigkeiten meinen Freunden bezeichnete.'[1]

Wir gedachten bereits der an den Meister gerichteten Einladung Bülow's, seinen beabsichtigten Münchener Besuch, behufs Vorbereitung der ‚Meistersinger', zu beschleunigen, und seines Eintreffens in der zweiten Hälfte des Dezember. Die zwei separaten, für ihn eingerichteten Zimmer im ersten Stock des Eckhauses an der Arcostraße wurden nun bezogen und es gab manche gute Stunden eines traulichen Verkehrs, in welchem er sich unter den Seinen fühlte. Ein schöner Brief vom 28. Dezember 1867 an den vielgetreuen Freund Pusinelli, dem er für einen neuen, ihm erwiesenen Dienst zu danken hatte, giebt ein andeutendes Bild davon. ‚Ich leb' in dieser Welt nur noch wie auf einer Luftinsel, von unglaublich Wenigen bevölkert, die mir angehören und zu denen ich gehöre. Hier hab' ich mir eine kleine Kolonie von drei, durch mich begründeten, Familien gebildet: bei denen bin ich jetzt, um einigermaßen mit Menschen zu verkehren.' Es können nur die Familien Bülow, Porges, Peter Cornelius gemeint sein. Der ‚famose Theetisch zwischen Ofen und Klavier', dessen nachmals in einem an Bülow gerichteten Briefe Erwähnung geschieht,[2] muß der Mittelpunkt und Zeuge manches heiter ernsten Zusammenseins gewesen sein. Die Regulirung der Münchener Theaterverhältnisse, ihre Rettung aus völliger Anarchie (welche noch im letzten Jahre Bülow jede Ordnung und Organisation der Arbeit unendlich erschwert hatte!), andererseits die Besetzung der ‚Meistersinger' in ihren sämmtlichen Partieen, bildete den Gegenstand ernster Sorgen und vielfacher Korrespondenzen. Im Betreff der Orchesterleitung war die endlich bestimmt bevorstehende Pensionirung Lachner's von Wichtigkeit. Als Intendant des Hoftheaters sollte mit Beginn des neuen Jahres der bisherige Intendant der Hofmusik, Baron Perfall, an die Spitze des Ganzen treten, ‚seit lange unser Kandidat zur Ablösung einer

[1] Ges. Schr. VIII, 255/56. — [2] Bülow, Briefe IV, 222.

höchst miserablen Dingelstedt'schen Kreatur', wie Bülow von ihm sagt. ‚Er wird als loyaler und intelligenter Mann treu zu uns halten, wie dies überdem auch sein persönliches Interesse erheischt. Allmählich wird jetzt Ordnung und Licht, und die gründlichsten Reformen stehen bevor.' Über diese Angelegenheit und seinen Antheil daran hat sich der Meister, kaum ein Jahr später, so eingehend und unumwunden mitgetheilt, daß es nothwendig scheint, zu völliger Klarheit ihn selbst darüber zu vernehmen. ‚Es galt endlich', so sagt er, ‚deutlich ausgesprochenen und wirklich verpflichtenden Wünschen gemäß, dem Versuch, meine Ideen zur Hebung der dramatischen Kunst und des deutschen Theaters zur Ausführung zu bringen. Die Intendanz selbst zu übernehmen, hätte mir das Sicherste dünken müssen. Überflüssig ist es die Gründe aufzuzählen, welche mich hiervon abhielten. Es wurde dagegen der bisherige Intendant der Hofmusik, der sich als sorgfältiger und zuverlässiger Administrator bewährt hatte, auch für die Theaterintendanz ins Auge gefaßt. Die Bedenken, welche sich seiner Wahl entgegenstellten, bezogen sich zunächst auf ein allseitig mangelndes Vertrauen in die Befähigung und die Kenntnisse des Betreffenden. Diesen Bedenken glaubte ich durch den Hinweis darauf begegnen zu dürfen, daß es zuvörderst eben nur des getreuen und pünktlichen Administrators (als welcher sich jener Herr ja bereits bewährt hatte) bedürfe, sowie, daß Alles hierbei nur auf den guten Willen zu redlicher Hilfe und verständiger Ausführung ankomme, welchen ich andererseits durch persönliche Versicherungen auf das allerbestimmteste und vertrauenerweckendste von dem bisherigen Intendanten der Hofmusik zugesichert erhielt. Hingegen wurde ich nun allerdings auch bei Zeiten auf die sehr abhängige soziale Stellung des betreffenden Herrn aufmerksam gemacht, nnd darauf hingewiesen, daß es diesem wahrscheinlich — selbst gegen seine bessere Überzeugung — alsbald nach dem Antritt des ihm zugedachten Amtes schwer gemacht werden würde, seinen gegebenen Zusicherungen nachzukommen. Es fiel mir nicht leicht, alle diese Einwendungen und Besorgnisse zu entkräftigen und ich habe Zeugnisse dafür anzurufen, daß es mich Mühe und große Überredung kostete, um meiner vertrauensvollen Meinung Geltung und meinem Vorschlag Annahme zu verschaffen.'[1] Leider sollten sich die gegen diese Wahl erhobenen Bedenken nur zu bald in vollem Umfang bewähren.

Die nächste Sorge bildete die Besetzung der so wichtigen Partieen des neuen Werkes. Hierbei zeigte der Meister ein nur allzu wohlbegründetes ‚Mißtrauen' gegen Künstler, die er nicht selbst gehört hatte. Für seinen Hans Sachs wünschte er durchaus den Wiener Bassisten Beck, der sich nachmals als ein so vortrefflicher Repräsentant dieser Rolle bewährt hat. Leider

[1] Vgl. den Artikel: ‚Das Münchener Hoftheater', in der Augsb. Allg. Zeitung 1869, Nr. 259 vom 16. September.

ließ ihn Dingelstedt als damaliger Intendant der Wiener Hofoper nicht los, und er konnte seine Partie doch unmöglich für sich allein in Wien studiren. Auch schützte derselbe, wenigstens für die Wintermonate, Gesundheitsrücksichten vor. Überhaupt war Wagner's Wunsch ursprünglich auf eine gleichzeitige, sozusagen gemeinschaftliche Einstudirung des Werkes in München und Wien gegangen; diesem Wunsch und Plan stellte sich der Umstand hindernd entgegen, daß das neue Wiener Opernhaus[1] noch immer nicht fertig gebaut war und die Aufführung der ‚Meistersinger' nach der Absicht der dortigen Intendanz erst im neuen Hause vor sich gehen sollte. Für Beckmesser hatte er Gustav Hölzel aus Wien im Sinne, für David den Tenor Swoboda von ebendaher (Theater a. d. Wien). Dem successiven Geschäftsgange nach mußte von diesen beiden Sängern erst Antwort abgewartet werden. Wegen Beck hatte Perfall der Form wegen noch einmal nach Wien geschrieben; die abschlägige Antwort im Betreff seiner konnte jedoch im voraus als unzweifelhaft gelten. So fiel sie denn in der That aus, und man wandte sich nun an Stägemann in Hannover. ‚In der großen Meistersinger-Angelegenheit', schreibt daher Bülow am 23. Januar, ‚sind wir wieder recht rathlos. Swoboda antwortet nicht, Hölzel glaubt die Rolle nicht leisten zu können. Wagner wird pessimistisch und meint, man solle es mit den lokalen Kräften versuchen, wozu ich freilich keine Möglichkeit erblicke.' Stand doch erst wenige Tage später, am 26. Januar 1868, die letzte Aufführung unter Lachner's Leitung (Gluck's ‚Armida') bevor, und begann erst mit diesem Datum für Bülow die schwierige Arbeit, das ganze Opernrepertoire gründlich zu revidiren und zu renoviren, auch im Personale die nöthigen Änderungen und Ergänzungen zu treffen.[2]

Seitens des Fürsten Hohenlohe war — in seiner Eigenschaft als Minister des königlichen Hauses — dem Meister stets die freundlichste Aufmerksamkeit und gewogenste Gesinnung zu Theil geworden. Insbesondere vernahm Wagner von dem Interesse, mit welchem derselbe seinen Ausführungen über ‚Deutsche Kunst und Politik' gefolgt und von seinem Bedauern darüber, daß ihr Erscheinen so unvermuthet abgebrochen war. Daraufhin übersandte er ihm (28. Jan.) einen Abzug der, nicht zum Druck gelangten Schlußartikel seines Aufsatzes mit einem darauf bezüglichen Begleitschreiben. ‚War es gewagt', heißt es in diesem letzteren, ‚auf dem Wege der journalistischen Veröffentlichung die wenigen wahrhaft gebildeten Köpfe und selbständigen Charaktere aufzusuchen, an welche ein für allemal der Autor ähnlicher paradoxer Untersuchungen sich wenden kann, so möchte ich nun, da ich von jenem Wege zurückzutreten mich genöthigt sah, wenigstens des Trostes mich nicht beraubt wissen, von einem Vorzüglichsten jener Wenigen bis zu Ende gehört worden

[1] Vgl. Bd. II[2] des vorl. Buches, S. 436. — [2] Bülow, Briefe IV, S. 216. 217. 222.

zu sein. Da ich hiermit nicht die mindeste, auf irgend einen praktischen Zweck gerichtete Absicht verbinde und einzig den Wunsch hege, Ew. Durchlaucht möchten die Muße finden, diese Blätter durchzusehen, gestatte ich mir heute meinem Verlangen nachzugeben.' Auch zu mündlichen Unterredungen über diesen Gegenstand hat sich jedenfalls während dieses Münchener Aufenthaltes Gelegenheit geboten. Bekanntlich enthalten gerade die letzten Kapitel der genannten Schrift die Anregung zur Begründung eines umfassenden Ordensbundes, welcher für unsere und die kommenden Zeiten in die Bedeutung eintreten sollte, welche in seiner schönsten Blüthe und anderen Zeiterfordernissen gegenüber der deutsche Adel hatte.[1] ‚Es wäre zu untersuchen', meint nun Wagner, ‚ob nicht der noch verbliebene deutsche Adel am allergeeignetsten wäre, die Grundlage des von uns gedachten Ordens in der Weise zu bilden, daß er, indem er dem Monarchen die willige Initiative zu dieser Schöpfung entgegenbrächte, sich selbst zugleich ehrenreich und gemeinwohlthätig verjünge.' Gerade auf dieses Thema müssen sich die Unterhaltungen zwischen beiden Männern erstreckt haben, deren der Meister ein volles Jahrzehnt später[2] gelegentlich gedenkt. ‚Im Betreff des deutschen Adels erklärte mir der seiner Zeit an der Spitze der bayerischen Staatsregierung stehende, mir sehr wohlgesinnte Fürst Chlodwig Hohenlohe, daß er nicht zehn seines Standes bereit finden würde, auf meine Ideen einzugehen. Ob er es mit neun oder acht ein halb versuchte', fügt er humoristisch hinzu, ‚ist mir unbekannt geblieben.'

Von den beiden Wiener Künstlern, die er sich für David und Beckmesser ausersehen, sagte der eine (Swoboda) völlig ab; der Andere — Hölzel — that das Beste, was er thun konnte, und kam, Wagner's Einladung folgend, in Person nach München, wo er denn alsbald den lebhaftesten Enthusiasmus für die ihm zugedachte, im nächsten Sommer so glänzend durch ihn verkörperte

[1] Hier in Kürze der Gedankenzusammenhang, welcher dieser Anregung als Grundlage dient: Den Staat unmittelbar für die Kunst in Anspruch nehmen zu wollen, beruhe auf einem Irrthum; er sei der Vertreter der absoluten Zweckmäßigkeit, und lehne daher mit richtigster Bestimmtheit Alles ab, was nicht einen unmittelbaren nützlichen Zweck angeben könne. Von diesem, den ganzen Staat bindenden Zweckmäßigkeitsgesetz sei allein die ideale Sphäre des Königthums entbunden: aus dieser ‚Sphäre der Gnade' habe denn auch die Sorge für das Schöne ihren rechtmäßigen Ausgang zu nehmen. Dem Könige zur Seite denkt sich nun der Meister, als lebensvolles Verbindungsglied zwischen der idealen Tendenz des Königthumes und der realistischen des Staates, eben jenen Orden von Pairs der Kunst und Wissenschaft, dessen Ordensmeister der König sein solle, dessen Glieder diejenigen Männer, welche, indem sie in ihren Leistungen das gemeine Maß der für den bloßen Nützlichkeitszweck zu stellenden Anforderungen überschritten, von selbst in die Sphäre der Gnade getreten seien. Aus dieser Sphäre müsse die Hebung des deutschen Kunstgeistes hervorgehen, durch sie die Kunst auf einen, von den Bedürfnissen und Nöthigungen des alltäglichen Theaterverkehrs auf der Basis der Erwerbsinteressen gänzlich eximirten Boden gehoben werden (‚Deutsche Kunst und deutsche Politik', Abschnitt XIII. XIV. XV.). — [2] In dem Aufsatze: ‚Wollen wir hoffen?' (1879) Ges. Schr. X, S. 162.

Partie schöpfte. Für David wurde vorübergehend an den einheimischen Tenoristen Vogl gedacht, für Walther hoffte man Bachmann aus Dresden zu gewinnen. Leichter fiel es, die beiden weiblichen Rollen zu besetzen. Für Evchen und Magdalene boten sich tüchtige einheimische Kräfte in der noch ganz jugendlichen Frl. Mallinger (der Elsa des vorigen Jahres), nach der eigenen Schätzung des Meisters einem ‚höchst bedeutenden Talent', und einer altverdienten Veteranin des Hoftheaters, Frau Diez. Dagegen zeigte sich der Chorkörper noch nach Beginn der mit ihm veranstalteten Proben einer Verstärkung bedürftig, und ein in den musikalischen Zeitungen publicirter Aufruf der Intendanz (vom 23. Januar) forderte daher geeignete Tenoristen und Bassisten zur Meldung in ihrem Sekretariate auf. Hans Richter leitete die Proben, und es gelang ihm, die nicht geringen Schwierigkeiten zu besiegen. Was hier zu leisten war und thatsächlich geleistet wurde, war allerdings dem Gewohnten gegenüber unerhört: galt es doch nicht etwa bloß die Aufgaben dieses einen Werkes zu lösen, sondern vielmehr einen brauchbaren Theaterchor erst zu schaffen. ‚Zunächst und vor Allem mußte der Körper selbst mit neuen frischen Kräften verstärkt werden, und dann ging die Einübung geradezu vom A-B-C an: nicht allein singen und agiren, nein erst richtig sprechen und deutlich accentuiren mußte hier erlernt werden. Denn wo selbst die Hauptdarsteller in solchen entscheidenden Dingen bisher kein ausreichendes Muster sein konnten, wo sollte da der gemeine Mann eine wirkliche Kunstaufgabe lösen oder nur fassen können!'[1] Es war das Resultat von Richter's unablässigem, eisernen Fleiße, daß der ihm anvertraute Chor am Ende zum vollgiltigen Muster musikdramatischer Darstellungskunst herangebildet war, von dem selbst die Träger der Hauptrollen noch zu lernen vermochten! — In diese Zeit (Ende Januar) fällt eine briefliche Beziehung zwischen Wagner und Anton Bruckner, der sich für das Festkonzert eines von ihm in Linz dirigirten Gesangvereins mit der Bitte um Nachweis einer geeigneten Männergesang-Komposition an den Meister wandte. ‚Sie können sich wohl denken', erwiderte ihm Wagner, ‚daß sich so etwas schwer bei mir findet. Doch habe ich darüber nachgedacht, und da Sie von einem Festfeier-Konzerte sprechen, von Orchester und auch weiblichem Chor, so glaube ich, Sie auf etwas recht Schickliches aufmerksam machen zu können.' Es war dies der noch unveröffentlichte Schlußgesang der ‚Meistersinger', der denn auch wirklich, aus einem von Schott gelieferten Probeabzug der — noch im Stich befindlichen — Partitur, von Bruckner, dessen Dankbarkeit für diesen Gunstbeweis keine

[1] L. Nohl, Neues Skizzenbuch (München 1869) S. 352 ff. ‚Und will man da staunen, wenn der Meister darauf drang, daß mit dem Einstudiren der Chöre zunächst und zwar ungesäumt begonnen werde und daß in Folge dessen der Münchener Theaterchor im Laufe eines Jahres im Ganzen für die ‚Meistersinger' allein 66 Proben, sage sechsundsechzig Proben gehabt hat!'

Grenzen kannte, mit hoher Begeisterung einstudirt wurde und dementsprechend in jenem Festkonzerte des Linzer Chorvereins am 4. April zur allerersten Aufführung gelangte.[1]

Wegen völliger Unsicherheit der ‚Meistersinger'-Vorbereitungen kehrte Wagner in der ersten Hälfte des Februar wieder nach Triebschen zurück. Selbst hier ließen ihn indeß die gleichen Sorgen nicht in Ruhe. Beck aus Wien, den Wagner zuerst und am liebsten zu seinem Hans Sachs gehabt hätte, der aber — aus Gesundheitsrücksichten — alle früheren Anträge beharrlich abgewiesen, erklärte nun plötzlich, wahrscheinlich durch die Begeisterung Hölzel's angesteckt, daß er bereit sei, die ihm zugedachte Partie zu übernehmen. Inzwischen hatte nun aber die Münchener Intendanz in aller Regel und Form mit Stägemann in Hannover einen Kontrakt abgeschlossen, und an einen freiwilligen Rücktritt des Letzteren war nicht zu denken. Wir verschonen den Leser mit allen Einzelheiten dieser Verschiebungen und Unsicherheiten, von denen der Meister leider nicht verschont blieb, sondern die er alle durchzumachen hatte. Thatsache ist, daß schließlich weder Beck — der später so vielbewunderte Sachs der Wiener — noch auch Stägemann, sondern der junge Franz Betz (Telramund des Vorjahres!) mit der Partie betraut wurde und sie mit Auszeichnung löste. Bis es aber erst dazu kam, waren noch eine Menge peinlicher Zwischenstationen zu überwinden. Und im Betreff Walther's und David's war auch noch Alles im Ungewissen. So wurde die zuletzt für den Monat April angesetzte Aufführung immer noch weiter hinaus vertagt. An der szenischen Ausstattung war seit dem vorigen Sommer (S. 216) gearbeitet worden. Die Hoftheatermaler Quaglio, Döll und Jank hatten die gebotenen Aufgaben so unter sich getheilt, daß die beiden Ersteren gemeinschaftlich das Innere der Katharinenkirche, sowie die alterthümliche Nürnberger Straße mit ihren praktikablen Häusern (erster und zweiter Aufzug, der Letztere aber die beiden Dekorationen des dritten Aktes, die Werkstatt des Hans Sachs und die Pegnitzwiese zu liefern übernommen hatten. Das Neue und Originale dieser Aufgaben bestand darin, daß in der vollkommen plastischen Darstellung der gegebenen Vorwürfe alles Coulissen- und Theaterdekorationsmäßige vermieden und vielmehr, neben einer einheitlich malerischen Gesammtwirkung, durch treffende historisch-charakteristische Lebenswahrheit die möglichste Täuschung erzielt würde. Aus demselben Grunde waren sämmtliche Kostüme und Requisiten, selbst die im festlichen Aufzug des dritten Aktes auf der Bühne mitwirkenden musikalischen Instrumente, in streng historischem Style gehalten. — In Triebschen beschäftigte den Meister die Revision des Textes von ‚Oper und Drama' für einen bevorstehenden Neudruck. Er hatte aber kaum einige Wochen daselbst verbracht, als seine Gesundheit ihn schon

[1] ‚Die Musik' (Illustr. Halbmonatschrift) 1901/02, 1. Jahrgang, 2. Quartal, S. 585.

wieder zwang, an die Nothwendigkeit eines ersprießlichen Verkehrs mit dem Münchener Arzte, Dr. Schanzenbach, zu denken, der ihn während seiner letzten dortigen Anwesenheit behandelt und zu dem er Vertrauen gefaßt hatte. ‚Mein Unterleib quält mich wieder unerträglich', schreibt er am 13. März an Bülow. Und das Pulver, welches ihm in München auf Verordnung jenes Arztes so wohl gethan, bekam er in Luzern nicht einmal angefertigt. Er kündigt daher an, daß er ihn wahrscheinlich bald überraschen werde. ‚Führe ich meinen Vorsatz aus, so hab' keine Furcht vor etwaigen Beunruhigungen der vorliegenden Studien durch meine Ungeduld. Ich werde mich nicht mehr darum bekümmern, als es Dir recht ist.'

So siedelte er denn in der vorletzten Woche des März wiederum nach München über, wo die Tenoristen-Frage noch immer nicht gelöst war. Gegen den ihm vorgeschlagenen Wiener Sänger Gustav Walther (für seinen Junker Stolzing) hatte er von jeher die lebhafteste Abneigung: ‚er ist schon für Wien ein wahres pis-aller!' Nicht minder leidenschaftlich eingenommen gegen den jungen Tenor aus der Schmitt'schen Gesangschule, Heinrich Vogl. ‚Bachmann *muß* flott gemacht werden, wenn wir Freude daran haben wollen!' — Bei seinen ersten Berührungen mit der neuen Intendanz hatte er leider an wenigen, aber charakteristischen Anzeichen zu gewahren, welche Einflüsse sich dort inzwischen bereits geltend gemacht hatten. Die Haltung dieses Mannes vor und nach der Einsetzung in sein Amt war, ganz ähnlich wie bei Fröbel, eine wesentlich verschiedene. ‚Es ist von mir', sagt er selbst, ‚nie eine wirkliche Klage über diese Wendung geführt worden, da mich namentlich auch meine Beschämung durch den von mir selbst begangenen Mißgriff zu jedem Schweigen hierüber veranlaßte.' Nichtsdestoweniger fühlte er sich von nun an, abgesehen von seiner nothwendigen Betheiligung an den Vorbereitungen zur Darstellung seines neuen Werkes, grundsätzlich zur gänzlichen Enthaltung von jeder Theilnahme an den Theaterangelegenheiten bestimmt. In einem Brief vom 28. März an den guten alten Dresdener Freund Ferdinand Heine setzt er diesem auseinander, wie er sich gegenwärtig zu den Ansprüchen und ‚Zerstreuungen' des äußeren Lebens verhalte: ‚Sprechen, Briefe schreiben, Geschäftskonfusionen — dies sind meine Lebensfeinde, ungehindertes ruhiges Schaffen und Arbeiten dagegen meine Lebenserhalter. Im Prinzip habe ich diese Wohlfahrt, allerdings nur im Geleite unsäglicher Qualen, mir erobert: meine Niederlassung in Luzern, wo ich in absolutester Stille und Zurückgezogenheit zu Hause bin, hat diesen Sinn. Hier (in München) bin ich stets nur zu Besuch, und mache mich jedesmal sofort aus dem Staube, sobald mir die ›Unterhaltung‹ und ›Zerstreuung‹ zu viel wird. *Mit dem Theater habe ich nicht das Mindeste zu thun, dies ist die erste Basis des von mir eroberten Friedens.* So lange es meine Nerven aushalten, bin ich bei wichtigen Proben meiner Werke dabei: nie bleibe ich aber bei einer Aufführung zugegen,

und bin jedesmal vorher schon wieder zwischen meinen Bergen.'[1] Auch in diesem Briefe wird wiederum die Tenorfrage gestreift. ‚In diesen Tagen muß es sich entscheiden, ob wir die Aufführung im Mai oder erst im Herbst haben. Es hängt dies von der bisher sehr unbehilflich betriebenen Acquisition des Dresdener Tenoristen Bachmann ab, der allerdings nicht mein Ideal, unter den allerliebsten Umständen aber immer noch der ausgiebigste Stellvertreter des von mir gewünschten Sängers des Walther ist.'

Zu Ostern unterzeichnete er — in München — das Vorwort der Broschüren-Ausgabe von ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik'. Die zuletzt berührte ‚Frage' hatte inzwischen eine mildere Entscheidung gefunden, so daß die Aufführung nicht bis in den Herbst, sondern nur bis zum Sommer verschoben werden mußte. Mit Bachmann war eine Vereinbarung nicht zu erzielen gewesen, da er, obwohl für München fest engagirt, von seiner Intendanz nicht vor Oktober frei gelassen wurde. Vogl genügte dem Meister nicht. Dagegen schien sich der junge Tenorist Franz Nachbaur für die Partie zu empfehlen, der augenblicklich zwar noch in Darmstadt, vom 1. Juni ab aber für München kontraktlich engagirt war und bekanntlich späterhin des Königs besonders bevorzugter Liebling wurde. Aber auch für den muntern Lehrbuben David hatte sich der rechte Vertreter gefunden. Es war der, in Folge einer Heirath ins Privatleben zurückgetretene, nun aber wieder der Bühne gewonnene, vorzüglich begabte Buffotenor Schlosser in Augsburg, — der nachmalige klassische ‚Mime' der ersten Bühnenfestspiele. Vor dem Juni war demgemäß die Aufführung nicht möglich, doch galt es bis dahin die Vorstudien möglichst zu fördern. Um den 20. April wurde daher Hans Richter nach Darmstadt geschickt, um die Einstudirung Nachbaur's zu betreiben und — nach Bülow's Ausdruck — ‚den Mohren, wenn nicht weißzuwaschen, so doch einzuseifen'. Er nahm daselbst (im ‚Gasthof zur Traube') Wohnung, und studirte mit seinem Anbefohlenen, in Ernst und Fleiß, täglich zweimal und nie unter zwei Stunden. In kürzester Zeit saß der erste Akt fest, Vieles schon auswendig. Seine freie Zeit auszufüllen, dienten ihm die noch zu erledigenden Stichkorrekturen des dritten Aufzuges. Über das Alles konnte er schon am 24. dem Meister berichten. Die Antwort (vom 26. April) ist bereits wieder aus Luzern datirt. ‚Haben Sie Dank für Ihre ebenso freundlichen als erfreuenden Zeilen! Sehen Sie, so geht es immer mit mir: viel Qual, Sorge und Mühe, — endlich doch einmal ein Gelingen, welches von der Welt gewöhnlich für Glückszufall angesehen wird. Sie kennen das nun. Das Schönste und einzig Lohnende für mich ist, dann und wann einen Menschen zu finden,

[1] Vgl. dazu die in gleicher Sache an Wesendonck gerichteten Worte: ‚Ich selbst werde, einem in schwerer Zeit mir gethanen Gelübde gemäß, bei den Aufführungen selbst nicht zugegen sein, jedoch bis zur letzten Hauptprobe den Geist derselben angelegentlichst überwachen' (München, 1. Juni 1868).

der mir wahrhafte Freude macht. Nun, den hab' ich einmal wieder in Ihnen, Sie Guter, gefunden, und glauben Sie, das ist mir mehr werth, als alle Glückszufälle. Jetzt halten Sie nur brav aus: ich denke, auch Sie soll es nicht zum Elend geführt haben, daß Ihr Schicksal Ihnen den Weg zu mir wies. — Also brav zu mit Nachbaur, damit er es bald zum Vorbaur bringe: ermuntern Sie ihn von mir.' Aber auch über das Erwachen der Natur in dieser lieblichen Einsamkeit zwischen See und Bergeshöhen enthält der gleiche Brief an den jungen Triebschener Freund die eingehendsten Nachrichten. ‚Hier beginnt es jetzt sehr schön zu werden. Die Leute, und namentlich Vreneli, waren sehr froh, mich wieder zu haben; Alles befindet sich wohl und gedeiht. Zu den Fasanen haben wir viele schöne Tauben; auch einen famosen kalkuttischen Hahn, der sehr wacker seine Wachten abruft. Ruß wächst immer noch. Alle grüßen Sie herzlich und hoffen — mit mir — auf Ihren Sommerferienbesuch auf Triebschen!'

Diesem, kaum vierwöchentlichen, Luzerner Aufenthalt gehört zunächst das, mit dem Datum des 28. April unterzeichnete Vorwort zur zweiten Auflage von ‚Oper und Drama' an. Volle anderthalb Jahrzehnte hatte es gedauert, bis eine Neuausgabe dieser großen dreitheiligen Abhandlung nöthig geworden war, auf deren Schicksale in der deutschen litterarischen Öffentlichkeit der Meister in eben diesem Vorwort einen sehr belehrenden Rückblick wirft. Das Buch trug nunmehr an seiner Spitze eine Widmung an den, uns bereits bekannten Politiker Konstantin Frantz, und das Vorwort ist direkt an diesen gerichtet. Es knüpft an einen schönen, ausdrucksvollen Brief an, worin dieser dem Meister von seiner — kürzlich erst erfolgten — Lektüre von ‚Oper und Drama' berichtete. Gerade aus dem, so sehr verkannten und bloß von seinen politischen Gegnern durch Entstellung und Verdrehung ausgenutzten Mittelpunkte des Buches hatte ihm nun Frantz verständnisvoll zugerufen: ‚Ihr ›Untergang des Staates‹ ist die Gründung meines deutschen Reiches!' ‚Wer ermißt', sagt nun Wagner, ‚die Bedeutung meines freudigen Erstaunens über diesen Zuruf! Selten ist wohl eine so vollständige gegenseitige Ergänzung eingetreten, als sie hier auf breitester und umfassendster Grundlage zwischen dem Politiker und dem Künstler sich vorbereitet hatte. Und an diesen deutschen Geist, der uns, von den äußersten Gegensätzen der gewohnten Anschauung ausgehend, in der tiefempfundenen Anerkennung der großen Bestimmung unseres Volkes zusammenführte, dürfen wir nun wohl mit gestärktem Muthe glauben!' Unmittelbar darauf sammelte er sich zur Abfassung jener wundervollen ‚Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld', in denen er dem unvergeßlichen Freunde ein dauerndes Denkmal setzte. Die ganze unermeßliche Bedeutung dieses Künstlerheros gelangt darin zum beredten Ausdruck. An seinem Beispiel wird der fundamentale Unterschied zwischen italienischer und deutscher Gesangskunst nachgewiesen. Bisher sei die Gesangs-

stimme ausschließlich nach dem Muster des italienischen Gesanges ausgebildet worden; es gab keinen andern. Wie müsse sich nun das nach dieser, nur auf sinnliches Wohlgefühl, ohne alle eigentliche Seelenleidenschaft, gerichteten Musik-Tendenz ausgebildete männliche Stimmorgan zu den von der heutigen deutschen Kunst gebotenen Aufgaben verhalten? Auf sinngefälliger, materieller Basis entwickelt, könne es hier nur Ansprüche an wiederum rein materielle Stärke und Ausdauer erblicken und müsse demnach beim Versuche der Lösung höherer Aufgaben sofort erliegen und erfolglos sich abnutzen, wenn der Sänger dem geistigen Gehalte der Aufgabe nicht vollkommen gewachsen sei. Das allüberzeugendste Beispiel hierfür habe eben Schnorr gegeben: dem ungemein ausgestatteten Naturorgane gegenüber ‚die von uns empfundene Unerschöpflichkeit im Dienste des geistigen Verständnisses'.[1]

Bereits waren Orchester und Chor unter der Führung von Bülow und Richter mit ihren Aufgaben ins Reine gekommen, ebenso die Einzeldarsteller. Als Regie-Merker war der ausgezeichnete Oberregisseur des Stuttgarter Hoftheaters, Dr. Hallwachs, berufen. Die vorrückenden Zurüstungen riefen, einige Tage vor dem 22. Mai, Wagner's 55. Geburtstag, auch den Meister auf den Schauplatz, wo jetzt seine leitende Hand nicht mehr entbehrt werden konnte. ‚Proben im vollsten Gange', schreibt Bülow am 28., ‚der Komponist überaus zufrieden; wir arbeiten stramm, aber ohne Hast; der 21. Juni zur ersten Aufführung definitiv festgesetzt.' Am 6. Juni erfolgte die Bekanntmachung der Aufführungstermine. Als nach Eintreffen des Maschinenmeisters Brandt aus Darmstadt die Setzproben der kompliziertesten Dekorationen ebenfalls zur Zufriedenheit abgelaufen waren, konnten die eigentlichen Bühnenproben ihren Anfang nehmen. Ihnen ging noch am 12. Juni eine Wiederaufnahme des ‚fliegenden Holländers' mit Beck in der Titelrolle voraus, der am 14. eine Wiederholung folgte. Tags darauf wurde das Hoftheater für die Zeit der Hauptproben gänzlich geschlossen. Dieselben gingen in den Tagen vom 15. bis 19. Juni vor sich, und dauerten fast täglich Vormittags von 10 bis 1 Uhr, Abends von 6 bis 9 Uhr oder etwas später. ‚Man hatte doch', sagt Nohl als Augenzeuge dieser Bemühungen, ‚fleißig vorgearbeitet; die einzelnen Gestalten waren nach des Meisters Modellen geschickt genug im Block punktirt und zugehauen! Und trotzdem war es, als wenn nun erst von seiner Hand dem Ganzen die letzte Feile und Ciselirung, der volle täuschende Lebensschein zu geben wäre. Jede Gestalt mußte von ihm selbst bis ins Einzelne gebildet, ja erst völlig geschaffen werden, in Plastik, Ausdruck, Mimik, individuellem Leben und Bewegung. So zeigte er dem durch Sachsen's Gesang und Merkerschläge am Ende zur Raserei gebrachten Ständchensänger

[1] Der Aufsatz ist vom 5. Mai datirt; er erschien gerade einen Monat später, genau in der Zeit der letzten ‚Meistersinger'-Proben in der ‚Neuen Zeitschr. f. Musik' vom 5. u. 12. Juni 1868.

Beckmesser, auf welche Art er plötzlich vor den ‚tückisch-frechen Schuster' zu springen habe. Es war ein förmlich tigerartig zuckend heftiger Satz, und Herr Hölzel hatte lange Wege, dies auch nur entfernt gleich drastisch anschaulich nachzumachen. So schlug er sogar der Frau Diez (Magdalene) noch einen Triller vor! Gar nun des Lehrbuben Gestalt wie den Ritter Walther hatte der Meister im Großen wie im Kleinen, in der ganzen Auffassung wie im einzelnsten Detail, erst völlig selbst zu schaffen.'[1] Noch nach Jahren legte der Meister das Bekenntnis ab, nie mit einem Opernpersonale zu innigerer Befriedigung verkehrt zu haben, als bei Gelegenheit der ersten Aufführung der Meistersinger.[2] Aber auch die Darsteller ihrerseits wußten von der oft hinreißenden Anmuth und Liebenswürdigkeit, dem frischen belebenden Humor zu berichten, mit welchem der Meister, in seiner eigenen Rastlosigkeit Allen ein Beispiel, sich unter ihnen bewegte und seine unabläßigen, bis ins Kleinste eindringenden Weisungen jedem Einzelnen zu Theil werden ließ, bis die Sache endlich wirklich zu ‚gehen' begann und ‚eine Physiognomie bekam'. In diesem Sinne erfahren wir denn auch von der aufrichtig warmen und stets wachsenden schwärmerischen Hingabe der Künstler, die seinen Bemühungen helfend entgegenkam.[3] ‚Ich gewann mir hierbei', sagt Wagner selbst, ‚von Seiten des ersten wie des letzten Mitwirkenden die eigenthümliche Anerkennung, welche der Soldat dem Feldherrn zollt, welcher seine Sache versteht.' Es müßte andererseits nicht eben München gewesen sein, auf dessen Boden das Alles vor sich ging, wenn nicht — zu aller Noth und Ärgernis durch so manche Ungeschicklichkeit des einen oder andern Betheiligten — auch Züge böswilliger Opposition bis in die künstlerische Körperschaft hinein sich kundgegeben hätten, z. B. seitens gewisser eingesessener verstockter Orchestermitglieder Lachner'scher Tradition. So habe eines Tages der erste Hornist — ‚ein durch seine Protzenverwandtschaft übermüthiger, jeder höheren Bildung barer Musiker'[4] — mitten in der Probe rundweg erklärt: ‚er könne nicht weiter blasen', und dadurch Bülow in helle Wuth versetzt.[5] Ja, was noch schlimmer war, von ‚höherer Seite' — nämlich direkt seitens der Intendanz! — wurden ähnliche Unbotmäßigkeiten und Widersetzlichkeiten durch aufreizende Äußerungen eigens noch genährt, von denen L. Nohl das scharfe Wort anführt: ‚diesen Beiden (Wagner und Bülow) sei es gleichgiltig, wenn sie auch über Leichen zu ihrem

[1] L. Nohl, Neues Skizzenbuch (München, 1869) S. 367/68. — [2] Ges. Schr. IX, 252. — [3] L. Nohl, a. a. O., S. 368. — [4] Ebendaselbst, S. 361. — [5] So schreibt Bülow noch in späterer Zeit, nachdem er sich bereits von München gänzlich losgesagt: ‚Selbst an das Hoforchester, dessen große Mehrheit mir im Ganzen freundlich zugethan war, erinnere ich mich nur ungern, da — — die Herren C. M. W., S., Str. u. a. durch ihre ununterbrochene Beflissenheit, mich durch ihre Bosheit, Rohheit und Trägheit zu ärgern und zu reizen, mir alle Freude am jeweiligen Gelingen vergiftet haben. Oh, Herr Generaldirektor Lachner war ein weiser Mann, als er sich gegen all diese Ungebührlichkeiten durch tyrannische Härte wehrte, und man hat Unrecht, ihm einen Vorwurf daraus zu machen!' (Bülow, Briefe IV, S. 371).

Ziele schritten!'[1] Und noch ein Jahr später gedenkt Bülow — in einem Briefe an Düfflipp — der Opposition, welche ‚Herr von Perfall bei den Meistersingern gegen die Instruktionen des Komponisten getrieben, und wodurch er ihm seine Aufgabe so erschwert habe'.[2]

Das Halbdunkel des Zuschauerraumes pflegte während dieser gemeinsamen Studien fast immer eine Anzahl von Zuhörern zu bergen. Das Logenhaus war völlig leer, im Parquet aber saßen stets etwa dreißig bis vierzig Personen, Angehörige der Mitwirkenden, Lehrer der unter Bülow's Leitung stehenden Musikschule, Cornelius, Porges, J. Hey u. a., Schüler und Schülerinnen der Anstalt, wohl auch einige zugereiste Kapellmeister, wie z. B. Esser aus Wien, der am 14. Juni (am Tage vor dem Beginn der Ensembleproben) eingetroffen war und sogleich Wagner einen Besuch gemacht hatte. Welch innig gemüthliche Wirkung bereits diese vorbereitenden Vorgänge auf alle Anwesenden ausübten, davon sind uns, gleichfalls bei Nohl,[3] ein paar sprechende Beispiele erhalten. So weiß er uns von einem weitberühmten Musiker der Münchener Hofkapelle zu erzählen, der zwar nicht ‚praktisch mitthat', weil ihm nach vieljährigem Dienste die Proben zu anstrengend waren, aber doch ‚Probe für Probe tief im Dunkel des Parterres stand, um die neue Welt in sich einzusaugen', obwohl er oft der Rührung nicht mehr Herr werden konnte und Thränen des Entzückens über den unerschöpflichen Reichthum des Genius seinen Augen entquollen. Oder von einem älteren auswärtigen Hofkapellmeister, welcher sich der bloßen Partitur des Werkes gegenüber noch eine gewisse passive Zurückhaltung bewahrt hatte, nun aber angesichts der immer lebendigeren Verwirklichung des Kunstwerkes gestand: erst jetzt sei ihm das Verständnis des Ganzen aufgegangen, und zugleich auch deutlich geworden, was im Gegensatze dazu ‚Kapellmeistermusik' sei. Er habe dies mit freimüthiger Unumwundenheit auch gegen Wagner geäußert, und dieser seinerseits in einer der letzten Proben, obgleich hoch umspült von den Wogen des Einstudirens, den Herrn Kapellmeister, als er ihn ins Parquet treten sah, sogleich freundschaftlich eingeladen, sich neben ihn zu setzen. Es war dies, fügt der Erzähler hinzu, die Ehre, die der neidlosen Wahrhaftigkeit und sich selbst überwindenden Bescheidenheit gebührt.

Unter den, bereits während der Probenzeit eingetroffenen Gästen befand sich auch seine Schwester Clara Wolfram, mit welcher er, trotz vielfacher Unterbrechungen ihrer brieflichen Beziehungen, doch stets in einem guten Herzenskonnex geblieben war.[4] Allerdings kam der vielgeplagte Meister,

[1] L. Nohl, a. a. O. — [2] Bülow's Briefe IV, S. 280. — [3] In seinem ‚Neuen Skizzenbuch' (München, C. Merhoff, 1869) ist er recht eigentlich der Historiograph dieser ersten ‚Meistersinger'-Aufführung geworden. — [4] Sie hatte ihn zuletzt i. J. 1856 in Zürich besucht, seine herrlichen Briefe an sie, aus den Jahren 1858 bis 1874, sind erst kürzlich durch Gustav Manz in der ‚Tägl. Rundsch.' v. 26. Sept. bis 15. Okt. (Nr. 452/84) veröffentlicht.

beständig durch die Proben in Anspruch genommen und auch in den übrig bleibenden Zwischenzeiten unausgesetzt mit dem Gelingen beschäftigt, in dieser unruhigen Zeit wenig zur Ausspannung und zu eigentlich brüderlichem Verkehr. Die tägliche Arbeit gestattete keine gemüthliche Expansion; die Ansprüche des Augenblickes waren zu mächtig, um einen behaglichen Austausch von Erinnerungen zuzulassen. Aber das war für diesmal auch nicht der Zweck ihres Kommens. ‚Du glaubst nicht, welcher Schonung ich bei solcher unerhörten Unternehmung bedarf', hatte er ihr schon bei seiner Einladung zum ‚Tristan' geschrieben. ‚Doch, ich wende mich an Dein Herz! Wir können es so einrichten, daß wir Beide nur das Reizende und Befriedigende dieses Wiedersehens genießen!' Damals hatte sie, wegen niederdrückender Familienangelegenheiten, seiner Einladung nicht Folge leisten können. Nun aber kam sie, zu hoher Befriedigung für beide Theile. ‚Wonach ich bei solchen Gelegenheiten verlange', schreibt er ihr bald darauf, ‚das habe ich Dir gezeigt: ich habe meine alte Schwester mit völliger Gewalt kommen lassen, um *ihr* eine Freude, und *mir* eine Herzstärkung an ihrer treuen echten Empfindung von meinem Werke zu machen. Und das war mit wenigen Worten, einem Blicke, einem Händedrucke gethan!' — Einen rechten Gegensatz zu diesem geschwisterlichen Wiedersehen unter so außerordentlichen Umständen, dessen Genuß, unter den erhebendsten Eindrücken der letzten, fast schon völlig ausgereiften Proben, für den persönlichen Verkehr durch den Zartsinn der Zurückhaltung, das schwesterliche Feingefühl bedingt war, — bildete das plumpe, schonungslose Herandrängen der Selbstsucht, wie es von anderer Seite her gegen ihn geübt wurde. Ein recht auffälliges Beispiel davon fällt gerade in diese Zeit der Meistersingerproben, durch deren ganze vier- bis fünfwöchentliche Dauer die beständige Anwesenheit — Weißheimer's sich hinzog. Nicht, um sich in dem reinen Äther des hohen künstlerischen Erlebnisses von seinen kleinen Sonderinteressen zu befreien, war dieser nach München gekommen, sondern im Gegentheil, um den Meister, so viel nur irgend in seinen Kräften stand, mit diesen Interessen zu quälen und schließlich, da er seine Absichten nicht erreichte, seine — bis dahin im Wesentlichen nicht getrübten — sechsjährigen guten Beziehungen zu Wagner plötzlich ein für allemal abzubrechen!

Wir können uns über diesen Gegenstand nicht so ausführlich verbreiten, als es Jener in seinem, mehrfach von uns genannten Buche[1] — leider ohne jede Spur von Reue — durch Abdruck seiner eigenen damaligen Privatbriefe thut, mit all ihren engherzigen, kleinlich eigensüchtigen Äußerungen, durch welche er sich in seiner egoistischen Verblendung an dem *Menschen* Wagner versündigt.[2] Aber wir wollen doch die Hauptpunkte daraus anführen, um

[1] ‚Erlebnisse mit R. Wagner', Stuttgart und Leipzig 1898. — [2] Hatte man in den traurigen Jahren seines politischen Exils unter dem ‚Menschen' Wagner genau genommen

zu zeigen, welchen Plagen der Meister in dieser Zeit des angespannten Schaffens an der szenischen Verwirklichung seines Werkes ausgesetzt war. Es handelte sich um die von Weißheimer mitgebrachte Partitur einer von ihm komponirten Oper ‚Theodor Körner'. Nun wußten sämmtliche Schüler und jüngeren Freunde Wagner's auf das Genaueste, was er von ihnen verlangte und erwartete: nämlich nicht eine Vermehrung des schon vorhandenen Wustes an sog. ‚Kapellmeistermusik' durch selbstgedichtete und -komponirte Opern, sondern daß sie als tüchtige Dirigenten der klassischen und seiner eigenen Meisterwerke sich seiner würdig bewährten. Statt dessen trat Weißheimer mit der unglaublichen Zumuthung an ihn heran, durch persönliche Empfehlung seines Produktes den Befehl des Königs zur Aufführung desselben an der Münchener Hofoper zu erwirken! Und diese Angelegenheit schleppte sich mit ihren Quälereien, wie gesagt, durch die ganze Probenzeit. Schon als Wagner um den 22. Mai in München eintraf, fand er Weißheimer daselbst vor, der in seiner taktlos eigenmächtigen Weise von sich aus so weit gegangen war, bei dem Könige direkt um eine Audienz wegen seiner Oper nachzusuchen. Natürlich war er abgewiesen worden, hatte aber nun sein Anliegen schriftlich vorgetragen. Kein Wunder, daß Wagner, als er bei seiner Ankunft von diesen Vorgängen erfuhr, in heftigen Unwillen gerieth und es sich durchaus vorbehielt, etwa nöthige Schritte in dieser Angelegenheit bei dem Könige selbst zu thun.[1] Nichtsdestoweniger lud er den jungen Freund, um ihn in Güte eines Besseren zu belehren, gleich im Beginn seines Münchener Aufenthaltes, als die Ansprüche noch nicht so drängend waren, am Sonntag den 24. Mai, zum Mittag zu sich ein, und machte im Anschluß an dieses Zusammensein mit ihm und Bülow's noch eine schöne Ausfahrt nach Groß-Hesselohe. ‚Da war er reich an Gemüthsmomenten, strömte gleich ganze Gefühlsergüsse aus, wie werth man ihm sei u. dgl. mehr', schreibt Weißheimer in seiner Verstocktheit. Nicht an der Liebe des Meisters war ihm gelegen, sondern an seiner Protektion, diese wollte er mit heftiger Zudringlichkeit erzwingen. Als wenn sich Wagner je von irgend einer Seite her durch Zwang etwas hätte abtrotzen lassen! Nicht die ‚Meistersinger' reizten ihn also zu fernerem Verweilen in München, sondern der ganz bestimmte selbstsüchtige Zweck. Obgleich der Meister schon das bloße Textbuch für verfehlt erklärt hatte, wollte er ihm doch die Musik dazu aufdringlich zu Gehör bringen — man stelle sich das nur recht lebhaft vor, mitten in der ‚Meistersinger'-Zeit, unter Eindrücken, die ihm seine Nichtigkeit doch hätten zum Bewußtsein bringen müssen!![2] Im Gegentheil,

---

nur den ‚Unterthan' verstanden (Ges. Schr. IV, S. 288), so reduzirte sich für Weißheimer dieser Begriff ebenso einseitig auf den des ‚Protektors', dessen Dienste er für seine Zwecke in Anspruch nahm! — [1] In einem Weißheimer'schen Briefe vom 28. Mai heißt es: ‚Wagner ist da und will meine Angelegenheit absolut selbst betreiben. Ja, er war sogar etwas böse (!), als er hörte, daß ich schon Schritte gethan.' — [2] Einmal hatte er es wirklich so

er will eines Tages noch vor der Aufführung München verlassen: ‚meine Abreise *vor* den Meistersingern', so schreibt er, ‚wird ihn hoffentlich aufklären!' Natürlich reiste er nicht, aber er versteckte sich für einige Zeit, ließ sich in keiner Probe sehen und nahm, ohne sich zu schämen, mit Genugthuung davon Notiz, daß sich Wagner ‚bei den Andern eifrig nach ihm erkundigte'. Wörtlich! ‚Ich hatte also, *ohne* abgereist zu sein, dasselbe Resultat erreicht (!).' Er berichtet dann von seinem nächsten Besuche und den zartsinnigen Bemühungen, durch welche Frau v. Bülow in lebhaftem Gespräch über eine Stunde lang ihn umstimmen wollte. ‚Sie setzte mir auseinander', fährt er fort, ‚wie doch nur die große Liebe zu mir Veranlassung war, daß er so aufgebracht über den Text gewesen; ich wüßte nicht, wie gern er mich habe (wobei ihr sogar Thränen kamen); sie ließ sich von mir versprechen, Alles noch einmal ruhig zu überlegen und sie dann zu besuchen.' ‚Wagner machte mir richtig noch einen rührenden Erguß (!), auf den ich aber nichts gebe.' ‚Wagner *klebt* (!) noch immer am Text und schlug mir Paul Heyse vor behufs einer Umarbeitung.' Das sind die weiteren, von Weißheimer selbst angeführten Einzelheiten, denen sich dann noch die Schilderung seiner — thatsächlich! — *letzten* Begegnung mit dem Meister am Tage der Generalprobe anschließt. ‚Wagner, der in den vorangehenden Proben stets auf der Bühne die Regie geführt, hatte in der Mitte des zweiten Ranges Platz genommen, um von oben Alles gut übersehen zu können. Die unteren Räume waren schon ziemlich von den zahlreichen Gästen angefüllt. Als ich während des dritten Aktes ebenfalls nach dem zweiten Rang gegangen war, stand ich im Halbdunkel plötzlich vor Wagner, welcher gerade aus einer Loge kam. Mit unendlich wehmüthigem Stimmklang, den ich nie vergessen werde, rief er zweimal: ›Weißheimer — Weißheimer!‹ Dann ergriff er meine Hand und sah mich an.' Mit welchem Blicke, das ist Jedem gegenwärtig, der ihm einmal ins Auge gesehen. Mit diesem Blick suchte er wohl zu erforschen, ob von dem biederen jungen Freunde wirklich nichts weiter übrig geblieben sei, als der ‚Opernkomponist' mit seinen ehrgeizigen Aspirationen? Dann richtete er an ihn jene von uns bereits[1] erwähnte Frage: ob er denn auch *heute* noch nicht jene, angeblich auf ihn bezügliche Stelle in der Einleitung zum dritten Akte herausgefunden habe? Und als Weißheimer verneinte, schüttelte er lächelnd den Kopf und ging wieder in die Loge, da die kleine Pause beendet war, und soeben mit der Schlußszene begonnen wurde. Das war Weißheimer's letzte Be-

---

weit gebracht, mit seiner Partitur in Wagner's Haus zu dringen, um dem unglücklichen Bülow, trotz aller Ermattung und Überreiztheit durch die Proben — angeblich ‚auf dessen Wunsch' (!!) — seine Oper vorzuspielen. Er nahm es höchlich übel, als gleich darauf das Zimmermädchen mit dem Auftrag hereinkam: ‚die Herren möchten doch aufhören zu musiziren, der Meister wolle schlafen!' (‚Erlebnisse' S. 342). — [1] Band II[2] des vorliegenden Werkes, S. 371.

gegnung mit dem Meister, der ihn liebte, und von dem er sich jetzt freiwillig lossagte, weil — er seinen ‚Körner' nicht empfehlen wollte. ‚Weißheimer wüthend fortgereist', schreibt Bülow am 26. Juni an Richard Pohl. ‚Wagner sei neidisch auf ihn und intriguire gegen seinen ›Körner‹. Wie findest Du das?'

Am Schlusse der letzten Ensembleprobe, zu welcher sich die Anzahl der Zuhörer und Zuschauer bedeutend gemehrt hatte, faßte der Meister seine Hoffnung auf eine wohlthätige Nachwirkung der gemeinsamen Studien in einer Ansprache an das Personale zusammen. ‚Sie Alle haben mir eine große Freude bereitet, und was das bedeutet, will ich Ihnen sagen', begann er in ungezwungen herzlicher Weise vor den athemlos lauschenden Hörern auf der Bühne wie im Hause. ‚Schiller habe gesagt, daß immer, wenn die Kunst gefallen, dies durch die Künstler selbst geschehen sei. Er wolle in diesem Augenblicke nicht untersuchen, welche andere Ursachen bei dem jetzigen Verfall des deutschen Theaters mitgewirkt; so viel aber sei gewiß, daß, wenn sie sich wieder heben solle, dies nur durch die Künstler selbst geschehen könne. An einem solchen Entscheidungspunkte seien sie jetzt mit diesem Werke angelangt. Man habe den Verfall der theatralischen Kunst, der eine offenkundige Thatsache sei, häufig der Oper schuldgegeben. Dies sei theilweise gerechtfertigt. Allein jedenfalls nicht die deutsche Oper treffe diese Schuld, sondern daß wir fremdländischen Produkten, die unter ganz anderen Voraussetzungen entstanden seien, auf unserer Bühne Raum gegeben und dieselben sogar nachgeahmt haben. Nur durch die Schaffung einer wirklich deutschen Kunst also sei unserem verkommenen Bühnenwesen wieder aufzuhelfen, und zwar zugleich und vor Allem durch eine möglichst vollendete Darstellung, die eben einzig durch die gemeinsame Thätigkeit aller Mitwirkenden unter einem und demselben Gesichtspunkte herzustellen sei. Dies sei hier geschehen. Sie hätten mit dem größten Fleiße zunächst eine sehr komplizirte Musik einstudirt und dieser so hohen Anforderung gegenüber sich sämmtlich als vorzügliche Musiker bewährt. Sie hätten aber damit ihre Aufgabe eben nur erst halb erfüllt und ein ebenso schwieriges wie bedeutsames Problem noch in der mimischen Darstellung zu lösen gehabt, und darin, daß diesen beiden Forderungen in gleichem Maße genügt sei, liege das Außerordentliche ihrer Leistung. Von den Darstellern der ersten Partieen, denen freilich zum Theil eine ungewöhnliche Begabung zur Seite gestanden, bis zum letzten der Lehrbuben habe jeder den hingebenden Fleiß der Begeisterung geübt und so auch Jeder nach seinem Theil zum Gelingen des Ganzen beigetragen. Dies erfülle ihn selbst mit tiefem Dank wie mit den freudigsten Hoffnungen für die Zukunft der deutschen Kunst. Der Moment der wirklichen Aufführung des Werkes, der nach vielen Mühen jetzt bevorstehe, sei von entscheidender Bedeutung; denn es gelte zu zeigen, zu welcher Höhe und wahren Würde die dramatische Kunst sich zu

erheben vermöge, wenn man mit vollstem Ernst sich ihrem Dienste weihe und in wahrhaft deutscher Treue sie auszuüben strebe!'[1]

Begeisterter Beifallsruf drang auf diese Anrede aus der mehr als zweihundert Personen zählenden Menge der Bühne, erzählt Nohl, zumal auch aus dem gemüthlich zutraulichen Gesprächstone, womit der Meister sich zu ihnen wandte, herauszufühlen war, daß ‚er selbst sich mit zu ihnen und sie zu sich zählte.' Sämmtlichen Hauptdarstellern dankte Wagner hierauf einzeln mit wärmstem Händedruck, wobei es ein wahrhaft rührendes Zeichen hingebungsvoller Begeisterung war, daß der Eine und Andere dem theuren Meister, der sie zu so edlen Dingen geführt und so hoch über das Niveau banalen Kunsttreibens erhoben, sogar Arm oder Schulter küßte. Seinem Sachs und Walther von Stolzing aber deuteten herzlicher Kuß und Umarmung an, wie sehr er ihrer Leistungen und selbstverleugnenden Versenkung in ihre Aufgabe in freudigem Herzen gedenke. Nur Fräulein Mallinger war wegen Unwohlseins an diesem Abende abwesend und ging ihres Antheils an dem allgemeinen Danke verlustig. Schließlich wandte sich der Meister in, kurzweg sich herabbeugender, Kordialität zum Orchester: ‚Euch habe ich nichts weiter zu sagen; Ihr seid deutsche Musiker, wir verstehen uns auch ohne Worte', — was erneute Freuden- und Dankeslaute hervorrief. ‚Es war ein unvergeßlicher Abend, eine' schöne Familienszene deutscher Kunst. Auch draußen, nachdem Alles in die milde, blütenduftige Sommernacht hinausgeströmt war, vor dem Theater und auf der baumbepflanzten Maximilianstraße tönte dieser eine Klang allgemeiner Begeisterung in vollen Akkorden nach. Noch stundenlang wandelten größere und kleinere Partieen einheimischer wie auswärtiger Künstler und Musikfreunde dort auf und ab, um sich durch Gespräch und Abendgang von der innerlichen Gehobenheit und Ergriffenheit zu dem Maß gewohnten irdischen Daseins zurückzustimmen.'[2]

Wie viele Künstler, Theaterdirektoren, Kapellmeister, Musiker, Journalisten inzwischen aus allen Himmelsrichtungen herbeigeeilt waren, um der ersten Aufführung beizuwohnen, war gar nicht zu übersehen. Die durch öffentliche Bekanntmachung angekündigten Vorstellungen waren auf Sonntag den 21., Donnerstag den 25. und Sonntag den 28. Juni festgesetzt. Hatte schon die ‚Tristan'-Aufführung eine ähnliche magnetische Anziehungskraft bewiesen, so war die Steigerung von damals zu jetzt in die Augen fallend. Immer tauchten neue Namen auf. Die Fremdenlisten jener Tage geben ein buntes und reichhaltiges Durcheinander. Schon vor der Generalprobe sollen an zweihundert

[1] Auf die in dieser Ansprache dargelegten Gedanken bezieht sich der Meister noch in seiner 1872 erschienenen Schrift ‚Über Schauspieler und Sänger' (Ges. Schr. IX, S. 252); auch Franz Müller gedenkt ihrer in seinem einst rühmlichst bekannten, jetzt seit länger vergriffenen ‚Meistersinger'-Buche, S. 522/23; wir geben sie nach ihrem Wortlaute bei Nohl, Neues Skizzenbuch S. 369/71. — [2] L. Nohl, ebendaselbst S. 373/74 (verkürzt).

Interessenten eingetroffen sein. Selbst Frankreich, und speziell Paris, hatte wiederum seine Vertreter. Von den Zeugen der ‚Tristan'-Aufführung war leider der treffliche Gasperini nicht mehr am Leben. Die zehrende Krankheit, um derentwillen er schon in seinen letzten Lebensjahren vorherrschend im südlichen Frankreich sich aufhielt, hatte ihn im Frühjahr (20. April 1868) dahingerafft, nachdem er noch kurz zuvor in unermüdeter Thätigkeit die Zeitschrift ‚l'Esprit nouveau' ins Leben gerufen und in ihr für die Kunst des deutschen Meisters eingetreten war. Dagegen fehlte von den bereits gewonnenen Freunden weder Leon Leroy, noch der junge Schüré; und als ein neuer französischer Gast von hervorragender Bedeutung hatte sich der tapfere und enthusiastische Begründer der ‚populären Konzerte', Pasdeloup, eingefunden. Vollends gab es kaum eine größere deutsche Stadt, die nicht auf die eine oder andere Art künstlerisch repräsentirt gewesen wäre. Die Generalprobe, am 19. Juni, glich schon völlig einer ersten Aufführung. Ein zahlreiches Publikum hatte im Parquet und Parterre Platz genommen. Es waren an die fünf- bis sechshundert Billets ausgegeben, zunächst an die zum Theil aus weiter Ferne herbeigeeilten Fremden, sodann dem Herkommen gemäß an die Angehörigen des Theaterpersonals. Doch war auch sonst eine ziemliche Anzahl von Münchener Künstlern, Gelehrten, Kunst- und Musikfreunden der Ehre einer Einladung, resp. Zulassung gewürdigt. Mit dem Erscheinen des Königs um halb sechs Uhr nahm die Probe ihren Beginn. Schon das Vorspiel rief eine gehobene Stimmung hervor. Lebhafter Beifall ließ sich nach den Aktschlüssen vernehmen, und an den einzelnen Höhepunkten auch bei offener Szene nicht zurückdrängen. Die Darsteller leisteten Vorzügliches, ebenso Chor und Orchester, und das Ganze verlief demnach ohne Schwankungen und Unterbrechungen. Von den großen Anstrengungen des Einstudirens war nichts mehr zu bemerken; jedem einzelnen Mitwirkenden war sein Antheil an der Gesammtleistung in Fleisch und Blut übergegangen. Durch künstlerische Vollendung, und durch die völlige Neuheit ihres Eindruckes, zeichneten sich die Dekorationen aus, wie nicht minder durch ihre prompte Bedienung: der erste Zwischenakt war in 12 Minuten geordnet, für den zweiten Akt 15 Minuten in Aussicht genommen. Ebenso künstlerisch wie lebenswahr gestaltete sich die Vertheilung und Bewegung der Massen in der Singschule, beim Straßenauflauf und Volksfest: der Regisseur Dr. Reinhard Hallwachs durfte sich der vollen Zufriedenheit des Meisters erfreuen. Am Schlusse der, bis $^1/_2$11 Uhr dauernden Vorstellung wandte sich das Publikum gegen die Loge, in welcher Wagner Platz genommen und machte in stürmischen Zurufen seiner Begeisterung Luft.

Zwei Tage später, am Sonntag den 21. Juni, ging die erste Aufführung von Statten. Seinem ursprünglichen Plane gemäß wollte der Meister, wie wir uns erinnern, um diese Zeit wieder in Triebschen, ‚in seinen Bergen' sein. Doch wurde ihm die Ausführung dieser Absicht einerseits durch den Wunsch

des Königs, andererseits durch den Umstand unmöglich gemacht, daß er, aus unabweislicher Sorge für die Sänger, sich selbst dazu bestimmt fühlte, die Vorstellung — möglichst ungesehen vom Publikum — heimlich zu überwachen. Und nun kam Alles, Schritt um Schritt, völlig anders, als es ihm vorgeschwebt hatte. Als er sich nämlich am Aufführungstage, der Sitte gemäß, gleich nach Ankunft des Königs bei diesem melden ließ, wurde er sogleich in die Hofloge befohlen und zum Bleiben bestimmt, und wohnte demnach zur Seite seines erhabenen Beschützers dem Verlaufe der Aufführung bei. Das ganze geräumige Hof- und Nationaltheater war bis in die obersten Gallerien dicht besetzt. Trotz des großen Fremdenzuflusses überwog natürlich weitaus das einheimische Publikum. Weder die tropische Junihitze, noch die lange Dauer der Aufführung[1] vermochten die Theilnahme der Zuhörerschaft auch nur für Augenblicke zu zerstreuen. Schon der Eindruck des ersten Aktes war ein durchschlagender; am Schlusse desselben erhoben sich lebhafte Rufe nach Wagner, der aber nicht erschien. In demselben Maße aber, als im zweiten Akte von Szene zu Szene die Sensation im Publikum zunahm, wurde dem Meister die Durchführung seiner Zurückhaltung erschwert. Schlag auf Schlag folgten neue Schönheiten, von der hochpoetischen Szene unter dem Flieder, dem köstlichen Schusterliede des Hans Sachs bis zur zwerchfellerschütternden Serenade Beckmesser's: alles Vorhergehende überbot, wie ein gewaltiges Crescendo, die an drastischen Einzelheiten reiche Prügelszene, bis endlich das Horn des Nachtwächters mit langgezogenem Ruf den nächtlichen Spuk verscheuchte und, indem das elektrische Licht des aufsteigenden Mondes seinen blauen Ton auf die krumme Gasse und die dunkelragenden Giebeldächer goß, auch die Musik in duftiger Zartheit ausklang. Kaum entzog der Vorhang dem Auge das trauliche Bild des stillträumenden Städtchens, so erneuerte das lang hingehaltene, tumultuarische Verlangen der erregten Menge den Ruf nach Wagner andauernd und in gesteigerter Weise. Nachdem die Darsteller mehrmals dem Hervorruf entsprochen hatten und mit stürmischem Beifall überhäuft worden waren, wandten sich die Blicke Aller nach der königlichen Loge. Erneute begeisterte Rufe nach dem Schöpfer des Werkes wurden laut und hielten so lange an, bis, auf Verlangen des Königs, der Meister an die Brüstung der Loge trat, um von hier aus in tiefer Ergriffenheit stumm zu danken. Das gleiche bedeutsame Schauspiel wiederholte sich am Schlusse der Aufführung, nachdem

[1] Über diese, in den öffentlichen Berichten vielfach hervorgehobene ‚lange Dauer' stellte Richard Pohl damals die genaue Berechnung an: ‚Der erste Akt (inclusive des Vorspiels) währte 1 Stunde 17 Minuten, der zweite 55 Minuten, der dritte allerdings 1 Stunde 51 Minuten; allein dieser ist eigentlich für zwei Akte zu rechnen, da in ihm eine Verwandlung mit heruntergelassenem Vorhange stattfindet. Die Musik dauert demnach, wohlgezählt, nur vier Stunden und drei Minuten. Wir kennen viele große Opern, die ebenso lange Zeit dauern, und viele kürzere, die — länger sind!'

die Szene auf der Wiese, die imposanten Aufzüge der Gewerke und Zünfte, die bunte Vielgestaltigkeit in Dichtung, Ton und Szenerie Auge und Ohr kaum zur Besinnung hatten kommen lassen. Wieder derselbe entfesselte Begeisterungssturm, der nicht eher ruhte, als bis Wagner einmal und noch einmal von dem gleichen erhabenen Platze aus, gerührt und ergriffen, wie wohl noch nie so in seinem Leben, vor der jubelnden Versammlung sich verneigte, — deren Zurufe nunmehr erst recht nicht enden zu wollen schienen. Wir erfahren von diesem oder jenem Höfling, dem bei diesem unerhörten Anblick das Blut aus den Wangen gewichen sei, als ginge die Welt zu Grunde: ‚blaß wie ein Leichnam' habe einer dieser Herren auf die königliche Loge geblickt.[1] ‚Doch aber', sagt Richard Pohl in seinem Bericht über diese Vorgänge, ‚mußte Jedermann fühlen, daß dieser Abend ein epochemachender war, daß er Zeuge und Theilnehmer eines historischen Momentes gewesen, der in den Annalen der Kunst für immer verzeichnet stehen wird.' Wie ein geflügeltes Wort brach es sich Bahn durch die Menge: ‚Horaz neben Augustus',[2] und: ‚Es soll der Sänger mit dem König gehen!'

Trotzdem hielt den Meister, nachdem er bis hierher dem Willen seines königlichen Beschützers Folge geleistet, nichts mehr in München zurück. ‚Wagner heute früh nach Luzern zurückgereist, damit in Folge der unerhörten schönen Auszeichnung vom Sonntag keine neuen Ärgernisse entstehen', schreibt Bülow drei Tage später, am 24. Juni. An dem Abend dieses Abreisetages sollte die zweite Aufführung der ‚Meistersinger' stattfinden, sie ward jedoch wegen Heiserkeit Hölzel-Beckmesser's abgesagt, so daß die erste Wiederholung erst am folgenden Sonntag (28. Juni) vor sich ging. Leider war sein Gesundheitszustand nicht der beste. Was Alles hatte nicht, in diesen letzten sechs Wochen, innerhalb und außerhalb des Theaters, schonungslos auf ihn eingestürmt — von den takt- und sinnlosen Attentaten Weißheimer's mit seiner unglücklichen Oper, bis zu den mancherlei Unannehmlichkeiten des Theaterverkehrs! ‚Leider

---

[1] Vgl. dazu die Auslegung des Vorganges in manchen öffentlichen Blättern: ‚Endlich ein wahrhaft politisches Ereignis!' heißt es in einem derselben. ‚Die Meistersinger wurden aufgeführt, der Komponist saß neben dem Könige in der großen Loge, wurde gerufen, dankte schweigend von dieser erhabenen Stelle aus. Von da bis zur Ministerpräsidentschaft (!!) ist nicht weit im jetzigen Bayern, und — — Niemand würde je bemerken, daß Hohenlohe ausgetauscht worden!' (Münchener Korrespondenz des ‚Beobachters aus Schwaben'). ‚Der Eindruck, den diese königliche Huld auf das hiesige Publikum machte, war überwältigend. Man blickte empor zum glänzenden Plafond, ob er nicht Miene mache einzustürzen. . . Wagner, der Verketzerte, Verbannte, welchen vor wenig Jahren des Königs Huld nicht zu schützen vermochte vor der Gehässigkeit des hohen und niederen Pöbels unserer Kunstmetropole, — er jetzt rehabilitirt in derselben Kaiserloge, in der man sonst nur gekrönte Häupter und deren Deszendenz zu sehen gewohnt war!' (‚Kemptener Zeitung'). — [2] Das Wort soll von Bülow stammen, der es in der Nacht nach der Aufführung an einen Berliner Freund telegraphirte (Bülow, Briefe IV, S. 236).

hat mich meine Betheiligung, namentlich wegen des unvermeidlichen Ärgers über störende Elemente, auch diesmal wieder sehr angegriffen', schreibt er noch vierzehn Tage später an Wesendonck. Er sei seitdem fortwährend erkrankt geblieben. Eine ‚anhaltende Fieberschwäche' hatte sich seiner bemächtigt. In seinen gleichzeitigen brieflichen Lebensäußerungen ist davon nichts zu spüren — immer nur den besten, intimsten Freunden hat Wagner es anvertraut, daß er leide. ‚Ich will verflucht sein, wenn je ein Feind mich klagen hörte', hatte er einst an Uhlig geschrieben. Und dabei blieb es für alle Zeiten, da es so in seiner Natur lag. Kein Fernerstehender hat ihn anders als fest, elastisch, unnahbar und unzugänglich für jeden äußeren Angriff gefunden. Vom 1. Juli datirt ist ein photographisches Portrait des Meisters aus Triebschen für Hölzel mit der Unterschrift: ‚Hans Sachs, über einen Brief Beckmesser's brütend.'[1] Aus der gleichen Zeit der ersten Wiederholungen des Werkes stammt die wohlgelaunte Depesche an denselben Sänger, als dieser im zweiten Aufzuge die zweite Strophe seiner Serenade — gestrichen haben wollte! Sie lautet:

‚Hölzel, Hölzel, straff wie Holz! Nichts gestrichen, immer stolz!
Wird am Schluß er ausgelacht keiner es doch besser macht.
Selbst als Arm- und Bein-Zerschlagner tröst' er sich mit
Richard Wagner.'

Und während ihn um diese Zeit bereits manche Korrespondenzen mit den größeren deutschen Bühnen wegen der Aufführung des Werkes in Anspruch nahmen, verfolgte er doch aus der Ferne mit Interesse den Verlauf der Münchener Vorstellungen. ‚In die Meistersinger sollt Ihr noch einmal kommen', schreibt er am 28. Juni an Mrazek. Die dritte Aufführung fiel auf den 2. Juli, die vierte, fünfte, sechste auf den 7., 12., 16. Juli. Bei letzterer geschah es, daß der Sänger des Kothner (ein Herr Fischer) plötzlich heiser ward, und statt seiner, schnell entschlossen, — Hans Richter die Partie übernahm und sie mit bestem Erfolge durchführte! Das freute den Meister zu erfahren; es war seines echten Schülers würdig. ‚Daß Sie den Kothner agirt und gesungen, wie Sie dies ausführten — mit Ernst und Gewissenhaftigkeit —, hat mich, so verwunderlich der Fall andererseits war, in keine Art von Erstaunen versetzt; denn ich weiß, ich würde es an Ihrer Stelle ebenso gemacht haben.' Bezeigungen dankbarer Begeisterung kamen ihm von mancher Seite her zu, z. B. von Wesendonck, der einst dem ‚Tristan' ferngeblieben, nun aber dem Eindruck der beiden ersten Aufführungen der ‚Meistersinger' mit Ernst sich hingegeben hatte. In einem geschäftlichen Briefe vom

[1] Es ist dies dasselbe Portrait, welches seither in der Zeitschrift ‚Die Musik' (1902, II. Quartal) mit der Unterschrift ‚Richard Wagner in Triebschen' veröffentlicht worden ist, mit der nicht ganz genauen Zeitangabe, es sei i. J. 1869 entstanden (a. a. O. S. 652).

2. Juli hatte er gegen seinen Mainzer Verleger und sonderbaren Freund — Kissinger Angedenkens! — Franz Schott die (vielleicht mehr humoristisch gemeinte?) Ansicht ausgesprochen: dieser sei von den ‚Meistersingern' nicht entzückt gewesen. Dagegen verwahrte sich Schott in einem charakteristischen Antwortschreiben vom 10. Juli, worin er sich zunächst wegen der verzögerten Absendung der Partitur-Exemplare entschuldigt,[1] sodann aber Wagner's ungünstige Ansicht über sein Urtheil hinsichtlich des neuen Werkes auf den Umstand zurückzuführen versucht, daß er ihn — bei seinen Münchener Unterhaltungen — des Öfteren mit der Erwähnung seines geschwornen Antagonisten Franz Lachner belästigt habe. ‚Sie irren sich sehr, verehrter Freund', fährt er dann fort, ‚ich bin sehr befriedigt von dem Werke und dessen Erfolg, außerordentlich zufrieden und stolz, der Verleger dieses neuen großartigen Meisterwerkes zu sein. Zudem versichere ich Sie, daß ich . . . auf eigenen Füßen stehe. Die Lachner's und Esser[2] sind alte Freunde unseres Hauses, aber ohne allen Einfluß auf meine Gesinnungen. Endlich müssen Sie berücksichtigen, daß ich ruhiger Natur bin und nicht viel Worte habe, um meine Gefühle auszudrücken. Ich gratulire Ihnen herzlichst zu dem großartigen Meisterwerk, das Sie unserem lieben Vaterlande geliefert haben. Das ganze Deutschland muß Ihnen Dank zollen!'

Minder erfreulich waren die zahlreichen Korrespondenzen mit den Leitern der deutschen Theater, die sich nun mit ihren Anfragen wegen des Aufführungsrechtes für seine neueste Schöpfung an ihn wandten, unter ihnen obenan die großen Hoftheater von Dresden, Berlin und Wien. Ihm selbst mußte daran gelegen sein, gerade dieses Werk — das letzte von ihm für die Theater bestimmte und geschaffene! — auf diesen Bühnen prompt zum Erscheinen gebracht zu sehen. Nur mußte er dafür als erste Bedingung die Zusicherung einer korrekten Wiedergabe festhalten. Wien und Berlin zogen die Verhandlungen ein volles Jahr in die Länge; hier gab es eine Kapellmeisterkrisis, dort sah man der Eröffnung des neuen Hofopernhauses entgegen. Für Dresden war Tichatschek der freundschaftliche Vermittler zwischen dem Meister und der dortigen Königl. Generaldirektion. Sein Brief an diesen alten Freund, vom 17. Juli datirt, ist typisch für die ihm von dieser Seite her entgegentretenden Vorschläge und Forderungen (die sich in erster Reihe auf die Bewilligung des Rechtes zu Kürzungen bezogen!) — manches in dieser

[1] ‚Der dritte Akt des Widmungs-Exemplares (offenbar für den König!) sei gestern (9. Juli) an Hans Richter nach München abgegangen', heißt es in demselben Briefe. — [2] Im Betreff des Letzteren berichtet Schott in demselben Briefe, er sei mit seiner Frau von München aus bis Salzburg durch das Gebirg gefahren und habe Freund Esser in Berchtesgaden begrüßt. ‚Derselbe ist sehr entzückt von Ihrem neuen Werke und hat bereits mehrere Stücke für Pianoforte übertragen, was mir sehr willkommen ist, da die Raff'schen Reminiszenzen für Damenhände zu schwierig sind.'

Hinsicht hier Ausgesprochene hatte er nach anderer Seite hin[1] fast buchstäblich in ganz gleicher Weise zu wiederholen! Es vergegenwärtigt uns daher so recht den Reformator im Kampfe mit seinem erbittertsten Feinde, der Trägheit und dem Schlendrian der Theater, insbesondere der Kapellmeister. So war ihm von Dresden aus die Zumuthung ausgesprochen, in ‚Abkürzungen' zu willigen, welche ‚in seinem Werke angebracht werden sollten, ohne daß der Sinn und die Handlung gestört würden (!), sowie der Zusammenhang der Komposition eine empfindsame Lücke erfahre'. ‚Wer diese Kürzungen vorzunehmen verstünde', erwidert er darauf, ‚wäre für mich belehrend zu erfahren, — da kein mit dem Werke genau Vertrauter sie auszuführen unternehmen würde, sondern nur Jemand, der eigentlich gar nichts davon kennt. Nun hat es sich denn gefunden, daß hier in München weder Sänger noch Musiker, noch vor Allem auch das Publikum je nach einer Kürzung verlangt hat. Die Klage über die Länge (oder vielmehr die dadurch gesteigerte Schwierigkeit des Werkes) ist mir zuerst von Seiten der verschiedenen faulen deutschen Kapellmeister berichtet worden, welche zu den Aufführungen der Meistersinger sich hier zusammenfanden. Der Schreck dieser Herren über die viele Arbeit, die sie hier vor sich sahen, ist natürlich nicht im Stande mich zum Mitleiden zu bewegen; denn gegen ihre Faulheit und Unfähigkeit, die Bedürfnisse einer dramatischen Musikaufführung zu verstehen, stehe ich eben im Kampfe. Genug, ich bin gesonnen, keinem Theater die Aufführung der Meistersinger zu gestatten, als gegen die ausdrückliche Verpflichtung der Direktion: nichts daran ändern und kürzen zu lassen. Möge dies mir noch so große Opfer kosten, so würde ich mich doch schämen, diese Gelegenheit des Erscheinens meines zu größter Popularität bestimmten Werkes nicht zu einem ernstlichen Versuche zu benützen, dem im nichtswürdigsten Schlendrian versunkenen deutschen Opernwesen eine fördernde gute Richtung beizubringen.'

Dies der allgemeine Standpunkt des Meisters gegen alle Bühnen, die es mit seinem neuen Werke versuchen wollten. Speziell für Dresden kam aber doch noch etwas Anderes hinzu. Gerade bezüglich der Kgl. Sächsischen Hofbühne mußte er sich dessen bewußt bleiben, wie derselbe Dirigent, welcher jetzt daselbst in höchstem Ansehen stand, Julius Rietz, und dem er jetzt seine ‚Meistersinger' anvertrauen sollte, einst in Leipzig seinen ‚Lohengrin' bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und vergewaltigt hatte![2] ‚Da außerdem', fährt er deshalb in dem obigen Schreiben fort, ‚keiner der angestellten Dresdener Kapellmeister im Stande ist, mein Werk richtig zu erfassen und wiederzugeben, schlage ich — da ich mich unmöglich bei dem Studium selbst betheiligen kann

[1] Wir führen hier beispielsweise sein, in gleicher Sache am 12. Okt. 1869 an Herbeck in Wien gerichtetes großes Schreiben an! — [2] Vgl. Band II[2] dieses Werkes, S. 36/37.

— die private Mitwirkung des jungen Musikdirektors H. Richter, gegenwärtig in München, dazu vor. Dieser, der mit allen meinen Intentionen auf das Innigste vertraut ist, hat die hier vereinigten Sänger, sowie den Chor, in wahrhaft staunenswerth kurzer Zeit mit bewunderungswürdiger Sicherheit einstudirt. Dasselbe würde er in Dresden, durchaus nur privatim, somit ohne die Herren Kapellmeister zu beleidigen, thun; er würde außerdem den Sängern auf das Genaueste das richtige Zeitmaß, sowie die rechte Ausdrucksweise beibringen, so daß diese (die Kapellmeister) dann in den offiziellen Theaterproben durch die Sänger selbst zu der richtigen Auffassung gewissermaßen genöthigt würden. Auf diese Weise glaubte ich dann auch dort mich einer Aufführung versichert zu sehen, wie sie einzig Werth für mich hat, und dem Dresdener Theater zur Ehre gereichen wird.' Gegen die hiermit bezeichnete Schutzmaßregel erhob sich nun aber seitens der Dresdener Direktion der Einspruch, sie könne unmöglich zugeben, daß ihre angestellten Kapellmeister ‚durch einen jüngeren Musiker überwacht' würden. Bloß aus Rücksicht auf seinen Verleger mußte der Meister schließlich von seiner Forderung abstehen.[1] Aber — ‚Freude macht mir die ganze Sache nicht!' heißt es in einem späteren Briefe an Tichatschek.[2] ‚Alle eure Kapellmeister von A bis Z können meine Opern nicht dirigiren, weil sie im besten Falle nur routinirte Musikanten sind, und nichts, nichts vom Theater kennen und verstehen, außer höchstens die schlechten Gewohnheiten der Opernsingerei. Ja, da müßte ein Anderer dazu heran! Ich hab' es überhaupt jetzt nach jeder Seite hin satt, und bin entschlossen nach keinem Theater zu auch nur noch eine Hand zu reichen. Die Art, wie Alles verwaltet wird, ist zu stupid: unser Eines kann damit nichts zu thun haben!' —

Zu diesen ‚Kapellmeister'-Erfahrungen an den großen Hoftheatern kamen dann noch die mit den Direktionen der mittleren und kleineren Bühnen. Unter ihnen verdient die an der guten alten Meistersingerstadt Nürnberg gemachte, eine Hervorhebung. Hier, in Nürnberg, hatte er sogar ursprünglich am liebsten die erste Aufführung seines Werkes vor sich gehen lassen wollen. ‚Meine Hoffnung auf Nürnberg', berichtet er später darüber, ‚täuschte mich jedoch ganz und gar. Wohl wandte sich der dortige Theaterdirektor wegen der Acquisition der ›neuen Oper‹ an mich; ich erfuhr zugleich, daß man damit umgehe, Hans Sachs ein Denkmal zu setzen, und legte nun dem Direktor als einzige Honorarbedingung die Abtretung der Einnahme der ersten Aufführung der ›Meistersinger‹ als Beisteuer zu den Kosten der Errichtung jenes Monumentes auf; worauf dieser Direktor mir gar nicht erst antwortete ... Dem Denkmal des Hans Sachs gegenüber stellte sich aber in Nürnberg eine imponirende Synagoge reinsten orientalischen Styles auf.'[3] — — —

---

[1] Ges. Schr. Bd. VIII, S. 312. — [2] Vom 16. Okt. 1868. — [3] Ges. Schr. Bd. X, S. 161.

Einen kurzen Blick werfen wir in diesem Zusammenhang noch auf die Art der Aufnahme des Werkes in der publizistischen Öffentlichkeit des deutschen Vaterlandes. Wie diese sich zu seinem ganzen Wirken stellte, wurde gelegentlich des Tristan (S. 103 Anm.) zur Genüge von uns angedeutet, um uns in diesen — einer höheren Aufgabe dienenden — Blättern ein für allemal damit abgefunden zu haben. Es ist nicht zu leugnen, daß es auch verständige Stimmen gab, unter ihnen die des weithin populären Berliner Witzblattes ‚Kladderadatsch', das sich gleich nach den ersten Aufführungen sehr ernsthaft über die nationale Bedeutung des Werkes äußerte, ja zum Schluß die weitgehendsten politischen Hoffnungen, welche damals deutsche Seelen erfüllten, zu diesem deutschen Werke in eine lebendige Beziehung setzte:

Nicht ‚verthan' und nicht ‚versungen'! Nein, in ernst' und heit'rer Weise
Mächtig packend alle Geister, echter deutscher Kunst zum Preise
Und zur Ehre unserm Meister ist der Meistersang erklungen.
Tapf're Siegesfahnenschwinger zieh'n wir von der Isar Strand
Bald, die deutschen Meistersinger durch das ein'ge deutsche Land.

Im Allgemeinen aber blieb es in der eigentlich zünftigen Kritik der ‚scheinbaren Kunstgenossen' bei jenem Phänomen, dessen klassische Schilderung — in dem Aufsatze ‚Publikum und Popularität'[1] — mit den Worten schließt: ‚das Gottesurtheil (des Theaterpublikums) ist gesprochen, und der Rezensent — schimpft fort.' Neid, Scheelsucht, Bosheit, Gehässigkeit vereinigten sich mit Engherzigkeit und Dummheit, um sich in Schmähungen der Musik und Dichtung wechselsweise zu überbieten.[2] Noch im Jahre 1891 konnte ein J. Fröbel, der einem ihm allzu begeistert dünkenden Bericht über die erste Aufführung die Aufnahme in die ‚Süddeutsche Presse' verweigerte (!),[3] seinen Ärger darüber nicht beruhigen, daß ‚Wagner um jene Zeit mit seinem schlechtesten Werke, den geist- und witzlosen Meistersingern, — den Gipfelpunkt seiner dramaturgischen Ehrenstellung erreicht habe'.[4] Recht unerfreulich nahm sich nun aber in diesem Chor scheelsüchtiger Spötter und Verächter die Stimme des alten Jugendfreundes Heinrich Laube aus, der sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal mit

[1] Ges. Schr. X, S. 106/07. — [2] Eine Blumenlese daraus bietet W. Tappert's allbekannte kleine Schrift: ‚Ein Wagner-Lexikon, Wörterbuch der Unhöflichkeit' ꝛc., und die weitverbreitete Biographie des Amerikaners H. T. Finck, ‚Wagner und seine Werke' auf S. 213/14 des II. Bandes: ‚Das Vorspiel sei ein Musikstück von peinlicher Künstelei und geradezu brutaler Wirkung', ‚im Ausdruck des Komischen werde Wagner's Musik regelmäßig gespreizt, überladen, ja widerwärtig' (Hanslick). Ähnliche Äußerungen Dorn's, Ferdinand Hiller's ꝛc. siehe daselbst; sie verdienen es durchaus, für die Nachwelt festgehalten zu sein. ‚Dramatisch-musikalischer Humbug', ‚wüstes Getümmel haarsträubender Dissonanzen', ‚tollstes Attentat auf Kunst, Geschmack, Musik und Poesie', — das waren die Liebkosungen, deren sich die deutsche ‚Presse' gegen das deutscheste Meisterwerk bediente, ohne daß das große deutsche Publikum seine Zeitungsblätter deshalb in den Ofen warf oder ihnen das Abonnement kündigte. — [3] Vgl. S. 226 dss. Bds., Anm. 1. — [4] Fröbel, Memoiren II, S. 503/04.

Entschiedenheit unter die erbittertsten Gegner Wagner's stellte, nachdem er sich noch ein Jahr zuvor für die erwünschte Anstellung in München in so vertrauenweckender Ergebenheit um seine freundschaftliche Befürwortung beworben! Nun fiel er in dem Stammblatte des Herrn Hanslick, der Wiener ‚Neuen freien Presse', über die Meistersinger her, die ihn ‚geärgert und gelangweilt' hätten, in denen es ‚von unmusikalischen Holzpantoffeln klappere', über das ‚Forcirte im Text' und das ‚Klappernde und Kreischende' der Musik. Ein ganzes Tappert'sches ‚Schimpflexikon' ließe sich allein aus diesem Artikel extrahiren. Trotzdem machte er, in Betracht der Berühmtheit seines Verfassers, gewissenhaft die Runde durch musikalische und nichtmusikalische Zeitungen. ‚Laube's Aufsatz', schreibt daher Bülow (brieflich an J. Raff, 11. Sept. 1868), ‚ist nichts weiter als die Rache für seine Nichtanstellung als Intendant, worauf er brannte. Wir haben Briefe, die das erläutern. Als Cornelius den infamen Artikel von Laube in derselben ›Tonhalle‹ gelesen, wo der Anfang seines Manuskripts (›Lehrbubenstudien‹) abgedruckt, hat er dieses zurückgefordert und dem Redakteur unverblümt einen Lumpen an die Nase geworfen.' Natürlich blieb dieser häßliche Eindruck, nebst allem Verletzenden, das für ihn gerade in dieser Autorschaft lag, dem Meister nicht erspart, und kostete ihn einen peinlichen Augenblick. Er entledigte sich der Stimmung in drei Sonetten von überwältigendem Humor, die in heiterer Satire und mit völliger Portraittreue die Beschränktheit des ‚großen' Dramaturgen auf den theatralischen ‚Drucker' kennzeichnen, über welchen der Horizont des alten Jugendgenossen doch nicht hinausging, dessen Anstellung in München, wäre sie geglückt, doch nur eine neue Enttäuschung gewesen sein würde. Sie wurden mit der Unterschrift ‚ein enthusiastischer Patriot Leipzigs' und einem Begleitbrief Wagner's vom 10. September an eine österreichische politische Zeitung eingesandt, welche aber — nicht den Muth hatte, sie zum Abdruck zu bringen! So wohlakkreditirt war damals noch der Name Laube's und so ungleich das Maß für die Beurtheilung dessen, was man sich gegen ihn und — gegen Wagner erlauben durfte.

Sollen wir die Erlebnisse des Meisters während dieser Spätsommermonate des Meistersinger-Jahres mit einiger Vollständigkeit hier anführen, so dürfen wir allerdings einen Vorfall nicht unerwähnt lassen, gelegentlich dessen seine Theilnahme für jenen ‚unheilvollen Sohn des bekannten Neffen Beethoven's' in Anspruch genommen wurde, der um die Mitte August von Wien aus mit Weib und Kind in München eingetroffen war, wo er sich bei Ludwig Nohl, als Biographen Beethoven's, einfand, um nur Unterkunft zu erhalten. Ohne viel zu fragen, ob der Träger dieses großen Namens, der sich, gleich seinem Großoheim, Ludwig van Beethoven nannte, seines Schutzes auch würdig sei, und welche besonderen Umstände ihn von Wien vertrieben hätten, wandte sich Nohl direkt mit der Bitte um eine Unterstützung desselben an Wagner nach

Luzern, mit einer so nachdrücklichen Empfehlung seines Schützlings, daß der Meister — von der bloßen Thatsache der Schutzbedürftigkeit eines indirekten Abkömmlings des großen Tonheros tief ergriffen — sofort die nöthigen Schritte für die erbetene ‚rasche Hilfe' that. Er legte dem König brieflich die Bitte vor, sich durch Nohl die nöthigen Auskünfte ertheilen zu lassen und im günstigen Falle ‚Herrn L. v. B. in seinem Kabinet oder Sekretariat seinen Fähigkeiten gemäß unterzubringen'. Die ihm durch Nohl übermittelten beglaubigenden Aktenstücke sandte er Letzterem zurück, damit er auf Grund derselben mündlich oder schriftlich dem Königl. Hofsekretär Rath Düfflipp die Sache vortrage. ‚Ich glaube nicht daran zweifeln zu dürfen', schrieb er in diesem Sinne (unterm 25. August) an Nohl, ‚daß der König großherzig auf meine Bitte eingeht: ob seine Beamten nicht aber herausfinden werden, daß es besser sei, wenn der König sich der Sache nicht annehme, und demnach das Gelingen zu hintertreiben wissen, kann ich — nach vielen und mancherlei Erfahrungen — nicht mit Sicherheit ermessen. In diesem Falle müßten wir weiter aus persönlichen geringen Mitteln zu sorgen suchen.' Leider stellte sich nun aber heraus, daß der Gegenstand so angelegentlicher Empfehlung und der dadurch hervorgerufenen Fürsorge des Meisters der beiderseitigen Theilnahme wenig würdig war. Wie bereits in Wien ein Konflikt mit den Gesetzen ihn zu so jäher Flucht genöthigt hatte, so geschah es nicht allzu lange darauf auch in München. Nach der eigenen Erzählung Nohl's sei es abermals eine unrechtmäßige Handlung, ein ‚Verbrechen' gewesen, das gegen ihn, statt der erwarteten Unterstützung, ‚im Namen des Königs von Bayern' einen Verhaftbefehl nöthig machte. So erreichte die Episode von dem Großneffen Beethoven's einen unerwartet plötzlichen Ausgang, ohne nach irgend welcher Hinsicht eine weitere Erinnerung an sich zu hinterlassen.

Gegen Ende September und Anfang Oktober befand sich der Meister auf einer kaum vierzehntägigen Reise nach Oberitalien (Stresa am Lago maggiore, Mailand, Verona, Genua) — auf welcher sich leider die starken Überschwemmungen dieses Jahres störend bemerkbar machten, indem weithin ganze Bahnstrecken unter Wasser gesetzt waren. In die zweite Hälfte des Monats fiel der vierzigjährige Hochzeitstag seiner guten alten Schwester Clara, die er soeben zu den Meistersingern hatte begrüßen dürfen. Er selbst konnte an dieser Feier nicht theilnehmen: ‚dafür schicke ich Dir denn', heißt es in dem wunderschönen Briefe zu diesem Festtage, ‚die Meistersinger selbst, die nun als Brautführer sich recht gut ausnehmen werden. Namentlich ist Hans Sachs ganz dazu gemacht, heute mein Amt zu übernehmen; die Lehrbuben können in Gottes Namen auch mit bei der Feierlichkeit figuriren' . . . ‚Liebe Kläre!' fährt dann dasselbe Schreiben in ernsterer Wendung fort, ‚diese Meistersinger kommen wirklich nicht ganz ohne Sinn zu Deinem Hochzeitstage. Nimm Dir aus ihnen den Geist einer ruhig lächelnden Resignation. Er hat mir dieses

Werk eingegeben, und was kann uns schöner ziemen beim Rückblick auf ein mühe- und sorgenvolles Leben, das so wenige unserer Wünsche erfüllte? Daß wir Alles ertragen, um endlich jede eigentliche Hoffnung fahren zu lassen, zeigt doch, daß mit dem Allen nur ein Wahrhaftes zu gewinnen war: Ruhe des Gemüths in der Entsagung! Und wahrlich, aus ihr läßt sich noch ein großer und einzig untrübbarer Genuß herausschlagen: die ruhige, interesselose Freude am Schönen und Guten. Sieh', so etwas konnte ich Dir bieten, als ich Dich nach München kommen ließ; nun sende ich Dir das Werk noch zum Nachleben zu: blättere oft darin, und kommt dann darüber der goldene Hochzeitstag heran, so schlag's noch einmal auf, vielleicht erklingt es dann von selbst wieder! —'

Aber noch andere, tiefere Seelenregungen und Stimmungen deckt eben dieser inhaltreiche Brief uns auf, die ganz und gar in die Biographie des Meisters gehören, sein rein menschliches Ergehen während dieser Lebensepoche vor uns aufdecken. ‚Wenn sich mein Leben jetzt immer mehr vereinsamt, so ist wohl einerseits meine immer schmerzhaftere Empfindlichkeit gegen die ewig mit Mißverständnissen und Unsinnigkeiten mir begegnende Welt daran schuld, andererseits fühle ich diese Vereinsamung aber um so mehr, als ich ohne Familie bin.' Wir wissen, auf Grund alles Vorausgegangenen, was diese Klage in seinem Munde bedeutet. Und nicht lange mehr konnte dieser provisorische Zustand andauern. Der letzte entscheidende Schritt mußte geschehen, um dieser schmerzlichen Übergangsperiode ein Ende, ihm selber aber die häusliche Grundlage eines neuen, nun erst im vollen Sinne des Wortes schöpferischen Daseins zu bereiten. Nie — ohne diesen Schritt! — würde die Welt sonst ein Bayreuth erlebt haben, kaum der ‚Ring' zur Vollendung gelangt sein! ‚Den Begriff der Familie', fährt die citirte Briefstelle fort, ‚kenne ich nur aus meinem alten Zusammenhange mit meinen Geschwistern: wie sehr aber mußte diesen das Leben lockern. Gern hätte ich ihn wieder aufgefrischt; ohne gerade eine Familienkonferenz veranlassen zu wollen, gehe ich immer damit um, Euch der Reihe nach einmal aufzusuchen. Ich war nahe daran, dies vor Kurzem auszuführen; so viele ernste Angelegenheiten, welche ich jetzt in Ruhe und gesammelter Fassung sich erledigen lassen muß, hielten mich aber bei der Vorstellung, daß ich mit dieser Reise nothwendig mich großer Unruhe aussetzte, von der Ausführung des Vorhabens zurück. Das viele Sprechen mit vielen Personen ist es, was mich stets fieberhaft aufregt und ermüdet: das kommt wohl mit daher, daß ich an keinem Hauptorte mich je zu einer anhaltenden Verkehrsthätigkeit fixiren konnte, und nun, wohin ich komme, immer als ein Fremder begafft und ausgefragt werde, was mich in leidenschaftlich ärgerliche Aufregung versetzt, namentlich da Niemand sich doch die Mühe giebt, mich und was ich schaffe und wirke, genau kennen zu lernen, und Jeder daher immer nur an mir wie an einer Kuriosität herumtappt.' . . .

Dieses Begafft- und Ausgefragtwerden, dieses ‚viele Sprechen mit vielen Personen' hatte er noch bei dem letzten Münchener Aufenthalt, in dem grenzenlosen Trubel der ‚Meistersinger'-Tage, gründlichst durchgemacht: die Esser, Schott, Weißheimer 2c. hatten reichlich das Ihrige dazu beigetragen, ihm diesen Aufenthalt zu verleiden und ihn, gleich nach der ersten Aufführung, in die Stille von Triebschen zu vertreiben. Trotzdem sehen wir, daß das in den obigen Briefzeilen ausgedrückte Verlangen nach erneuter Berührung mit den Seinigen während dieser Wochen in ihm rege blieb. So begab er sich denn in der ersten Hälfte November zu einem Besuch der Familie seiner Schwester Ottilie Brockhaus nach Leipzig, die er zuletzt bei ihrem kurzen Münchener Aufenthalt im Spätsommer 1864 gesehen. Wir haben bereits bei Erwähnung jener Begegnung (S. 26) dessen gedacht, daß ihm sowohl diese Schwester, als ihr Gatte, Prof. Hermann Brockhaus, innerhalb seines Verwandtenkreises von jeher besonders lieb waren. Auf der Fahrt von Luzern nach Leipzig begleitete ihn als Lektüre das soeben[1] erschienene ‚Neue Skizzenbuch' von Ludwig Nohl, welches ihm im Augenblick des Antrittes seiner Reise zugegangen war und dessen ganze zweite Hälfte den ‚Münchener Frühling von 1868' und speziell die ‚Meistersinger von Nürnberg' eingehend behandelte. So bot es ihm denn unterwegs eine ‚sehr erfreuende Unterhaltung', in Betreff deren er dem Verfasser nach seiner Rückkehr versichern konnte, daß ihn ‚Vieles, ja das Meiste dieser Aufzeichnungen, ergriffen und gerührt habe'. In Leipzig lebte er bei seinen Verwandten im strengsten Incognito. Er war nur um ihretwillen und nicht zum Besuche seiner Vaterstadt gekommen, die sich bei jedem Anlaß so ablehnend, ja feindselig gegen ihn verhalten hatte. ‚Die Presse hatte keinen Wind, und die Dienstboten bei Brockhausen's waren stumm gemacht, wie Gräber in Livrée', sagt darüber Jemand, dessen Bekanntschaft wir sogleich, mit dem Meister zusammen, machen werden. In Gegenwart einer Freundin seiner Schwester, der Frau Professor Ritschl, spielte er ihr nämlich Walther's Meisterlied vor, und erfuhr nun von Letzterer, daß ihr dieses bereits wohlbekannt sei: durch einen jungen Philologen, Namens Friedrich Nietzsche, der es ihr vorgespielt. Und wie dann ein Wort das andere gab, hörte er so viel Empfehlendes über Geist und Begabung des jungen Mannes, daß er den Wunsch aussprach, ihn kennen zu lernen. Die Schilderung dieser ersten Begegnung in dem ‚sehr behaglichen Salon Brockhaus', in dem sonst Niemand als die ‚engste Familie' zugegen war, giebt uns ein Tags darauf geschriebener Brief Nietzsche's, dessen studentisch flotter Ton die Bedeutung dieses ersten Eindruckes auf den Vierundzwanzigjährigen doch schon recht drastisch hervortreten läßt. ‚Ich werde ihm vorgestellt', heißt es in diesem Bericht, ‚und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt

[1] Mit der Jahreszahl: 1869.

sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der berühmten Münchener, und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemüthlichen Tone zurufen: ‚meine Herren, jetzt wird's leidenschaftlich', ‚meine Gutsten, noch ein bischen leidenschaftlicher!' . . . Vor und nach Tisch spielte er, und zwar alle wichtigen Stellen der Meistersinger, in dem er alle Stimmen imitirte und dabei sehr ausgelassen war: er ist nämlich ein fabelhaft feuriger und lebhafter Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer. Welcher Genuß war es für mich, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von diesem reden zu hören: was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe. Dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den Philosophenkongreß in Prag[1] und sprach von den philosophischen ›Dienstmännern‹. Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Szene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann.' Beim Abschiede ‚drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu treiben; auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekannt zu machen: was ich denn feierlich übernommen habe.'[2]

Erst im nächstfolgenden Frühjahr erfolgte, in Anknüpfung an diese erste Begegnung eine Wiederaufnahme der beiderseitigen Beziehungen und eine nähere Bekanntschaft; für jetzt aber nehmen die Nachwirkungen dieses ersten persönlichen Eindruckes in dem Briefwechsel des jungen Gelehrten mit seinem engsten Freunde und Studiengenossen Erwin Rohde bereits einen großen Raum ein. Mit glühendem Eifer wirft er sich nunmehr auf das Studium der Wagner'schen Schriften, vor Allem der kürzlich erschienenen 2. Auflage von ‚Oper und Drama'. ‚Wagner, wie ich ihn jetzt kenne, aus seiner Musik, seinen Dichtungen, seiner Ästhetik, zum nicht geringsten Theile aus jenem glücklichen Zusammensein mit ihm, ist die leibhaftigste Illustration dessen, was Schopenhauer ein Genie nennt: ja die Ähnlichkeit all der einzelnen Züge ist in die Augen springend. Ach, ich wollte, ich könnte Dir in behaglicher Abendstunde die vielen kleinen Einzelheiten erzählen, die ich über ihn, meistens durch seine Schwester, weiß; ich wollte, wir könnten die Dichtungen mit einander lesen (die R.[3] so hoch schätzt, daß er Wagner für den bei Weitem ersten Dichter der Generation hält), wir

[1] In den Tagen vom 26. Sept. bis 4. Okt. 1868. — [2] Nietzsche's Briefwechsel mit E. Rohde S. 89/90. — [3] Ein gemeinsamer Studiengenosse des Briefschreibers und des Adressaten.

könnten zusammen den kühnen, ja schwindelnden Gang seiner umstürzenden und aufbauenden Ästhetik gehen, wir könnten endlich uns von dem Gefühlsschwunge seiner Musik wegreißen lassen, von diesem Schopenhauer'schen Tonmeere, dessen geheimsten Wellenschlag ich mit empfinde, so daß mein Anhören Wagner'scher Musik eine jubelnde Intuition, ja ein staunendes Sichselbstfinden ist.'[1] . . .

So seltsam zufällig leitete sich die Begegnung mit dem jungen Freunde ein, der in den nächsten Jahren seines Lebens dem Meister immer bedeutsamer nahetreten und ihn mit Hoffnungen auf eine reiche Entwickelung erfüllen sollte. Was mußte dazu nicht Alles zusammenwirken: erstlich der Umstand, daß der junge Mann seine Studien gerade in Leipzig und nicht in Halle oder Jena oder sonstwo vollendete; sodann, daß Wagner den so lange geplanten Verwandtenbesuch gerade damals und nicht etwas früher oder später ausführte, wobei diese erste persönliche Berührung gar nicht hätte stattfinden können. Dazu kam dann noch als Drittes der weitere Zufall, daß derselbe junge Philologe ohne jedes Zuthun von seiner Seite wenige Monate später als Professor gerade nach — Basel berufen wurde. ‚Kürzlich hat mich', schreibt er daher am 16. Januar 1869, ‚Richard Wagner, zu meiner größten Freude, brieflich grüßen lassen. Luzern ist mir nun nicht unerreichbar.'

[1] Briefwechsel mit E. Rohde, S. 110/11.

XI.

Stille unter Stürmen.

Beschluß, nicht wieder nach München zurückzukehren. — Cosima v. Bülow nach Triebschen. — Komposition des dritten Aktes ‚Siegfried'. — ‚Das Judenthum in der Musik'. — Des Königs Verlangen nach einer Aufführung des ‚Rheingold'. — Wirkungen des ‚Judenthums'. — Vorgänge in Paris und Berlin. — Erneute Begegnung mit Fr. Nietzsche.

In dieses Asyl flüchtete sich seitdem auch Diejenige, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei, und das Axiom so manches meiner Freunde, ‚mir sei nicht zu helfen', unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen sei, und hat mir geholfen.

Richard Wagner.

In einem, anderthalb Jahre später geschriebenen Briefe an Pusinelli wirft der Meister einen Rückblick auf die entscheidenden Ereignisse des ‚Meistersinger'-Jahres. Er konstatirt zunächst im Allgemeinen, wie seine kräftige Gesundheit von jedem Übelbefinden sich rasch erhole: bei einiger Gemüthsruhe und stets zum Explodiren bereiter Heiterkeit gehe alles bedrohlich Erscheinende bald vorüber. ‚Nur im Sommer 1868,' fährt er dann fort, ‚wurde ich, als ich von den Meistersingern in München zurückkehrte, von einer anhaltenden Fieberschwäche befallen (S. 249). Ich wußte aber auch, woran ich war, und beschloß: nie wieder nach München — meiner Hölle! — zurückzukehren.' ‚Hatte mich bisher,' so heißt es in eben demselben Briefe, ‚mein Leben ziellos durch Stürme geschleudert, so hatte mein Lebensschiff vor dem Hafen noch die unerhörtesten Drangsale zu bestehen.' Wie der Hafen hieß, das wissen wir: für jetzt — Triebschen bei Luzern; zu den Drangsalen bitterster Art aber gehörte für ihn ein für allemal jede erneute Berührung mit diesem unseligen, durch Nichts, selbst durch einen so außerordentlichen König nicht, zum Gedeihen zu bringenden — München. Wirklich war, wie wir uns entsinnen, jeder noch so kurze und vorübergehende Aufenthalt in dieser unversöhnlich feindseligen Umgebung für ihn regelmäßig von physischem

Unwohlsein begleitet gewesen. Es war schwer, diesen unwandelbaren Beschluß, gegenüber dem entgegengesetzten Verlangen des, mit so seltener Liebe ihm zugethanen königlichen Freundes, zur That zu machen. Aber es mußte sein. Für Alles, was er zu schaffen und zu wirken der Welt noch schuldig war, blieb diese entschiedene Lossagung die erste, unerläßliche Bedingung. Und noch eine andere Bedingung für die Erhaltung seiner physischen und künstlerischen Existenz harrte ihrer Einlösung und Erfüllung. Nicht bloß sein eigenes Lebensschiff hatte er in dem Luzerner Hafen zu bergen, nicht die eigene Person allein vor der ‚Münchener Hölle' zu sichern. ‚Ich mußte,' so sagt er selbst in dem obigen Zusammenhang, ‚daraus retten, was ohne mich zu Grunde gegangen wäre.'

Dies blieb noch zu vollbringen, und es wurde vollbracht. Es war die höchste Zeit, die hochherzig edle Genossin, die noch immer in Bülow's Hause in München weilte, dem vergifteten Klatsch und Tratsch zu entziehen, der eben damals wieder in hochgehenden Wogen von der bayerischen Residenz aus bis in die Kölnische Zeitung hinein sich verbreitete, dem bodenlosen Geschwätz von den angeblichen ‚politischen Machinationen der Partei Richard Wagner's', die ‚in Wagner's Abwesenheit in der Gattin Hans von Bülow's (!) ihr Mundstück habe.' Es gab keine solche ‚Partei Richard Wagner's', die sich mit außerkünstlerischen Interessen beschäftigt und ‚politische Machinationen' betrieben hätte. So allmächtig aber war der Einfluß dieses Klatsches, daß sich Bülow, selbst gegen einen ihm so nahestehenden Freund, wie J. Raff, deshalb zu verwahren und ihm den Standpunkt klar zu machen hatte. ‚Wie kannst du nur wähnen, daß wir — inclusive Wagner — bei irgend etwas Außermusikalischem die Hand im Spiele gehabt, haben, haben werden oder wollen! Ich treibe nur Musik, nicht Politik, Ästhetik, Litteratur, noch weniger Intrigue.'[1] Und schon in Bezug auf die gleichartigen verleumderischen Gerüchte im Dezember 1865, die den Meister ursprünglich aus München vertrieben, hatte Liszt treffend geäußert: ‚Wagner jetzt eine politische Rolle zuzuschreiben, erscheint mir als eine seltsame Laune des Schicksals. Jeder Unschuldige indessen, der so weit gekommen ist, muß darunter leiden, und Montesquieu hatte wohl Recht, wenn er sagte: hätte man ihn beschuldigt, die Thürme von Notre-Dame gestohlen zu haben, er wäre eilends auf und davon. Das einzige Mittel, um Diejenigen zur Vernunft zu bringen, welche nicht hören wollen!'[2] Das einzige Mittel gegen all diese Beunruhigungen seitens der bayerischen und auswärtigen Presse war aber — durch deren stetige Wiederaufnahme — nun auch für die edle Frau klar und unwidersprechlich deutlich an die Hand gegeben. Dieses einzige Mittel hieß auch für sie: sofortiges Abbrechen ihres dortigen Aufenthaltes, Entfernung

[1] Bülow, Briefe IV, S. 259. — [2] Liszt, Briefe III, S. 186.

von dieser unversieglichen Quelle alles giftigen Neides und Hasses und dauernde Übersiedelung an die Seite Dessen, für den sie geboren und in diese Welt gekommen war, dem sie seit ihrer ersten Niederlassung in München gehörte. Der Meister rief, und sie gehorchte dem Rufe. Wohl mochte, während der Dauer der zweijährigen Zwischenzeit, auch ihr ‚das Schwerste nicht erspart' geblieben sein: daß nämlich auch ihr, in manchem inneren Ringen, ‚in trostlosen Augenblicken Zweifel an ihrer Bestimmung in der Seele aufstiegen, wie sie jedem großen Menschen verhängt werden, der es wagt, feste Bande zu Gunsten eines höheren Berufes mit heiligem Muthe zu lösen.'[1] Nun war über ihr ferneres Leben für immer die Entscheidung gefallen. Mochte sie auch vorerst, so lange die offizielle Scheidung noch auf sich warten ließ, dem Zwang unterworfen sein, den Namen eines Anderen zu tragen, und ihr wahrer Aufenthalt durch Bülow selbst den nächststehenden Freunden noch peinlich verschwiegen werden,[2] mochte der kaum Dreißigjährigen über all diesen heißen und bitteren Kämpfen allzufrüh das schöne, stolze braune Haar ergrauen, mochte sie durch diesen entschlossenen Schritt alle Brücken hinter sich abbrechen, für eine ungewisse längere Zeit alle Beziehungen zur ‚Welt' und ‚Gesellschaft' sich abschneiden, bis diese dereinst die hohe Bedeutung ihres Schrittes zu würdigen lernte: mit stolzer Zuversicht durfte sie all diese Feindseligkeiten auf sich nehmen. Nicht vor jener ‚Gesellschaft' hatte sie ihr Handeln und Thun zu rechtfertigen, sondern vor dem Gott in ihrem eigenen Innern. Die Verantwortung vor der ‚Welt' nahm der große Freund und Meister auf sich; und er rief zu sich in sein Schweizer Asyl, was in jedem Sinne sein Eigen war. Zwei liebliche Töchter hatte sie, seit sie die Seine war, ihm geschenkt, Isolde und Eva mit Namen; von Letzterer heißt es in einem Briefe des Meisters an Richter: ‚das Herrlichste aber ist Evchen, die mein armes, einsames Haus mit ihrem ersten Lebensjahre wunderbar heiter und lieblich gesegnet hat: nie hat ihr noch das Geringste gefehlt.'[3] Nicht sein Wille war es gewesen, sondern der unüberwindliche Zwang äußerer

[1] Es sind dies die eigenen Worte der großen Frau, von ihr auf die Fürstin Wittgenstein in ihrem Verhältnis zu Liszt bezogen, aber gewiß aus eigener Seelenerfahrung, eigenen inneren Kämpfen geschöpft! — [2] In seinen Briefen (Band IV, S. 261. 263. 281) heißt es konsequent, sie weile, zur Pflege ihrer Gesundheit, in Versailles bei ihrer Schwester, der Gräfin Charnacé. — [3] Sie war (17. Februar 1867) in Triebschen geboren und hatte während der Vollendung der ‚Meistersinger' (nebst Hans Richter) Wagner's Einsamkeit daselbst getheilt. ‚Wie oft begab er sich ins obere Stockwerk, dem kleinen Evchen einen Besuch abzustatten; auch mußte es nach seinem Wunsch alle Morgen, mit einem Rosaatlaskleidchen angethan, nach dem Frühstück zu ihm gebracht werden; dann spielte er ihm etwas Weniges vor und lachte herzlich über die taktmäßigen Bewegungen des Kindes.' Diese Erinnerungen Vreneli's an seine Freude über dieses liebliche kleine Wesen können zugleich als Ergänzung zu unseren obigen Nachrichten über sein häusliches Leben während dieser Zeit (auf S. 215 ff. dieses Bandes) betrachtet werden.

Verhältnisse, was die zu ihm Gehörige zwei volle Jahre hindurch fern von seiner Seite gehalten hatte. Jetzt war der Augenblick gekommen, um einem unleidlichen Übergangszustand ein Ziel und Ende zu setzen, und gerade die erneuten Ausbrüche einer scheelsüchtigen Verleumdung hatten nichts Anderes vermocht, als sein Eintreten zu beschleunigen.

Dies waren die beiden wichtigen, grundlegenden und ausschlaggebenden Entscheidungen in seinem Leben, als er sich — im Spätherbst nach der Aufführung der ‚Meistersinger' — der Komposition des dritten Aktes seines ‚Siegfried' zuwandte. Beide dem gleichen Zeitpunkt angehörig und wechselseitig durch einander bedingt. Ohne die Genossin wäre der Triebschener Aufenthalt nur eine verlängerte Selbstverbannung gewesen; mit ihr gewann er erst seine wahre, rechte Bedeutung für sein ganzes ferneres Leben und Produziren. Dann aber war Triebschen, und keinesfalls München, das traute Asyl für eine hohe Liebe, wie für das Schaffen an seinem großen Werke. Ein klares Bewußtsein von der unvermeidlichen Nothwendigkeit und inneren Folgerichtigkeit beider Entscheidungen hatte aber für jetzt doch nur Er allein, den sie betrafen und der sie herbeiführte; selbst den allernächst Stehenden ging es nur erst allmählich auf. Selbst der königliche Freund war durch sein eigenes heftiges Wollen zu sehr nach der entgegengesetzten Richtung eingenommen, um des Meisters Zurückhaltung gerecht beurtheilen zu können. Ihn dauernd und ganz wieder an München zu fesseln, darauf waren — seit der Berufung Hohenlohe's — alle seine Maßnahmen ausgegangen, und nun stellte sich die Erfüllung dieses seines höchsten und einzigen Wunsches als Unmöglichkeit heraus! ‚Ich bin jetzt,' so schreibt daher Wagner (14. Nov.) in vertraulicher Mittheilung, ‚in einer äußerst schwierigen Lage zum König, dem ich meinen unerschütterlichen Entschluß gemeldet habe, eine Reihe von Jahren, bis zur gänzlichen Vollendung meiner noch projektirten Arbeiten, auch rücksichtslos fern von München und jeder Beziehung zu den dortigen Verhältnissen bleiben zu wollen. Ich habe hierfür nur die Nöthigung meiner Seelenzustände als Beweggrund angeführt, da ich sehr wohl weiß, daß, wenn ich zugleich die Gründe meiner Unzufriedenheit mit den Münchener Kunstzuständen und dem Geiste, in welchem meine Vorschläge bisher ausgeführt sind, nennen wollte, ich damit nur in dieses ewige Rad des Unmöglichen und Unzulänglichen hineingreifen würde, dessen immer wieder erfolglose Berührung bei dem Bestand der Charaktere nur Mißmuth und möglichen Verlust des mühsam Erreichten herbeiführen könnte. Ich habe nun den König um eine persönliche Unterredung, immer aber in der gegebenen Absicht, gebeten und hoffe, die Gunst baldigst gewährt zu erhalten.'[1] Zu dieser Unterredung kam es — nicht. Der junge Monarch schien durch die Erklärung Wagner's

[1] L. Nohl, das moderne Musikdrama, S. 246.

verstimmt und leidend, und ließ nichts von sich hören. Aber auch nach anderer Richtung hin mußte es der Meister ertragen, in der bedeutsamsten Entschließung seines Lebens unverstanden und ohne Zuspruch zu bleiben. Wir entnehmen aus den veröffentlichten Briefen Liszt's an seine fürstliche Freundin, daß er es über sich gewann, volle drei Jahre hindurch mit seiner eigenen Tochter den brieflichen Verkehr abzubrechen, so sehr er auch aus der Ferne mit aller liebevollen Theilnahme seines großen Herzens jeden Vorgang in Triebschen verfolgte.[1] Nach eben denselben Briefen befand er sich um jene Zeit in Deutschland, in München und Weimar, Meiningen, Wien und Pest;[2] aber er vermied es, das trauliche Triebschen aufzusuchen, das er bisher doch nur so flüchtig gestreift, und wo sein Erscheinen eine so große, mit nichts zu vergleichende Freude verursacht hätte. Im Tiefsten seines Innern bewahrte er heilig die Liebe zu dem Freunde. Aber ‚es wollte scheinen, als ob die verhängnisvolle Entfernung (immer unter dem gleichen Einfluß, wie seit dem ersten Beginn seiner Freundschaft zu Wagner!) zur völligen stummen Entfremdung werden sollte.'[3] Die große Gesinnung Bülow's bestand in dieser Zeit die Goldprobe ihrer Echtheit: durch eine ununterbrochene Korrespondenz erhielt er sich dem stets gleich verehrten Freunde und Meister diesen ganzen Winter hindurch in wahrer Liebe gegenwärtig. So waren alle Beziehungen nach außen hin von dem höchsten Ernst.

Eine stille Zeit inneren Webens und Wirkens brach nun für den Meister an. In die Wunderwelt seines ‚Siegfried' vertieft, lebte er ein Dasein, wie auf reinster und höchster Alpenhöhe. Sofern es noththat, wandte er von hier aus auch den auswärtigen Aufführungen seiner ‚Meistersinger' eine berathende Aufmerksamkeit zu. Während diese in München, unter der hingebenden Leitung Bülow's, seit dem 3. November mit einheimischen Kräften allwöchentlich vor vollem Hause wiederholt wurden, war man anderweitig — Dresden, Dessau, Karlsruhe, Mannheim — in den Vorbereitungen für die Inszenirung begriffen; Weimar, Hannover und andere Bühnen sollten demnächst folgen. Nur die größten Hoftheater, Wien und Berlin, hielten, wie bereits gemeldet, noch zurück. Von Wien aus empfing er durch Esser die Nachricht, erst im Herbst nächsten Jahres würden die Vorbereitungen in Angriff genommen, so daß nicht vor 1870 (!) die Aufführung vor sich gehen könnte; und doch hatte Dingelstedt im Kontrakt ausbedungen, daß kein anderes Theater in Wien sie früher zur Darstellung bringen dürfe![4] Gerade die Erfahrungen, die er an diesem seinem jüngsten Werke machte, belehrten ihn aufs Neue, wie wenig ausreichend die bloße Ermöglichung einzelner korrekter

[1] Liszt's Briefe, Bd. VI, S. 265, 349 u. sonst. — [2] Ebendaselbst Bd. VI, S. 195/220. — [3] Bayreuther Blätter 1900, S. 93/94 (‚Zu Liszt's Briefen an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein'). — [4] Vgl. die hierauf bezügliche Notiz Wagner's, Ges. Schr. VIII, S. 311.

Darstellungen sein konnte, sobald dieselben nicht gänzlich außer dem Boden des herrschenden Opernwesens gestellt waren. Wie ein erdrückender Dunstnebel zog sich — nach seinen eigenen Worten — das Theaterelement unserer Zeit mit all seinen, nach innen und nach außen wirkenden, gänzlich unkünstlerischen, undeutschen, und sittlich wie geistig verderblichen Eigenschaften, über der Stätte zusammen, von wo aus die anstrengendsten Bemühungen einmal auf das Sonnenlicht hatten ausblicken lassen.[1] So schwand vor dem Auge des Schaffenden die ganze moderne Theaterwelt mit ihren Sängern und Kapellmeistern: über sie hinweg blickte er unverwandt in die Welt der Idee, in die ferne Sage seines Volkes, die er in seiner Schöpfung verkörperte. Dort sah und vernahm er den gleichen ewigen deutschen Geist, wie er in ihm lebte: groß, stark, reich, kühn, furchtlos und weise zugleich. Der mächtige Hauch, der mit stürmischer Kraft aus seinem gewaltigsten Werke hervorbricht und, wo er weht, das Gemeine zerschmettert — noch war er tief in der Brust des Künstlers verschlossen; er hellte ihm den inneren Blick und verscheuchte die Nebel, die zwischen ihm und dem Ideale sich ballten. So festigte sich, während der musikalischen Ausführung seines ‚Siegfried', das sehnsuchtsvolle Verlangen, das in ihm von je mit der ersehnten Aufführung seines übergewaltigen Werkes verknüpft gewesen war: dieses solle und müsse der Beginn der, längst von ihm als das einzige Heil für die deutsche dramatische Kunst erkannten, Institution periodischer idealer Darstellungen auf einer, von allen materiellen oder gewerblichen Interessen eximirten Bühne werden. Mit der Münchener Aufführung der ‚Meistersinger von Nürnberg' war, um es so zu bezeichnen, die letzte Schuld bezahlt, welche die Wendungen und Konflikte seines Lebensweges ihm auferlegt; ihre Konzeption fiel noch in eine Zeit, in der er sich auf diese Theater einzig angewiesen sah: sie waren aber das letzte Werk, das er ihnen preisgab; der große viertheilige Riesenbau seiner Nibelungenschöpfung sollte und mußte auf eine andere Weise an die Öffentlichkeit treten. Mit freudig stolzer Zuversicht erfüllte ihn während dieser Komposition die Hoffnung, dieses sein Werk, nach seiner vollständigen Ausführung, auch gänzlich nach seinem Sinne zur Darstellung bringen zu können.

Zwei hehre Wecklieder enthält dieser dritte Akt des ‚Siegfried' in seiner ersten und letzten Szene. Wie Wotan die Allwissende, Urweltweise, so beschwor der Künstler die uralte Stammsage des deutschen Volkes, und sie

[1] ‚Prinzipielle Kürzungen in meinen Meistersingern vorzunehmen,' schrieb er nach Karlsruhe an den dortigen jungen, ehrliebenden Kapellmeister H. Levi, ‚habe ich nach der Wirkung der ungekürzten Aufführung derselben in München keinen Grund erhalten. Ich überlasse es dagegen jedem Theater, mein Werk seinen besonderen Kräften anzueignen; über die Norm und Ausführung der Reduktion muß ich den respektiven Herrn Kapellmeistern und Regisseurs, je nach der Kenntnis der ihnen zu Gebote gestellten Kräfte, durchaus allein überlassen zu bestimmen' (‚Bayr. Blätter' 1901, S. 17: Briefe Wagner's an Hermann L

erstand seinem machtvollen Ruf aus dem träumenden Schlummer, der sie über ein halbes Jahrtausend in seinen Fesseln gehalten. Und wie Siegfried die schlafende Brünnhild, so erweckte er mit brünstigem Liebeskusse die jugendliche deutsche Kunst zu lebenvollem Dasein. Während er zu diesem Erweckungswerke all seine künstlerischen Kräfte anspannte, ward es ihm zur schmerzlich bitteren Genugthuung, von dem unruhig geschäftigen Geiste des herrschenden Musiktreibens, mit welchem sein Schaffen so gar nichts gemein hatte, sich zu isoliren und loszusagen. Es wirft ein helles Licht auf den Ekel, den er vor diesem Treiben empfand, wie auf die Leiden, welche dem hohen Sinne des Reformators daraus erwuchsen, daß er sich — zum zweiten Male in seinem Leben! — dazu gedrängt fühlte, diesen vielgeschäftigen Geist zu stigmatisiren, indem er ihn beim rechten Namen nannte: beide Male, indem er selbst im Begriff stand, den Flug zu seinem höchsten Ziele zu nehmen. Einem solchen kräftigen Lossagungsbedürfnis entsprang gerade jetzt der Gedanke einer Erneuerung seiner — vor achtzehn Jahren zum ersten Mal publizirten — Schrift über ‚das Judenthum in der Musik'. Kurz zuvor hatte der am 21. November in Paris erfolgte Tod Rossini's ihm Veranlassung gegeben, ‚zur Berichtigung der Späße, welche gegenwärtig, als Schmutz statt der Blumen, in das offene Grab des Verewigten gestreut werden,' seine Erinnerungen an die einzige persönliche Begegnung mit diesem seinem merkwürdigen künstlerischen Antipoden[1] in einem Aufsatz für die ‚Allgemeine Zeitung' zusammenzufassen.[2] War es ihm dort vergönnt gewesen, den Empfindungen, welche der greise Meister als ehrwürdiger Mensch durch seine heitere, doch ernstlich wohlwollende Art in ihm zurückgelassen, einen pietätvollen Ausdruck zu verleihen: so galt es hier einen anderen Ton anzuschlagen, wo er als das verkörperte künstlerische Gewissen seines Zeitalters die systematische Verfälschung des deutschen Musikideales aufzudecken und zu geißeln hatte, — und es geschah mit dem ganzen Feuer und heiligen Ernst seines reformatorischen Berufes, ohne Hoffnung, aber auch ohne Schonung. Man hat in Bezug auf Schiller hervorgehoben, welche Kühnheit darin gelegen, wenn er in dem Augenblick, wo er nach längerer Pause wieder ein größeres Kunstwerk (den ‚Wallenstein') vor den Augen der Welt ausstellen wollte, durch die Xenien die Hauptstimmen der ‚Kritik' auf Tod und Leben herausforderte. ‚Der Idealist ist immer unberechenbar,' lautet die hierauf begründete Konklusion eines seiner populärsten Biographen. Unberechenbar wenigstens nach Opportunitätsrücksichten. Wie völlig fremd diese Wagner zu jeder Zeit waren, erhellt am besten daraus, daß er seine offene Ansicht darüber, wie es um die deutsche Musik und ihre Pflege

[1] Band II[2] des vorliegenden Werkes, S. 245 ff. — [2] ‚Eine Erinnerung an Rossini' (Ges. Schr. Band VIII, S. 278 ff.), zuerst veröffentlicht in der Beilage zur Augsburger ‚Allg. Zeitung' vom 17. Dezember 1868.

bestellt war, in eben dem Augenblicke aussprach, wo er sich mit der Vollendung seines größten Werkes trug und seine höchsten Hoffnungen auf dessen zu verwirklichende Aufführung setzte, in dem Augenblicke, wo seine ‚Meistersinger' den Rundgang über die deutschen Bühnen antraten, — wo sie in die Hände derjenigen Kapellmeister und musikalischen Rezensenten fielen, die er mit einem Worte schmeichlerischer Belobigung auf seiner Seite haben konnte, — wo sie, wie dies z. B. in Berlin noch immer der Fall war, ein völlig abgeneigtes und feindliches Terrain sich erst siegend erobern mußten. Allein Wagner wollte keine Freundschaft, wo er nicht achten konnte, kein schwächliches Beschönigen tief erkannter Schäden und Verderbnisse um des scheinbaren Friedens willen. Nie scheute sein Wahrheitssinn davor zurück, seiner Mitwelt auch das Letzte und Äußerste zu sagen, was gerade nur Er ihr zu sagen im Stande war. ‚Die unerhörten Unverschämtheiten der Wiener Presse bei Gelegenheit der ›Meistersinger‹, die fortgesetzte freche Lügenschneiderei über mich, und die wahrhaft zerstörenden Erfolge hiervon, haben mich endlich, da ich durch eine Frage hierüber veranlaßt war, zu einem rücksichtslosen Schritte bestimmt. Ich habe nun genug gelitten, um nicht schließlich auch daran zu denken, mein Lebenswerk vor diesen Niederträchtigkeiten, welche konsequent auf meine Diskreditirung (ausgehen), zu sichern.'[1]

Die erwähnte ‚Frage' war von Seiten seiner hochgeschätzten Freundin, Frau Marie Muchanoff,[2] im Gespräche gethan, und dem Meister brieflich berichtet worden. Sie bezog sich, verwunderungsvoll, auf den eigentlichen tieferen Grund der unbegreiflichen, so ersichtlich auf Herabsetzung abzielenden Feindseligkeit, welcher jede seiner künstlerischen Leistungen in der Tagespresse, nicht nur Deutschlands, sondern auch Frankreichs und selbst Englands begegne. Der Aufsatz, welchen er seinem älteren Artikel als Begleitwort und zur Fortsetzung beigab, hatte daher die Form eines offenen Briefes an die genannte geistig hochstehende Frau und ausgezeichnete Gönnerin. Er ergänzte jenen älteren Artikel durch eine Rekapitulation seiner seitherigen Erlebnisse an der gesammten europäischen Presse, und gipfelte in einer Darlegung seines Glaubensbekenntnisses im Betreff der deutschen Musik, wie er es bis dahin noch nicht in gleicher Größe und Bedeutsamkeit formulirt hatte. Somit bildet es gleichsam die Grundlage einer, dem Geiste seines Schaffens entsprechenden, völligen Neuschöpfung auf dem Gebiete der musikalischen Ästhetik, die in den Schriften ‚über das Dirigiren' und ‚Beethoven' in den nächstfolgenden Jahren zu ihrem bedeutsamen Abschluß gelangte und von welcher alle nachfolgende Erkenntnis des Wesens der Musik ihren Ausgang genommen hat. Die Entstehung des Aufsatzes fällt in die ersten Tage des Januars 1869. Er war bereits abgeschlossen, als ein seltsamer neuer Vorfall sich zutrug, der

[1] Brieflich an J. Lang. — [2] Band II[2] des vorliegenden Werkes, S. 265/66.

in einer hinzugefügten Bemerkung, kurz vor Absendung des Manuskripts an den Verleger (J. J. Weber in Leipzig), nachträglich auch noch in der gleichen Schrift Berücksichtigung gefunden hat. Der Neid und die Gehässigkeit Fröbel's bekundete sich darin in einer nichts weniger als edlen Weise.

Von unbekannter frecher Hand adressirt, gelangte an Wagner die Neujahrsnummer 1869 der — unter seinen eigenen Auspizien begründeten — ‚Süddeutschen Presse', mit einem aufhetzend verleumderischen Feuilleton aus der Feder des eben genannten Redakteurs. Dieser denunzirte ihn darin dem bayerischen Staatswesen als den Begründer einer ‚Sekte', welche ‚den Staat und die Religion abzuschaffen', dagegen alles Dieses ‚durch ein Operntheater zu ersetzen und von ihm aus zu regieren beabsichtige', außerdem auch die Befriedigung allerhand ‚muckerhafter Gelüste' in Aussicht stelle u. s. w.[1] Die weitere Folge dieser Artikel nahm ungelesen ihren Weg ins Kaminfeuer; aber der peinliche Eindruck des Undanks und eines unverdienten Hasses, gerade von dieser Seite her, verwischte sich doch nicht sogleich. Um so weniger, als der König ihm seit dem Herbst noch nicht geantwortet und die gebotene Möglichkeit einer Zusammenkunft und persönlichen Aussprache nicht ergriffen hatte. Bei seiner, aus mehrjähriger Erfahrung gewonnenen, genauen Kenntnis der Münchener Verhältnisse, entging es ihm keinen Augenblick: diese ihm übermittelten journalistischen Diatriben, welche an die zielbewußtesten Ausfälle der altbayerischen und ultramontanen Hetzblätter erinnerten, seien nicht so ohne Weiteres — gleichsam zum Zeitvertreib — aus der eigenen Initiative des Schreibers hervorgegangen, sondern auf besondere Bestellung seitens seiner dortigen Gegner erfolgt. Das Alles kommt in einem an Nohl gerichteten Briefe vom 11. Januar (dem Tage der Absendung des Judenthum-Manuskriptes) zum Ausdruck. ‚Meine Hoffnung, Ihnen förderlich zu werden,' heißt es in diesem durchaus vertraulichen Schreiben,[2] ‚gründete sich auf das Vorhaben, mit dem König im Spätherbst zu einer Unterredung zu gelangen. Dies hat sich nicht gemacht. Seitdem nahm ich mir vor, eine gewisse Nachricht abzuwarten, um daraus Veranlassung zu nehmen, Ihre Angelegenheit dem Hofrath Düfflipp, der sich bisher im Ganzen nicht unfreundschaftlich gegen mich benommen, anzuempfehlen. Bis heute verharrt aber Alles im Schweigen gegen mich. Was mir aus München zukommt, sind einzig die Nummern der Süddeutschen Presse, welche man mir anonym zuschickt, vermuthlich um mir zu sagen, welche Saiten man dort aufziehe, um den König außer allen Verkehr mit mir zu setzen. Ich sage Ihnen aufrichtig, verehrter Freund, daß ich auf mein ferneres Wirken in München,

[1] Vgl. Ges. Schr. VIII, S. 315. — [2] Veröffentlicht ist dasselbe gleichwohl, mit wenig Schicklichkeitsgefühl, noch zu den Lebzeiten König Ludwig's, in der mehrfach citirten Schrift: ‚Das moderne Musikdrama' (Wien, 1884)!

und zwar durch die Gunst des Königs, auch nicht die mindeste Hoffnung mehr setze, ja daß ich mich selbst sehr ernstlich darauf gefaßt mache, eines Tages jeden Schutzes und jeder Wohlthat von dort beraubt zu sein.'

In der That war dem — in München weilenden — Empfänger dieser Zeilen, nach seiner eigenen späteren Mittheilung, das Gerücht zu Ohren gedrungen, man habe den König aus seiner Umgebung dazu zu bestimmen gesucht: dem renitenten Künstler, wenn er nicht zurückkomme, sein Jahresgehalt zu entziehen (!); das sei aber ‚an dem rocher de bronze seiner edlen Gesinnung gescheitert'.[1] Die ‚edle Gesinnung' des hochsinnigsten Wohlthäters, den der Meister auf seinem Lebenswege gefunden, hier ganz bei Seite gesetzt, muß sich doch ein Jeder sagen, daß ein derartiger, aus einem büreaukratisch vertrockneten Höflingshirn hervorgegangener Vorschlag — wenn Jemand die Stirn gehabt hätte, ihn dem Monarchen gegenüber zu verlautbaren! — für die Erreichung seiner heißen Wünsche das Allerunzweckmäßigste gewesen wäre. Er würde ja dadurch den Meister erst recht von sich verbannt und sich seiner unwürdig gezeigt haben. Mit Zwang, Drohung, Trotz war von Wagner zu keiner Zeit etwas zu erlangen gewesen, und zudem hatte er ja niemals irgend welche offizielle Verpflichtungen für München übernommen. Jedenfalls sehen wir aus dieser Gegenüberstellung einer Nohl'schen und einer Wagner'schen Äußerung nur den alten Ausspruch bestätigt, daß, wenn Zwei Dasselbe sagen, es darum nach Sinn und Auffassung nicht Dasselbe zu sein braucht. In dem Munde Wagner's bedeutet die obige ernst sorgende Erwägung, nach einem schmerzlich empfundenen längeren Schweigen, nichts anderes als die ihm eigene, entschlossene Vorwegnahme einer äußersten Möglichkeit. In einer solchen Antizipation, so schmerzlich sie sein mochte, ward er sich nur seiner eigenen unbeugsamen Sinnesart bewußt; es dokumentirt sich in ihr jener stolze Unabhängigkeitstrieb, der ihn in jeder Lebenslage, mit oder ohne Rückendeckung, das von ihm für nothwendig Erkannte über alle materiellen Rücksichten stellen ließ.[2] Von einer entsprechenden Handlungsweise war der König, trotz seiner damaligen scheinbaren Theilnahmlosigkeit, thatsächlich weit entfernt. Und doch bereitete sich eben damals in dem, allzulange sich selbst überlassenen jungen Freunde Etwas vor, das dem Künstler — als ein Ein-

[1] L. Nohl, a. a. O. S. 249. — [2] Sie erscheint auch keineswegs hier zum ersten Male, sondern bildet gewissermaßen den tiefsten Grundton aller seiner Beziehungen zu dem königlichen Freunde. In einer — im Übrigen — apokryphen Quelle wird uns aus einer viel früheren Zeit (Herbst 1865), und ohne greifbar bestimmten Anlaß, die entsprechende Äußerung überliefert: ‚Ich kann nicht anders; will mich der König deshalb über Bord werfen, — ei, so muß ich wieder schwimmen, wie zuvor. Ich habe vorher ohne den König gelebt und kann es auch jetzt.' Nur aus solcher Gesinnung heraus ward es ihm möglich, die ihm gebotenen königlichen Wohlthaten freudig zu genießen; sie sollten ihm Freiheit des Schaffens geben, nicht aber seine — künstlerische oder moralische — Freiheit beschränken!

griff in sein Heiligstes — wirkliche bittere Schmerzen bereitet hat. In einer ganz anderen Hinsicht, als der soeben erörterten, begannen seine Gedanken und Wünsche, in der Abwesenheit Wagner's, ihre eigenen Wege zu gehen. Und hatte er einmal dem Meister gegenüber, aus dem besten Willen gegen sein Volk und Land, einen entscheidenden Fehlgriff begangen, so verführte ihn nun gerade die Liebe zu dessen Werken, das eigenwillig heftige Verlangen nach ihrer szenischen Verkörperung, zu einem wirklichen Unrecht, und das begangene Unrecht weiterhin sogar zur Ungerechtigkeit des Urtheils, zu einem Mißverstehen des großen künstlerischen Freundes und einer vorübergehenden Entfremdung, in welcher sein hochsinniger Charakter doch nicht für die Dauer verharren konnte. In solchen vorübergehenden Mißverhältnissen, die ihm selbst das schwerste innere Leiden verursachen mochten, in der Heftigkeit seines Eigenwillens, der Verkennung seiner wahren, höheren Aufgabe können wir — zu seiner Ehre! — doch nur die ersten Vorboten seiner späteren Erkrankung erkennen; seine wahre Natur aber in seiner unbegrenzten treuen Liebe und Verehrung, die sich im tiefsten Grunde seines Wesens bis an sein Lebensende gleichblieb, so daß er noch in einem seiner letzten, dem Verfasser bekannt gewordenen, Briefe an den Meister sich in ergreifender Weise, und mit Recht, ‚Ihr getreues Eigen Ludwig' unterzeichnen konnte.

Am 25. Februar, nachdem inzwischen die brieflichen Beziehungen zwischen dem König und Wagner durch den Ersteren selbst wieder aufgenommen und nach alter Art im Gange waren, erhielt Bülow von König Ludwig folgendes Schreiben. ‚Ich ersuche Sie, lieber Herr v. Bülow, unter Adresse von Ihrer Hand geschrieben, beiliegenden Brief an den theuren Freund abzusenden, so bald als möglich. O bieten Sie Alles auf, um die Aufführung des ›Tristan‹ für den Frühling, des ›Rheingold‹ für den Sommer zu ermöglichen! Wüßten Sie, wie mächtig meine Sehnsucht nach diesen Werken ist, Sie würden, ich bin dessen gewiß, mit allen Kräften dieses mein inniges Verlangen erfüllen.' Über diesen zwiefachen Wunsch von maßgebender Seite äußert sich der Empfänger in einem an R. Pohl gerichteten Briefe (vom 6. März): ‚König befiehlt, wir haben zu pariren, und das ist schließlich sehr gut — denn ohne Diktatur kommt nichts vorwärts. Gottlob, daß man einen Herrn und Gebieter hat, der den Teufel nach Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten fragt.'[1] Anders war der Eindruck dieser königlichen Wünsche auf den Schöpfer der beiden Werke. Bereits hinsichtlich des ‚Tristan' war es seine Empfindung, daß gerade die Nicht-wieder-Aufführung desselben das würdigste Ehrenmonument für den wahren und einzigen Tristan-Sänger sei.[2]

[1] Bülow's Briefe IV, S. 275. — [2] In einem Brief an Pusinelli spricht er dies ausdrücklich mit den obigen Worten aus: ‚Tristan wird nie wieder aufgeführt. Das wird meines edlen Sängers Denkmal sein' (2. August 1865).

Er seinerseits würde daher zu einer Wiederaufnahme des Werkes den Anstoß gewiß nicht gegeben haben. Vollends verhielt es sich so mit einer Aufführung des ‚Rheingold'. Wir haben es soeben noch hervorgehoben, wie bei der vorrückenden Beschäftigung mit der Komposition seines ‚Siegfried' die Vorstellung belebend auf ihn einwirkte, sein Nibelungenwerk zum Ruhme seines erhabenen Wohlthäters zu vollenden und es alsdann, in absehbarer Zeit, in dem eigens dafür errichteten Festtheater — in München oder wo sonst — als Ganzes unter den außerordentlichen Umständen zur Darstellung zu bringen, die ihm bei dessen ursprünglichem Entwurfe vorgeschwebt. Auf keine empfindlichere Weise konnte in diesen seinen künstlerischen Lebensplan hineingegriffen werden, als durch das Herausreißen einzelner Theile zu abgesonderter Aufführung. Unter sehr andersartigen Umständen hatte er acht Jahre zuvor einst selbst vorübergehend an eine getrennte Aufführung des ‚Rheingoldes' denken können[1] — ihn bewog dazu damals die äußerste Resignation, im Verein mit der Hoffnung, gerade durch diese Aufopferung seines ursprünglichen Aufführungsplanes die völlige Ausführung seines übergroßen Werkes sich zu ermöglichen. Dagegen entsinnen wir uns, wie er kaum ein Jahr später, während jenes unseligen Wiener Aufenthaltes, ‚mittellos, verschuldet und von allen autoritativen Faktoren seiner Kunst im Stich gelassen', dennoch den bloßen Gedanken an eine ‚Verzettelung seines Lebenswerkes', durch Preisgabe der Walküre an die Theater, mit Entrüstung von sich abwies. ‚Unmöglich, und wenn ich betteln gehen müßte!'[2] Und nun wurde ihm die gleiche Zumuthung seitens desselben königlichen Schirmherrn gestellt, der sich bis dahin mit liebevollstem Verständnis und jugendlicher Thatkraft die Verwirklichung des gewaltigen Planes zur Aufgabe gemacht, die Bestellung für den Theaterbau bereits an Semper hatte ergehen lassen und den Gedanken an die Errichtung desselben in seiner Residenz immer noch festhielt! Nie hat sich Wagner gegen Andere darüber geäußert, welchen Gram, welche peinliche Selbstüberwindung es ihm gekostet, diesem Verlangen zu willfahren. Nur die Allernächsten wußten darum, wie unter dem Eindruck der Münchener ‚Rheingold'-Aufführung, je näher dieselbe heranrückte, seine Gesundheit litt, sein Aussehen schlecht wurde, sein ganzes Wesen sich änderte. Nachdem er sich aber ausführlich darüber gegen den König mitgetheilt und dieser trotzdem bei seinem Wunsche verharrte, blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als nachzugeben. Es war das schwerste Opfer, das er dem königlichen Freunde bringen konnte, und schweigend hat er es dennoch gebracht. Vollbewußt, daß von dieser Einzelaufführung nur eine abschwächende, der wahren Tendenz seines großen Unternehmens nachtheilige Wirkung zu gewärtigen war! ‚Der Großmuth meines erhabenen Gönners, des Königs Ludwig II.

[1] Band II² des vorliegenden Werkes, S. 320. — [2] Ebendaselbst, S. 408.

von Bayern,' schrieb er ein Jahr später darüber, ‚verdanke ich es nicht nur, daß — wie außerdem dies leicht zu vermuthen stünde — mein Schaffen und Wirken für die Kunst nicht völlig verschollen und von meinen neueren, dem ‚Lohengrin' gefolgten Arbeiten überhaupt noch die Rede ist, sondern namentlich auch dieses Eine, daß ich die musikalische Ausführung meines ‚Ring des Nibelungen' nach elfjähriger Unterbrechung wiederaufnehmen und, wie ich dessen nun mich sicher fühle, wirklich vollenden kann. Da ich mir für die Ausführung meiner Arbeit vor Allem die nöthige Zeit und Abhaltung jeder Bedrängung in diesem Bezug erbitten mußte, glaubte ich diese Vergünstigung auch dadurch verdienen zu sollen, daß ich dem Wunsche meines erhabenen Gönners, schon jetzt einzelne Theile meines Werkes näher kennen zu lernen, nach Möglichkeit nachzukommen mich beflissen erwies.'

Etwas Anderes war es mit seiner persönlichen Bethätigung an der beabsichtigten Aufführung. Als es zu Beginn des verflossenen Jahres (1868) für eine kleine Weile den Anschein nahm, als würde er einen genügenden Einfluß auf die Leistungen des Kgl. Hoftheaters gewinnen können, durfte sich seiner die Hoffnung bemächtigen, durch die Erfüllung eines ihm so verehrungswürdigen Wunsches seinen künstlerischen Grundsätzen weniger untreu, als vielmehr förderlich zu werden, indem er für die Verwirklichung seiner Tendenzen den Boden allmählich vorbereitete. Wir haben aber gesehen, wie bald er die Aussicht auf ein ersprießliches Einvernehmen mit der Verwaltung der Kgl. Hofbühne wieder aufgeben mußte. ‚Mit dem (Münchener) Theater habe ich nicht das Mindeste zu thun, dies ist die erste Basis des von mir eroberten Friedens' (S. 235). Es blieb ihm nichts anderes übrig, als dasselbe, wie es eben war, seinerseits unberührt seinen Weg gehen zu lassen, den Aufführungen seiner Werke selbst jedoch keine Hindernisse in den Weg zu legen. So geschah es denn auch in Bezug auf die projektirte Aufführung einzelner Theile seines Nibelungenringes. Er fühlte sich durch die Gewährung seiner Bitte, auf diese theilweisen Aufführungen wenigstens seine persönliche Mithilfe nicht verwenden zu dürfen, einer geradezu schmerzlichen Zumuthung enthoben. Es hätte keinen tragischeren Widerstreit geben können, als den, in welchem er sich bei der Einstudirung, zunächst des ‚Rheingoldes', nothwendig befunden haben würde. Wer, wie er, zuletzt noch bei den ‚Meistersingern', mit seiner ganzen Person, mit Daransetzung aller seiner körperlichen und geistigen Kräfte, an der Inszenesetzung eines seiner Werke thätig war, weil er erst in ihr die letzte Vollendung, den Abschluß seiner Leistung in der Hervorbringung einer neuen dramatischen Schöpfung erkannte, — der durfte diese Hingabe seines ganzen Wesens nicht an eine ihm abgezwungene Aufführung setzen, ohne sich in diesem Widerstreit aufzureiben. Da uns ein Einblick in seinen mit dem königlichen Freunde geführten Briefwechsel zur Zeit noch nicht vergönnt ist, kann uns ein an den Kabinetssekretär von Düfflipp gerichteter

Brief[1] gewissermaßen als Ersatz dafür, als ein wichtiges Dokument in dieser Angelegenheit dienen. Es handelt sich darin um die Anstellung des, um die Meistersingeraufführung so vorzüglich verdienten Regisseurs Dr. Hallwachs, in Betreff deren der Meister um Rath befragt wird. ‚Ich habe kein Recht,' heißt es in seiner Antwort, ‚meinem erhabenen Wohlthäter, in dessen einzigem Schutze ich Ruhe und Arbeitsmuße gefunden habe, irgendwie entgegenzutreten, wenn er sich meine Arbeiten vorführen lassen will. So lange und so weit dies angeht, gebe ich dann auch meinen Rath darüber, wie ich glaube, daß man es anzufangen hat, und so habe ich denn jetzt in Betreff des ‚Rheingoldes' gewünscht, mich hierfür an Herrn Hallwachs, weil ich diesen bei den Meistersingern als intelligent und zuverlässig erkannt habe, wenden zu dürfen. Weiter geht mein Wunsch nicht, und weiter darf (bei der Festhaltung meiner sehr heilsamen Entschlüsse) meine Theilnahme an Verwaltungsfragen nicht gehen, welchen ich prinzipiell fern zu bleiben wünsche. Lieb wäre es mir, wenn es Bülow nicht ebenfalls unmöglich gemacht würde, in München auszuhalten: er hat es nun schwer genug; nur das Bewußtsein, der Kunst einen wahren Dienst leisten zu können, kann ihm seine über alle Begriffe schwierige Lage ertragen helfen.'[2]

Wir müssen aber, ehe wir diese Angelegenheit weiter verfolgen, vorerst noch einen Schritt zurücktreten, um die Wirkungen der inzwischen erschienenen Schrift über ‚das Judenthum in der Musik' auf die europäische Öffentlichkeit einer näheren Betrachtung zu unterziehen. In der ersten Woche des Monats März gelangte sie zur Versendung. ‚Eben empfange ich von Weber (dem Leipziger Verleger) Wagner's — beträchtlich vermehrten — Judenartikel als Broschüre,' schreibt Bülow am 6. März an Richard Pohl, ‚Herrje, wird das ein Halloh geben!' — Unbeschreiblich — in der That — war der Aufruhr, den diese Signatur der deutschen musikalischen Zustände in ganz Europa, ja bis jenseit des Ozeans hervorrief. Der eine Streich traf so viele Personen und Richtungen, die sich bisher in ungestörtem Behagen als die Blüthe der

[1] Vom 18. Mai 1869, abgedruckt in Bülow's Briefen, Band IV, S. 292/93. — [2] Vgl. dazu die Klagen Bülow's über die Haltung Perfall's, an dieselbe Adresse (des Kabinetssekretärs Düfflipp) gerichtet: ‚Ein allerhöchster Machtspruch allein vermag die Hindernisse hinwegzuräumen, welche einer ersprießlichen Wirkung meiner Berufsthätigkeit im Wege stehen und meine Gesundheit nicht bloß zerstören, sondern meine von Niemandem bestrittene Arbeitskraft aufs Empfindlichste lähmen' (5. April). Und mit Bezugnahme auf Dingelstedt, welcher seiner Zeit durch Liszt's Empfehlung nach Weimar gelangt, diesen dann hinterher von der Stätte seines unvergleichlichen Wirkens hinwegzuintriguiren wußte*, nennt er diesen Herrn in einem an J. Raff gerichteten Briefe v. 13. April geradezu einen ‚angehenden Dingelstedt Nr. 2'! ‚Wenn ich's vermag,' fügt er hinzu, ‚lege ich ihm das Handwerk — wo nicht thunlich, reiche ich meine Entlassung ein.' Bekanntlich geschah das Letztere.

* Vgl. Band II[2] des vorliegenden Werkes, S. 166 und 203.

Kultur, Kunst, Litteratur und Journalistik gerirt und dafür ausgegeben hatten. Als hätte der Verfasser ein tausendfältiges Wespennest aufgerührt, so schwirrte und flatterte, summte und stach es überall. Einer derartigen Emeute als Antwort auf seine kleine Schrift war er kaum gewärtig gewesen. So oft war seine warnende und ermahnende Stimme fast ungehört verhallt; es mußte, aus den diesmaligen Wirkungen zu schließen, in Wahrheit der eigentlich wunde Punkt in der Musik nicht allein, sondern in der modernen Gesellschaft von ihm getroffen sein. Die Heftigen knirschten und schäumten, die Leichtfertigen spotteten, die ‚Humanen' verdrehten die Augen; ganz Deutschland, England, Frankreich schien ihn für einige Zeit nur als den Autor der Schrift über das ‚Judenthum' zu kennen. Kaum vierzehn Tage nach dem Erscheinen der Broschüre auf dem Büchermarkt wurden die ‚Meistersinger' auf der Mannheimer Bühne wüthend ausgepfiffen. Ein Tenorist, der in einer norddeutschen Stadt ein Gastspiel absolviren wollte, erhielt plötzlich die telegraphische Nachricht: Wagner könne gegenwärtig seiner Broschüre wegen nicht riskirt werden. Der Tenorist war Nachbaur, die norddeutsche Stadt Breslau, mit seinen (damals!) 26 000 Juden. In Paris hatte Pasdeloup, als neuer Direktor des Théâtre lyrique, es endlich dahin gebracht, daß ‚Rienzi' als Pionier Wagner'scher Musik die Bretter dieser Bühne beschreiten sollte. Man war in den letzten Proben. Die erregte Journalistik der Seinestadt, in der soeben ‚selbst der Börsenkurs in Gefahr gewesen, mehr von der Ankunft Wagner's in Paris, als von den mehr oder weniger dunklen Worten Louis' abhängig zu sein', gewann neuen willkommenen Stoff zu Ausfällen gegen den deutschen Meister. Der sonderbare Trank, welcher dem Publikum aller Länder tagtäglich in seinen öffentlichen Blättern kredenzt wird und der mit der Milch der frommen Denkungsart nur eine sehr einseitige Ähnlichkeit hat, gerieth in die heftigste Gährung: von der untersten Hefe der einfachen, skandalfrohen litterarischen Canaille bis zum Feuilletonschaum der Wiener ‚Neuen freien Presse' wogte Alles wild und aufgeregt durcheinander. Was Alles griff diesmal nicht in Hast und Erregung zur Feder, um sich dem Strome der allgemeinen Erbitterung anzuschließen! Kein deutsches oder außerdeutsches, Fach- oder Unterhaltungsblatt, keine musikalische oder unmusikalische, artistische, litterarische oder belletristische Zeitung ließ die ‚neueste Wagner'sche Schrift' unbesprochen. Es regnete Repliken und Dupliken, Kundgebungen von der schillerndsten Mannigfaltigkeit; von der gemeinsten persönlichen Verleumdung, den fanatischen Schmähungen des Possendichters E. M. Öttinger (‚fünfmalhunderttausend Teufel') bis zu den lammfrommen Versöhnungsversuchen eines J. Lang und Joseph Engel. Ein Sammler brachte die Zahl der Gegenschriften bis auf einhundertundsiebzig. Selbst Aufforderungen zum Widerruf blieben nicht aus. In ungeheuere Aufregung gerieth der ‚deutsche Dichter mosaischer Konfession' Berthold Auerbach, Wagner's alter Dresdener

Bekannter.[1] ‚Von allen Seiten drängt man mich, und es drängt mich aus mir selbst, in dieser Sache das Wort zu nehmen, und ich kann doch nicht,' heißt es in seinen Privatbriefen (vom 12. und 21. März); ‚ich bin zu empfindlich und verletzlich. Und doch läßt mir die Sache keine Ruhe und nimmt mir all mein Denken.' ‚Die Sache ist gefährlicher und giftiger (!) als sie aussieht, und läßt sich nicht damit abthun, daß man sagt: das geht vorüber, man wird bald sehen, daß Wagner nur aus Gift und Neid (!) so geschrieben. Nein, da steckt noch etwas, was man voll und ganz erkennen und herausholen muß ... Was Wagner über Mendelssohn's Musik sagt, habe ich theilweise selbst immer empfunden' u. s. w. Ein anderer Dresdener Bekannter aus dem Ferd. Hiller'schen Kreise, der für so ‚scharfsinnig' geltende Gustav Freytag,[2] suchte hingegen die Gefahr zu vertuschen und zu beschwichtigen: ‚Wir halten gegenwärtig einen ernsten Angriff auf das jüdische Wesen unter uns nach keiner Richtung für zeitgemäß, nicht in Politik, nicht in Gesellschaft, nicht in Wissenschaft und Kunst.'[3] Nun hatte Wagner in seiner Schrift zunächst nicht von dem Judenthum in der Politik und in der Gesellschaft, sondern einzig in der Musik gehandelt; doch hätte sich von ihr aus, wäre sie recht aufgefaßt und nicht durch den jüdischen Hetzeifer überschrieen worden, in der That auch für andere Lebensgebiete die entscheidende Anregung gewinnen lassen. Statt dessen hatten es gerade jene Vertuscher und Beschwichtiger auf dem Gewissen, daß nur wenige Monate nach dem Erscheinen der Wagner'schen Schrift, mit dem — auf Betreiben Lasker's ergangenen — Gesetz vom 3. Juli 1869, betreffend die Gleichberechtigung der ‚Konfessionen' in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, die sogenannte ‚Emanzipation' der Juden in Deutschland vollständig durchgeführt wurde, um sich im Laufe eines einzigen Jahrzehntes mit reißender Schnelligkeit zur buchstäblichen Judenherrschaft zu gestalten. ‚Der Unterschied zwischen Freytag und Wagner,' bemerkt daher H. S. Chamberlain mit Recht, ‚ist der zwischen Talent und Genie; hätte man damals auf die warnende und versöhnungsvolle Stimme des Genie's gehört, so wäre es niemals zu dem bedrohlichen, unausbleiblichen Konflikt gekommen, den wir jetzt erleben.'[4] Sehr belehrend

[1] Band II[1] des vorliegenden Werkes, S. 174/75. 438. — [2] Ebendaselbst, S. 265/66. — [3] G. Freytag, ‚Der Streit über das Judenthum in der Musik' (Grenzboten 1869, Nr. 22). — [4] H. S. Chamberlain, ‚Richard Wagner', S. 159 der illustrirten Ausgabe. Eine schöne Würdigung der Wagner'schen Schrift gab bald darauf Dr. A. Horawitz in seiner Monographie: ‚Richard Wagner und die nationale Idee' (Wien, 1874) S. 18/19: ‚Das war eine — nationale That, die man ihrer Nothwendigkeit und Furchtlosigkeit halber in gerechteren und ehrlicheren Zeiten höher preisen wird, als manches Ereignis, das heute der Klingklang übeltönender Reklame mit Janitscharenmusik feiert. Die Folgen dieser That waren allerdings für Wagner keineswegs erfreulich: von dem Augenblicke der Veröffentlichung dieser Broschüre war er von allen kleinen und großen Schmock's für vogelfrei erklärt;

ist es heute, die allgemeinen Züge des gegen ihn in Anwendung gebrachten Kampfverfahrens zu prüfen. So weit es nicht bei einem kläglichen Ach und Wehe, und ungezügelten Schmähungen sein Bewenden fand, riß man einzelne Behauptungen aus ihrem Zusammenhang, bauschte etwaige Paradoxieen zu Hyperbeln auf und trübte die Tendenz des Ganzen durch Herbeiziehung kleinlicher außerkünstlerischer Beweggründe. Die sonderbaren Motive, die man in solchen Fällen einer offenen Kriegserklärung einem reformatorischen Genius unterschob, um die Wahrheit seiner Behauptungen nicht zugeben zu müssen, sie sind zu allen Zeiten das erschreckend getreue Spiegelbild der Herzen und Köpfe gewesen, in denen sie entstanden. Dies bewährte sich auch Wagner gegenüber vollkommen. Was wurde nicht Alles zur Erklärung seines Mahnrufes an die deutsche Öffentlichkeit herangezogen? Da fehlte keine der kleinlichen Triebfedern: Verbitterung, Haß und Neid, Verfolgungs- und Eifersucht. Das einzige Motiv blieb dem Blicke der Beschränktheit und Böswilligkeit verschlossen: die Liebe zur Wahrheit und zu seinem Volke. Sehr leicht erklärt sich auch die Möglichkeit eines solchen Verfahrens aus der Erwägung des Umstandes, daß bei so vielem Lärmen die Auflage von wenigen tausend Exemplaren nicht auf der Stelle vergriffen wurde. Man las weniger das eigentliche Objekt des Streites, als die ‚Kritiken' darüber. Selbst der berühmte englische Kritiker Chorley, der, aus alter Freundschaft für Wagner,[1] bei dieser Gelegenheit im Londoner ‚Athenäum' ein ganzes Füllhorn schwerer Invektiven über sein Haupt ausschüttete, behauptete die Broschüre nur aus indirekter Quelle zu kennen.

Natürlich fand ein großer Theil dieser bedruckten Papiermassen an Broschüren und Schmähartikeln (einzelne Zeitungen brachten ganze Artikelfolgen) theils durch den Leipziger Verleger, theils auch durch direkte Zusendung den Weg in das stille Triebschen. Von sehr wenigen, ihm desto schätzenswertheren Stimmen gelangte auch nur der Zuspruch an ihn, durch welchen ihm seine vorzüglich objektive Haltung bezeugt wurde. In diesem Sinne ließ sich sein Schwager Oswald Marbach aus Leipzig vernehmen, während der gute Wesendonck sich eifrigst dagegen aussprach.[2] So erfreute

eine weniger kräftige Natur wäre dieser Hetzjagd erlegen. Gewiß hat Wagner aber sein Vorgehen so wenig bereut, als man je eine gute That bereuen kann. Denn seine Schrift wirkte wie ein reinigender Wetterschlag auf schwüle Atmosphäre; — es wäre nur zu wünschen, daß Wagner mit derselben den ersten Schritt gethan, und daß ihr Schriften von vorurtheilslosen, hellsehenden und unerschrockenen Verfassern über das Judenthum in der Politik, der Litteratur, Wissenschaft, bildenden Kunst, in der Industrie, im Handel, der Sozialpolitik u. s. w. folgen würden. Gerechter würde man dann urtheilen, wieviel das deutsche Leben durch die Angehörigen dieses Volkes gewonnen, wie viel es durch fabrikmäßige Produktion, den unsittlichen und unpoetischen Händlersinn und jene Umsetzung jeder, auch der höchsten Angelegenheit ins Geschäftliche, verlor.' — [1] Vgl. Band II[2] des vorliegenden Werkes, S. 67. — [2] Vgl. Briefe Richard Wagner's an Otto Wesendonck (Charlottenburg, 1898), S. 66.

ihn ferner der Brief eines jungen Wiener Litteraten, der das Charakteristische der Schrift in ihrer kontemplativen Eigenthümlichkeit fand. Er selbst mußte sich, wenn er sie wieder durchlas, das Zeugnis geben, daß mit mehr objektiver Ruhe wohl nie Jemand die Geschichte einer so unerhörten Verfolgung und unablässigen Herabsetzung, wie sie ihm widerfahren, geschildert habe. Sein eigenes Bewußtsein hiervon war so deutlich, daß es ihn vor jeder Ereiferung gegen die unzähligen Verwirrungen bewahrte, zu denen er den Anlaß gegeben. Weil es ihn gar nicht traf, konnte er alles Wüthen ruhig über sich ergehen lassen. ‚Es ist lustig zu sehen,' schrieb einst Goethe in ähnlichem Falle, ‚was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, und was sie glauben, das Einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und die Sache ist.' Eigentlich bedauerlich waren ihm demnach nur die Mißverständnisse mancher, um ihn selbst besorgter Freunde. ‚Man hielt mir entgegen,' erzählt er, ‚gerade die Juden applaudirten am meisten in meinen Opern, und brächten überhaupt noch das letzte Leben in unser öffentliches Kunstwesen; woraus ich denn zu entnehmen hatte, daß man der Meinung war, es handle sich mir vor Allem darum, großen Effekt in unseren Theatern zu machen und hege den falschen Wahn, daß die Juden dem entgegen wären.' Nach einer Berliner Aufführung des ‚Lohengrin'[1] meldete ihm Taufig telegraphisch: diese Aufführung habe ihm die Judenschaft Berlin's wieder versöhnt. Darauf erwiderte ihm der Meister das Folgende: ‚Deine Versicherung, alle Juden seien mir versöhnt, hat natürlich ihre Wirkung auf mich gemacht. Es wäre wirklich nicht übel, wenn von gescheiten und geistvollen Juden meine Broschüre nur eigentlich ordentlich gelesen würde; aber lesen scheint jetzt kein Mensch mehr zu können. Ich habe nun aber einem wirklich geistvollen Juden Alles an die Hand gegeben, dieser ganzen Frage eine große und gewiß segensreiche Wendung, sich selbst aber eine höchst bedeutende Stellung zu unserer wichtigsten Kulturangelegenheit zu geben. Ich weiß, es muß ein Solcher da sein, wagt er nun nicht zu thun, was seine Sache ist, so muß doch ich wieder über alle Maßen traurig Recht haben, wenn ich das Judenthum — namentlich aber das moderne deutsche Judenthum — so bezeichne, und so bezeichnet lasse, als das von mir geschehen ist. Aber Muth muß man haben, nicht bloß Frechheit, denn mir ist's Ernst um die Sache. — Sagst Du mir nun, der ‚Lohengrin' habe mir die Juden versöhnt, so vernehme ich darin eigentlich nur, daß meine Broschüre als eine Übereilung angesehen und als solche mir verziehen

[1] Am 6. April, unter Mitwirkung von Niemann und Frl. Mallinger, nach längerer Unterbrechung, unter Eckert's Leitung (vgl. Seite 280 des vorliegenden Bandes!).

wird. Damit ist mir nichts recht Tröstliches gesagt. Gutmüthigkeit habe ich gerade auch von Juden schon ungemein viel erfahren. Courage soll Einer haben, dann will ich mich freuen! —'

Somit hatten die Erschütterungen, die sich weithin an das Erscheinen des ‚Judenthums in der Musik' knüpften, wenig rückwirkenden Einfluß auf die Gemüthsverfassung, in welcher er während all dieser Emotionen in rastloser Thätigkeit friedlich an seinem Siegfried fortarbeitete. Seine Lebensweise blieb dabei die gewohnte: Nachmittags ein mehrstündiger einsamer Spaziergang in Begleitung des treuen Ruß, Abends gemeinschaftliche Lektüre. Shakespeare's ‚Julius Cäsar', ‚Antonius und Cleopatra', ‚Sturm', ‚Was ihr wollt', Winckelmann's Leben, sodann eine ganze Reihe Platonischer Dialoge folgten im Laufe der Wintermonate auf einander. Daneben beschäftigte ihn, wie immer, kleinere litterarische Arbeiten. Dazu gehörte der, nicht geringes Aufsehen erregende Aufsatz ‚Herr Eduard Devrient und sein Styl, eine Studie über dessen Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy',[1] bei dessen erstem Erscheinen als Broschüre sich Wagner desselben, aus seinen Vornamen gebildeten Pseudonyms bediente, wie dreiunddreißig Jahre früher in jenem (unveröffentlicht gebliebenen und, wie es scheint, verschollenen) Beitrage für die Schumann'sche Musikzeitschrift, — nämlich: ‚Wilhelm Drach'.[2] Der am 13. März erfolgte Tod Berlioz' erregte seine Theilnahme, und er begann einen Nachruf an diesen, der aber nicht über die einleitenden allgemeinen Betrachtungen hinausgeführt zu sein scheint.[3] Am 31. März, mitten in der Osterwoche, einem herrlichen Frühlingstage, war er in seiner Arbeit so weit gediehen, daß Siegfried soeben durch die Lohe drang; am 1. April war der furchtlose Held auf der Höhe angelangt. Bereits am folgenden Tage aber änderte sich die gute Stimmung und die Arbeit mußte unterbrochen werden: Hans Richter traf spät Abends von München aus ein, um des Meisters Unterweisungen für die Münchener ‚Rheingold'-Aufführung zu empfangen! So sehr es ihn freute, den tüchtigen jungen Freund zu mehrtägigem Verweilen in seinem Hause zu begrüßen, so lähmend bedrückte ihn die Nothwendigkeit, zu diesem Zwecke sein großes Werk mit ihm durchgehen zu müssen, und das dadurch verursachte körperliche Unwohlsein bewirkte auch noch nach Richter's Abreise eine Unterbrechung seiner Arbeit am ‚Siegfried'. Schon am 7. April konnte Bülow dem Könige durch den Kabinetssekretär

[1] Derselbe erschien zuerst im Feuilleton der ‚Norddeutschen Allg. Zeitung', unterzeichnet R. W.; sodann 2) in einem Blatte des preußischen Kunstvereins: ‚Blätter für bildende Kunst' (herausg. von C. Schönau, redigirt von Julius Lang); 3) als Broschüre unter dem Pseudonym Wilhelm Drach (München, Cäsar Fritsch); 4) in zweiter Auflage mit dem vollen Autornamen Richard Wagner (Berlin, Stilke & van Muyden, 1869). — [2] Umkehrung von ‚-chard' (Vgl. Band I dieses Werkes, S. 408 oben). — [3] Vgl. den Nachlaßband: ‚Entwürfe, Gedanken, Fragmente', S. 77/78 der ersten Ausgabe von 1885.

v. Düfflipp die Mittheilung machen: Hans Richter sei von Luzern zurückgekehrt, mit den genauesten Instruktionen für den musikalischen Theil der Aufführung vom Komponisten versehen. Er fügt dieser Nachricht die bezeichnende Bitte (an Düfflipp) hinzu: ‚Würden Sie die Güte haben, Maßregeln zu treffen, daß Herr von Perfall nicht, wie bei den Meistersingern, Opposition gegen diese Instruktionen treibt und mir meine Aufgabe dadurch wiederum so schwer macht?'[1]

Von äußeren Ereignissen fallen in diese Zeit hauptsächlich die Vorgänge in Paris und Berlin. Mit rühmlicher Energie war an dem ersteren Orte Pasdeloup (S. 246) in den sog. ‚populären Konzerten' für die Werke Wagner's eingetreten; inzwischen hatte er aus den Händen Carvalho's das Théâtre lyrique übernommen. Der Versuch einer systematischen Einbürgerung der dramatischen Schöpfungen Wagner's auf dem Boden der Seinestadt begann, wie bereits erwähnt, mit dem ‚Rienzi'. Die Zurüstungen für denselben, von deren unerhörter Pracht die Blätter im voraus berichteten, erhielten das Pariser Publikum in fieberhafter Aufregung; vorzüglich jedoch auch der interessante Umstand, ob der ‚Komponist' dazu persönlich in Paris erscheinen würde oder nicht. Ein Brief Wagner's an Judith Mendès, die geistvolle und wohlgesinnte Tochter Theophile Gautier's,[2] welcher in der ‚Liberté' vom 10. März zur Veröffentlichung gelangte, begegnete allen derartigen Gerüchten, welche weniger von den Pariser Freunden des Meisters, als von der dortigen ‚deutschen Judenschaft' in aufreizender Weise verbreitet waren. Am 6. April überschritt der ‚Letzte der Tribunen' die Szene eines französischen Theaters. Trotz aller künstlich geschürten Gegnerschaft war der Erfolg ungeheuer;[3] bis Anfang Juni hatte die Oper in 25maliger Wiederholung bei stets vollem Hause über sechzehntausend Francs eingebracht. Schon war der Termin für den Beginn der Proben zum ‚Lohengrin' im Théâtre lyrique auf den 1. Juli angesetzt; im Februar des folgendes Jahres, so hieß es, sollten die ‚Maîtres chanteurs' nachfolgen. So schnell ging es nun freilich nicht. — In Berlin hatte der Beginn des Jahres 1869 in Bezug auf die Kgl. Hofoper einige wichtige Änderungen hervorgerufen. An der Spitze

---

[1] Bülow, Briefe IV, S. 280. — [2] Sie hatte fast noch als Kind den Sturz des ‚Tannhäuser' in der Großen Oper miterlebt und im Frühjahr 1869 eine Folge vortrefflicher Aufsätze über Wagner in der ‚Presse' veröffentlicht. Vgl. ihre Schrift: ‚Richard Wagner et son Oeuvre poétique depuis Rienzi jusqu'à Parsifal' (Paris, Charavay 1882), welche auch ihre persönlichen Erinnerungen an Wagner enthält. — [3] Vgl. Bülow's Briefe IV, S. 279/60: ‚Vielleicht interessirt es Se. Maj. den König zu erfahren, daß die 1. Aufführung von Wagner's ‚Rienzi' im Théâtre lyrique zu Paris einen ganz unerhörten, ungetheilten Erfolg gehabt hat — trotz der oppositionellen Bestrebung der deutschen Judenschaft, welche Alles aufgeboten hatte, um einen Skandal hervorzurufen. Dies wird mir eben telegraphisch von dem Musikverleger Herrn Flaxland mitgetheilt' (an Düfflipp, 7. April 1869).

dieses Institutes stand allerdings als General-Intendant immer noch derselbe Herr von Hülsen, dessen sehr geringe Sympathieen für Wagner wir reichlichst aus seinem üblen Benehmen gegen den Meister kennen gelernt haben,[1] und die ‚Kritik' in den großen politischen Zeitungen that redlich das Ihre, um den alten Schlendrian aufrecht zu erhalten. Dagegen hatte bisher auch die musikalische Leitung der Oper in den Händen zweier unfähiger und übelwollender Kapellmeister — Dorn und Taubert — gelegen: unter ihrer Führung war bisher jeder Ansatz zu einer Verbesserung der Berliner Opernverhältnisse mit eiserner Hand zu Boden gehalten. Deshalb wirkte ihre, zu dem genannten Zeitpunkt erfolgte, ziemlich plötzliche und unvermittelte Pensionirung als ein wohlthätiges Ereignis. Wenn gleich die beiden ‚Pensionirten' sich das Ansehen von Opfern einer ‚neuen Zeitrichtung' gaben, so erkannte man doch an ihrem Schicksale deutlich das Walten der Nemesis. Wie sehr sich Dorn offenbarer Unterlassungssünden bewußt war, bewies seine durch nichts provozirte öffentliche ‚Abwehr', in welcher er sich gegen den Vorwurf vertheidigte, als habe er der Aufführung der Opern Wagner's Schwierigkeiten entgegengesetzt. Nicht zum Lobe beider Kapellmeister konnte das hierbei abgelegte Geständnis ihrer Einflußlosigkeit gegenüber dem Intendanten gereichen. Am 6. April 1869 zeugte von dem eingetretenen Umschwung der Dinge jene vorzügliche Aufführung des ‚Lohengrin' unter der Leitung Eckert's, deren wir schon zuvor in Anlaß des Tausig'schen Telegrammes gedachten. In Wahrheit waren die Nachwehen des Kampfes um das Judenthum gerade in Berlin von besonders heftiger Natur, so daß späterhin selbst die ‚Meistersinger' bei ihren ersten dortigen Vorstellungen noch einen schweren Stand hatten. Sehr bezeichnend war es trotzdem für die veränderte Windrichtung, daß mitten unter dem ersten und heftigsten Toben dieses Kampfes, in demselben Berlin, wo Meyerbeer und Mendelssohn als General-Musikdirektoren gewirkt, in dem hochkonservativen Spree-Athen, — Richard Wagner von der musikalischen Sektion der Königlichen Akademie der Künste (am 9. Mai) zum auswärtigen Mitgliede gewählt wurde. Neun Jahre früher (1860) zur Aufnahme in dieselbe Körperschaft vorgeschlagen, war er ansehnlich in der Minorität geblieben, während unter mehreren anderen Kandidaten einzig der Dresdener Kapellmeister J. Rietz die erforderliche Stimmenzahl erhielt!

In München war inzwischen, dem heftigen Drängen des Königs zufolge, Bülow in voller Arbeit an der Wiederaufnahme des ‚Tristan', mit dem Vogl'schen Ehepaar, unter so vielen offiziellen Ärgernissen und Verbitterungen, daß sein Beschluß, aus seiner Stellung auszuscheiden, unerschütterlich feststand. Vergebens war es, daß Liszt ihn — von Rom aus — beschwor, auf dem

[1] Band II[2] dieses Werkes, S. 426/27.

Platze zu bleiben;[1] der unversöhnliche Haß der Münchener gegen Wagner und demzufolge auch gegen ihn selbst verleideten ihm Stellung und Aufenthalt in der Isarstadt bis zur Unerträglichkeit. ‚Buchstäblich halb todt abgearbeitet und dreiviertel todt abgeärgert habe ich mich hier — pour le roi de Bavière.' Seine Absicht war, nach Erledigung der einmal übernommenen Verpflichtungen, welche die Wünsche des Königs ihm aufgedrängt, nach des Meisters Beispiel die Stätte ewiger Intriguen und Kabalen für immer zu verlassen, sich von aller Welt zurückzuziehen, und in Italien (Florenz) ein neues Leben zu beginnen. Unter diesen Umständen trug er bereits um die Mitte April dafür Sorge, seine beiden Kinder, um sich für jede bevorstehende Ortsveränderung freie Bewegung zu schaffen, dauernd nach Triebschen zu ihrer Mutter überzusiedeln. ‚Heut' Abend siehst Du meine Kinder,' schreibt er daher dem Meister in einem seiner herrlichen, an diesen gerichteten Briefe.[2] ‚Ich habe sie leider — auch war das Wetter scheußlich — nicht auf die Bahn bringen können. Der Abschied von ihnen that mir weh — so selten ich sie gesehen habe, so sind sie mir doch ungeheuer lieb geworden, weil sich ihr ursprünglich seelenguter Charakter so fortdauernd bewährt. Die Mutter wird, denke ich, mit ihnen zufrieden sein, und ich gönne ihr die Freude von Herzen. Meine Mama verläßt mich nun auch in einigen Tagen, um nach Wiesbaden zu gehen. Dann bin ich völlig einsam geworden, d. h. freundeseinsam. Feindeseinsam wäre mir lieber.' Die gleiche melancholische Stimmung des ‚Mutterseelenalleinseins' giebt sich auch in seinen gleichzeitigen gedruckten Lebenszeichen an die Freunde kund. Um so mehr erfreute es ihn, brieflich von seinen Kindern zu hören, wie wir denn bereits in einer Nachricht an seine Mutter (vom 13. April) ein ‚drei Quartseiten langes, eigenhändiges französisches Schreiben' der ältesten Tochter[3] erwähnt finden.

So war der Sommer herangekommen und breitete seine zauberischen Reize über das stille verschwiegene Triebschen aus, wo der dritte Akt des ‚Siegfried', mehr und mehr fortschreitend, seiner erhabenen Vollendung entgegenging. Mitten in alles Blühen, Prangen und Knospen der umgebenden Natur kam dann noch eine vielversprechende persönliche Beziehung. Die vor kaum einem Jahre in Leipzig erfolgte Begegnung mit dem jungen Philologen Friedrich Nietzsche sollte durch eine seltsame Fügung der Umstände zu einer wirklich engen Freundschaft, einem liebevollen Verhältnis zwischen Jünger und Meister sich gestalten. Diese Fügung bestand — wie bereits erwähnt — darin, daß der junge Philologe auf die Empfehlung seines Lehrers Ritschl hin, frisch von der Universität her, auf der er eben noch eigenen Studien ob-

[1] Briefwechsel zwischen Liszt und Bülow, S. 372/74. — [2] München, 8. April 1869, im Besitz des Verfassers. — [3] ‚Lulu' = Daniela, gegenwärtig Frau Geheimrath Dr. Thode (Bülow, Briefe Band IV, S. 286).

gelegen, zu einer außerordentlichen Professur nach Basel, also auf schweizerischen Grund und Boden, berufen wurde, wo er nur wenige Stunden von Wagner entfernt war. Ebenso gut hätte ihn sein Geschick weit entfernt in den Norden, nach Göttingen, Greifswald oder nach Königsberg verschlagen können! Nun aber war es das altehrwürdige Basel. Kaum vier Wochen weilte er an seinem neuen Bestimmungsort und hatte daselbst noch nicht einmal seine öffentliche Antrittsvorlesung gehalten, als ein Pfingstausflug an den Vierwaldstätterse ihn in die Nähe von Triebschen führte. Die besonderen Umstände seiner ersten Wiederbegegnung mit dem Meister werden in seiner Biographie, ersichtlich nach seinen eigenen Mittheilungen, berichtet, wie folgt. ‚Er fuhr am Sonnabend vor Pfingsten (15. Mai 1869) zum ersten Mal nach dem Vierwaldstätterse, um einige Tage an der Tellsplatte zu verbringen. In Luzern überlegte er, ob er es wohl wagen dürfe, auf jene Einladung vom Herbst zuvor Richard Wagner in seinem Landhaus Triebschen aufzusuchen. Es war ein köstlicher Frühlingsmorgen — unschlüssig wanderte er auf poetischen Wegen dem lieblichen Triebschen zu, das in einer bezaubernden See- und Gebirgseinsamkeit zu Füßen des Pilatus am Vierwaldstätterse liegt. Vor dem Landhause stand er lange still und hörte einen immer wiederholten schmerzlichen Accord. Endlich kam ein Diener aus dem Garten und sagte ihm: ›bis 2 Uhr arbeite Herr Wagner und dürfe nicht gestört werden‹. Darauf entschloß er sich, wenigstens seine Karte abgeben zu lassen. Wagner ließ schnell herausfragen, ob der Herr Professor derselbe Herr Nietzsche sei, den er bei seiner Schwester, Frau Professor Brockhaus, in Leipzig kennen gelernt habe? Auf die bejahende Antwort erhielt er eine Einladung zum Mittagessen. Leider mußte er ablehnen, da er sich schon fest für die Tellsplatte versprochen hatte; so wurde er gebeten, den nächsten Montag in Triebschen zu verleben. — Am Pfingstmontag fuhr er früh nach Luzern, begab sich nach Triebschen und verlebte dann in Gemeinschaft mit Richard Wagner und Frau Cosima den ersten jener köstlichen Tage, die später das Glück seiner Seele und seine Trösteinsamkeit wurden.‘[1] Er konnte von sich berichten, was wir aus seinen seitdem veröffentlichten Briefen erfahren: wie lebendig seit jenem ersten bedeutsamen Zusammensein in Leipzig (S. 257) das Bild des Meisters in seinem Geiste fortgelebt, daß er noch kürzlich auf seiner Fahrt aus Naumburg nach Basel seine Reise durch einen improvisirten Aufenthalt in Karlsruhe um einen Tag unterbrochen, bloß um einer dortigen Meistersinger-Aufführung beizuwohnen. Wagner schenkte ihm zum Abschied seine Photographie, und begleitete ihn nach Luzern zurück, ihn herzlich auffordernd, seinen Besuch zu wiederholen.

[1] E. Förster-Nietzsche, Das Leben Fr. Nietzsche's, Band II, S. 13/14.

Zwei bald darauf an seine intimsten Freunde gerichtete Briefe Nietzsche's geben uns ein lebendiges Bild von dem magischen Eindruck, den seine feurig jugendliche Empfänglichkeit von der Persönlichkeit des Meisters davongetragen. ‚Wagner ist wirklich Alles, was wir von ihm gehofft haben: ein verschwenderisch reicher und großer Geist, ein energischer Charakter und ein bezaubernd liebenswürdiger Mensch, von dem stärksten Wissenstrieb u. s. w.'[1] Und wiederum: ‚Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der, wie kein Anderer das Bild dessen, was Schopenhauer ›das Genie‹ nennt, mir offenbart und der ganz durchdrungen ist von jener wundersam innigen Philosophie. Dies ist kein Anderer als Richard Wagner, über den Du kein Urtheil glauben darfst, das sich in der Presse, in den Schriften der Musikgelehrten u. s. w. findet. Niemand kennt ihn und kann ihn beurtheilen, weil alle Welt auf einem andern Fundamente steht und in seiner Atmosphäre nicht heimisch ist. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solcher erhabener Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle.'[2]

[1] Nietzsche Ges. Briefe II, S. 144. — [2] Ebendaselbst Band I, S. 142/43.

XII.

Vollendung des ‚Siegfried'.

Franz Lenbach. — Geburtstagsfeier. — ‚Ein Sohn ist da!' — Münchener Aufführungen des ‚Tristan' und der ‚Meistersinger', Vorbereitungen zum ‚Rheingold'. — Besuche: Sseroff, das Mendès'sche Paar, Graf Villiers. — Münchener Rheingold-Affaire: Richter's Protest, Wagner in München. — Artikel: ‚Das Münchener Hoftheater'. — ‚Rheingold' doch aufgeführt.

Es war Dein opfermuthig hehrer Wille,
der meinem Werk die Werdestätte fand,
von Dir geweiht zu weltentrückter Stille,
wo es nun wuchs und kräftig uns erstand,
die Heldenwelt uns zaubernd zum Idylle,
uraltes Fern zu trautem Heimathland.
Erscholl ein Ruf da froh in meine Weisen:
‚ein Sohn ist da!' — der mußte Siegfried heißen.
Richard Wagner.

Noch eines werthen Freundes haben wir zu gedenken, den die Münchener ‚Meistersinger'-Tage des vorigen Sommers dem Meister zugeführt. Es war dies der Maler Franz Lenbach, damals noch in den ersten Dreißigern stehend und soeben von mehrjährigen Reisen durch Italien und Spanien zurückgekehrt, die er im Auftrag und zum Theil in Gesellschaft des Grafen Schack unternommen, um für die Gemäldegallerie dieses Gönners seine einzig dastehenden Kopieen klassischer Meister auszuführen. Er war nun wieder in München ansässig geworden, wo er demnächst — nach Überwindung anfänglichen heftigsten Widerspruches — seine unbestrittene Ehrenstellung als geistvoller Porträtist sich errang. Schon bei seiner ersten Begegnung mit dem Schöpfer der ‚Meistersinger' trat er diesem in warmer Verehrung und Bewunderung nahe: als Zeichen solcher Gesinnung und einer immer engeren Freundschaft, die ihn im Lauf der Jahre mit dem Meister verband, widmete er ihm jenes posthume Schopenhauer-Portrait, welches zunächst eine Zierde von Triebschen, späterhin von Wahnfried bildete. Die Vorzüge dieses unvergleichlichen Bildnisses sind um so bemerkenswerther, als Lenbach den großen Denker, dessen Züge er in so überzeugender Weise, voll unmittelbaren höchsten

Lebens auf seine Leinwand bannte, nie eigentlich persönlich gekannt hat. Er war ihm nur seiner Zeit in Frankfurt a/M. wiederholt, bei den regelmäßigen Nachmittagsspaziergängen des Philosophen, auf der Straße begegnet, ohne ihn zu kennen und zu wissen, wen er vor sich habe; nichtsdestoweniger hatte sich die eigenartige Erscheinung dem Malerauge in ihrer Originalität so unvergeßlich eingeprägt, daß — trotz aller dazwischenliegenden Eindrücke — eine Photographie als Grundlage genügte, um dieses Wunder von Portrait hervorzuzaubern. Mit welcher inneren Beglückung dieser kostbare Besitz den Empfänger des Bildes erfüllte, darüber belehren uns die von ihm, noch i. J. 1868, an Lenbach gerichteten Dankeszeilen. ‚Da steht nun,' so heißt es darin, ‚diese reine Unbegreiflichkeit, — der alte Schopenhauer! Die Idee eines ›Schopenhauer‹ ist in diesem Bilde realisirt. Dies ist der Quell tiefer und klarer Gedanken, und leibhaftig haben wir ihn als Menschen vor uns. Ich habe die eine Hoffnung für die Kultur des deutschen Geistes, daß die Zeit komme, in welcher Schopenhauer zum Gesetz für unser Denken und Erkennen gemacht werde. Diese Zeit zeichnen Sie uns vor, indem Sie uns den Kopf zeichnen, in welchem jenes Gesetz seine edle Harmonie fand. Er schaut wehmüthig streng auf uns. So feuert er die Besten an, ihm ein Lächeln abzugewinnen, welches Sie ihm schon ahnungsvoll eingeprägt haben.'[1] — Diese bedeutsame Ausschmückung des Triebschener Heims durch das Bildnis *eines* Größten unter den Großen zog die Bestellung eines Portraits desjenigen Genius nach sich, der am frühesten und nachhaltigsten auf sein künstlerisches Vermögen eingewirkt: *Beethoven's*. Allerdings konnte es sich dabei, der Natur der Sache nach, nicht um eine Originalschöpfung handeln, sondern nur um eine getreue Kopie desjenigen vorhandenen Beethovenbildnisses, welches ihm unter den vorhandenen für das echteste galt.[2]

Seinen 56. Geburtstag durfte er unter den reinsten Eindrücken rührender und ergreifender Liebe und Begeisterung der Seinigen verbringen. Er hatte zwar in einem Briefe an den König, dessen Anfragen und Wünschen gegenüber, ‚zu Gunsten der Vermeidung einer Unterbrechung in seiner Arbeit' auf jede Feier des Tages verzichtet;[3] doch konnte er nicht verhindern, daß eine ganze Reihe zartsinniger Überraschungen zur Verherrlichung des Festtages diente. Hans Richter hatte sich von München her eingefunden, um ihn bereits

[1] L. *Schemann*, Schopenhauer-Briefe, mit Anmerkungen und biographischen Analekten, nebst 2 Portraits Schopenhauer's von Ruhl und Lenbach (Leipzig, Brockhaus), S. 510. — [2] Die Aufgabe der Herstellung dieser Kopie fiel dem, ihm durch Gustav Kietz empfohlenen, Dresdener Maler Robert *Krausse* zu, der ihm später auch das Schiller-Bildnis, nach dem im Großherzogl. Museum zu Weimar befindlichen Original, und das Sgraffito-Gemälde über dem Hauseingang von Wahnfried geliefert hat. Die Korrespondenz über das Beethovenbildnis fällt in den Beginn des Sommers 1869 (4. u. 25. Mai). — [3] Bülow, Briefe IV, S. 292.

in der Frühe, unter dem Fenster blasend, mit Siegfried's Hornruf zu wecken, so daß ‚der erstaunte Meister im Unklaren gewesen sei, ob er im Traum oder im Wachen die Siegfried-Weise vernehme, die außer ihm doch noch Niemand kannte.'[1] Dazu kam dann noch, als fernere Überraschung des nichts ahnenden Meisters, ein ausgezeichnetes Pariser Streichquartett, dem die Aufgabe zufiel, ihn im Laufe des Tages durch die zartsinnig belebte Vorführung mehrerer Beethoven'scher Quartette (in A-moll, E-moll, Cis-moll) über alles Irdische hinaus zu erheben. Die Huldigungen der entfernten Freunde und Anhänger eröffnete ein telegraphischer Gruß des Königs; unter den eingelaufenen Beglückwünschungen rührte ihn insbesondere die Gratulation einer Anzahl Verehrer aus Pesth.[2] Am 23. fand sich Ed. Schuré für einen Tag ein und erfreute den Meister durch seine intelligente Anhänglichkeit;[3] dafür bekam er denn auch aus dem dritten Akte des ‚Siegfried' die Erweckung Brünnhilde's zu hören. An Nietzsche war eigens für den Geburtstag eine Einladung ergangen; doch war er durch die Vorbereitungen für seine, am 28. Mai zu haltende Antrittsrede verhindert, ihr Folge zu leisten, und entsandte statt dessen ein verehrungsvolles Glückwunschschreiben. Wagner erwiderte dasselbe (3. Juni) mit einer erneuten Aufforderung zum nächsten Sonnabend Nachmittag, die mit den charakteristischen Worten schließt: ‚Nun lassen Sie sehen, wie Sie sind. Viel wonnige Erfahrungen habe ich noch nicht an deutschen Landsleuten gemacht; retten Sie meinen, nicht ganz unschwankenden Glauben an Das, was ich — mit Goethe und einigen Andern — deutsche Freiheit nenne.' Dieser abermaligen Einladung folgte der dadurch Ausgezeichnete mit allem gebührenden Eifer und traf pünktlichst zum ‚Sonnabend Nachmittag' — den 5. Juni — in Triebschen ein. Der Besuch war als ein zweitägiger von dem Meister geplant: zwei Nächte sollte der junge Baseler Professor der Philologie im ‚Triebschener Fideikommißhaus' schlafen und erst am Montag früh zur Wiederaufnahme seiner Kollegien an seinen Berufsort zurückkehren. So geschah es in der That späterhin ganz regelmäßig — für dieses Mal kam es aber aus einem ganz besonderen Grunde nicht dazu. Das Zusammensein des Meisters mit dem neugewonnenem jungen Freunde wurde durch das bedeutungsvollste Ereignis in seinem Familienleben ganz unvermuthet abgekürzt.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages — am Sonntag dem 6. Juni 1869 — genoß er der unaussprechlichen, auf das Tiefste von ihm

---

[1] Siehe: ‚Erinnerungen an R. Wagner, von Frau Seroff (Neue musikalische Rundschau 1897, S. 174/75). — [2] Seine Antwort darauf, datirt vom 22. (?) Mai, wurde in der Wiener ‚Presse' vom 1. Juni 1869 veröffentlicht. — [3] Von ihm hatte das zweite Aprilheft der Revue des deux mondes d. J. einen vortrefflichen Artikel über die ‚Meistersinger' (biographische Einleitung und ausführliche Inhaltsangabe des Werkes) gebracht, welcher späterhin fast unverändert in sein großes Werk Le Drame musical (Paris 1875, 2 Bde.) übergegangen ist.

empfundenen Freude der Geburt eines Sohnes, in dessen blühender Kraft und Gesundheit sein eigenes Dasein sich verjüngen sollte. ‚Heute ist der glücklichste Tag meines Lebens‘, sagte er zu Breneli [und ließ durch sie, damit das ganze Haus an seinem Glücke theilnehme, einem jeden der dienenden Hausgenossen zum Andenken ein ansehnliches Geschenk überreichen. Und zu Nietzsche sagte er bei dessen Verabschiedung: er wolle das Zusammentreffen dieses Ereignisses mit seinem Besuche als ein verheißungsvolles Omen ihrer Freundschaft betrachten. In all seinen gleichzeitigen und späteren, rückblickenden Äußerungen klingt diese tief beglückte Empfindung wieder. ‚Jetzt erst habe ich noch gern und froh zu leben. Ein schöner, kräftiger Sohn mit hoher Stirn und klarem Auge, Siegfried Richard, wird seines Vaters Namen erben und seine Werke der Welt erhalten.‘ So meldet er dem altgetreuen Dresdener Freunde Pusinelli den freudigen Vorgang, indem er dieses Geschenk des Himmels an sein vorgerücktes Alter mit Allem, was ihn damals bewegte und was den Inhalt dieses Kapitels bildet, in einen stolzen Zusammenhang bringt: nämlich auf der einen Seite mit der Arbeit an seinem ‚Siegfried‘, auf der andern mit der betrübenden Münchener ‚Rheingold‘-Angelegenheit. ‚An dem Tage, an dem mir Überglücklichem ein schöner Sohn geboren wurde, vollendete ich die Komposition des ›Siegfried‹,[1] in welchem ich mich seit elf Jahren unterbrochen hatte. Ein unerhörter Fall! Keiner hat geglaubt, daß ich dazu noch kommen würde. Und nun mußt Du diesen letzten Akt hören, die Erweckung der Brünnhilde! Mein Schönstes! Und im Hinblick auf die bevorstehende Vollendung des Ganzen heißt es dann weiter: ‚Viel Zeit muß ich haben; denn was ich niederschreibe, ist eben Alles Superlativ. Doch bleibe ich nun dabei, und sage mir dann (was sie auch in München damit angeben mögen): ›na, geschaffen ist es doch‹. Und dereinst — da muß mein Junge für das Rechte sorgen! So erhalte ich aus Allem neue Lebenskraft.‘[2]

In der Isarstadt war inzwischen Alles in voller Thätigkeit, um dem drängenden Verlangen des königlichen Herrn nach erneuter Aufführung der

[1] Es kann sich bei dieser Zeitangabe wohl nur um den ersten Kompositionsentwurf handeln, da die Particelle den Meister noch während des ganzen Sommers in Anspruch nahm, bis um den 21. August, an welchem Datum er an Wesendonck schreibt: ‚Ich bin jetzt so glücklich gewesen, nach so langer und verwirrender Unterbrechung, die Vollendung der Nibelungenstücke wieder aufzunehmen und habe soeben wirklich den dritten Akt von ›Siegfried‹ fertig gemacht.‘ Die eigentliche Partitur dieses dritten Aktes — in voller letzter Ausführung — wurde am 25. August 1869 (des Königs Geburtstag) aufgenommen und erst am 5. Februar 1871 vollendet, nachdem inzwischen die Komposition der ‚Götterdämmerung‘, ja sogar die Orchesterskizze der letzteren, schon (5. Juli 1870) bis zum Schlusse des zweiten Aktes vorgerückt war, so daß nur noch der dritte Akt derselben auszuführen übrig blieb. Ja, die selige Ruhe von Triebschen, so spät sie kam, war mit überreichen Ergebnissen gesegnet! — [2] Briefe R. Wagner's an Anton Pusinelli (Bayreuther Blätter 1902, S. 114).

Werke des Meisters genugzuthun. Mitten in die anstrengenden Vorarbeiten zu dem wieder aufgenommenen ‚Tristan' hinein hatte der König noch eine Privataudition des ‚Lohengrin' (13. Juni, von 10 bis 3 Uhr Mittags) angeordnet. Acht Tage später folgte dann die erstaunlich korrekte und schöne Erstaufführung des neueinstudirten ‚Tristan und Isolde' (20. Juni). ‚Herr und Frau Vogl,' schreibt Bülow dem Meister am Tage nach der Vorstellung, ‚haben in musikalischer Beziehung Staunenswerthes geleistet. Der große Dialog im zweiten Akte ist sogar, was Ton und Wort anlangt, weit vernehmlicher zur Geltung gekommen, als vor vier Jahren, wo der selige Ludwig der edlen Malvina zu Liebe Sordinen auflegte.[1] Orchester bis auf kleine Kleinigkeiten recht aufmerksam und diskret. Ich selbst habe die Oper weit ruhiger und besser dirigirt als vormals — die dazwischenliegende Praxis des Taktstocks hat dies bewirkt . . . Für die Musik-Chronik ist und bleibt diese Tristan-Aufführung ein hochwichtiges Ereignis. Die Aufführbarkeit Deines Werkes (unter erschwerenden Umständen — u. A. mit relativ mittelmäßigen Talenten) ist aufs Neue unwiderleglich konstatirt worden.[2] Daß wir nicht mehr Zeit darauf haben verwenden und also eine vollkommene Reproduktion erzielen können, daran trägt Majestät alleinige Schuld'. Am 22. wurde die Aufführung als Privataudition wiederholt, bloß für den Landesherrn und ein eingeladenes Parquet, — immer unter der Leitung Bülow's. Aber damit waren die physischen Kräfte des Letzteren auch bis auf das Äußerste erschöpft; bereits die am 27. Juni stattfindende Aufführung der ‚Meistersinger' dirigirte er nicht mehr, sondern hatte sie Hans Richter übergeben, desgleichen die Einstudirung des ‚Rheingoldes' für den bevorstehenden 25. August. ‚Er kann die Sache zu Stande bringen, besser als ich, weil ungebrochen, frisch, gesund, ehrgeizig,' schreibt er darüber an R. Pohl. Und in einem Briefe an den Meister heißt es: ‚ich hätte das Werk (die ‚Meistersinger') zum 10. Male auch noch zu dirigiren die Kraft gehabt — allein ich bin einestheils Richter und seinen unübertrefflichen Leistungen diese angenehme Satisfaktion schuldig und anderntheils hat es mehr ›chic‹, daß ich mit dem Tristan wieder abschließe; das giebt eine schöne Kreisfigur'. In Bezug auf das ‚Rheingold' fiel ihm die Entsagung wahrlich nicht leicht. ‚Ironischer konnte das Schicksal nicht mit mir spielen, als indem es mich zwingt, München in demselben Augenblick zu verlassen, den zu genießen ich fähig gewesen sein würde, eine Reise um die Welt zu machen'.[3] Die von Richter dirigirte ‚Meistersinger'-Aufführung war die letzte Vorstellung vor den Theaterferien: Tags darauf, am 28. Juni, wurde

[1] Vgl. hierzu das auf S. 69 dieses Bandes Bemerkte! — [2] Der gleiche Gedanke kehrt, begreiflicher Weise, in den meisten — wohlgesinnten — öffentlichen Besprechungen wieder: diese Aufführung habe ‚den Beweis erbracht, daß die Anschauung, als handle es sich bei ›Tristan‹ um ein einmaliges, nicht zu wiederholendes Experiment, eine gänzlich irrige sei' (Südd. Telegraph v. 23. Juni 1869). — [3] Bülow, Briefe IV, S. 312.

das Hoftheater bis zum 11. August geschlossen, um im Innern desselben den, für die Versenkung des Orchesters und szenische Erfordernisse nöthigen Umbau vorzunehmen. Der früheste Termin für den Beginn der Orchester-, Dekorations- und Ensembleproben auf der Bühne war damit festgesetzt: mehr als vierzehn Tage blieben dazu nicht übrig. Wohl aber konnten die Soloproben am Klavier und die Einstudirung der einzelnen Partieen in der Zwischenzeit vor sich gehen. Es geschah dabei übrigens Alles nach den Anordnungen des Autors. ‚Die Sänger, Dirigenten, Maler und Maschinisten hatten alle zu mir zu kommen und sich von mir anweisen zu lassen,'[1] so theilt sich Wagner darüber nachträglich in einem Briefe an Wesendonck mit. ‚Nur persönlich an Ort und Stelle in alle die mir nur zu wohlbekannte Aufregung mich zu stürzen, habe ich mich auf das Bestimmteste geweigert. Sollten Sie demnach,' fährt er fort, ‚zum Rheingold sich einfinden wollen, so, glaube ich, werden Sie im Ganzen etwas immerhin Respektables erleben; nichts ist gespart worden, um allen meinen technischen Anforderungen nachzukommen. Daß meine Sänger gerade keine Götter sind, werden Sie wahrscheinlich wahrnehmen, auch ohne daß ich Sie auf ihre Menschlichkeiten aufmerksam mache.'[2]

Die Einsamkeit des Schaffenden in seinem weltabgeschiedenen Aufenthalt ward, besonders während der schönen Sommermonate, durch mancherlei werthe Besuche nicht eigentlich unterbrochen. Wer zu ihm kam, dem war es vielmehr vergönnt, den Zauber dieser Abgeschiedenheit mit ihm zu genießen. Hier wäre denn auch eines Umganges Erwähnung zu thun, der sich ihm ganz ungesucht in der nächsten Nähe darbot. Auf dem andern Ufer des Sees, Triebschen ungefähr gegenüber, befand sich auf einem schönen Hügel die Besitzlichkeit des Grafen Bassenheim, der daselbst mit seiner Gemahlin in großer Zurückgezogenheit lebte. In früheren Jahren war sein gastliches Haus in München der Mittelpunkt einer auserlesenen Geselligkeit gewesen;[3] durch Familienangelegenheiten veranlaßt, hatte sich das liebenswürdige Paar, gleich dem Meister, in der reizenden Einsamkeit des Luzerner Sees niedergelassen, und freundnachbarliche Beziehungen über die trennende Wasserfläche hinweg machten sich ganz von selbst. Bereits im Spätherbst des vorigen Jahres hatte Wagner mit Bassenheim — und dem in Ungnade gefallenen Erzherzog Heinrich — da die schneefreie Jahreszeit noch größere Ausflüge gestattete, einen gemeinsamen Ausflug auf den Rigi unternommen und der auf dem Rigi-Hôtel überwinternde Hausknecht große Augen gemacht, als er der unerwarteten

[1] Als Erster war am 2. April Hans Richter in Triebschen erschienen (S. 278 dieses Bandes); sodann am 8. April Regisseur Hallwachs, am 14. Juli die Dekorationsmaler mit ihren Skizzen (den Hoftheatermalern Döll und Jank war der Entwurf dieser Skizzen zugefallen, Quaglio die Überwachung ihrer Ausführung). — [2] An Wesendonck, 21. August 1869. — [3] Vgl. Liszt's Briefe VI, S. 265: ‚Le Comte et la Comtesse Bassenheim, autrefois très courtisés à Munich, où leur salon donnait le ton à la mode' . . .

Touristen-Spätlinge ansichtig wurde. Zu den wahrhaft harmonischen Beziehungen, wie sie die unwiderstehliche Anziehungs- und Assimilationskraft des Genius ihm in den verschiedensten Epochen seines Lebens immer wieder zuführte, gehörte jedoch für die ganze nächstfolgende Triebschener Zeit das für beide Theile immer reicher und hoffnungsvoller sich gestaltende Verhältnis zu Friedrich Nietzsche. ‚Die Nähe Wagner's ist mein Trost,' heißt es in einem Briefe des Letzteren vom 16. Juni.[1] Und wechselsweise wandte ihm der Meister diejenige sorgende zarte Liebe zu, wie er sie nur einem leiblichen Sohne hätte widmen können. ‚Ihr Bruder und seine Freunde sind eine ganz neue, wundervolle Art Mensch, die ich bisher gar nicht für möglich hielt,' soll er später einmal zu Nietzsche's Schwester gesagt haben. Und noch aus dem Jahre 1888, kurz vor dem Eintritt völliger Umnachtung dieses, vom Dämon einer krankhaften Selbstüberhebung zerrütteten edelbeanlagten Geistes, soll nach den Angaben eben dieser Schwester das von ihm aufgezeichnete Wort herrühren: ‚Ich lasse billig den Rest meiner menschlichen Beziehungen; ich möchte um keinen Preis die Tage von Triebschen aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle, der tiefen Augenblicke. Ich weiß nicht, was Andre mit Wagner erlebt haben: über unsern Himmel ist nie eine Wolke hinweggegangen.'[2]

In diesem Sinne halten wir es für angemessen, an dieser Stelle und ehe wir zu anderen persönlichen Beziehungen übergehen, aus den zahlreichen gleichzeitigen brieflichen Äußerungen Nietzsche's ein ungefähres zusammenfassendes Bild dessen zu geben, was für ihn dieser Verkehr mit dem Meister bedeutete. ‚Ich will Dir,' so heißt es darin einmal, ‚noch etwas von meinem Jupiter, von R. Wagner erzählen, bei dem ich von Zeit zu Zeit aufathme und mich mehr erquicke, als es sich meine ganze Kollegenschaft vorstellen kann. Das Menschenkind hat noch keinen Orden und jetzt eben die erste Auszeichnung bekommen, nämlich die Ehrenmitgliedschaft der Berliner Akademie der Künste (S. 280). Ein fruchtbares, reiches, erschütterndes Leben, ganz abweichend und unerhört unter mittleren Sterblichen! Dafür steht er auch da, festgewurzelt durch eigene Kraft, mit seinem Blick immer drüber hinweg über alles Ephemere, und unzeitgemäß im schönsten Sinne.'[3] ‚Als ich das letzte Mal dort war, wurde Wagner gerade fertig mit der Komposition seines ›Siegfried‹ und war im üppigsten Gefühl seiner Kraft.'[4] ‚In letzter Zeit bin ich, kurz hintereinander, viermal dagewesen, und dazu fliegt fast jede Woche noch ein Brief dieselbe Bahn. Liebster Freund, was ich dort lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. Schopenhauer und Goethe, Äschylus und Pindar leben noch, glaub' es mir.'[5] ‚Wie manche Tage hab'

[1] Briefwechsel mit Erwin Rohde, S. 150. — [2] E. Förster-Nietzsche, das Leben Nietzsche's, Band II, S. 27. — [3] Briefwechsel mit Rohde, S. 160. — [4] Ebenda, S. 161. — [5] Ebenda, S. 167.

ich nun schon in dem reizenden Landgute am Vierwaldstätter See verlebt, und immer neu und unerschöpflich ist diese wunderbare Natur!'[1] ‚Der unglaubliche Ernst und die deutsche Vertiefung in der Weltanschauung Wagner's ist den meisten Menschen unserer ›Jetztzeit‹ ein Greuel; unsern ›Juden‹ — und Du weißt, wie weit der Begriff reicht — ist vornehmlich verhaßt seine idealistische Art, in der er mit Schiller am stärksten verwandt ist: dies glühende hochherzige Kämpfen, auf daß ›der Tag dem Edlen endlich komme‹, kurz das Ritterliche, was unserm plebejisch politischen Tageslärm möglichst widerstrebend ist. Es ist eine unendliche Bereicherung des Lebens, einen solchen Genius wirklich nahe kennen zu lernen.'[2] Und wiederum: ‚Freilich habe ich das unschätzbare Glück, den wahren Geistesbruder Schopenhauer's, der sich zu ihm wie Schiller zu Kant verhält, als wirklichen Freund zu besitzen, einen Genius, der dasselbe furchtbar erhabene Loos empfangen hat, ein Jahrhundert früher zu kommen, als er verstanden werden kann. Ich sehe deshalb tiefer in die Abgründe jener idealistischen Weltanschauung: auch merke ich, wie mein philosophisches, moralisches und wissenschaftliches Streben einem Ziele zustrebt und daß ich — vielleicht der erste aller Philologen — zu einer Ganzheit werde. Wie wunderbar neu und verwandelt sieht mir die Geschichte aus, vornehmlich das Hellenenthum!'[3]

Haben wir mit diesen brieflichen Aussprüchen und insbesondere ihrem charakteristischen Schlußsatze den Beziehungen zwischen dem Meister und Jünger der Zeit nach bereits um ein Geringes vorausgegriffen, so soll es uns nun nicht verdrießen, einen kleinen Schritt zurückzutreten, um einige andere persönliche Berührungen derselben Zeit nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Vielmehr ließe sich allein für die köstlichen Sommermonate (Anfang Juli bis Mitte September) des Jahres 1869 aus den Erinnerungen Derer, welche damals das Glück hatten mit ihm zu verkehren, eine förmliche ‚Besuchschronik' zusammenstellen, und diese möchten wir dem Leser nicht völlig vorenthalten. Unter diesen Besuchern des sommerlich blühenden Triebschen sei in erster Reihe Alexander Sseroff genannt. Bereits unter den am 22. Juni zur Münchener Privataudition des ‚Tristan' wird in Bülow's Briefen[4] Wagner's alter Petersburger Freund erwähnt, der ‚russische Richard Wagner', wie ihn Bülow bei eben dieser Gelegenheit in einer brieflichen Nachricht an den Meister bezeichnet. War der begabte und charaktervolle Künstler, seiner Grenzen sich stets wohl bewußt bleibend, auch weit davon entfernt, einen ähnlichen Titel, wie dem ihm hier durch Bülow ertheilten, für sich in Anspruch zu nehmen, so darf er dagegen um so mehr als verständnisvoller, treuest ergebener russischer Anhänger des Meisters gelten. Mit wortlos schweigender

[1] Nietzsche, Briefe I, S. 143. — [2] Ebenda, S. 162 (an Freiherrn von Gersdorff). — [3] Ebenda, S. 165 (an P. Deussen). — [4] Bülow, Briefe IV, S. 300.

Ergriffenheit hatte er der ‚Tristan'-Aufführung beigewohnt, am Schlusse rannen ihm leise Thränen über das Gesicht. Unmittelbar nach den ‚Meistersingern' (27. Juni) begab er sich zu zweimonatlichem Aufenthalt in die Schweiz, an den ihm empfohlenen Luftkurort Sonnenberg. Am 5. Juli kam er von Luzern zum ersten Mal über die spiegelglatte Fläche des malerisch umrahmten Sees nach Triebschen gerudert. ‚Eine kleine Bucht kam zum Vorschein,' heißt es in den Erinnerungen seiner Frau.[1] ‚Sseroff stieg ans Land, kehrte aber bald zurück mit der Kunde, daß Wagner bis Mittag arbeite und Niemand empfange; nicht einmal begrüßt habe er ihn, aber gebeten, daß wir am folgenden Tage zu ihm zu Tisch kommen sollten.' So geschah es. ‚Der alte weißhaarige Diener[2] führte Sseroff zu Wagner, mir zeigte er den Weg zu der Frau des Hauses. Nach einiger Zeit rief man uns zu Tische. Die prächtig ausgeschmückte Tafel, unter Beaufsichtigung des alten Jakob, stand in einem langen schmalen Raum, der durch Bildnisse Wagner'scher Helden geziert war (es können nur die Zumbusch'schen Statuetten, jetzt in der Halle von Wahnfried, gemeint sein). Wagner war sehr bei Laune, er redete Sseroff eifrig zu, seiner Gesundheit und künstlerischen Thätigkeit wegen nach Deutschland überzusiedeln, und Sseroff hätte bald nachgegeben. Vor Wagner wurde er still; kaum folgen könne er dem ewig wechselnden Lauf der Gedanken, mit welchem Schritt zu halten auch einem in geistiger Arbeit gut Geübten nicht leicht fiel. ›Vor ihm passe ich‹, pflegte er zu sagen, ›ich fühle mich ihm gegenüber als ein zu schwacher Partner. Deshalb bin ich glücklich, wenn ich ihn sehe; ich bewundere ihn, wie ein prächtiges Phänomen der reichen Natur. Meine Anhänglichkeit an ihn ist grenzenlos, meine Beziehungen zu ihm so selbstlos, daß ich ihm nicht einmal meine Kompositionen vorspielen will, damit er nicht einen Augenblick irgend welche Verpflichtung mir gegenüber empfinde.‹ — Dieser erste Besuch des biederen russischen Freundes in Triebschen blieb nicht der letzte; vielmehr ließ er es sich nicht nehmen, während der von ihm noch in der Schweiz verbrachten sieben Wochen, der freundlichen Einladung des Meisters noch wiederholentlich Folge zu leisten. Das nächste Mal erschien das freundliche Sseroff'sche Paar (12. Juli) zu einem Nachmittagsbesuch mit ihrem Knaben, und verweilte bis zum Abend. ‚Jakob leuchtete uns dann mit einer Laterne beim Abstieg zum See, Cosima in einem leichten, lichten Kleide zeichnete sich poetisch vom dunkeln Grunde ab, Wagner

[1] Vgl. hierzu die, in der russischen Monatsschrift ‚Artiste' (Moskau 1891) veröffentlichten ‚Erinnerungen an R. Wagner' von Sseroff's Wittwe (deutsch in der ‚Neuen musik. Rundschau' 1897). Leider sind dieselben, wie so manche ähnliche Aufzeichnungen, reich an thatsächlichen Ungenauigkeiten. — [2] Der ‚alte weißhaarige Diener' (Jakob Stocker) war damals etwas über die Mitte der Dreißiger und hatte braune, fast schwarze Locken, — also keine Spur von ‚weißem Haar'! Dies eine Beispiel kann aber in seiner drastischen Augenscheinlichkeit für hundert und tausend ähnliche in all diesen sogenannten ‚Erinnerungen' dienen!

mit schwarzem Sammetbarett und einem Überwurf mittelalterlichen Schnittes, winkte mit dem Taschentuch und rief uns ein ›auf baldiges, freudiges Wiedersehen!‹ nach.' Dann wieder trafen sie (24. Juli) mit französischen Gästen zusammen, deren Anwesenheit uns sogleich näher beschäftigen wird, die aber nicht das Glück hatten, Sseroff zu gefallen; weshalb er dem Meister vielmehr beim Abschiede den Wunsch ausdrückte, ihn das nächste Mal ‚ohne Fremde' wiederzusehen. Von einem Zusammentreffen mit Nietzsche dagegen ist in diesen Erinnerungen nicht die Rede, obwohl die Sseroff'schen Besuche wiederholt auf Sonnabende, auch wohl Sonntage, fielen. Bereits am folgenden Sonnabend (31. Juli) waren die Franzosen wieder fort: ‚froh und glücklich gingen wir zu ihm. In seinem Hause wurde uns Alles theuer: der Hund Ruß, der unsern Toni fröhlich anbellte, der feierliche gutmüthige Jakob, der uns versicherte: ›die Herrschaften haben Sie gern‹, die dicke Schweizer Amme Siegfried's, und der von einem Lindenbaume durch alle Zimmer verbreitete Duft.' An einem dieser unvergeßlichen Abende spielte und sang ihnen der Meister zu hoher Ergriffenheit Sseroff's die große Erda-Szene vor. Das ‚Vorspielen' aus den Werken hatten die französischen Gäste in Übung gebracht — ‚uns war so etwas gar nicht in den Sinn gekommen'. Im August schlug das Wetter plötzlich um, und ‚obwohl Sseroff verordnet war, im Gebirge zu wohnen, entschlossen wir uns wegen des Nebels und Regens ins Thal zu ziehen und Triebschen gegenüber (im Luzerner Gasthof) zu wohnen, um die letzte Zeit über die theueren Abende bei Wagner mehr ausnützen zu können. . . . Schließlich (gegen Ende August) kamen wir Abschied nehmen. Wagner war sehr weich gestimmt, zum Andenken schenkte er Sseroff seinen ‚Ring des Nibelungen' und sein Bild, im Barett, mit der Widmung: ›Also Triebschen!‹ — Fort gingen wir, beinahe schluchzend. Die Ufer schienen uns finster, der See unsanft; der beste Theil unseres geistigen Lebens war uns abgerissen, wir kamen uns wie verwaist vor. In trauriger Stimmung fuhren wir gen Süden.'

Wir wenden uns nunmehr, in unserer ‚Besuchschronik' fortfahrend, den soeben erwähnten ‚französischen Gästen' zu, deren ganze Art ihre Gefühle auszudrücken Sseroff so wenig sympathisch gewesen war. Es waren dies die Herren Catulle Mendès und der geistvolle Graf Villiers de l'Isle Adam; die ‚schöne Pariserin' aber, deren die Sseroff'schen Erinnerungen gedenken, die von uns bereits erwähnte Judith Gautier (S. 279), damals noch mit Mendès vermählt, von dem sie sich später getrennt hat. Die Anmeldung ihres Besuches war am 12. Juli, gerade in Sseroff's Anwesenheit (oder doch am gleichen Tage mit einem Besuche desselben) eingetroffen; wenige Tage später, am 16., begab sich Wagner auf seinem Nachmittags-Spaziergang persönlich auf den Luzerner Bahnhof, um die Ankommenden zu empfangen und ihnen im Hôtel du lac ein passendes Unterkommen zu verschaffen. An demselben Abend waren sie bereits Gäste von Triebschen und verweilten in Luzern

volle zehn Tage (16.—25. Juli) unter täglichen Besuchen und häufigen gemeinschaftlichen Ausflügen in die schöne Umgebung des Vierwaldstättersees. Dem schlichten, aber tiefen russischen Künstler waren die exaltirten ‚ah' und ‚oh' der Pariser zuwider, und es läßt sich nicht leugnen, daß der Bericht, welchen nachmals — nämlich nach dem deutsch-französischen Kriege! — Herr Catulle Mendès über diesen Besuch gegeben, in seinem grellen Farbenauftrag etwas durchaus französisch Exaltirtes an sich hat und das Bild der Persönlichkeit Wagner's darin die Grenze der Karikatur nicht selten berührt, ja überschreitet.[1] Unter den von ihm angeführten Gesprächsthemen hat ein hervorragendes Interesse bloß die für das Triebschener Familienglück so charakteristische Erwähnung der Absicht des Meisters, ein Lustspiel ‚Luther's Hochzeit' zu schreiben. — Weit sympathischer berühren uns die, auf die gleichen Tage bezüglichen Erinnerungen von Judith Gautier (damals: Mendès), die von diesem Zeitpunkt an bis zu seinem Tode als enthusiastische Verehrerin sich bewährt hat.[2] ‚Ich sah den Meister unter den Seinigen und konnte mir ein genaues Bild von seiner Persönlichkeit und seinem Charakter machen. Was mir an diesem mächtigen Kopfe voll Geist und Willenskraft am meistem auffiel, das war, nächst dem außerordentlichen Glanz seiner Augen und der durchdringenden Kraft seines Blickes, der Ausdruck einer unendlichen Güte, der um seine Lippen spielte und den keines seiner Portraits nur hatte ahnen lassen. Diese fast göttliche Güte sah ich in jedem Augenblick von ihm ausstrahlen; sie hatte ihr leibhaftes Spiegelbild in der liebevollen Verehrung, die er nicht nur seiner Familie, sondern seiner ganzen Umgebung einflößte. Diese wunderbar organisirte Natur, von so ausgesuchter Sensibilität, im höchsten Maße nervös und eindrucksfähig, hatte ihre furchtbaren Ausbrüche, von denen man sich fragte, wie er sie nur überstehen könne: ein Tag des Kummers ließ ihn um zehn Jahre altern; aber schon am folgenden Tage war er wieder jünger als zuvor. Besonders überrascht wurden die Gäste durch die, ihm von früher Jugend auf eigene körperliche Beweglichkeit und Geschicklichkeit: ‚er kletterte — zum Schrecken seiner Frau — auf die höchsten Bäume seines Gartens.' Das ganze Triebschen wird uns in diesen Schilderungen recht anschaulich vergegenwärtigt, so u. a. auch ein reizender, sehr schattiger Fußweg, welcher ziemlich steil dem Ufer

[1] Abgedruckt ist diese Erzählung vielmals, u. W. zuerst in Mendès ‚Parnasse Contemporain' (Brüssel 1884); 2 Jahre später in desselben Verfassers ‚R. Wagner' (Paris 1886); zuletzt wiederum in den ‚Annales politiques et littéraires' (1902), und obwohl von einem Franzosen für Franzosen geschrieben, hat der betr. Bericht doch bei jedem Neuerscheinen die Runde durch alle deutschen Blätter gemacht; so gut war in seinen grotesken Pikanterien der Geschmack deutscher Leser getroffen! — [2] Diese Erinnerungen sind theils in dem auf S. 279 Anm. erwähnten Buche: ‚R. W. et son oeuvre poétique' par Judith Gautier, theils in den ‚Souvenirs de Triebchen' (‚Bayreuther Festblätter', München 1884) enthalten.

entlang führte: der schroffe Abhang nahm bald das Aussehen eines kleinen, sehr malerischen Abgrundes an, und das tiefe Blau des Sees bot, durch das Gesträuch gesehen, einen herrlichen Anblick. ‚Die Kinder hatten diesem Winkel, dessen Betreten man ihnen wegen der Gefahr des Abrutschens verboten hatte, den Namen ›Räuberpark‹ (S. 168) beigelegt und erzählten sich viel über den Spuk, der sich dort zutrüge, wenn die Schatten des Abends sich herniedersenkten. Ohne Gitter oder Pforte hatte der Garten (nach dieser Richtung hin) keine bestimmten Grenzen, und schien sich über die benachbarten Höhen ins Unendliche zu erstrecken.‘

Besonders ausdrucksvoll ist die Schilderung eines wundervollen Nachmittags. ‚Wir gingen die Allee des Gartens hinauf; im weichen Grase tummelten sich die Kinder unter Lachen und Freudengeschrei. Der Meister führte uns zu einem höher gelegenen Pavillon, von welchem die Aussicht, wie er sagte, eine prächtige war; Ruß, der große schwarze Neufundländer, sprang vor uns her, Steine vom Boden aufleseud, die er uns mit freundlicher Aufforderung anbot. ›Eine schlechte Gewohnheit, die ich ihn habe annehmen lassen‹, sagte Wagner, indem er das gute Thier streichelte, ›ich kann sie ihm nicht mehr abgewöhnen und er verdirbt sich mit den Steinen die Zähne‹. Die Aussicht vom Pavillon war wirklich bezaubernd: ein wogendes Meer von grünem Laub, in welches das Haus wie eingetaucht schien, kräuselte sich von Hügel zu Thal, bis an den klaren blauen See, über den einige weiße Segel dahinglitten und in dem sich die violetten Farbentöne der hohen Gipfel spiegelten. Die Natur badete sich in einem lieblichen Lichte; es war ein unvergeßlicher Augenblick. Richard Wagner, die beiden Hände auf das ländlich rohe Gitter gestützt, stand aufgerichtet, schweigend, mit dem ernsten Ausdruck der Sammlung, der ihm in Momenten innerer Bewegung eigen war. Seine Augen, blau wie der See, schienen fast unbeweglich das Bild einzusaugen, welches für ihn eine Welt von Gedanken ausstrahlte. Dieser Zufluchtsort, dieses entzückende Versteck, ihm gewonnen durch die Zärtlichkeit der geliebten Frau, zu einer Zeit, da er von den Bitternissen des Lebens am grausamsten verfolgt war; diese liebliche Einöde, belebt vom Lachen der Kinder, wo die Schläge des Schicksals nur wie über einen Wall von Liebe ihn erreichen konnten — das war es, woran er mit gerührter Dankbarkeit dachte. Er begriff, daß ich seinen Gedanken gefolgt war, und fuhr laut fort: ›und dennoch gehört dieses Fleckchen Erde, so voll von Erinnerungen, mir nicht an; ich gedenke aber später ein kleines Stückchen Land von dieser Seite anzukaufen, damit später meine Kinder dahin zurückkehren können und ihnen etwas von diesem traulichen Neste ihrer Kindheit erhalten bleibt‹.‘ Leider war und blieb Triebschen, als ein Fideikommiß, unveräußerlich; aber auch dem hier ausgesprochenen Lieblingswunsche des Meisters, sich in unmittelbarer Nähe anzukaufen, sollten sich thatsächlich, wie bereits erwähnt (S. 169)

bis in seine spätesten Lebensjahre Hindernisse in den Weg stellen. — Auch mehrfache Ausflüge unternahm er mit seinen Freunden in diesen schönen sonnigen Juli-Tagen, nach dem Luzerner Löwen-Denkmal, nach Beckenried und Brunnen. ‚Vor unserer Abreise,' fährt die Erzählerin fort, ‚wollte er auf einem gemeinsamen Ausflug uns das Land des Wilhelm Tell zeigen. Man mußte mit Tagesanbruch heraus, und unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fuhr der Wagen dem Ufer des Vierwaldstätterses entlang. Ich gestehe, die landschaftliche Umgebung bei dieser Fahrt nur sehr schlecht beobachtet zu haben. Ich erinnere mich, an der ersten Haltestelle, einer Forelle, über die Wagner einen unübersetzbaren Calembourg machte; dann eines Dampfschiffes, das uns nach Brunnen[1] führte, wo der Meister von der Bevölkerung wie ein vielgeliebter König empfangen wurde; einer Bergbesteigung,[2] einer Kahnfahrt auf dem See:[3] aber alle Einzelheiten verschwinden in meiner Erinnerung gegen den zauberischen Reiz dieser in so wundervoller Intimität verbrachten Tage, der sanften Heiterkeit Wagner's, seines einfach menschlichen Wesens, seiner zarten Aufmerksamkeit, seiner Kunst Alles zu unserer größten Annehmlichkeit einzurichten. Er stand immer als Erster auf und weckte die trägen Schläfer, indem er an die Thüren trommelte und die Marseillaise dazu sang. Auf der Rückkehr nach Luzern gestand er, daß er während des größten Theiles der Fahrt unwohl gewesen sei; er habe sich aber wohl gehütet, etwas davon zu sagen, um uns das Vergnügen nicht zu verderben.'

Wir könnten die Einzelheiten der ‚Besuchschronik' dieses Sommers leicht noch über die Grenzen des Vorstehenden hinaus vermehren, wenn wir es nicht vorzögen, ihr durch eine konzisere Fassung den endlichen Abschluß zu verleihen. Denn es ist Zeit, in unserer Erzählung weiter fortzuschreiten. Daß sich die Besuche Sseroff's bis gegen Ende August erstreckten, dessen ward bereits im voraus gedacht; am 20. August hatte er die Freude, seine Schwester Cäcilie Avenarius zu begrüßen, die er seit einundzwanzig Jahren — Dresden 1848! — nicht wiedergesehen. Am 21. war sie mit ihrem Manne und Sseroff's (kurz vor deren Abreise) bei ihm zu Mittag. Bei einem Ausflug nach Hergiswyl traf er — zufällig und unerwartet — mit seiner Schwester Ottilie Brockhaus zusammen, die soeben mit ihrer Familie auf dem Wege nach Luzern war, um ihn zu besuchen. Sie wurde für den folgenden Tag mit Nietzsche zu Tisch gebeten. Kurz zuvor, am 25. August — dem Geburtstage des Königs — hatte er die Partitur des dritten Aktes ‚Siegfried' begonnen;[4] unter welchen unerfreulichen Eindrücken von außen her, das müssen wir nun aber doch, nach allen vorausgeschickten Episoden, im Zusammenhang näher betrachten. Die Münchener ‚Rheingold'-Angelegenheit nahm gleichzeitig

[1] Im Original steht seltsamer Weise: ‚nach Zürich.' — [2] Des Axenstein. — [3] Zum Grütli. — [4] S. 287, Anm. 1 des vorliegenden Bandes.

ihren Kurs, auf und nieder schaukelnd und schwankend, wie ein gebrechliches Schiff im Sturme. Mitte Juli hatten sich die Münchener Dekorationsmaler mit ihren Skizzen eingefunden; gerade die zweite Dekoration, die der Phantasie den weitesten Spielraum ließ, war am schwächsten ausgefallen: Walhall glich einer mittelalterlichen Ritterburg, und er verwies die Herren zur Auffindung eines passenden Motives vielmehr auf landschaftliche Erscheinungen, wie sie in der Naturumgebung der Schweiz, in Gletschern, Gestein und Wolken so unmittelbar sich darböten.[1] Die Beschäftigung damit degoûtirte ihn so, daß er sich fest vornahm, sich um die Sache nicht weiter zu kümmern. Es war dies für ihn die einzige Rettung, um an seiner vorschreitenden Arbeit am ‚Siegfried' Freude zu behalten. Trotzdem kam er davon nicht los. Wenn wir aus den, soeben mitgetheilten Erinnerungen der französischen Freunde erfahren, daß ‚ein Tag des Kummers ihn *um zehn Jahre älter machte*,' so wissen wir nun auch, welches der damals an ihm zehrende ‚Kummer' war, und kennen die *Ursache* seiner leidenschaftlichen ‚Ausbrüche', die seinen liebenswürdigen Gästen doch nur mehr als ein großartiges Naturschauspiel gedient zu haben scheinen![2] Kaum waren sie fort, so kündigte ihm ein Brief Richter's an, er habe seine Entlassung verlangt, sei aber ersucht worden, zu bleiben. Eine weitere telegraphische Nachricht Richter's meldete, daß man zum Alberich den Rechten nicht bekäme, ob man es mit dem Unrechten versuchen dürfe? ‚Kinder und Herren,' telegraphirte der Meister zurück, ‚thut was ihr wollt und könnt, nur laßt mich in Ruhe!' Vom 11. August an begannen die Proben im umgebauten Kgl. Hoftheater. Während ihres Verlaufes wurde er von verschiedenen Seiten her bestürmt, die Aufführung wegen eklatanter szenischer Mängel nicht stattfinden zu lassen. Der Intendant Herr v. Perfall hatte, wiewohl ihm die ungeheure Summe von sechzigtausend Gulden zur Verfügung gestellt war, die Ausführung in so unfähige Hände gelegt, daß der aus Darmstadt herbeigerufene Maschinist Karl Brandt schließlich erklärte, er müsse ganz neue Mechanismen anfertigen lassen, da die vorgefundenen gänzlich untauglich seien. Die Aufführung war inzwischen vom 25. auf den 29. August verschoben. Wie *milde* sich Wagner darüber äußerte, das haben wir schon aus seinen an Wesendonck gerichteten Zeilen (S. 289)

---

[1] Daß er aber mit ihnen zu solchem Zweck ‚in der Schweiz herumgereist sei', und Scherze über das ‚Eiszapfenmotiv' gemacht habe, ist ein Zusatz und eine müßige Erfindung, zuerst vorgebracht durch einen journalistischen Freund Richter's, im ‚Wiener Tageblatt' vom 28. Jan. 1878 (‚Wie der prahlende Bau ausfiel', von V. K. Schembera). — [2] Um diesen Ausspruch nicht zu hart zu finden, vergegenwärtige man sich nur die — im Vorstehenden (S. 294) charakterisirten — forcirten und überladenen Berichte, welche Herr Mendès über das Temperament Wagner's zu geben weiß. Selbst ein Schüré verfällt jedoch in seinen wiederholten brillanten Darstellungen dieses ‚Temperaments' gar nicht selten in den Fehler, uns in beirrender Weise die — *Wirkungen* ohne die *Ursachen* zu zeigen!

gesehen! ‚Daß meine Sänger gerade keine Götter sind, werden Sie wahrnehmen, auch ohne daß ich Sie auf ihre Menschlichkeiten aufmerksam mache.' Das war Alles. ‚Sie werden im Ganzen etwas immerhin Respektables erleben; nichts ist gespart worden, um meinen technischen Anforderungen zu entsprechen.' Diese Zeilen sind vom 21. August datirt. Er hatte offenbar von der Mangelhaftigkeit der Leistungen noch nicht in vollem Umfange Kenntnis. Am gleichen Tage reichte Richter, dicht vor der Hauptprobe, seine Entlassung ein. Er dirigirte thatsächlich noch diese Hauptprobe, am Freitag, 27. August. Der König und etwa 500 eingeladene Personen waren dazu anwesend, unter ihnen Liszt, Frau v. Muchanoff mit ihrer Tochter, der Gräfin Coudenhove, Frau von Schleinitz, Baron Loën aus Weimar, Justizrath Gille, Richard Pohl, Franz Müller, Lassen, Riedel, Herbeck aus Wien; aus Paris Saint Saëns, das Ehepaar Mendès, Mlle. Augusta Holmès, aus London einerseits Henry Chorley, Wagner's gehässiger Gegner und Verkleinerer seit 1855, andererseits der begabte und liebenswürdige Lisztschüler Walter Bache, ferner Serof, Turgenjew, Mme. Viardot u. A. Die szenischen Mängel stellten sich handgreiflich und offenkundig heraus: eine poesielose Götterburg, ein hölzerner Regenbogen, ein opernmäßig unbeholfenes, über die Bühne gezogenes Megatherium, in welches sich Alberich verwandelte ꝛc. Die Nachrichten über diese szenischen Abscheulichkeiten drangen am andern Tage nach Triebschen, als der Meister soeben mit Brockhausens und Nietzsche bei Tische war, und gaben reichlichen Grund zur Verstimmung. So sah er sich denn schließlich doch gezwungen, sich aus seiner Schaffensruhe zu reißen, persönlich nach München zu gehen, auf Beseitigung der gröbsten Übelstände zu dringen und die Aufführung dadurch zu ermöglichen.

In München gingen inzwischen die Wogen hoch und höher. Geräuschvoll machte sich Luft, was nur an bösem Blut gegen den Meister und sein Werk vorhanden war. Richter's entschlossenes und muthvolles Verhalten wurde ihm durch anonyme Federhelden von kurzer Hand als Insubordination ausgelegt. Er sah sich veranlaßt, öffentlich gegen eine solche Auslegung zu protestiren. Sein Protest[1] ist in seiner schlichten Mannhaftigkeit ein geschichtliches Dokument. ‚Ich habe allerdings,' heißt es darin, ‚der Kgl. Intendanz erklärt, das Werk Richard Wagner's in der mangelhaften Inszenirung, wie sich dieselbe in der Hauptprobe darstellte, nicht dirigiren zu können; ich habe aber bei dieser Erklärung durchaus als Bevollmächtigter und im Auftrage des Dichter-Komponisten gehandelt, obendrein unterstützt durch eine große Zahl der bedeutendsten, hier anwesenden Kunst-Celebritäten. Alle diese stimmen darin überein, ein Werk, von dem bereits so viel geredet und geschrieben worden ist, daß die Erwartungen des Publikums mit Recht aufs Höchste ge-

[1] In den Münchener ‚Neuesten Nachrichten' v. 1. September 1869.

steigert seien, könne in solch mangelhafter szenischer Ausführung vorerst öffentlich nicht vorgeführt werden, ohne den Ruhm des Werkes selbst, und den der Münchener Hofbühne aufs Spiel zu setzen. Ich hielt also meine Weigerung nicht bloß für gerechtfertigt, sondern auch, wenn ich nicht eine ungeziemende Mißachtung der Kunst sowohl als des Publikums zeigen wollte, für meine Pflicht.' Aber nicht einmal dasjenige Blatt, welches diese Erklärung zum Abdruck brachte, hatte den moralischen Muth, ihm in seiner Auffassung beizustehen. Vielmehr fügte die Redaktion ihrerseits die Bemerkung hinzu, daß ‚Herr Hans Richter — laut seinem Anstellungsdekret (!) — Kgl. bayerischer und nicht Richard Wagner'scher Musikdirektor sei, daß er daher den Weisungen der Kgl. Hoftheater-Intendanz, und nicht jenen des Herrn Richard Wagner, dem keinerlei Einwirkung auf die Leitung unserer Hofbühne zustehe, Folge zu leisten hätte.'

In der Frühe des 31. August begab sich der Meister nach München und wurde daselbst am Bahnhof von Hans Richter und einem Freunde Richter's, Reinhard Schäfer empfangen. Auch Nohl will dabei gewesen sein. Für die wenigen Tage seines Aufenthaltes nahm er bei Schäfer Quartier. Der König befand sich in Schloß Berg. Dahin begab sich Wagner am folgenden Tage, dem 1. September, ohne doch den König selbst in Audienz zu sprechen; dieser war in die vordere Riß geritten, um dort im Hochgebirge einige Tage auf dem Hochkopf zuzubringen.[1] Dagegen hatte er eine eingehende Konferenz mit dem Kabinetssekretär Düfflipp, bei welcher auch der Intendant, Baron Perfall zugegen war. Auf dieser Konferenz erklärte Wagner, gegen die Aufführung des ‚Rheingold' am nächsten Sonntag (5. September), trotz aller ihm bekannt gewordenen Mängel in dem szenischen Arrangement Nichts einwenden zu wollen; aber nur unter der Bedingung, daß das Werk musikalisch zur Geltung komme und zu diesem Ende Richter, der seine Entlassung verlangt, in der Eigenschaft eines gastirenden Kapellmeisters die Direktion führe. Es war dies doch das Mindeste, was er verlangen konnte; aber der Herr Hoftheaterintendant wollte darauf nicht eingehen, weil dies seinerseits einen offenen Rückzug bedeutet haben würde. Übrigens war der Sänger des Wotan, Franz Betz, am Morgen desselben Tages nach Berlin abgereist; seine kontraktlichen Verpflichtungen gegen die Kgl. Hofbühne waren mit dem 31. August abgelaufen und er hatte es nicht für gut befunden, dieselben zu erneuern. Die Aufführung des ‚Rheingold' mußte demnach — trotz allem Entgegenkommen von Wagner's Seite — für unbestimmte Zeit sistirt werden; man durfte hoffen, die Unmöglichkeit des Unternehmens sei

[1] Eine Depesche Wagner's an den König, vom 1. Sept. 1869, vierzehn Zeilen auf Briefpapier mit Bleistift geschrieben, befindet sich im Besitz des Eisenacher Wagner-Museums. Vergl. Oesterlein, Katalog einer R. W.-Bibliothek, Bd. II, S. 15, sub. No. 3417.

allseitig anerkannt und eingesehen. So kehrte der Meister am 2. September nach Triebschen zurück.

Inzwischen war die Aufregung, ja bis zur Überreiztheit künstlich geschürte Erbitterung in München groß genug, um von hier aus durch die bekannten Schreibfedern in alle Welt hinauszubringen. Wiederum wurde eine rein künstlerische Angelegenheit durch diese Federn in ein grelles politisches Licht gestellt. Den erlebten Konflikten, von deren wahrer, für den Meister so schmerzlicher Natur Niemand einen klaren Begriff hatte, noch auch, wie es schien, bekommen sollte, wurden die unglaublichsten Deutungen untergeschoben: bald sollte es sich um eine ‚Intrigue' Wagner's (!) gegen den Intendanten Perfall, bald gar um den beabsichtigten Sturz des Ministeriums Hohenlohe (!!) handeln. Wagner habe wohlgethan, seinen Münchener Aufenthalt abzukürzen und während desselben jedes öffentliche Auftreten (!) zu unterlassen; so lange er in hiesiger Stadt weilte, habe man Ruhestörungen, Demonstrationen, Ausbrüche des Volksunwillens (!!) erwarten müssen. So hallte es überall wieder, in Blättern jeder Farbe, nicht etwa bloß in ultramontanen, sondern in liberalen Zeitungen, wie der ‚Weser-Zeitung', der Berliner ‚Nationalzeitung', der Kölnischen und der Augsburger Allgemeinen. War es schmachvoll, ja schamlos, daß man sich nicht entblödete, bei dieser Gelegenheit von ‚anarchischen Zuständen' zu reden, die der Künstler am Münchener Hoftheater herbeiführen wolle, von einem (doch nicht durch ihn veranlaßten!) ‚Mißbrauch des Hoftheaters für Wagner'sche Opern und deren kostspielige Inszenirung', so blieb es vollends unbegreiflich, was alle diese Dinge denn noch außerdem für eine politische Bedeutung haben sollten, außer wenn man dieselbe künstlich erst hinzudichtete? In allerlei dunkel und verschwommen gehaltenen Phrasen erging man sich über den gefahrdrohenden Enthusiasmus des ‚jugendlichen' Königs für die ‚durch geistreiches Wesen bezaubernde Persönlichkeit Richard Wagner's' und die ‚Selbstüberschätzung' des Künstlers, welche ‚soweit ginge, daß er, trotzdem das große Publikum seiner Musik abgewandt sei (!), auch aus der Landeskasse Summen für großartige Universaltheaterpläne in Anspruch genommen wissen wollte'[1] u. s. w. Gegen diese abermaligen Sturmläufe der Presse verhielt sich der Meister zurückhaltend, wie er es gewohnt war. Nur als wiederum auch in dem angesehensten Schweizer Blatte sich die gleichen mysteriösen Nachrichten durch Abdruck aus deutschen Zeitungen breit zu machen begannen, wurde es ihm

[1] Wir erkennen hier die wahre und einzige, immer wiederkehrende Sorge! Nein, nicht aus der Hand seines Königs wollte der Münchener sein Festspielhaus empfangen! Die Besorgnis davor war schon am 25. Januar 1867, im Anschluß an das Eintreffen des Semper'schen Festspielhaus-Modelles (S. 198/99 dieses Bandes), in die denkwürdigen Worte ausgebrochen: ‚Nun wird auch die Ausführung des idealen Volkstheaters noch mehr betrieben werden. Wir sind, mit vielen Sachverständigen (!, der Ansicht, daß mit dem ersten

doch zu viel und er ließ sich dazu herbei (11. Sept.), wenigstens für diese seine nächste Umgebung gegen den Unfug aufzutreten, der seinen Namen abermals dem öffentlichen Skandal preiszugeben bestrebt war. ‚Als getreuer Abonnent des ›Bund‹,' schrieb er der Redaktion dieses Blattes, ‚bekümmert es mich, so unsinniges Zeug, wie letzthin nach Ihrer Angabe die Weser-Zeitung aus München über meinen angeblichen Einfluß auf den König von Bayern und dessen Prinzipien verbreitete, in Ihrem Blatte ganz ernstlich abgedruckt zu sehen. In München und namentlich in den dortigen Hofkreisen wird man natürlich über so etwas nur lachen; ärgerlich ist es aber, auch Ihren Schweizer Lesern so Thörichtes aufgebunden zu sehen. Haben Sie die Güte, nicht zu meiner Rechtfertigung, sondern zur Orientirung des Publikums über die unglaubliche Lügenhaftigkeit der allermeisten mich betreffenden Zeitungsgerüchte, diese Zeilen in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen.'

Einen schärferen Ton anzuschlagen, sah er sich wenige Tage später (14. September) genöthigt, als die Aufwiegelungen der Soldschreiber des Münchener Intendanz-Büreau's nicht aufhören wollten und in einem für die Augsburger ‚Allg. Zeitung' verfaßten Artikel seine Beziehungen zu dieser Behörde in eine schiefe und völlig entstellende Beleuchtung stellten. Er erwiderte diesen Artikel nun seinerseits mit einem berichtigenden Aufsatz über: ‚Das Münchener Hoftheater.' Ohne den Namen seines dortigen Antagonisten, des Herrn v. Perfall, auch nur zu nennen, berichtet er darin kurz und übersichtlich über seine thatsächlichen Beziehungen zu dieser Intendanz und seine üblen Erfahrungen an derselben gelegentlich der ‚Meistersinger', und fährt dann fort: ‚Warum ich die Aufführung meines ‚Rheingold' nicht in der gleichen Weise persönlich überwachte, beruht auf einem festen Entschlusse, dessen Motive ich nach den vorangehenden Aufklärungen nicht weiter zu bezeichnen habe. Daß ich mit der Zurückhaltung meiner persönlichen Mitwirkung keine ›von langer Hand gesponnene Intrigue‹ gegen den Intendanten im Sinne hatte, bewies ich dadurch, daß ich, als die üblen Folgen des führerlosen Unternehmens sich herausstellten, selbst herbeieilte, nicht mehr um meinem Werk zu einer mir genügenden, sondern nur einer die Ehre der Intendanz rettenden Ausführung zu verhelfen. Daß auch diese meine Absicht dahin gedeutet wurde, als wollte ich ihr neue Verlegenheiten bereiten, und hierbei noch außerdem die Leitung des Hoftheaters mit der Regierung des Königreichs Bayern ganz unbefangen in einen Topf geworfen ward,

Stein der Grundstein zu einer Ruine gelegt werden würde' (Augsb. Allg. Zeitung). So war im Sommer 1869 Wiener Blättern in aufstachelnder Weise im voraus von München aus geschrieben: ‚die Inszenirungskosten des ›Rheingold‹ seien so bedeutend, daß ihretwegen selbst der beabsichtigte Bau des großen Schlosses bei Hohenschwangau bis auf Weiteres sistirt worden sei!' Also gerade die weise Einstellung bloßer Luxusbauten wurde damals dem Monarchen in verhängnisvoller Weise zum Vorwurf gemacht!

entspricht der Verfassung eines nicht ganz freien Gewissens; daß man gegen diese mir untergelegte Absicht die alten Mittel der Besudelung der persönlichen Ehre vermöge des bekannten Preßunfuges, zu dessen Ehrenpunkt namentlich auch die Anonymität gehört, wieder in das Werk setzte, entspricht dagegen dem ganzen Charakter meiner Münchener Erfahrungen. — In Betreff dieses letzten Punktes habe ich darauf hinzuweisen, daß Derjenige, welcher sieht, wie die Zeitungsöffentlichkeit, ohne irgend welchen Ekel zu bezeigen, jede Lüge einschlingt, ein gerechtes Bedenken zu tragen hat, ihr jede Wahrheit anzuvertrauen. Es müßte denn erst nachgewiesen werden, daß diese Öffentlichkeit ebenso behilflich zur Erstattung der Ehre, als zur Befleckung derselben ist. Da wohl selbst aber die Befähigung hierzu ihr abgesprochen werden dürfte, möge es dem Betroffenen lieber anheimgestellt sein, wie er *ohne* ihre Mithilfe den schamlosesten Verletzungen der Ehre Heilung zu verschaffen sucht. Außerdem liegen die Aufklärungen über Alles, was das Intendanz-Büreau in meinem Betreff zu interessiren scheint, an dem hierfür mir geeignet dünkenden besseren Ort aufbewahrt. Habe ich diese nicht zu scheuen, so wünsche ich doch von ganzem Herzen, daß der durch meine Intriguen so sehr beängstigte gegenwärtige Münchener Hoftheater-Intendant mit seinem Anhang ebenfalls von ganzem Herzen den Autor des ›Tannhäuser‹, ›Lohengrin‹, ›Tristan‹, der ›Meistersinger‹ und — wäre dies sofort möglich! — auch des ›*Rheingoldes*‹ sich *gründlich aus dem Kopfe schlage!*'

Leider sollte dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen. Wie es — am 22. September — dennoch zu jener, dem Münchener Hoftheater keineswegs zur Ehre gereichenden Aufführung des ‚Rheingold' kam,[1] das stellt eine briefliche Mittheilung Düfflipp's an Bülow[2] in so einfach übersichtlicher Weise dar, daß wir über diese Angelegenheit nicht sachlicher und genauer berichten könnten, als mit seinen gleichsam offiziellen Worten. ‚Nachdem die Dispensation des Herrn Richter vom Dienste ausgesprochen war, nachdem Herr Richard Wagner bei seiner Anwesenheit am 1. September selbst zur Überzeugung gelangte, daß eine öffentliche Wirksamkeit für ihn dahier nicht möglich (?!) sei, und nachdem Herr X. (offenbar Betz) sich plötzlich in sehr schnöder Weise empfohlen hatte, trat die Entscheidung der Frage heran, ob unter solchen Umständen auf die Aufführung nicht *ganz verzichtet* werden sollte? Ich selbst war aus wohlerwogenen Gründen für den Aufschub; allein Se. Majestät der König glaubte ein solches Nachgeben *als Schwäche* (!) *gedeutet zu sehen* und der Befehl zur Vorstellung wurde aufrecht erhalten. Es handelte sich in erster Linie darum, einen passenden Dirigenten

[1] Mit Kindermann als ‚Wotan' und Kapellmeister *Wüllner* als Dirigenten. — [2] H. v. Bülow's Briefe, Band IV, S. 364/65.

ausfindig zu machen. So wurde zuletzt nach Herrn Hofkapellmeister Wüllner gegriffen, welcher — — die Aufgabe so gut durchführte, als in seinen Kräften stand.' Das Beste an der ganzen Unternehmung waren die fünf geistvollen Artikel, welche Richard Pohl anläßlich derselben in den ‚Signalen' veröffentlichte und die seinen ‚Tristan'- und ‚Meistersinger'-Artikeln nicht nachstanden. ‚Das Publikum,' bemerkt er bei dieser Gelegenheit, ‚scheint im Allgemeinen noch wenig genaue Kenntnis von dem Werke zu haben — obgleich Text und Klavierauszug seit Jahren zu Jedermanns Kenntnis im Druck vorliegen — und die Presse hat ihre Aufgabe der Verbreitung von ›Aufklärung‹ diesmal wieder so ›gewissenhaft‹ wie möglich erfüllt. Sie hat die Tage der Aufregung in München mit ›redlichem‹ Eifer benutzt, um die Fragen möglichst zu verwirren; ja, sie hat es erreicht, daß selbst das völlig unbetheiligte, dem Werke bis jetzt gänzlich fremd gebliebene Publikum sich unter ihrer Anleitung bereits ein ›Urtheil‹ gebildet hat — welches? — ist freilich nicht schwer zu errathen' . . . . .

XIII.

Der Gedanke von Bayreuth.

Des Königs Befehl zur Aufführung der ‚Walküre'. — Komposition der ‚Götterdämmerung' begonnen. — ‚Über das Dirigiren'. — Neue Verstimmungen von München her. — Äußere Vorgänge: die ‚Meistersinger' in Dresden, Wien, Berlin; Hans Richter in Brüssel. — Der Gedanke von Bayreuth. — Französische Kriegserklärung. — Trauung und Taufe.

Spielt nur, ihr Nebelzwerge, mit dem Ringe,
wohl dien' er euch zu eurer Thorheit Sold;
doch habet Acht: euch wird der Reif zur Schlinge;
ihr kennt den Fluch: seht, ob er Schächern hold!
Der Fluch, er will, daß nie das Werk gelinge,
als Dem, der furchtlos wahrt des Rheines Gold;
doch euer ängstlich Spiel mit Leim und Pappe
bedeckt gar bald des Niblung's Nebelkappe!
Richard Wagner.

Das Traurigste war, daß der einmal betretene Abweg den, vom Schicksal selbst erkorenen und berufenen, hohen Schirmherrn der Kunst Richard Wagner's ganz folgerecht noch um einen ferneren Schritt von seiner wahren erhabenen Aufgabe ablockte. Unmittelbar nach der von ihm — gegen den Willen des Meisters — durchgesetzten unglücklichen Einzelaufführung des ‚Rheingold' erfolgte sein Befehl, nunmehr in gleicher Weise auch die ‚Walküre' in Angriff zu nehmen und ‚in möglichster Vollendung und thunlichst kurzer Zeit zur Aufführung zu bringen'. Kaum konnte er sich von seiner wahren Aufgabe noch weiter verirren, von jener Aufgabe, die — Hand in Hand mit dem schöpferischen Genius — zunächst nur in geduldigem Abwarten, und sodann, im gegebenen rechten Moment, in königlicher Thatkraft und Unerschütterlichkeit zu lösen war. Allein kein Romandichter hätte, aus berufsmäßiger Gewohnheit seiner Phantasie die Zügel schießen lassend, im Ersinnen immer neuer unerwarteter Peripetieen erfinderischer sein können als es — Wagner gegenüber — die Wirklichkeit selber war. Von allen nur irgend erdenklichen Prüfungen und Widerständen blieb dem nach höchsten Zielen Ringenden, dem Reformator

der deutschen Kunst, auch nicht eine einzige Prüfung erspart. Selbst diejenige nicht, deren Ursprung in einer allzu heftigen, unbezähmbaren Begeisterung und Liebe für sein Schaffen begründet lag. Durch solche rücksichtslose weitere Verfolgung seiner persönlichen Neigungen wandte sich die enthusiastische Ergebenheit des Beschützers gegen den von ihm Beschützten. Sein jugendlicher Drang nach vorzeitiger sichtbarer Verkörperung des künstlerischen Ideales trieb ihn gewaltsam dazu an, dieses Ideal in den Staub der gemeinen Alltäglichkeit herabzuziehen und die schon bestehende Kluft zwischen sich und dem Meister, zur Befriedigung aller Verständnislosen und Übelwollenden, auf die empfindlichste Weise noch weiter aufzureißen. Es bedarf nicht der besonderen Hervorhebung, welche tief einschneidenden Schmerzen dem Schöpfer des Nibelungenwerkes dadurch auferlegt wurden. Des Einen durfte er dabei tröstlich sich bewußt sein: wenn dereinst seine große künstlerische That zur Wirklichkeit wurde, so bedeutete sie den Beginn einer völlig neuen Epoche der Kunst; und was ihn jetzt grämte, das mußte dann — in dem reinen Morgenlicht dieser That — erblassen und verbleichen, und in seiner Nichtigkeit dem Vergessen aller kommenden Zeiten anheimfallen. Daß sie aber, und in nicht mehr zu ferner Frist, zur Wirklichkeit werden mußte, das war ihm nun innig gewiß; von dem Augenblick an, da ihm endlich, im rein menschlich persönlichen Sinne, ein lange ersehntes, schwer errungenes ‚neues Leben' angebrochen und der leuchtende Stern einer heldenhaften hohen Liebe ihm aufgegangen war. — — —

Zwischen dem kurzen Münchener Aufenthalt des Meisters zu Beginn des September und der unglücklichen ‚Rheingold'-Aufführung lagen kaum drei Wochen. Sie waren, im Anschluß an den vorausgegangenen schönen Sommer, durch mancherlei Besuche ausgefüllt. Die edle Frau, welcher er seine Kriegserklärung gegen das ‚Judenthum' gewidmet, da er ihr die nöthige Unabhängigkeit der Gesinnung zutrauen durfte, Frau Marie Muchanoff-Kalergis (S. 267), ferner die Familie Hermann Brockhaus, aus der nächsten Umgebung Bassenheim's, sodann sein Verleger Franz Schott mit Gemahlin, nochmals Graf Villiers und das Mendès'sche Paar, eine begabte junge französische Komponistin Augusta Holmès, die Verfasserin des einzigen gesinnungsvollen Artikels der französischen Presse über die ‚Rheingold'-Angelegenheit,[1] zuletzt Prinz Georg von Preußen waren in dieser erregungsvollen Periode die Gäste von Triebschen; Frau von Muchanoff sogar zu wiederholten Malen, so daß beiden Theilen der Abschied schwer fiel. Es mußte ihm wohlthun, in solcher Zeit ergebene Freunde um sich zu sehen; ihre Theilnahme war ihm von Werth, ja das eigentlich einzig Werthvolle in seinen Beziehungen zur Mitwelt. Auf der Grundlage solcher Theilnahme durfte er, selbst wenn sein König ihn ver-

[1] Im ‚Siècle' vom 7. September 1869.

ließ, sein großes Lebenswerk doch noch zu errichten hoffen. Am 21. September besuchte ihn auch Johann Herbeck, der Nachfolger Esser's in der Wiener Hofkapellmeisterschaft, um über die endlich bevorstehende Wiener Aufführung der ‚Meistersinger' mit ihm mündliche Rücksprache zu pflegen. Er benahm sich vertrauenerweckend und ehrerbietig; trotzdem hatte der Meister genug zu thun, um ihm von Hause aus den Kopf zurechtzurücken und ihn vor dem unseligen Prinzip zu bewahren: ‚von vornherein auf Kürzungen auszugehen'. Denn dies Verlangen war es in der That, was ihm, unter dem beschönigenden Namen ‚praktischer Vorschläge', auch hier wieder entgegentrat. ‚Ich beschwöre Sie, gerade diese Gelegenheit zur Grundlegung eines guten Styles nicht unbenützt vorübergehen zu lassen,' ruft er daher Herbeck noch wenige Wochen später (12. Oktober) in einer tief beredten brieflichen Mittheilung zu.[1] Von äußeren Ereignissen fielen in diese Zeit der Tod seiner unvergeßlichen alten Freundin Frau Julie Ritter (Mitte Sept. in Pisa); demnächst auch die Feuersbrunst, welche — ebenfalls am 21. September — das Dresdener Opernhaus in Schutt und Asche legte, in dessen Räumen einst sein ‚Rienzi' und ‚Tannhäuser' ihre Laufbahn begonnen hatten. Schlimmer war es, unter Rietz' Leitung, in demselben Hause den ‚Meistersingern' ergangen, — worauf wir im Lauf dieses Kapitels noch zurückkommen werden.

Im Oktober trat endlich wieder völlige Stille um ihn ein. Doch fand er sich nicht in der Stimmung, die am 25. August (S. 296) aufgenommene letzte Arbeit an der Partitur des ‚Siegfried' bis zu ihrer Vollendung fortzusetzen. Gewiß waren die Münchener Ereignisse nicht ohne Einfluß auf diese Entscheidung geblieben. Für wen sollte er, unter den augenblicklichen Umständen, diese abschließende letzte Arbeit ausführen? Ja, wenn er sie mit ungetrübter Freude und Genugthuung in die Hände seines Königs hätte niederlegen dürfen![2] Für sich selbst konnte er sein großes Werk in der vorliegenden Gestalt als abgeschlossen betrachten und die bloße Nacharbeit der letzten Ausführung, da diese Fertigstellung *jetzt* für ihn nichts Verlockendes hatte, einer andern Zeit vorbehalten. Vielmehr drängte es ihn zur Inangriffnahme der Komposition des letzten Werkes, der ‚Götterdämmerung', überzugehen. Sie beschäftigte ihn, den ganzen Winter auf 1870 hindurch, in anhaltendem Schaffen: am 11. Januar ward die Orchesterskizze des ersten Aktes begonnen und am 2. Juli vollendet.[3] In einem (ein halbes Jahr später geschriebenen) Brief an Klindworth heißt es darüber einfach: ‚In der Instrumentation des dritten Aktes von Siegfried habe ich mich, der

[1] Nichtsdestoweniger war gerade diese Wiener Aufführung schließlich eine der abscheulichst zusammengestrichenen: *nach dem Textbuch 17 Seiten!!* — [2] Noch in einem Briefe Klindworth's an Bülow vom 31. Juli 1870 ist es klar ausgesprochen, daß Wagner ‚nach den gemachten Erfahrungen die Partitur des Siegfried *keinesfalls* in die Hände des Königs abliefern werde' (Vgl. S. 328 *dieses* Bandes). — [3] Bleistiftskizze: 9. Jan. bis 5. Juni 1870.

Komposition der ›Götterdämmerung‹ zulieb, unterbrechen müssen, weil es mir durchaus unmöglich, meine Aufmerksamkeit gleichzeitig auf beide Arbeiten zu wenden. Von Anfang Juni an darf ich mich aber für einige Zeit — nach der Vollendung des ganzen I. Aktes (mit Vorspiel) — unterbrechen, und dann arbeite ich rasch hintereinander die Partitur des III. Siegfried-Aktes aus.'[1] Daneben entstand, in dem gleichen Monat Oktober, die Abhandlung, Über das Dirigiren'. Wenn wir zuvor, bei Betrachtung der Schrift über das ‚Judenthum', wegen des an ihrem Schluß enthaltenen Glaubensbekenntnisses in Bezug auf das Wesen der deutschen Musik, diesen Aufsatz als die Grundlage einer Neuschöpfung im Gebiete der musikalischen Ästhetik bezeichnen konnten, so haben wir in der Abhandlung ‚über das Dirigiren' den ersten Ausbau dieser Neuschöpfung, zunächst nach der technisch praktischen Seite, vor uns. Der Meister redet hier zu seinen Schülern und Jüngern am Dirigentenpult. Was im Zusammenhange jener Schrift kaum nur hatte angedeutet werden können, die Einsicht in die tiefen Schäden des herrschenden musikalischen Vortrages, findet hier seine eingehende, kunst- und kulturgeschichtlich bedeutsame Erörterung, unter steter Herbeiziehung der treffendsten Beispiele und Belege. Ohne direkte aufreizende Wiederholung der dort gewählten Bezeichnung für die undeutsche Verkümmerung der öffentlichen Musikzustände, werden hier die hervorragendsten Gebrechen aufgedeckt, an denen die herrschende Dirigirkunst krankte, und die ‚elegante' Verflüchtigung der Nüancen, die schwächliche Scheu vor jedem großartigen Zuge, jedem leidenschaftlichen Ergusse, im Wesentlichen auf den Typus Mendelssohn's und seiner zierlichen Epigonen zurückgeführt. ‚Der Deutsche ist eckig und ungelenk, wenn er sich manierlich geben will: aber er ist erhaben und Allen überlegen, wenn er in das Feuer geräth. Das sollen wir nun Jenen zuliebe zurückhalten?' In ihrer ganzen Durchführung erweist sich die Schrift als ein vollendetes Meisterstück seines litterarischen Styles, von keiner andern übertroffen an Wärme, Kraft, Energie, betrachtender Tiefe und feiner überlegener Ironie. Ein ‚wahrhaft goldenes Büchlein' nennt es daher Bülow, der es sich sogleich nach Erscheinen in mehreren Exemplaren nach Florenz bestellt hatte, wohin er inzwischen übergesiedelt war. ‚Alles Gold — wundervoll — wenn es auch Perfall und Wüllner nicht sonderlich behagen wird.'[2]

Und während — der Natur der Sache nach — die erste Sammlung zu der großen Arbeit an der musikalischen Gestaltung der ‚Götterdämmerung', mit ihrer Alles beherrschenden und bewältigenden Grundstimmung des Erhabenen, in tiefes Schweigen sich hüllt, können wir dagegen von Schritt zu Schritt

[1] An Klindworth, 26. April 1870. Abgedruckt in der ‚Festgabe des Wagner-Vereins Berlin zur Feier des 25jährigen Bestehens der Bayreuther Festspiele' (Berlin, P. Thelen 1901), S. 9/10). — [2] H. v. Bülow, Briefe IV, S. 399.

verfolgen, wie der Meister das Erscheinen seiner neuen Schrift in den einzelnen Phasen ihres Hervortretens an die Öffentlichkeit beräth, auf eine zuverlässige Korrektheit des Druckes bedacht ist, antreibt und bei mancherlei Lässigkeit und Verzögerung dazwischen — sehr berechtigter Weise — die Geduld verliert. Sie war nämlich zunächst ‚in alter Anhänglichkeit' für die, ehemals Brendelsche, ‚Neue Zeitschrift für Musik' bestimmt, an deren Herausgeber (C. F. Kahnt) bereits am 3. November die erste Manuskript-Rate abgeht. ‚Der Aufsatz hat praktische Bedeutung, und man soll etwas daraus lernen,' heißt es in dem Begleitschreiben. Er bittet ‚allerernstlichst um eine genaue Korrektur, mit völliger Beibehaltung meiner Orthographie und Interpunktation'. Drei Wochen später ersieht er zu seinem Verdruß, daß ‚auch die neueste Nummer der Zeitschrift seinen Artikel noch nicht bringt'. ‚Können Sie denn, da nun einmal eine sichere Korrektur bei Ihnen unmöglich erscheint, nicht wenigstens für eine schnellere Herstellung des Korrekturabsatzes sorgen?' Nun beginnt das Erscheinen der einzelnen Abschnitte in der Zeitschrift; aber der geschäftskundige Herausgeber weiß es einzurichten, daß sie sich, um seinen Abonnenten eine Lockspeise zu bieten, nach Möglichkeit in den neuen Jahrgang hinein erstrecke, so daß noch am 2. Februar der Meister ihn zu mahnen hat: ‚mir liegt an der baldigen Beendigung und dem Erscheinen der Broschüre, und ersuche ich Sie deshalb, doch recht eifrig hinter dem Drucke her sein zu wollen.' Ein Schreiben vom 9. betrifft den Druck der Separatausgabe; vier Wochen später (9. März) macht er eigens darauf aufmerksam, daß dieselbe ‚nicht verschämt, sondern mit sehr ausgedehnter Ankündigung zur Verbreitung gebracht werden solle'. Endlich, um den 25. März, erfolgt die Herausgabe; am 26. übersendet er ein Exemplar an Frau Wille: ‚Sie wird manches darin interessiren; vielleicht aber erregt manches darin — wenn wohl auch nicht bei Ihnen — so doch anderswo in Zürich[1] ein kleines Ärgernis, weswegen ich das Büchelchen nach anderer Seite hin zurückhalte.'[2] Die gesammten Erfahrungen, welche er bei dieser Gelegenheit aufs Neue mit deutschen Verlegern machte, waren aber doch in jeder Hinsicht so unerfreuliche, daß er in der Folge sich darauf angewiesen sah, einen für diese Aufgabe passenden Geschäftsmann eigens zu suchen, ja gewissermaßen sich selbst erst zu schaffen. ‚Ich mußte mir einen kleinen Leipziger Anfänger im Musikhandel' (E. W. Fritzsch in Leipzig) ‚herausgreifen, um einen willigen und zugleich nicht schamlos betrügenden[3]

[1] Anspielung auf Wesendonck (Seite 276 dieses Bandes!). — [2] Vgl. Briefe an Otto Wesendonck, S. 96: ‚Über das Dirigiren habe ich Ihnen nicht geschickt, weil das ‚Judenthum' Ihren Widerwillen erregt hatte, und ich fürchten mußte, auch bei jenen Aufsätzen Ihnen nicht ganz recht gethan zu haben. Aber Sie haben ein Recht, nur Angenehmes von mir zu erfahren; somit ist es meine Pflicht, behutsam zu sein.' — [3] Dieser Ausdruck in seiner ganz allgemeinen Fassung geht nicht direkt auf den zuletzt genannten Verleger C. F. Kahnt, sondern bezieht sich auf andere, viel peinlichere Erfahrungen, über die sich der

Verleger für meine Schriften zu haben,' theilt er sich darüber drei Jahre später mit.[1]

Der gleichen stillen Herbst- und Winterzeit auf 1870 gehört nun aber auch der zunehmend vertrauliche Verkehr mit Nietzsche an, dessen wir — vorausgreifend — schon zuvor gedachten. Dieser Verkehr und die daraus gewonnene beiderseitige Befriedigung bewegte sich noch volle drei Jahre hindurch, ohne bemerkbare Störungen, in aufsteigender Linie: der junge Baseler Professor hört auf, als Fremder bloß zu ‚interessiren'; er wird ein Bekannter und Vertrauter, er bestätigt die von ihm gehegten Erwartungen, er berechtigt zu ferneren guten Hoffnungen, er wird selbst ein ‚Triebschener'. Die Herzlichkeit, mit welcher das Haus des Meisters dem Jünger sich aufthut, führt allmählich zu einer ‚tiefen und engen Freundschaft', und es gab ‚köstliche Tage und Stunden weltentrückten Zusammenseins'. ‚Man trug alle großen und kleinen Leiden und Freuden getreulich mit einander, man litt gemeinsam unter den verfrühten Aufführungen des ›Rheingold‹ und der ›Walküre‹ in München, unter all den indiskreten Veröffentlichungen und boshaften Angriffen gegen den Meister. Man freute sich aber auch von ganzer Seele am Fortschreiten seiner großen Arbeit: der ›Götterdämmerung‹; man theilte sich gegenseitig die einfachen Vorkommnisse des täglichen Lebens mit, vorzüglich die reizenden Geschichten, welche die liebliche, drollige Kinderschaar in Triebschen ausführte und die den Erwachsenen großes Vergnügen bereiteten.' So lesen wir in der Lebensbeschreibung Nietzsche's durch seine Schwester.[2] Als das Weihnachtsfest herannahte, fiel ihm die schöne, familiäre Aufgabe zu, in Basel einige Einkäufe für die Weihnachtsbescheerung zu machen: nicht nur Dürer'sche Stiche, Antiquitäten und Kunstsachen, sondern auch Puppen, Puppentheater und anderes Kinderspielzeug. Frau Cosima habe sich immer ganz beschämt geäußert, wenn sie mit solchen Bitten an ihn herantrat: ‚sie finde den Muth dazu allein dadurch, daß sie ganz zu vergessen suche, daß er Professor, Doktor und Philologe sei, und sich nur seiner 25 Jahre erinnere'. Im Übrigen machte sie es ihm, mit Rücksicht auf sein unpraktisches Wesen, sehr bequem: er solle in den Läden nur Zettel mit den ausführlichen Beschreibungen abgeben. Aber so leicht habe er es — aus eigener Freude an der Sache — nicht genommen: ‚er warf nicht nur prüfende Blicke auf die Kunstgegenstände, Bücher und andere Sachen, die er verstand, sondern auch auf das Kinderspielzeug. Er hat z. B. bei den Figuren des Puppentheaters auszusetzen, daß der König zu wenig echt aussehe, und der Teufel nicht so schwarz sei, als es wünschenswerth wäre; auch entwickelt er eine eigene Meinung über das Gewand eines Weihnachtsengels' ꝛc. Er verlebte das Weihnachtsfest 1869

Meister u. a. in einem undatirten, an seinen Bevollmächtigten Batz gerichteten Briefe ausspricht. — [1] ‚Bayreuther Blätter' 1903, S. 89. — [2] Nietzsche's Leben, Band II, S. 18/19.

auf die glücklichste Weise in Triebschen. ‚Das alte trauliche Landhaus verwandelte sich in den Festtagen in ein liebliches Weihnachtsmärchen, in dem die beseligten Kinder mit Wonne und die Erwachsenen mit rührender Wehmuth Raum und Zeit vergaßen. Man beschenkte sich gegenseitig mit allerlei Schönem und Sinnigem und was dem Herzen besonders werthvoll war; z. B. erhielt mein Bruder von Frau Cosima eine wunderschöne Ausgabe des Montaigne.‘ Mit ungleich wichtigeren Angelegenheiten als Weihnachtsgaben, heißt es dann weiter, sei aber der junge Freund vom Meister selber betraut worden: die Autobiographie, nach seinen Diktaten im Lauf der letzten Jahre (S. 198) niedergeschrieben, sollte damals, um die einzige Handschrift vor dem Untergang zu bewahren, in der sehr geringen Anzahl von sechs Exemplaren als Manuskript gedruckt werden. ‚Wagner legte die ganze Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände meines Bruders, der in Basel den Druck vermittelte; im Anfang las er sogar alle Korrekturen mit‘ 2c.[1]

Gewiß ist, daß aus des Meisters Briefen während dieses Winters übereinstimmend der Ausdruck der Befriedigung, der freudigen Sicherheit einer endlich errungenen festen Begründung seines Daseins sich kundgiebt. Unter diesen Äußerungen stellen wir die wenigen, aber vielsagenden Worte voran, die er am 3. Dezember an Louis Köhler in Königsberg richtete, nachdem sich dieser in dortigen ‚Meistersinger‘-Angelegenheiten an ihn gewandt und ihm seine Wünsche für eine ungestörte Produktivität dargebracht hatte. ‚Haben Sie Dank für Ihren freundlichen Brief, sowie für Ihren Glückwunsch, welcher sich mir im vollständigsten Sinne bereits erfüllt hat. Siegfried ist vollendet. Ich beginne die Götterdämmerung. Angelegentlich hoffe ich auf ein hohes Alter mit großer Produktivität.‘[2] Ganz im gleichen Sinne äußert er sich in einem ausführlichen betrachtungsvollen Briefe an Pusinelli (12. Januar 1870), dem wir im Vorstehenden bereits einige bedeutende Stellen entnahmen, — und zwar, dem alten ärztlichen Freunde gegenüber, auch über sein physisches Wohlergehen. ‚Was meine Gesundheit betrifft, so erscheine ich — namentlich den Sachkennern — als ein zu langem Leben und Wirken bestimmtes Exemplar einer besonderen Menschengattung. Sehr empfindlich und reizbar, schnell fiebernd und transpirirend, werde ich doch eigentlich nie krank und erhole mich vom Übelbefinden so schnell, daß ich ausgelacht werde. Bald habe ich mein 57. Lebensjahr vollbracht, und ich darf erkennen, daß mir eben nur die Ruhe fehlte, um meine Kraft erst jetzt noch in ihrer lautersten Wirksamkeit zu bewähren.‘ Ist es nicht, bei diesen Worten, als hätten wir den Schreibenden selbst vor Augen, als sähen wir die lichten Sonnenstrahlen eines klaren Wintermorgens in sein Zimmer fallen, während rings umher die Landschaft mit ihren winterlich bereiften Pappeln unter stiller weißer Schneedecke liegt?

[1] Nietzsche's Leben II, S. 19/20. — [2] Bayreuther Blätter 1895, S. 3.

Soll doch Triebschen nach der eigenen Versicherung seiner Bewohner im Winter fast noch traulicher als im Frühlings- und Sommerschmucke gewesen sein! Und es ist kein vorübergehendes Gefühl der Beglückung, der Schaffensfreude, das sich in diesen Äußerungen ausspricht; die Vorstellungen eines ‚langen Lebens' und ‚hohen Alters' kehren darin wieder und geben ein reines, helles Spiegelbild seines Seelenzustandes, seit das Dasein für ihn einen ganz neuen Werth erhalten hat. ‚Ich muß wünschen, es zu einem hohen Alter zu bringen, da meine Lebenspflichten sich unendlich gesteigert haben,' heißt es in einem Briefe an Wesendonck vom 5. Januar. ‚Die Götterdämmerung ist begonnnen; nach einiger Ruhe und Sammlung soll dann ›Parzival‹ folgen, während manches Andere in mir sich hoffnungsvoll für ferneres Schaffen gestaltet.' Mit dem gleichen Briefe übersendet er dem gleichen Empfänger den ersten fertig gedruckten Probebogen der Autobiographie aus der Baseler Druckerei. ‚In unsäglich bewegten Zeiten,' fügt er hinzu, ‚gab es mir seit ungefähr vier Jahren einen trostreichen Anhalt, mein vollständiges Leben zu diktiren.' Und so gewinnt nun auch das weit hinter ihm liegende Vergangene durch eine beglückte Gegenwart einen neuen Sinn, und es erfreut ihn, seine Häuslichkeit mit so mancherlei Erinnerungsvollem aus früher Jugendzeit auszuschmücken. ‚Gar manches aus dieser Vergangenheit hat sich jetzt bei mir angesammelt, was achtungslos weithin zerstreut war. So besitze ich jetzt die recht guten Ölportraits meiner Mutter, meines Oheims und meines Stiefvaters: von dem Zweiten habe ich mühsam seine gedruckten Schriften, von dem Letzteren Briefe und ein sehr hübsches Lustspiel aufgetrieben.'[1] Diesen Bestrebungen reihten sich gleichzeitig auch diejenigen an, welche sich auf die Wiederauffindung vernachlässigter und abhanden gekommener älterer eigener Arbeiten oder Entwürfe bezogen und von nun an bei gegebenem Anlaß immer fortgesetzt wurden; so z. B. des Opernentwurfes ‚der Sarazenin'.[2] So deutet Alles darauf hin, daß nach dem Gefühle des Meisters der ‚Hafen' wirklich erreicht war, daß er sich nun endlich im Besitz einer schwer errungenen Heimath fühlte. Um so trauriger ist es wahrzunehmen, wie — während auf der einen Seite alle zureichenden Bedingungen für ein ruhiges Schaffen gewonnen waren — von der andern die ernstlichsten Trübungen diese tief befriedigte Seelenheiterkeit wieder zu stören drohten!

Wieder gingen diese Trübungen und Störungen von München aus; auf

[1] In einem Schreiben vom 27. Februar 1870 sagt er dem uns schon bekannten Dresdener Maler Robert Krausse (S. 285 Anm.) seinen Dank für die Herbeischaffung eines Almanachs, in welchem das obenerwähnte Lustspiel seines Stiefvaters (‚Der bethlehemitische Kindermord') enthalten war. Vgl. E. Kastner, Briefe Richard Wagner's an seine Zeitgenossen (Berlin 1897) Nr. 1017. — [2] Vgl. Band I S. 358/59, Band II[1] S. 16. Eine an R. Pohl gerichtete Erkundigung nach dem Verbleib dieses Manuskriptes — vom 10. März 1869 — befindet sich in Pohl's Nachlaß. Vgl. E. Kastner, Briefe R. Wagner's ꝛc. Nr. 979.

ihren Grund und ihre Beschaffenheit haben wir bereits im Eingang dieses Abschnittes hingewiesen. Der königliche Befehl war gegeben; dem ‚Rheingold', das in so unglückseliger Weise die Bühne der Kgl. Hofoper überschritten, sollte die ‚Walküre' nachfolgen. In wahre ernstliche Verlegenheit fand sich dadurch der wohlgesinnte Kabinetssekretär Hofrath v. Düfflipp versetzt, der sehr wohl einen annähernden Begriff davon hatte, was man dem Meister schuldig sei, und dem daher die ihm zugewiesene Vermittlerrolle nicht leicht fiel. Wir folgen in der Darlegung der Angelegenheit wiederum seinen eigenen Angaben in einem Briefe an Bülow.[1] Wir erfahren daraus zunächst, daß durch die Rheingold-Vorgänge die Korrespondenz zwischen dem König und Wagner unterbrochen und die Vorbereitungen zur ‚Walküre' getroffen worden seien, ohne dem Meister darüber Nachricht zu geben! ‚Es war dies,' fährt das Düfflipp'sche Referat fort, ‚für mich in mancher Beziehung sehr peinlich, allein ich mußte die Dinge geschehen lassen und hatte nur zum Troste, daß solche wenigstens einigermaßen durch die Umstände gerechtfertigt (?!) erscheinen müssen. Später nahm der König Gelegenheit, Herrn Wagner direkt hiervon in Kenntnis zu setzen, und nun lief ein Brief aus Triebschen ein, in welchem die Bedingungen enthalten waren, die der Verfasser des Werkes bezüglich der Aufführung desselben stellen zu müssen glaubte. In der Hauptsache wurde verlangt, daß ein Allerhöchster Befehl erlassen werde, welcher Herrn Wagner nach München berufe und mit nöthiger Vollmacht ausrüste, um die Proben u. s. w. der Walküre persönlich zu leiten, und daß inzwischen der Intendant, Herr Baron v. Perfall, zu beurlauben wäre.' ‚Ich habe nicht verfehlt, das ganze Schreiben dem Könige wörtlich vorzutragen, in der Hoffnung, nunmehr einen empfänglicheren Boden für den Austrag der Sache zu finden, sah mich aber wiederholt getäuscht, indem ich wieder nichts erreichen konnte und mich zuletzt noch als den Advokaten Richard Wagner's (!) bezeichnet hören mußte. Auf meine Erklärung, daß es ganz unmöglich sei, aus Triebschen andere Vorschläge zu erhalten, wurde mir der Auftrag ertheilt, mich um Rath an Herrn von Bülow nach Florenz zu wenden.' Nun hatte der Meister allerdings auch gebeten, daß wenigstens die Aufführung der ‚Walküre' für nächstes Jahr verschoben werden möchte; allein trotz der wärmsten Fürsprache von Düfflipp's Seite war der König unerschütterlich auf dem gegebenen Befehle stehen geblieben. ‚Ich hatte nun,' fährt Ersterer fort, ‚die unangenehme Aufgabe, Herrn Wagner hiervon zu verständigen und um andere und zwar acceptable Vorschläge dringend zu ersuchen. Auf meinen desfallsigen Brief hat mir Frau v. Bülow-Liszt geantwortet, daß der Meister keine anderen Vorschläge zu machen im Stande sei und insbesondere keinen Dirigenten bezeichnen könne, da diejenigen Personen,

[1] H. v. Bülow, Briefe IV, S. 365/66.

welche sein Vertrauen hätten, aus München verdrängt worden wären.[1] Zwischen den Zeilen ist durchzulesen, daß wir eben uns selbst helfen müßten und den Meister in Ruhe lassen sollten, wenn seinen Bedingungen nicht Gehör gegeben oder mit der Aufführung nicht zugewartet werden wollte, bis die Ordnung seiner Verhältnisse jeden Anstoß aus dem Wege geräumt haben würde. Ich versuchte nun neuerdings, Se. Kgl. Majestät für den Aufschub günstig zu stimmen, allein wieder vergebens; und so ist gar nicht abzusehen, wie wir uns aus dieser Kalamität anständig heraushelfen können, wenn nicht von irgend welcher Seite die rettende Hand geboten wird.'

Alle diese Verhandlungen fallen in die Zeit von Mitte Januar bis in die zweite Hälfte des Februar. Wie schmerzlich verstimmend sie wirkten, wie sie von neuem Alles aufwühlten, was durch sorgsame Liebe von dem Schaffenden fernzuhalten war, wie sehr sie sein Wohlbefinden schädigten, seine Arbeitsfreudigkeit untergruben, das Alles ist leicht zu vergegenwärtigen. Die heitere Stimmung, die ihn noch kurz zuvor erfüllt hatte, so daß er über ‚Götterdämmerung' und ‚Parzival' hinaus noch zu weiterem schöpferischem Dichten und Trachten sich beseelt gefühlt, — war aufs Neue gefährdet. Ganz wie im vorigen Jahre bei der Komposition des ‚Siegfried', die mitten im herrlichsten Gedeihen durch die Münchener ‚Rheingold'-Zumuthungen so plötzlich unterbrochen wurde (S. 278)! ‚Wir waren so trübgemuth, daß wir selbst nicht mehr Abends lasen,' heißt es in einer gleichzeitigen Nachricht der edlen Genossin des Meisters an Nietzsche. Dieser hatte soeben in einem, in Basel gehaltenen öffentlichen Vortrag über ‚Sokrates und die griechische Tragödie' (1. Februar) den Verfall der Letzteren aus jenem didaktisch-rationalistischen Element hergeleitet, dessen Anfänge nicht erst bei Euripides, sondern schon bei Sophokles, ja bei Äschylus sich nachweisen ließen (so daß demnach die griechische Tragödie bereits auf ihrer glänzendsten Höhe den Keim des Unterganges in sich getragen habe[2]), und das Manuskript, eine Vorstudie zu seiner

[1] Über die Dirigentenfrage enthält derselbe (an Bülow gerichtete) Brief noch die folgenden charakteristischen Reflexionen, welche zugleich den heftigen Eigensinn des Königs traurig beleuchten: ‚Nochmals nach Büllner zu greifen widerstrebt meinem Gefühle; denn ich achte Herrn Wagner als Schöpfer des deutschen Musikdrama's zu hoch, als daß ich nochmals mithelfen möchte, eines seiner größten Werke von einem Manne dirigiren zu lassen, dem er einmal nicht das nothwendige Vertrauen schenkt... Der König aber sagt, daß eben Wagner selbst an allen diesen Unannehmlichkeiten die Schuld trage (!) und deshalb auch die Folgen leiden müsse. Wagner sei Ursache, daß Sie in die Nothwendigkeit versetzt waren, Ihre Entlassung zu nehmen, Wagner habe durch seine Leidenschaftlichkeit Richter zu Ungehörigkeiten (!) getrieben ꝛc. Für diese Sünden Wagner's (!!) aber wolle der König nicht büßen und bestehe daher darauf, die Aufführung baldigst möglich zu machen' u. s. w. (Bülow's Briefe, IV, S. 366/67). — [2] Die gleiche Erkenntnis hatte übrigens Wagner bereits im dritten Theil von ›Oper und Drama‹ ausgesprochen: ‚Unbestreitbar bewegt sich der ganze Verlauf ihrer Dramen (der griechischen Tragödiendichter) aus dem Schoße der Lyrik zur Verstandes-

späteren Schrift über die ‚Geburt der Tragödie', nach Triebschen eingesandt. Die Zusendung dieses Vortrages und die Beschäftigung damit wird in den soeben erwähnten Zeilen als die Ursache einer Wendung der Stimmung zum Besseren bezeichnet. ‚Die Wallfahrt, die wir durch Sie zu den schönsten Zeiten der Menschheit unternehmen mußten, hat so wohlthätig auf uns gewirkt, daß am andern Morgen der Meister seinen Siegfried mit Begleitung der keckſten und übermüthigſten Violinfigur auf dem Rhein sein heiteres Thema blasen ließ, welches vernehmend die Rheintöchter freudig hoffend breit und stark ihr Motiv erklingen lassen.' Aber auch Wagner's eigene Worte bei dem gleichen Anlaß lenken wieder zur Hoffnung und Heiterkeit ein. ‚Wenn ich, so recht vom Unmuth zernagt, schließlich doch immer wieder auf meine Arbeit zurückkomme, muß ich wohl öfters besonders guter Laune werden, weil ich es wirklich kaum begreifen kann und darüber dann lachen muß. Die Erkenntnis des Grundes hiervon geht mir dann auch wohl blitzartig auf; nur fühle ich dann sogleich, daß, wollte ich ihr nachhängen, um sie ganz in das ‚sokratische Wissen' umzusetzen, ich grenzenlos viel Zeit haben und nichts Besseres vorhaben müßte: denn — das Wissen solcher Gründe Anderen begreiflich zu machen, erfordert mindestens die Verzichtleistung auf alles Schaffen. Da ist nun aber Theilung der Arbeit gut. Sie könnten mir viel, ja ein ganzes Halbtheil meiner Bestimmung abnehmen. Und dabei gingen Sie vielleicht ganz Ihrer Bestimmung nach.' Es folgt nun eine wundervolle Ausführung über Philologie und Musik, durch welche der Adressat — ganz so wie er ging und stand, als ‚Philologe' — die Weihen eines Jüngers des großen Reformators empfängt, um aus eben diesem seinem Stande heraus an dessen Kulturwerke sich zu betheiligen.[1] ‚Nun zeigen Sie denn, zu was die Philologie da ist, und helfen Sie mir die große ›Renaissance‹ zu Stande bringen, in welcher Platon den Homer umarmt, und Homer, von Platon's Ideen erfüllt, nun erst recht der allergrößte Homer wird. — Das sind so Gedanken, die mir ankommen, aber hoffnungsvoll, seit ich Sie liebgewonnen habe. Seien

---

reflexion. Nur zeigt uns ein tieferer Blick, daß der tragische Dichter seiner Absicht nach minder unverhohlen und redlich war, wenn er sie in das lyrische Gewand einkleidete, als da, wo er sie unumwunden nur noch in der gesprochenen Rede ausdrückte, und in dieser didaktischen Rechtschaffenheit, aber künstlerischen Unredlichkeit, liegt der schnelle Verfall der griechischen Tragödie begründet. Euripides hatte unter der Geißel des aristophanischen Spottes blutig für diese plump von ihm aufgedeckte Lüge zu büßen. Daß dann die immer didaktisch-absichtlichere Dichtkunst zur staatspraktischen Rhetorik und endlich gar zur Litteraturprosa werden mußte, war die äußerste, aber ganz natürliche Konsequenz' 2c. (Ges. Schr. IV, S. 181). — [1] Der Raum gestattet es uns nicht, sie hier zu reproduziren und wir müssen den Leser deshalb einstweilen darauf verweisen, sie aus der (leider so oberflächlich trivialen, immer von der Geistesgröße Wagner's durch Zwischenbetrachtungen ablenkenden und aus falscher Pietät gegen den Bruder das Bild des Meisters durchgängig entstellenden) Umrahmung des Buches heraus sich anzueignen, in dem jener Brief zuerst an das Licht getreten ist.

Sie also nicht unsicher über den Eindruck, den mir Ihre Arbeit gemacht; er hat mir einen tiefen, ernstlichen Wunsch erweckt. Den werden Sie verstehen: denn wenn er nicht Ihr eigener ist, werden Sie ihn nicht erfüllen können.'[1] Man spürt es, als der Meister diesen Brief schrieb, fühlte er sich nicht alleinstehend; er empfindet es ahnungsvoll voraus, daß ihm Mitarbeiter an seinem umfassenden Lebenswerke, Fortführer und Weiterdenker seines großen deutschen Kulturgedankens erstehen müßten. So vergegenwärtigt er uns, und läßt es uns fast schmerzlich empfinden, was gerade aus diesem unter seinen Jüngern bei gesunder Entwickelung — ohne das allzufrühe Dazwischentreten einer mörderisch vernichtenden, sein ganzes Wesen bösartig in das Gegentheil verkehrenden Krankheit — hätte werden können!

Die äußeren Vorgänge dieses Frühjahrs (1870) sind so reichhaltig, daß es für uns nothwendig ist, unsere Erzählung behufs eines weiteren Überblickes zu unterbrechen, um so mehr als diese Unterbrechung uns nur scheinbar aufhält, um uns dem Ziele thatsächlich um einen Schritt näher zu bringen. Und so mögen wir sie denn mit dem Nachtrag einer kleinen Einzelheit eröffnen. Am 6. Januar nämlich hatte — in Dresden — Tichatschek sein vierzigjähriges Jubiläum als Sänger begangen. Rechtzeitig von dem Bevorstehen dieser seltenen Jubelfeier in Kenntnis gesetzt, entsandte der Meister dem außerordentlichen, stets bewährt gefundenen Freunde seinen telegraphischen Gruß und Glückwunsch in Gestalt folgender heiterer Reime:

Vierzig Jahre brav gesungen, manchen Ehrenkranz errungen,
Wachtelschlag und Peitschenknall kühn entgegnend überall,
aller Tenoristen Schreck, preis' ich meinen Tichatschek!

Vor Jahr und Tag waren nun in eben diesem Dresden die ‚Meistersinger' (21. Januar 1869) erstmalig über die Szene geschritten; es war dies sogar nach München die erste deutsche Bühne gewesen, welche ihnen ihre Pforten erschloß, und Tichatschek hatte, wie wir uns entsinnen (S. 250), wenn auch nicht als Mitwirkender, das Seinige zum Gelingen beigetragen. Leider aber war Rietz nicht der Mann, um einer durch Wagner gestellten Aufgabe auch nur annähernd gerecht zu werden! ‚Äußerlich nahm sich alles sehr hübsch aus,' bemerkt daher der Meister über diese Aufführungen, ‚ein ungemein erregtes Publikum, zum Schluß sogar lohnender Hervorruf des Kapellmeisters, zu welchem mein eigener Landesvater applaudirend an die Logenbrüstung zurückkehrt. Nur nachträglich die ungemein fatalen Berichte über stattgehabte und immer neu eingeführte Kürzungen, Striche und Abänderungen, während ich immer nur den Eindruck einer vollkommen unverkürzten, aber allerdings auch vollkommen korrekten Aufführung in München dagegen abzuwägen habe, und

[1] E. Förster-Nietzsche, das Leben Fr. Nietzsche's, Bd. II, S. 23/24.

somit unmöglich dazu gelangen kann, den Verstümmlern Recht zu geben.'[1] Dann war der Brand des Dresdener Theaters (S. 306) dazwischen getreten und hatte diesen verständnislosen Eigenmächtigkeiten vorläufig ein Ziel gesetzt. ‚Rietz hat Euch das Theater abgebrannt, um die Meistersinger nicht mehr dirigiren zu müssen — Gott sei Lob!' scherzt der Meister darüber in seinem Briefe an Pusinelli vom 12. Januar. Inzwischen waren der Reihe nach die Aufführungen in Karlsruhe und Mannheim (5. Februar und 5. März 1869) auf einander gefolgt; in der zweiten Hälfte des Jahres machte Weimar (28. November) die erste Bekanntschaft des neuen Werkes, um es, gleich den genannten Städten, dauernd auf dem Repertoir zu erhalten. Hannover und Wien (26. und 27. Februar 1870) waren die nächsten Orte. Wie es mit der Korrektheit speziell der Wiener Aufführung, unter Herbeck, bestellt war, ward bereits (S. 306) von uns beachtet; trotzdem bieten gerade diese Wiener und die ihr folgende, ebenfalls lang verzögerte Berliner Vorstellung der ‚Meistersinger' zu charakteristische Momente für die zeitgeschichtliche Umgebung, um sie hier so in Kürze zu übergehen.

In der Morgenfrühe des 28. Februar traf eine, um $^1/_2$4 Uhr in der österreichischen Kaiserstadt aufgegebene, ausführliche Depesche Herbeck's ein, worin ihm dieser über den enthusiastischen positiven Erfolg seines Werkes und die Besiegung der heftigen Opposition nach dem zweiten Akte berichtete: schließlich glänzender Sieg mit fünfmaligem Hervorruf aller Betheiligten. ‚Dritter Akt: weihevollste Stimmung, fortdauernder Enthusiasmus bis zum Schlusse, unzählige Hervorrufe', hieß es weiter in diesem Bericht. Nun, in der That, am Wiener Publikum hatte es nie gefehlt; es verstand sich mit seinen kritischen Beckmessern abzufinden. Sofort erfolgte die telegraphische Antwort: ‚Herzlichen Dank und Anerkennung den Meistern und Lehrbuben! gratulire zu Ihrem eigenen Erfolge.' Nur kamen auch hier wieder, ganz wie in Dresden, die ‚nachträglichen' Berichte von so vielen Übelständen, Kürzungen und Entstellungen[2] und es knüpfte sich demgemäß an diese Aufführung ein

---

[1] ‚Von theilnehmendster Seite,' fährt daher Wagner an derselben Stelle fort, ‚wurde ich ersucht, für Dresden doch ja den Schluß der Oper aufzuopfern und ›streichen‹ lassen zu wollen, weil er gar zu niederdrückend wirke' (da der Dirigent den Sänger des Hans Sachs in den steifsten $^4/_4$ Takt einspannte). ‚Ich weigerte mich dagegen. Bald verstummten die Klagen. Endlich erfuhr ich auch den Grund hiervon: der Herr Kapellmeister war für den eigensinnigen Komponisten eingetreten und hatte die Schlußapostrophe aus eigenem Ermessen gestrichen' (›Über das Dirigiren‹, Ges. Schr. VIII, S. 405). — [2] So las man in den ‚Signalen' vom 11. März: ‚Über die Aufführungen der ›Meistersinger‹ in Wien vernimmt man seltsame Dinge: die Sänger sollen so deutlich ausgesprochen haben, daß die Textworte für das Publikum durchweg unverständlich waren; von den Strichen in der Partitur berichten Kenner allerlei Haarsträubendes. Statt der komischen Laute erhielt Beckmesser eine zärtliche Guitarre, der Nachtwächter anstatt des Hornes eine Posaune als Hilfsinstrument und dergleichen schöne Dinge mehr.' Einer der schärfsten Kritiker dieser Aufführung war Herbeck's unmittelbarer Amtsvorgänger: H. Esser.

ziemlich erregter Brief- und Depeschenwechsel mit dem Dirigenten, welcher den Meister stark in Anspruch nahm und ihm manchen Verdruß bereitete.[1] Nicht anders war es gleichzeitig in Berlin bestellt, wo trotz aller guten Gesinnung des Kapellmeisters Eckert die Intendanz sich, durch beständiges Hinausschieben, eine unverzeihlich nachlässige Behandlung des Werkes zu Schulden kommen ließ. ‚Es thut mir leid,' hatte demgemäß Wagner bereits im Herbst (23. November 1869) an Eckert geschrieben, ‚in Betreff des Berliner Hoftheaters doch immer nur empörende Erfahrungen zu machen.' Nicht gering waren seine Besorgnisse auch bezüglich Niemann's, von dem er seit den abschreckenden Pariser ‚Tannhäuser'-Erfahrungen nichts Weiteres vernommen, als daß er ‚den Lohengrin ohne Striche nicht singen könne' (S. 208)! ‚Mögen alle guten Geister,' heißt es daher in einem vertraulichen Schreiben vom 1. März, ‚Herrn Niemann in Acht nehmen; ich habe von ihm das Unglaublichste erfahren, und bin daher vor großen Störungen seinerseits sehr besorgt. Wie er mit der Stimmlage des Walther zurechtkommen will, begreife ich nicht, und sehe üblen Anmaßungen seinerseits entgegen.'[2] Am 1. April kam es endlich zu der langverzögerten ersten Aufführung, eine organisirte Opposition war dabei niederzukämpfen. Gerade in Berlin waren die Nachwehen des Kampfes über das ›Judenthum‹ von besonders heftiger Natur, in diesem — ‚Spree-Athen des alten und des norddeutschen Bundes, wo das Haus Israel keine bescheidene Minorität bildet, sondern das große Wort zu führen liebt, wo Meyerbeer und Mendelssohn Generalmusikdirektoren waren und jetzt das Gerücht absichtlich verbreitet wurde, nunmehr solle Wagner zum Generalmusikdirektor ernannt werden.'[3] Die schmähsüchtige Berliner Presse schrie sich die Kehle heiser, sog. ‚gebildete' Blätter geriethen in Erbitterung über Text und Musik, und nannten das Ganze eine Farce und Gesangsposse.[4] In den höchsten Kreisen dagegen zeigte sich Theilnahme für das Werk. Hatten die Interessen des Meisters in der preußischen Residenz in früherer Zeit besonders durch eine ältere persönliche Freundin, Alwine Frommann, die Vorleserin der Königin Augusta, eine Förderung in diesen Kreisen gefunden,[5] so bildete von jetzt ab die Gemahlin des Kgl. Hausministers, Freifrau Marie v. Schleinitz,

[1] Vgl. den ‚Briefwechsel zwischen Wagner und Herbeck' im Anhang des Buches: ‚Johann Herbeck, ein Lebensbild, von seinem Sohne Ludwig' (Wien, Gutmann 1885). — [2] Brieflich an Ludwig Eberle, damals dritten Kapellmeister an der Berliner Hofoper, dessen gute Dirigentenfähigkeiten er bereits vor längerer Zeit in Zürich unter erschwerenden Verhältnissen kennen gelernt und der sich kürzlich noch in München bewährt hatte (vgl. über ihn Bülow's Briefe IV, S. 302. 365). — [3] ‚Signale für die musik. Welt' v. 28. April 1870. — [4] Der Theaterdirektor Franz Wallner, welcher im Feuilleton der Wiener ‚Presse' über die Berliner Aufführung berichtete, sprach seine Bereitschaft aus: ‚für die Oper ›Mignon‹ von Ambroise Thomas auf Wagner's ‚Meistersinger' gern zu verzichten und dazu noch den ›fliegenden Holländer‹ mit in den Kauf zu geben.' — [5] Band II² des vorliegenden Werkes, S. 57. 108.

durch ihren begeisterten Eifer für des Meisters Kunst, die Stütze aller seiner Unternehmungen, zunächst so weit sie Berlin betrafen. Wir haben diese außerordentliche Frau bereits bei früherer Gelegenheit, als Fräulein Marie v. Buch, kennnen gelernt;[1] ihrem geistigen und moralischen Einfluß war nicht zu widerstehen, und sie hat ihre hohe gesellschaftliche Stellung mit Umsicht, rastlos und unermüdet, mit der Überlegenheit eines vornehmen Charakters, gegen alles israelitisch-demokratische Getriebe dazu verwendet, um der Sache Wagner's zum Siege zu verhelfen. Der König wohnte, durch ihren Einfluß bestimmt, in Person den letzten beiden Generalproben unter Eckert's Leitung bei; auch bei der ersten Vorstellung war der gesammte königliche Hof, nebst seinen fürstlichen Gästen aus Baden und Weimar, zugegen. Im ganzen Hause war kein Platz leer geblieben. Doch vermochte selbst die Anwesenheit der hohen Herrschaften die Ausbrüche der Parteiwuth nicht zu hindern. Namentlich im zweiten Akt bot der Zuschauerraum Szenen, welche an die Pariser Aufführung des ‚Tannhäuser' erinnern konnten: von Beckmesser's Ständchen und der Musik während der Prügelszene war bei dem lärmenden Hader im Publikum, dem Zischen, Pfeifen, Stampfen, Schreien und Toben im Zuschauerraum nichts zu hören. Dem dritten Aufzug gelang es, die Leidenschaften beträchtlich zu beschwichtigen, und alle Oppositionsversuche mußten schließlich in den Wogen des Beifalls untergehen. Das Resultat der, durch Indisposition einzelner Kräfte (Betz und Mallinger) verzögerten zweiten Aufführung war ein abermaliger erbitterter Kampf der Zischer und der Klatscher. Bereits bei der dritten Vorstellung ging es jedoch recht ruhig und anständig her.[2] Die vierte Wiederholung fand, abermals in Gegenwart des Kgl. Hofes, vor ganz ausverkauftem Hause unter großem Beifall statt, und zwar ganz ohne Störung. In allen Kreisen der Stadt sprach sich mehr und mehr Überdruß und Unbehagen aus über das rohe Treiben einer Kritik, die für Wagner gerade aus Anlaß der ‚Meistersinger' keine anderen Äußerungen fand als Beschimpfungen und Nörgeleien. Als ein günstiges Zeichen durfte es betrachtet werden, daß die

---

[1] Band II[2], S. 440/41. Wir benutzen diese Gelegenheit ihrer ersten Wiedererwähnung, um einige an jener Stelle mit unterlaufene sachliche Irrthümer zu berichtigen. Es muß daselbst anstatt ‚der Gräfin Hatzfeld' vielmehr heißen: ‚Frau von Nimptsch'; ebenfalls wäre dort zu erwähnen gewesen, daß sie i. J. 1860 in Paris den Meister durch Bülow's Vermittelung doch persönlich kennen gelernt, sogar einmal mit ihm zu Mittag gespeist hatte. Es war somit die a. a. O. erwähnte Begegnung im Breslauer Konzertsaal nur die Erneuerung einer bereits gemachten Bekanntschaft. — [2] ‚Die Judenfreunde scheinen sich ausgetobt zu haben, diese Opposition war ihnen auf die Dauer doch zu kostspielig. Schwache Oppositionsversuche wurden niedergeklatscht und Wagner kann die Beruhigung fassen, nunmehr auch vom norddeutschen Bunde anerkannt zu sein. Die Berliner Lokalpresse wollte an der ganzen Oper kein gutes Haar lassen und aus Verzweiflung über Text und Musik schier sich selbst das Haar zerraufen. Aber man merkte die Absicht, und ließ sich — nicht verstimmen' (Signale).

Wiederaufnahme des Werkes in der neuen Saison zugleich auch die erste Vorstellung war, welche das Opernhaus ganz erfüllte.[1] — Im Zusammenhang dieses allgemeinen Überblickes über die Wirkungen der ‚Meistersinger' auf den deutschen Bühnen darf denn schließlich auch das kleine Weimar nicht vergessen werden. Der Erstaufführung des Werkes, am 28. November 1869 (während Berlin noch hinhielt und zögerte!), ward bereits gedacht. Ein erfreulicher Umschwung hatte sich hier, seit dem Abgange Franz Dingelstedt's, geltend gemacht. Die verderbliche Gegenströmung, die hier so verheerende Erfolge gehabt und — vor Allem — die Vertreibung Liszt's von der Stätte seines Wirkens herbeigeführt hatte[2], war nunmehr, in Dingelstedt's Person, auf Wien abgelenkt; an seiner Stelle war Baron von Loën als einsichtsvoller Bühnenleiter darauf bedacht, die vorgefundenen Trümmer zu ordnen, die Kräfte zu erneuern und zu konzentriren und in die verlassenen Bahnen wieder einzulenken. Ein schöner und bedeutungsvoller Versuch waren die sog. ‚Mustervorstellungen' Wagner'scher Werke im Sommer 1870, zu deren Veranstaltung die besten Künstler aus ganz Deutschland zusammenberufen waren, um an vier Abenden (vom 19. bis 29. Juni) den ‚fliegenden Holländer', ‚Tannhäuser', ‚Lohengrin' und die ‚Meistersinger' in sorgfältigen Aufführungen einem, zum Theil aus weiter Ferne versammelten internationalen Zuhörerkreise vorzuführen.[3]

Diesen andeutenden Überblick über auswärtige Ereignisse dürfen wir aber doch nicht abschließen, ohne einen dazu gehörigen Vorgang zu erwähnen, welcher der Berliner ‚Meistersinger'-Aufführung der Zeit nach noch vorangegangen war: die erste Aufführung des ‚Lohengrin' in Brüssel unter der Leitung Hans Richter's. Die Administration des dortigen Théâtre de la Monnaie, in dessen

[1] Es klang gut und würdig, wenn damals die ‚Vossische Zeitung' (G. Engel), allerdings unter dem Eindrucke weltgeschichtlicher Begebenheiten, an diese Aufführung die Betrachtung knüpfte: ‚In einer Stunde, da die deutsche Nation sich selbst gefunden hat, wird sie auch geistig sich auf ihr wahres Wesen besinnen. Der Einfluß von Paris hat uns zu sehr daran gewöhnt, von der Bühne nur äußerliche Zerstreuung und groben sinnlichen Reiz zu verlangen; um das Theater auf seinen idealen Höhepunkt zu erheben, muß eine gründliche Abrechnung mit französischem Wesen gehalten werden. Hoffentlich wird der politischen auch eine geistige folgen und die unheiligen Ausdünstungen der heiligen Stadt werden auf ihre ursprüngliche Quelle zurückgelenkt werden.' — [2] Band II[2] des vorliegenden Werkes, S. 166. — [3] Unter den anwesenden Gästen nahm Liszt die erste Stelle ein, demnächst die Damen Frau v. Muchanoff, Frau v. Schleinitz, Gräfin Dönhoff, Karl Tausig; aus Paris Saint-Saëns, Ed. Schüré, Villiers und das Mendès'sche Paar, aus Belgien Louis Brassin und der feurige Van der Straeten, aus Mailand der geistvolle Kritiker Dr. Filippi, ferner Mme. Viardot und der russische Dichter Turgenjew, von fürstlichen Herrschaften u. a. der Kaiser von Rußland, der Großfürst Wladimir ꝛc. ꝛc. Erinnerungsblätter an diese Aufführungen bilden die Broschüren von Herm. Uhde, ‚Weimar's künstlerische Glanztage' (Leipzig, Kahnt 1870) und Filippo Filippi's ‚Musikal. Reise in das Reich der Zukunft' (deutsch v. Furchheim).

Räumen zehn Jahre zuvor der verbannte Meister selbst am Dirigentenpulte gestanden,[1] hatte nämlich, auf Betreiben des ausgezeichneten Musikers und Pianisten Prof. Louis Brassin, einen glücklichen Gedanken gefaßt. Sie ließ an Hans Richter, der sich soeben zur Erholung von seinen Münchener ‚Rheingold'-Erfahrungen und zur Kenntnisnahme französischer Theater- und Musikzustände in Paris aufhielt, die Einladung ergehen: die Gesammtleitung einer projektirten ‚Lohengrin'-Aufführung, mit den dazu erforderlichen Proben für Soli, Chöre und Orchester, ganz nach seinen Intentionen, ohne Striche oder sonstige Verunstaltnngen, zu übernehmen. Richter zögerte keinen Augenblick, dem Rufe Folge zu leisten und ‚das Banner hochzuhalten', dem er mit ganzer Seele ergeben war. Es gelang ihm, durch Brassin unterstützt, am 23. März in der belgischen Hauptstadt eine erste Aufführung ins Werk zu setzen, die ein vollkommener Sieg zu nennen war. Er mußte am Schlusse der Vorstellung von der Bühne aus die rauschenden Huldigungen eines begeisterten Publikums entgegennehmen; die Königin berief ihn in ihre Loge, um ihm persönlich ihre Befriedigung auszusprechen. Eine ganze Anzahl französischer Verehrer des Meisters waren dazu von Paris nach Brüssel geeilt. Die Absicht der Direktion, mit dem gesammten Personale nach Paris zu gehen, um dort im Gesammtgastspiel einige Vorstellungen des ‚Lohengrin' zu veranstalten, blieb unausgeführt; dafür erlebte die Oper an Ort und Stelle bis zum Mai, unter gleichmäßiger Theilnahme des Publikums, nicht weniger als 23 Wiederholungen. Wie sehr den Meister — nicht um seinet-, sondern um des jungen Freundes willen — der bedeutsame Vorgang erfreute, das beweist ein am 25. März an Richter adressirter Brief, den dieser mit Autorisation des Absenders, der Öffentlichkeit übergab. Mit Beziehung auf die Münchener ‚Rheingold'-Vorgänge heißt es darin: ‚Auf deutscher Erde hatte sich keine einzige Stimme der Vertheidigung Ihres muthvollen Verhaltens gefunden; ein unfähiger Vorgesetzter, neidische Kollegen, voll Begierde und Ungeduld, Ihre Stelle zu erhaschen, vereinigten sich eiligst in dem Wehegeschrei eines von Ihnen begangenen (!?) Majestätsverbrechens, und ein indolentes Publikum ließ es ruhig hingehen. Möge der Triumph, den Sie nun in französischer Sprache errungen, Sie entschädigen für die traurigen Erfahrungen in unserem eigenen Vaterlande!'

Vergeblich waren inzwischen alle Bemühungen der Münchener Intendanz, wie auch des Kgl. Kabinetssekretärs gewesen, sich eines Dirigenten für die ‚Walküre' zu versichern. Bülow hatte abgelehnt, nach seiner festen Überzeugung wäre für ihn eine Rückkehr nach München gleichbedeutend mit ‚Selbstmord' gewesen! Mit welcher verbindlichen, den Schreiber wie den Adressaten gleich ehrenden Offenheit und einfachen Größe er gleichwohl diesen seinen

[1] Band II², S. 251/53.

negativen Bescheid zum Ausdruck brachte,[1] darüber berichtete Düfflipp in hoher Anerkennung nach Triebschen: Herr v. Bülow habe ihm — wenn gleich ablehnend — doch in einer solch freundschaftlichen und eingehenden Weise erwidert, daß er ihm wirklich ‚zu größtem Danke verpflichtet sei'. Bülow hatte an seiner Statt Klindworth empfohlen; und Düfflipp hatte auch bereits, wie er später Klindworth erzählte, die Feder in Händen, um ihm nach Moskau (wo dieser sich damals aufhielt) zu schreiben. Nur die gegründete Besorgnis hielt ihn im letzten Augenblick davon zurück: ihn für die Zumuthung, ein Werk des Meisters ohne dessen Mithilfe zur Aufführung zu bringen, unzugänglich zu befinden. An ein persönliches Befassen Wagner's mit dieser Aufgabe war nach den, im Verlauf zweier Jahre an der Münchener Hoftheaterintendanz gemachten Erfahrungen nicht zu denken; auch hatte ja diese Intendanz andererseits alle Dispositionen für die Aufführung bereits von sich aus getroffen, welche einzig und allein von ihm hätten ausgehen müssen, wenn seine Mitwirkung einen Sinn haben sollte. Anstatt nun die Unmöglichkeit solcher persönlichen Mitwirkung durch Hinwegräumung ihrer Gründe — in erster Linie eine zeitweilige Beurlaubung Perfall's — zu beseitigen, fuhr man jedoch in München fort, nach Auskunftsmitteln zu suchen, in der Hoffnung, doch vielleicht noch einen skrupellosen Dirigenten zu finden. Für einen solchen wurde seitens der Intendanz, in wenig schmeichelhafter Annahme von seinem Zartgefühl, Kapellmeister Hermann Levi in Karlsruhe gehalten. Dieser war gern zur Übernahme der Direktion bereit, doch stellte er die Bedingung, daß der Komponist selbst damit einverstanden sei, und wandte sich gleichzeitig brieflich nach Triebschen. Er empfing umgehend die Auskunft: ‚Ich habe nichts dawider, wenn Sie mein Werk dirigiren, vorausgesetzt, daß die Übereinkunft in diesem Bezug einzig zwischen Ihnen und der Münchener Intendanz vorgeht, ich selbst aber in gar keiner Weise dabei in Anspruch genommen werde.'[2] Das war für Levi zu wenig. Nicht ohne Grund haben wir ihn bei seiner einzigen bisherigen Erwähnung (S. 265 Anm.) mit dem einen bezeichnenden Worte eines ‚ehrliebenden', d. h. in diesem Falle fein- und zartfühlenden,

[1] Das prächtige Schreiben, vom 8. März aus Florenz datirt, ist in seinem ganzen Umfang in Bülow's Briefen IV, S. 369/74 nachzulesen! — [2] Im Übrigen enthält dasselbe schreiben die folgende ernste und eingehende Darlegung der Sachlage: ‚Ich bin mir jeden Augenblick eingedenk, daß ich ohne die von der Gnade dieser königlichen Huld mir erwiesenen unermeßlichen Wohlthaten vielleicht bereits gänzlich verschollen wäre und von Niemand mehr beachtet sein würde, am allerwenigsten vom deutschen Volke und seinen Theater-Direktionen. Demnach habe ich mich auch zu der Erklärung bewogen gefunden, falls der Wille Sr. Majestät hierauf verharre, Nichts gegen eine Aufführung meines Werkes unter allen Umständen einwenden zu wollen, — wenn gleich ich, da diese Aufführung zu meinem großen Bedauern öffentlich stattfinden soll, weiß, daß ich hierdurch eines meiner schwierigsten und problematischsten Werke den allergrößten Widerwärtigkeiten in Bezug auf unverständige Beurtheilung und gänzlich unklare Wirkung aussetze.' (Luzern, 27. April 1870).

Künstlers charakterisirt. Er bedauerte aufrichtig, auf die für ihn ebenso ehrenvolle, als interessante und verlockende Aufgabe verzichten zu müssen, und trat freiwillig davon zurück. Wagner hat ihm diese taktvolle Haltung nie vergessen. Inzwischen war von so vielen Seiten her die Anfrage hinsichtlich seiner Stellung zu der beabsichtigten Münchener Aufführung an ihn gelangt, daß er sich dazu gedrängt fühlte, sie ein- für allemal zu beantworten. Der Letzte unter diesen Anfragenden war der pensionirte Wiener Kapellmeister Esser gewesen, an ihn richtete er demgemäß (16. Mai) ein Schreiben, zu dessen Veröffentlichung er ihn ermächtigte. ‚Ob die in Aussicht genommene Aufführung der ›Walküre‹ noch ermöglicht werden wird, ist zur Zeit mir so unbekannt, als es mir schwer fällt zu errathen, ob sie im Falle der Ermöglichung glücken könne. Wie dem aber immer auch sei, so bleibt schon der Wunsch, welcher jene Aufführungen hervorruft, für mich verehrungswürdig und zugleich ein beglückendes Zeichen für die lebensvolle Ausdauer der über alles großherzigen Theilnahme, welcher ich nicht nur die Ermöglichung der Vollendung meines Werkes, sondern sicher dereinst auch der edelsten Aufführung derselben zu verdanken habe. . . . Ich darf keinen Zweifel hegen, daß es mir nicht ermöglicht werde, den ›Ring des Nibelungen‹ dereinst *ganz in der Weise* zur Aufführung zu bringen, wie ich diese als unerläßlich hierfür in meinem Vorwort zur Herausgabe der Dichtung desselben genau bezeichnet habe. Im Laufe des nächsten Jahres hoffe ich mit dieser so angreifenden Arbeit der musikalischen Ausführung auch des letzten Theiles zum Abschlusse zu gelangen und *meinerseits dürfte dann der Aufführung des Ganzen im Jahre 1872 nichts mehr im Wege stehen*.'

Da dieser Brief, durch seine sofortige Veröffentlichung in der Wiener ‚Neuen freien Presse', alsbald den Rundgang durch alle Zeitungen antrat, durfte er als eine Art Manifest angesehen werden. Der *Zeitpunkt* der Verwirklichung des großen Unternehmens war damit — zum Mindesten was den Schöpfer des Werkes anbetraf — sicher festgestellt; über den *Ort*, an welchem der dafür bestimmte Theaterbau errichtet werden sollte, verlautet darin keine Silbe. Daß es aber München *nicht* sein konnte, daß die bayerische Hauptstadt jedes Anrecht auf eine führende Stelle in der deutschen Kunst für immer verscherzt hatte, darüber konnte kein Kenner der Sachlage sich die Augen verschließen. Des Meisters tief begründete Abneigung gegen diese Stadt der Intrigue und des Jesuitismus kam dabei gar nicht in Betracht. Er hatte ihr ja diese Abneigung nicht von sich aus entgegengebracht, sondern sie war ihm durch die Thatsachen, die schmerzlichsten Erfahrungen aufgedrängt worden. Rufen wir uns die einzelnen, bereits im Laufe unserer Darstellung beachteten Momente zu einem übersichtlichen Gesammtbilde zurück. Gleich im Beginn der neuen Ära seiner Regierung, für welche der König sich auf seiner Winterreise durch die fränkischen Provinzen so angelegentlich um das Vertrauen und

die Zuneigung seines Volkes beworben,[1] gedachte er, alsbald nach der Entlassung Pfordten's und Berufung Hohenlohe's, in einer ganzen Reihe thatkräftiger Reformen in der Wehrverfassung, im Unterrichtswesen ꝛc.,[2] auch die große Reform im Gebiete der Kunst in einem Zuge mit durchzuführen. Das plastisch ausgeführte Modell Semper's zum Festspielhausbau gelangte damals in die Hände des Monarchen,[3] aber kaum war ihm eine rechte Freude daran vergönnt: die Bevölkerung erhob sich dagegen wie ein Mann und die Weisheit der ‚Sachverständigen' (!) erklärte, daß mit dem ersten Stein dieses Baues ‚der Grundstein zu einer Ruine gelegt sein würde'.[4] Nicht leicht fiel es ihm, im Herbst desselben Jahres — zugleich mit der Nachricht von der Aufhebung seiner Verlobung — dem Meister die Nothwendigkeit einer Verschiebung des Theaterbaues auf das kommende Jahr (1868) anzukündigen.[5] ‚Semper wird allerdings recht unangenehm dadurch berührt sein', hatte er damals in richtigem Vorgefühl hinzugefügt; es mußte ihm peinlich fallen, diesem gegenüber ohne seine Schuld gewissermaßen bloßgestellt zu sein.[6] Aber auch in den nächstfolgenden Jahren war die Sache um keinen wesentlichen Schritt gefördert: die Mittel der Civilliste schienen zur Verwirklichung des Planes nicht hinzureichen und der Münchener blieb ungeneigt, aus der Landeskasse Summen für ‚großartige Universaltheaterpläne' zu bewilligen.[7] Der König war durch die Verständnislosigkeit und den Widerstand der Münchener Stadtbehörde aufs Tiefste verletzt. Die tragische Unmöglichkeit, hier eine Verständigung zu erzielen, bildete einen Hauptgrund seiner verstärkten Abneigung gegen die eigene Residenz. Hier liegt denn auch der psychologische Schlüssel dazu, wie der tief verstimmte, in so entscheidenden Hoffnungen Getäuschte auf den Fehlgriff gerieth: wenn ihm die Ausführung seines größeren Planes durch sein eigenes Volk mißgönnt würde, durch Einzelaufführung der Theile des großen Werkes sich eine rücksichtslose Befriedigung zu verschaffen. Lag hierin von seiner Seite fast schon ein Aufgeben seiner wahren Mission, der Ausführung seines eigentlichen deutschen Kulturwerkes, so war doch auf eben dem Punkte, wo die Energie des königlichen Freundes im Kampf gegen tausend Hemmnisse zu erlahmen schien, der Willenskraft des Reformators die größte Aufgabe zuertheilt. Zwar nicht den deutschen Theatern, wohl aber der Macht seiner eigenen Schöpfungen, die sich den Zutritt auf diesen Boden erzwungen und dort trotz mangelhafter, verstümmelter und entgeistigter Reproduktionen an-

[1] S. 195/96 des vorliegenden Bandes. — [2] S. 202/03 dieses Bandes. — [3] S. 198/99. [4] S. 301 Anm. — [5] S. 220. — [6] Bekanntlich faßte Semper die Sache seinerseits nicht eben mit Handschuhen an; er beschritt den Prozeßweg und verklagte den König auf Bezahlung seiner zweijährigen Vorarbeiten für das Festspielhaus, wodurch er mit Wagner völlig auseinanderkam. Es mußten erst Jahre vergehen, bis es endlich dem Maler Lenbach — infolge seiner innigen Beziehungen zu beiden Theilen — gelang, eine Aussöhnung zwischen den beiden alten Freunden, Semper und Wagner, herbeizuführen. — [7] S. 301 dieses vorliegenden Bandes.

dauernd ihren unzerstörbaren Einfluß ausgeübt hatten, hoffte er endlich es verdanken zu können, die Zahl seiner Freunde, Verehrer und Bewunderer so weit gemehrt zu sehen, daß er von ihnen eine verständnisvolle Förderung seiner höchsten Absichten erwarten durfte. Er ‚erfand den Gedanken von Bayreuth'. In dem Lande seines königlichen Schutzherrn wollte er mit ihrer Hilfe sein Theater errichten, nun aber nicht mehr mitten im Brennpunkt des blinden Parteientaumels der Residenz: ein von allen feindseligen Elementen fernabliegender, jungfräulich unberührter Boden sollte erst durch den besonderen Charakter seiner Kunst zu einer ganz neuen Bedeutung erhoben werden, jene hauptstädtischen Interessenkreise und Bevölkerungselemente aber, die sich seinem reformatorischen Lebenswerk mit gewaltsamer Heftigkeit widersetzt, von nun an in keine weiteren Beängstigungen mehr über die bedrohte ‚bayerische Landeskasse' gerathen.

Als ein solcher, den erwähnten Erfordernissen entsprechender Ort bot sich seinem umschauenden Blick die kleine, ehemals markgräfliche Residenz Bayreuth in Oberfranken dar, deren Lage im Herzen Deutschlands und doch abseits vom breiten Strom des Touristenverkehrs, deren vorwiegend protestantischer Charakter und sonstige durch Größe und Bewohnerzahl bedingte Verhältnisse sie in jeder Hinsicht für seine Zwecke geeignet erscheinen ließen. Den Theaterbau hoffte er durch freiwillige Beisteuern seiner begüterten Freunde errichten, für die Aufführungen selbst auf die Ergebenheit und Opferwilligkeit seiner Sänger und Musiker rechnen zu dürfen. Es ist uns nicht möglich, mit buchstäblicher Genauigkeit den Zeitpunkt festzustellen, zu welchem der hiermit bezeichnete Gedanke in dem Geiste des Meisters sich erstmalig zu lokalisiren begann. Persönliche Eindrücke von der Örtlichkeit hatte er nur aus sehr früher Zeit: als zweiundzwanzigjähriger Magdeburger Musikdirektor hatte er auf einer sommerlichen Engagementsreise im Interesse der Magdeburger Direktion[1] als Durchreisender das Städtchen berührt und es seitdem nicht wiedergesehen. Von der Existenz des alten markgräflichen Opernhauses war ihm damals nichts bekannt geworden, und er war daher angenehm überrascht, als er, etwa zu Anfang März 1870, zu seiner Orientirung im Konversationslexikon den Artikel ‚Bayreuth' nachschlagend, ein prachtvolles altes Opernhaus aus der Rokokozeit mit sehr großer Bühne darin erwähnt fand, weil er die Möglichkeit in Betracht zog, es etwa für seine Zwecke benutzen zu können. Von hier an behielt er den Ort fest im Auge, er kehrt in seinen Unterhaltungen wieder; und noch im Herbst desselben Jahres läßt er sich durch seinen Luzerner Buchhändler Notizen über die alte Markgrafenstadt besorgen. Das ist Alles, was wir über die ersten Anfänge des Bayreuther Gedankens' in Erfahrung zu bringen vermochten. In der That

[1] Band I des vorliegenden Werkes, S. 212.

war ja das bestimmte Lokal dieses Gedankens, das so zu sagen Geographische daran, begreiflicher Weise mehr ein bloßes Accidens; das Wesentliche desselben aber die Befreiung und Loslösung der Kunst von allem großstädtischen Getriebe; die ideelle und moralische Unabhängigkeit der Festspielinstitution von Presse und Hoftheaterintendanzen, von der Depravirung des modernen Opernluxus und seinen zersetzenden Gewohnheiten; die Möglichkeit einer völligen Isolirung seiner Künstler und seines Publikums zur Hervorbringung und zur Aufnahme des Außerordentlichen. Aber er behielt es sich vor, den von ihm dazu aus der Ferne erwählten Ort demnächst einer genaueren Besichtigung zu unterziehen.

Während er unter solchem Vorausblicken in eine nicht mehr zu ferne Zukunft mit dem Abschluß des ersten Aktes der ‚Götterdämmerung' beschäftigt war, trat die Außenwelt für ihn zurück, außer insoweit sie mit ihren mannigfachen Belästigungen sich ihm aufdrängte. ‚Gott weiß, wie es mit der Walküre in München geht,' erwiderte er am 5. Juni auf eine bezügliche Anfrage Esser's. ‚Gegen mich schämt man sich, mir Nachrichten darüber zukommen zu lassen. Es ist dies einmal ein unerhört sonderbares Verhältnis, wie es nur mir begegnen konnte.' Von den Weimarer ‚Musteraufführungen' aus (S. 319) erfuhr er durch den Grafen Villiers die Absicht der französischen Freunde, sich zur ‚Walküre' nach München zu begeben. ‚Ainsi vous allez', schrieb er ihm, ‚avec vos amis admirer comment on s'amuse avec des oeuvres viriles!'[1] Von Wien aus gelangte an ihn die Aufforderung zur Mitwirkung an der im Dezember zu begehenden Centennarfeier von Beethoven's Geburt: ihm wurde seitens des dafür konstituirten Comité's die Leitung der neunten Symphonie bei dieser Festfeier angetragen. Er vermochte es nicht einmal über sich, das an ihn ergangene offizielle Schreiben einer schriftlichen Antwort zu würdigen: eine solche Wirkung hatten zwei Namen, die unter demselben standen und von denen sich insbesondere der eine im Laufe der Jahre immer tiefer in seiner allergründlichsten Verachtung befestigt hatte. Ein Name, dessen sonderbar unverdiente Autorität nur in einer Zeit begreiflich war, die einen Wagner besaß und nichts mit ihm anzufangen wußte. Da sein Verhalten kein Geheimnis blieb, erschien es zweckmäßig, demselben durch eine öffentliche Notiz eine andere Deutung zu geben: als habe er die Einladung ‚unter dankbarer Anerkennung des ihn ehrenden Auftrages' abgelehnt. Gerade gegen diese Deutung aber protestirte die Wahrheitsliebe des Meisters als gegen einen wunderlichen Euphemismus: ‚er habe der an ihn ergangenen

[1] Ein noch viel entschiedeneres, mündlich gesprochenes Wort der Bitterkeit und des tiefen Unmuths wird uns durch denselben Zeugen — Villiers — überliefert: ‚Je regarderai comme ennemis ceux qui auront encouragé ce massacre par leur présence', sagte er zu seinen Pariser Freunden in Triebschen („La vie moderne', Juniheft 1885).

Aufforderung gar nicht geantwortet, und zwar aus Gründen, die er dem sehr ehrenwerthen Aussteller des im Namen jenes Comité's an ihn gelangten Schreibens durch einen Freund in Wien mündlich habe mittheilen lassen.'[1] Auch damit hatten die Wiener noch nicht genug, so daß er noch einmal in derselben Angelegenheit an Herrn Nikolaus Dumba, als stellvertretenden Präses des Beethoven-Comité's sich zu äußern hatte, — diesmal aber unmißverständlich. ‚Auf Ihre besondere Anfrage vom 24. Juni d. J.,' heißt es in dieser Erwiderung, ‚thut es mir leid, Sie auch schriftlich damit bekannt machen zu müssen, daß ich Geschriebenes oder Gedrucktes, welches von den Namen Hanslick oder Schelle unterzeichnet ist, als für mich nicht vorhanden betrachte; die Einladung eines Comité's, so ehrenwerthe Namen es in sich schließen möge, kommt bei mir, sobald jene beiden Namen darunter sich befinden, nothwendig in die Kategorie des nicht für mich Vorhandenen.'[2] — Abwehr des Gemeinen! Dies war der moralische Selbstschutz, der ihn einzig befähigte, seinem großen Ziele in einer Zeit zu leben, deren Beethovenfeiern zu dirigiren es ihm an Harmlosigkeit gebrach. Er wußte aber auch, daß seine eigene Beethovenfeier nicht mehr fern war, und daß dies keine Gelegenheitsfeier sein würde, die ihren Existenzgrund zu allerletzt im Kalender findet.

In die Mitte des Sommers (11. bis 13. Juni?) fällt ein gemeinsamer Besuch, den Nietzsche zugleich mit seinem hervorragendsten, vorzüglich beanlagten Studiengenossen und Freunde Erwin Rohde in Triebschen machte.[3] Letzterer kehrte damals von einer vierzehnmonatlichen Erholungs- und Studienreise aus Italien zurück, die ihn über Florenz, Rom, Neapel und Sorrent bis nach Sizilien geführt hatte; der Besuch in Triebschen aber war für ihn der ‚krönende Abschluß der ganzen Reise.'[4] Rohde hat von diesem Tage an nicht mehr bloß dem hochverehrten Künstler und Meister, sondern auch dem ‚großen Menschen' Wagner, den er nun zum ersten Male das Glück hatte von Angesicht kennen zu lernen, ‚in ganz persönlicher Hingabe angehangen,'[5] weshalb denn der spätere Abfall des gemeinschaftlichen Freundes doppelt tragisch erschütternd auf ihn wirken mußte. In einem, an Nietzsche gerichteten Triebschener Briefe heißt es über diese Begegnung: ‚uns sind diese Tage in sehr guter Erinnerung geblieben; der Meister hat an Ihrem Freund großes Wohl-

[1] ‚Signale für die musikal. Welt' 1870, Nr. 34, S. 531. — [2] ‚Hat die K. K. Universität und das ehrenwerthe Journalisten-Gremium' (fährt der Brief fort) ‚die beiden genannten Persönlichkeiten zu ihren Repräsentanten gewählt, so wird beiderseits wohl nicht gedacht worden sein, daß eine Einladung an mich ernstlich gemeint sein sollte; da ich aber von gewissen Seiten her keinen Spaß mehr verstehe, so bitte ich Euer Wohlgeboren, mich also in der Unmöglichkeit zu erkennen, die an mich ergangene Aufforderung zu beantworten.' (Abgedruckt in der Wiener ‚Presse' vom 19. Juli 1870). — [3] O. Crusius, Erwin Rohde, ein biographischer Versuch (Tübingen und Leipzig, Mohr 1902). — [4] A. a. O. S. 38. — [5] Ebenda.

gefallen; sein männlicher Ernst, seine bedeutende Theilnahme, und die wirkliche Freundlichkeit, die seine strengen Züge bisweilen durchleuchtete, war ihm durchaus sympathisch. Wird er nach Freiburg befördert, so kommen Sie immer zu Zweien nach Triebschen; denn ›zwei-einig geht der Mensch zu best‹, sagt unsere Auctorität.'[1] Leider ward ihm die Fixirung in solcher erwünschten Nähe, und aller damit verbundene trauliche Verkehr, nicht vergönnt; vielmehr wurde der so geist- und charaktervolle Mann zunächst als Privatdozent in das fern entlegene Kiel verschlagen.

Am 25. Juni wurde Hans Richter wieder nach Triebschen berufen, um die Partitur des dritten Aktes ‚Siegfried' kopiren zu helfen. Von dem gleichen Tage datirt ist einer der schönsten Briefe an die vortreffliche Freundin Frau Wille, der, unter Zusammenfassung so manches uns schon Bekannten, so viel Bedeutendes — Rückblickendes und Vorausschauendes — enthält, daß wir ihn an dieser Stelle, wenn auch nicht in seinem vollen Wortlaut, so doch in seinem Hauptinhalt reproduziren. Betrifft er doch den entscheidenden Vorgang im Leben des Meisters, seine bevorstehende kirchliche und bürgerliche Vereinigung mit der hochgesinnten Frau an seiner Seite, nachdem endlich die quälenden Umständlichkeiten ihrer Scheidung soeben ihrer ersehnten völligen Erledigung entgegengingen. Der Brief der Züricher Freundin enthielt eine Einladung Beider nach ihrem Landsitz Mariafeld, die Antwort handelt daher vorherrschend von Besuch und Gegenbesuch. ‚Gewiß werden wir kommen, denn Sie sollen die Ersten sein, denen wir uns als Vermählte vorstellen. In diesen Stand zu gelangen, hat es eine große Geduld gekostet: was seit Jahren unerläßlich war, sollte sich erst unter Leiden jeder Art zur Lösung bringen. Seit ich Sie zuletzt in München sah,[2] habe ich mein Asyl nicht verlassen. So behalfen wir uns denn ohne ›Welt‹, der wir uns gänzlich entzogen hatten. Da hat sich denn Echtes bewährt, und rührender als der Gewinn neuer Freunde war uns die Treue alter. Meine Schwester, Ottilie Brockhaus, besuchte uns bereits im vorigen Spätsommer mit ihrer Familie (S. 296): ich hätte Sie gern dabei gewünscht. Nun hören Sie: mögen Sie es gerecht und sinnvoll finden, daß wir Ihrer Einladung erst nachkommen, wenn ich Ihnen die Mutter meines Sohnes auch als meine angetraute Gattin zuführen kann. Dies ist nun endlich nicht mehr fern und wir hoffen noch vor dem Fallen des Laubes in Mariafeld einzuschreiten.[3] Aber nun bewähren Sie Ihre treue Freundschaft, und kehren Sie mit den vortrefflichen Ihrigen recht, recht bald zuvor noch bei uns auf Triebschen ein. Haben Sie Enkel,

[1] Briefwechsel zwischen Nietzsche und Rohde S. 204. — [2] 1868 zu den ‚Meistersingern'. — [3] Thatsächlich kam es unseres Wissens doch erst im Frühjahr des nächstfolgenden Jahres, am 18. Februar 1871 zu diesem Besuche, nachdem die Partitur des dritten ‚Siegfried'-Aktes völlig auch in der Partitur vollendet war (vgl. S. 344 dieses vorliegenden Bandes).

so bringen Sie die auch mit; hier treffen Sie eine zahlreiche Jugend, welche sich um ihre Mutter und zugleich Erzieherin und Lehrerin schaart. Außerdem vielleicht sonst noch Manches, was Ihnen Freude macht.'

Am 2. Juli war der erste Akt der Orchesterskizze der ‚Götterdämmerung' vollendet, und der Meister fühlte sich dringend einer Erfrischung bedürftig. So unternahm er denn mit den Seinen einen Ausflug, ohne für die kurze Zeit einen bestimmten Aufenthaltsort für die Nachsendung von Briefen zu hinterlassen. Genau in dieser Zeit traf eine Nachricht Klindworth's ein, der, um einen wichtigen Auftrag Bülow's zu überbringen,[1] seinen Besuch ankündigte, und unmittelbar darauf auch Klindworth in Person. Er begab sich nach Triebschen, fand aber den Horst leer, den Adler ausgeflogen. Vergeblich wartete er eine Woche in Luzern. Als er eben unverrichteter Sache wieder abreisen wollte, kam — Hans Richter in sein Hôtel: von ihm erfahren, Wagner befinde sich auf dem Pilatus, und auf seinen Vorschlag eingehen, den Meister dort oben aufzusuchen, war Eins. Bereits sei es Abend gewesen, als sie sich auf den Weg gemacht. Gegen zwei Uhr wären sie in den unteren Gasthof gelangt und, nach kurzer Rast ihre nächtliche Tour wieder aufnehmend, früh um fünf an ihr Ziel gekommen, wo sie an dem weniger als mittelmäßigen Klavier des Gasthofs mit den wuchtigen Klängen des ‚Meistersinger'-Vorspiels sich als frühzeitige Gäste zu melden getrauten. Sehr bald sei, als er den Besuch erkannt, der humoristische Zorn Wagner's über die Störung seiner Morgenruhe verraucht: herzlichst habe er sich über die Nachtexpedition gefreut und die Freunde mit ihm einige schöne Tage verbracht. Über seine Unterredungen mit dem Meister erstattet Klindworth bald darauf Bülow einen ausführlichen brieflichen Bericht: ‚Wagner ist außerst decidirt, daß er nie und nimmer wieder seinen Fuß nach München setzen wird; eben deshalb wünscht er um so mehr, mich dort am Theater zu haben, auf den er sich verlassen kann. Eine Gesammtaufführung der Nibelungen soll nicht in München stattfinden; er hat einen anderen großartigen Plan dafür im Auge, ich aber soll dann nach dem gegebenen Muster eine spätere in München ins Werk setzen. D(üfflipp) hofft allerdings, nach der Trauung in Luzern, Wagner zu veranlassen, München wieder zu besuchen; darin aber täuscht er sich gewiß. Wagner ist sehr bös und schwört, lieber Alles fahren zu lassen, sich mit dem Könige gänzlich zu verfeinden, Triebschen aufzugeben, eher denn daß er je mit dem Münchener Theater sich wieder befassen werde.' ‚Wagner wünscht sehr, daß ich für München gewonnen werde, und da er nach den gemachten Erfahrungen die Partitur des ›Siegfried‹ keinesfalls in die Hände des Königs abliefern wird, auch erwartet, daß man seinen dringenden

[1] Bülow war im Juni von Florenz nach Berlin gegangen, wo ihn Klindworth aus seiner Thüringer Sommerfrische besucht hatte (Bülow, Briefe IV, S. 407 und 426.

Mahnungen zuwider künftig noch Aufführungen der ›Walküre‹ wiederholen wird,[1] so wäre eine Schwierigkeit gelöst, die von vorn herein meine Stellung höchst peinlich, ja unhaltbar machen würde, eingeklemmt zwischen dem Befehl des Königs und dem Verbote Wagner's. Später wird meine Anstellung sich vielleicht leichter machen.'

Vom Pilatus aus, wo Klindworth den Meister und die Seinen in dem ‚strahlenden Glück jenes Sommermorgens' angetroffen, war er inzwischen mit der ganzen Familie nach Triebschen zurückgekehrt: da trat — am 15. Juli — wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, der große Wendepunkt des Jahres 1870 ein: die französische Kriegserklärung. Seltsamer Weise gerade in Gegenwart der uns bereits bekannten französischen Freunde, die sich, nachdem sie genugsam in Weimarer und Münchener ‚Musteraufführungen' geschwelgt, zum Schluß nach Triebschen begeben hatten und nun, wegen der voraussichtlichen Grenzsperre, unter so ernsten Verhältnissen in die Heimath zurückeilen mußten. Auch die Tage von Klindworth's Verweilen waren unter solchen Umständen gezählt. Die Ereignisse folgten nun einander dicht auf dem Fuß. König Ludwig erklärte, mitten zwischen ‚Rheingold' und ‚Walküre' (am 14. und 17. Juli), der Bundesfall mit Preußen sei gegeben und ordnete ohne Verzug die Mobilisirung des bayerischen Heeres an. Von überall her strömte weithin im deutschen Vaterlande Alles zu den Waffen. Wenn jedes deutsche Gemüth in diesen erregten Tagen in jener Mischung von ernster Sorge und erhebender Vorahnung einer gewaltigen Entscheidung erbebte, die einem großen Ereignis vorausgeht, wie sollte nicht das Herz des Künstlers, in jeder Faser mit dem Genius seines Volkes innig verwachsen, in gewissestem Vorgefühl die ungeheuere Tragweite des bevorstehenden Kampfes ermessen?[2] Lange genug hatte er die Erschlaffung dieses Volkes unter der zersetzenden Vorherrschaft einer undeutschen Civilisation und Kunstübung beklagen, ja fast an der Annahme verzweifeln müssen, daß es sich je aus dieser

[1] Die erste Münchener Aufführung hatte am 26. Juni stattgefunden, Wiederholung am 29. Juni.* ‚Todt zu machen ist die ›Walküre‹ eben nicht,' schreibt Klindworth in demselben Briefe an Bülow (vom 31. Juli 1870), ‚und der Größe und Eindrucksfähigkeit des Werkes ist allein der Succeß zuzuschreiben, der ihn in so hohem Grade zu Theil wird. Berlin, Wien, Karlsruhe — Alle wollen sie sogleich haben; aber Wagner wird diesen unzeitgemäßen Gelüsten einen Riegel vorzuschieben wissen. Mit dem ‚Rheingold' geht's noch immer hundsmäßig schlecht, Du solltest nur sehen, wie das Ganze jämmerlich und unverständlich gegeben wird. Es sieht in München recht traurig aus: Theater und Musikschule verfallen total — Alles seufzt nach Dir' (Bülow, Briefe IV, S. 428). — [2] Während der französische Chauvinismus in seinem Taumelwahn in den Ruf ausbrach: ‚à Berlin!', treffen wir dagegen in Bülow's damaligen Briefen aus der preußischen Hauptstadt das volle Gefühl der Siegeszuversicht: ‚Hier ist man allgemein des begründeten Glaubens, daß das

* Von hier ab in Verbindung mit dem ‚Rheingold' am 7. 10. Juli, 14. 17. Juli, 20. 22. Juli; dann einmal allein (ohne ‚Rheingold') am 3. Nov. 1870; dann wieder mit dem ‚Rheingold' am 20. 25. September, 28. 1. Oktober 1871; 16. 19. März 1872; ‚Walküre' allein 10. Mai 1873, 11. Februar, 3. Mai 1874.

Selbstentfremdung und Verweichlichung retten werde. Ein erhebendes Bewußtsein wurde nun, im Hinblick auf dieses einmüthige Sichaufraffen in Nord und Süd des Vaterlandes in ihm wach und bezeugte ihm, daß er sich nun doch auch diesen lebenden Deutschen, und nicht bloß ihren großen Vorfahren in vergangenen Jahrhunderten, verwandt fühlen dürfe. ‚Begraben durft' ich manchen Schmerz, der lange mir genagt das Herz, das Leid, das mich besessen, blickt' ich auf Deutschlands Schmach dahin!' Nicht ahnungsvoller können sich die ihm durch diesen entschlossenen Ernst, diese opfermuthige Kampfesbereitschaft erweckten Empfindungen aussprechen, als in dem herrlichen Gedicht ‚Zum 25. August 1870' an seinen königlichen Freund und Schirmherrn, das mit den Worten beginnt: ‚Gesprochen ist das Königswort, dem Deutschland neu erstanden,' und mit der Verkündigung schließt: ‚Von Wotan bangend ausgesandt, sein Rabe gute Kund' ihm fand: es strahlt der Menschheit Morgen; nun dämm're auf, du Göttertag!'

Kaum drei Wochen nach der Kriegserklärung war es inzwischen zu dem ersten Treffen von Weißenburg, sodann — 6. August — zu der Schlacht bei Wörth gekommen, in welcher Mac Mahon auf das Haupt geschlagen und gegen zehntausend Gefangene gemacht waren. Nietzsche hatte sich, da er auf Grund seiner schweizerischen Staatsangehörigkeit verpflichtet worden war, keine Waffen zu tragen, als Krankenpfleger anmelden lassen und war Mitte August nach Leipzig abgegangen, um sich durch die sanitären Behörden dahin senden zu lassen, wo er Verwundeten hilfreich sein konnte, auch wohl direkt auf das Schlachtfeld, wo ihm zu kämpfen verwehrt war. Dann kamen (vom 14. August ab) die Belagerung von Straßburg, die furchtbaren Kämpfe von Mars la Tour und Gravelotte. Um die Zeit von Gravelotte und der Schlachten vor Metz tauchte eines Tages, ganz von patriotischem Eifer glühend, Friedrich Pecht in Triebschen auf. Er kam von Zürich, wo er Semper besucht hatte, und berichtete von dem widerwärtigen Eindruck, den die offene Parteinahme der Schweizer für die Franzosen, gegen ihre germanischen Stammesbrüder, auf ihn gemacht.[1] Zwei seiner leiblichen Vettern, die ihn in Frauenfeld am Bahnhof erwartet, hätten nach den glänzenden Siegen der letzten Tage ihn mit der naiven Zumuthung empfangen: ‚Ihr Deutsche könntet jetzt auch aufhören.'[2]

Kriegstheater jenseit des Rheines spielen wird. Die Tüchtigkeit der preußigen Organisation ist bewundernswerth.' ‚Preußen ist wundervoll organisirt, Bismarck wahrhaftige Vorsehung in Allem; ich zweifle nicht, daß, um die Sache ins Reine zu bringen, keinesfalls mehr Wochen erforderlich sein werden, als 1866 Tage nöthig waren' (Briefe IV, S. 423. 424/22). — [1] In Pecht's Erinnerungen heißt es: ‚Natürlich stieg jetzt, wo die ersten Nachrichten von der Schlacht bei Gravelotte anlangten, die Spannung aufs höchste und war um so unangenehmer, als man in der Schweiz fast nur die erlogenen Berichte der Franzosen zu hören bekam. Daß sie nicht gesiegt hatten, war indeß doch ziemlich deutlich' (Pecht, a. m. Leben II, S. 232). — [2] Vgl. in dem Gedicht ‚an das deutsche Heer' die ‚ärgerlichen Demokraten': ‚Laßt uns Paris, wo sich's so hübsch verschwört, und seid zufrieden mit der Schlacht bei Wörth!'

‚Nach Tiſche,‘ ſo erzählt Pecht, ‚begleitete mich Wagner in die Stadt zurück, um ſich da in meinem Gaſthof gleich die neueſten Nachrichten über den Krieg zu verſchaffen, wo wir dann richtig wieder in Streit mit den ganz toll gewordenen Schweizern geriethen. Daß jetzt das deutſche Reich in alter Majeſtät wieder aufſteigen müſſe, das unterlag bei uns natürlich keinem Zweifel. Gerade das Auftauchen eines ſo mächtigen Nachbars war es aber, was die Schweizer ſo beunruhigte: ſie hatten da eine Empfindung wie Deſerteure, die leicht wieder eingefangen werden könnten. Außerdem ging ſpeziell den Luzernern auch noch die ganze Saiſon verloren, da kein Menſch zu reiſen wagte, was ihre Stimmung natürlich nicht verbeſſerte.‘

Der gleiche Auguſttag, zu welchem, als dem fünfundzwanzigſten Geburtstag ſeines königlichen Beſchützers, der Meiſter dieſem Letzteren ſein zuvor erwähntes herrliches Gedicht überſandt hatte, war nun aber von ihm noch für eine andere Feier auserkoren. Wie er in ſtolz erhobener Hoffnung die erſten großen Erſchütterungen des ausgebrochenen Krieges als den Anbruch eines neuen Daſeinsmorgens für ſein Volk, ja für die Menſchheit begrüßte, ſo ward dieſelbe ernſte Stunde, in der Stille von Luzern, ein neuer Abſchnitt auch für ſein eigenes Leben. Am Donnerstag den 25. Auguſt fand in der proteſtantiſchen Kirche daſelbſt, nach vorausgegangenem öffentlichen Aufgebot, durch den Pfarrer Tſchudi die Trauung Richard Wagner's mit Coſima Liſzt, geſchiedenen Frau v. Bülow ſtatt, in alleiniger Anweſenheit der beiden Zeugen Hans Richter und der altbewährten Freundin, der ‚Idealiſtin‘ Malvida v. Meyſenbug. Nur an die vertrauteſten Freunde wurden nach vollzogener Handlung Vermählungsanzeigen geſchickt; von dem Einzigen, den er bei dieſer Gelegenheit eines beſonderen Briefes würdigte, werden wir ſpäter zu ſprechen haben (S. 367). — Es giebt kein Bündnis, welches jedem Deutſchen heiliger zu ſein hätte. Noch iſt keines in größerer Selbſtloſigkeit, mit höheren, überperſönlichen Zielen geſchloſſen worden, und keines — ſo ſchwer erkämpft. Es vereinigte den großen Heimathloſen, den die Thorheit und Liebloſigkeit der Mitlebenden raſtlos von Ort zu Ort, von Unternehmen zu Unternehmen getrieben, dem ſie auch die Huld ſeines Königs mißgönnt und ihn in eine neue Verbannung geſchickt, — nun vor Gott und Welt mit der Edlen, die, fern aller kleinen und unwürdigen Menſchenfurcht, wie die rettende Himmelsmacht der Liebe in ſein Leben getreten war. ‚Sie hat,‘ ſagt der Meiſter von ihr, ‚jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über ſich genommen.‘[1] Und hätte keine andere Stimme ihrem Herzen geſagt, welch hehren Entſchluß ſie damit gefaßt, ſo wäre ihr dies ſchon durch jene traurige, aber von jedem Hochgeſinnten als Genugthuung zu empfindende Erfahrung beſtätigt worden, daß die Gemeinheit nicht davor zurückſchreckte, die heiligſte That der Treue mit

[1] In dem S. 327 erwähnten Brief an Frau Wille vom 25. Juni 1870.

ihrem unreinen Athem zu beflecken. Von ihr aber bleibt, was gering und niedrig, in stillschweigendem Einverständnis verschont; nur das Große verletzt sie, ihm galt daher von je ihr ohnmächtiger Aufschrei. Auch hat es seitens der hohen Frau keines anderen Mittels bedurft, als der stillwirkenden Macht dieser Treue über den Tod hinaus, um die Gemeinheit zu besiegen und Schmach und Verdammung in Ehrfurcht und Bewunderung umzuwandeln. — Und noch eine weitere stille Familienfeier auf Triebschen schloß sich an die soeben erwähnte, zu welcher von Zürich her Dr. Wille und Gemahlin, von jenseit des Sees der Graf und die Gräfin Bassenheim herübergekommen waren. Es war die Taufe des ‚wunderbar schönen und kräftigen Sohnes, den ich kühn ›Siegfried‹ nennen durfte', wie es in dem erwähnten Briefe an Frau Wille in heller Vaterfreude von ihm heißt, — mit dem Zusatz: ‚der gedeiht nun mit meinem Werke, und giebt mir ein neues langes Leben, das endlich einen Sinn gefunden hat'.[1] ‚Es war an einem Sonntag, am 4. September,'[2] erzählt Frau Wille, ‚als wir die Fahrt nach Triebschen unternahmen. Auf dem Züricher Bahnhof war alles in lebendigster Erregung, denn eben war die Kunde von dem Siege bei Sedan gekommen, und daß der Kaiser von Frankreich sich als Gefangener dem Könige von Preußen ergeben habe. Das große Ereignis erfüllte meinen Mann mit höchster Freude, und ich theilte seine Gefühle; aber nach Frauenart war ich doch während der Eisenbahnfahrt nach Luzern mit dem Nächsten beschäftigt: ich gedachte der Schmerzensepisode, in welcher Wagner vor sechs Jahren in Mariafeld mir in Freundschaft nahegetreten war, und des raschen Umschwunges seines Schicksals. Tief und treu durch Jahre des Kampfes und des Ausharrens hatte sich seine Liebe für die hochgeartete, opfermuthige Frau bewährt, die er jetzt mit Stolz und Freude die Seinige nannte. Geist, Phantasie und die Poesie ihrer Seele befähigten sie, ihm als verständnisvolle Begleiterin auf jede Höhe zu folgen, auf welche sein Genius strebte.'[3] Der Täufling mit ‚der hohen Stirn und dem klaren Auge' aber empfing die verheißungsvollen Namen: Helferich Siegfried Richard Wagner. Während der heiligen Handlung entlud sich, eben im Momente des Segens, ein Gewitter mit Blitzen und Donnerschlägen. ‚Ich liebe diese Zeichen des Himmels', sagt der Meister davon in einem am folgenden Tage (5. September) datirten Brief an eine entfernte Taufpathin.[4]

Und zwischen diesen beiden nahe aneinandergerückten bedeutungsvollen

---

[1] Brief an Frau Wille vom 25. Juni 1870. — [2] Irrthümlich giebt die Erzählerin den 3. September an, vermuthlich bestimmt durch die Erinnerung an den noch ganz frischen Eindruck der von ihr erwähnten politischen Nachrichten! — [3] E. Wille, Erinnerungen S. 157/59. [4] ‚Au moment de la bénédiction un orage nous envoya des éclairs et des coups de tonnerre bruyants. Il paraît que les coups de foudre joueront leur rôle dans la vie de ce terrible garçon. Mais j'aime ces augures du ciel, tandis que je prends en aversion ces coups terrestres qui nous ont privés de votre assistance' (J. Gautier, R. Wagner S. 40).

Feiern in der Mitte — der alle Welt erschütternde 1. September, der Tag von Sedan, mit der fast unglaublichen, überall mit hellem Glockengeläute begrüßten Siegeskunde. Ganz wie einst seine eigene früheste Kindheit, Geburt und Taufe, von dem Schlachtendonner des Befreiungskampfes begleitet gewesen war. Die Siege der deutschen Waffen waren nun nicht mehr aufzuhalten: auf Sedan folgte die Belagerung von Paris, und am 30. November beantragte König Ludwig mitten aus dem Staate heraus, in welchem der deutschen Einheit durch das Gebahren der altbayerischen und ultramontanen Partei die anscheinend unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg gelegt waren, durch sein Rundschreiben an die deutschen Fürsten und Regierungen der deutschen Städte die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches, mit der Aufforderung die neue deutsche Kaiserkrone dem preußischen Könige darzubringen. Der Göttertag schien im Anbruch begriffen; seine ersten Strahlen verjagten das Dunkel und vergoldeten weithin das Firmament. Alle Kundgebungen Wagner's aus jener Zeit beweisen, wie dieses Aufleuchten des deutschen Geistes auch ihn mit Wärme erfüllte. Das ‚Königswort, dem Deutschland neu erstanden', — wen sollte es auch inniger berühren, als den Schöpfer des Nibelungenringes, dessen bitterstes Leiden von je die Undeutschheit der Deutschen gewesen, der sein ganzes Leben hindurch unermüdlich auf die künstlerische Neugeburt seines Volkes gearbeitet, und dem nun als Vorbotin der Erfüllung seiner heißen Wünsche die große nationale Erhebung zu staatlicher Einigung entgegentrat? Von einer Überschätzung der Symptome war er in seinem ernsten Sinne, nach allen Erfahrungen seines Lebens weit entfernt. ‚Ich gestehe, daß, wenn ich Moltke und das deutsche Heer nicht vor mir sähe, ich gar, gar nichts erkennen würde, was mir Hoffnung machen könnte.' Nun aber gab es doch dieses Eine, um ihm ‚Hoffnung zu machen', und angesichts seines großen, ungeheueren Vorhabens wollte er diesmal noch hoffen.

XIV.

Erste Fahrt ins ‚Reich'.

‚Beethoven'. — Erste Schritte zur Verwirklichung der Bayreuther Idee. — Gesammtausgabe der Schriften. — Das ‚Siegfried-Idyll'. — ‚Eine Kapitulation'. — Gedicht an Bismarck gesandt. — Der ‚Kaisermarsch'. — Ankündigung der Festspiele. — Besuch in Bayreuth. — Über Leipzig und Dresden nach Berlin. — Konzert zum Besten des König Wilhelm-Vereins. — Zurück nach Luzern. — Heckel und der Mannheimer Wagner-Verein. — Tausig's Tod.

> Widersetzte sich einst eine Gesammtheit dem hochsinnigen Beschluß eines einzelnen Mächtigen, so konnte ich mich jetzt mit dem, unter dem Schutz dieses Mächtigen zur Vollendung gediehenen Werke, an eine andere Gesammtheit wenden, welcher ich es nach ihrem eigenen Willen zur Ermöglichung seiner Aufführung übergeben durfte.
>
> Richard Wagner.

Eine Frucht dieser Zeit neu belebter Hoffnung des Künstlers war die wundervolle Schrift über ‚Beethoven'. Nichts konnte sich für ihn den Siegen deutscher Tapferkeit erhebender zur Seite stellen, als das Andenken an den großen Meister, der nun vor hundert Jahren dem deutschen Volke geboren war. ‚Dort, wohin jetzt unsere Waffen dringen, an dem Ursitze der ›frechen Mode‹ hatte sein Genius schon die Eroberung begonnen: was dort unsere Denker, unsere Dichter nur mühsam übertragen, unklar, wie mit unverständlichem Laute berührten, das hatte die Beethoven'sche Symphonie schon im tiefsten Innern erregt: die neue Religion, die welterlösende Verkündigung der erhabensten Unschuld war dort schon verstanden, wie bei uns.' Durfte er nun wohl hoffen, das deutsche Volk werde seine ‚Tapferkeit' auch im Frieden bewähren? seinen wahren Werth hegen und den falschen Schein einer wälschen Flitterkunst von sich werfen, indem es auf das Gefällige verzichtete, das ihm versagt, und das Innige und Große als Das erkenne, worin es einzig sei? Wohl würde es dann, aber auch erst dann, mit den Siegen

dieser ‚Tapferkeit im Frieden', die von dem ‚großen Bahnbrecher in der Wildnis des entarteten Paradieses' begonnene Eroberung vollenden und ihm damit allein die würdige Feier bereiten. ‚Aber feiern wir ihn würdig, — nicht minder würdig als die Siege deutscher Tapferkeit: denn dem Weltbeglücker gehört der Rang noch vor dem Welteroberer!'

Über den Anlaß zur Entstehung der Schrift spricht er sich in der Vorrede dazu aus. ‚Der Verfasser der vorliegenden Arbeit,' heißt es hier, ‚fühlte sich gedrungen, auch seinerseits zur Feier des hundertjährigen Geburtstages unseres großen Beethoven beizutragen, und wählte, da ihm hierzu keine andere, dieser Feier ihm würdig dünkende Veranlassung geboten war, eine schriftliche Ausführung seiner Gedanken über die Bedeutung der Beethoven'schen Musik, wie sie ihm aufgegangen. Die Form der hieraus entstandenen Abhandlung kam ihm durch die Vorstellung an, als sei er zur Abhaltung einer Festrede bei einer idealen Feier des großen Musikers berufen; wobei ihm, da in Wirklichkeit diese Rede nicht zu halten war, für die Darlegung seiner Gedanken der Vortheil einer größeren Ausführlichkeit zu gut kam, als diese bei einem Vortrage vor einem wirklichen Auditorium erlaubt gewesen wäre.' Es ward ihm hierdurch möglich, den Leser durch eine tiefer gehende Untersuchung des Wesens der Musik zu geleiten, und dem Nachdenken des ernstlich Gebildeten auf diesem Wege einen Beitrag zur Philosophie der Musik zu liefern; während andererseits die Annahme, sie werde wirklich an einem bestimmten Tage dieses so ungemein bedeutungsvollen Jahres vor einer deutschen Zuhörerschaft als Rede vorgetragen, eine warme Bezugnahme auf die erhebenden Ereignisse dieser Zeit nahelegte. ‚Wie es dem Verfasser möglich war, unter den unmittelbaren Eindrücken dieser Ereignisse seine Arbeit zu entwerfen und auszuführen, möge sie sich demnach auch des Vortheils erfreuen: der größeren Erregung des deutschen Gemüthes eine innigere Berührung mit der Tiefe des deutschen Geistes ermöglicht zu haben, als im gewöhnlichen nationalen Dahinleben dies gelingen dürfte.' Wie weit die Entstehung und Ausbildung des überaus reichen Gedankenkreises zurückreicht, der in dieser tiefsten unter allen bisherigen Schriften des Künstler-Denkers beschlossen ist, darüber kann uns kein Biograph Auskunft geben; sie enthält eben den Inbegriff seiner reifsten und geläutertsten Kunstanschauung. Wir haben aber darauf hingewiesen, daß bereits der Schluß der Abhandlung über das ‚Judenthum' die Grundlage für die Beurtheilung des Wesens der deutschen Musik (und der Musik überhaupt) bietet, auf welcher sich nun in der ‚Beethoven'-Schrift der philosophisch vertiefte Ausbau der neuen Ästhetik erhebt. Was dort bloß andeutungsweise formulirt wird, erhält hier seine herrlichste Ausführung. Ihre Niederschrift jedoch fällt in die zuletzt von uns geschilderte Periode, in die Monate August und September, buchstäblichst mitten in die Ereignisse des ausgebrochenen Krieges. Um die gleiche Zeit bewarb sich ein junger Leipziger

XIV.

Erste Fahrt ins ‚Reich'.

‚Beethoven'. — Erste Schritte zur Verwirklichung der Bayreuther Idee. — Gesammtausgabe der Schriften. — Das ‚Siegfried-Idyll'. — ‚Eine Kapitulation'. — Gedicht an Bismarck gesandt. — Der ‚Kaisermarsch'. — Ankündigung der Festspiele. — Besuch in Bayreuth. — Über Leipzig und Dresden nach Berlin. — Konzert zum Besten des König Wilhelm-Vereins. — Zurück nach Luzern. — Heckel und der Mannheimer Wagner-Verein. — Tausig's Tod.

> Widersetzte sich einst eine Gesammtheit dem hochsinnigen Beschluß eines einzelnen Mächtigen, so konnte ich mich jetzt mit dem, unter dem Schutz dieses Mächtigen zur Vollendung gediehenen Werke, an eine andere Gesammtheit wenden, welcher ich es nach ihrem eigenen Willen zur Ermöglichung seiner Aufführung übergeben durfte.
>
> Richard Wagner.

Eine Frucht dieser Zeit neu belebter Hoffnung des Künstlers war die wundervolle Schrift über ‚Beethoven'. Nichts konnte sich für ihn den Siegen deutscher Tapferkeit erhebender zur Seite stellen, als das Andenken an den großen Meister, der nun vor hundert Jahren dem deutschen Volke geboren war. ‚Dort, wohin jetzt unsere Waffen dringen, an dem Ursitze der ›frechen Mode‹ hatte sein Genius schon die Eroberung begonnen: was dort unsere Denker, unsere Dichter nur mühsam übertragen, unklar, wie mit unverständlichem Laute berührten, das hatte die Beethoven'sche Symphonie schon im tiefsten Innern erregt: die neue Religion, die welterlösende Verkündigung der erhabensten Unschuld war dort schon verstanden, wie bei uns.' Durfte er nun wohl hoffen, das deutsche Volk werde seine ‚Tapferkeit' auch im Frieden bewähren? seinen wahren Werth hegen und den falschen Schein einer wälschen Flitterkunst von sich werfen, indem es auf das Gefällige verzichtete, das ihm versagt, und das Innige und Große als Das erkenne, worin es einzig sei? Wohl würde es dann, aber auch erst dann, mit den Siegen

dieser ‚Tapferkeit im Frieden', die von dem ‚großen Bahnbrecher in der Wildnis des entarteten Paradieses' begonnene Eroberung vollenden und ihm damit allein die würdige Feier bereiten. ‚Aber feiern wir ihn würdig, — nicht minder würdig als die Siege deutscher Tapferkeit: denn dem Weltbeglücker gehört der Rang noch vor dem Welteroberer!'

Über den Anlaß zur Entstehung der Schrift spricht er sich in der Vorrede dazu aus. ‚Der Verfasser der vorliegenden Arbeit,' heißt es hier, ‚fühlte sich gedrungen, auch seinerseits zur Feier des hundertjährigen Geburtstages unseres großen Beethoven beizutragen, und wählte, da ihm hierzu keine andere, dieser Feier ihm würdig dünkende Veranlassung geboten war, eine schriftliche Ausführung seiner Gedanken über die Bedeutung der Beethoven'schen Musik, wie sie ihm aufgegangen. Die Form der hieraus entstandenen Abhandlung kam ihm durch die Vorstellung an, als sei er zur Abhaltung einer Festrede bei einer idealen Feier des großen Musikers berufen; wobei ihm, da in Wirklichkeit diese Rede nicht zu halten war, für die Darlegung seiner Gedanken der Vortheil einer größeren Ausführlichkeit zu gut kam, als diese bei einem Vortrage vor einem wirklichen Auditorium erlaubt gewesen wäre.' Es ward ihm hierdurch möglich, den Leser durch eine tiefer gehende Untersuchung des Wesens der Musik zu geleiten, und dem Nachdenken des ernstlich Gebildeten auf diesem Wege einen Beitrag zur Philosophie der Musik zu liefern; während andererseits die Annahme, sie werde wirklich an einem bestimmten Tage dieses so ungemein bedeutungsvollen Jahres vor einer deutschen Zuhörerschaft als Rede vorgetragen, eine warme Bezugnahme auf die erhebenden Ereignisse dieser Zeit nahelegte. ‚Wie es dem Verfasser möglich war, unter den unmittelbaren Eindrücken dieser Ereignisse seine Arbeit zu entwerfen und auszuführen, möge sie sich demnach auch des Vortheils erfreuen: der größeren Erregung des deutschen Gemüthes eine innigere Berührung mit der Tiefe des deutschen Geistes ermöglicht zu haben, als im gewöhnlichen nationalen Dahinleben dies gelingen dürfte.' Wie weit die Entstehung und Ausbildung des überaus reichen Gedankenkreises zurückreicht, der in dieser tiefsten unter allen bisherigen Schriften des Künstler-Denkers beschlossen ist, darüber kann uns kein Biograph Auskunft geben; sie enthält eben den Inbegriff seiner reifsten und geläutertsten Kunstanschauung. Wir haben aber darauf hingewiesen, daß bereits der Schluß der Abhandlung über das ‚Judenthum' die Grundlage für die Beurtheilung des Wesens der deutschen Musik (und der Musik überhaupt) bietet, auf welcher sich nun in der ‚Beethoven'-Schrift der philosophisch vertiefte Ausbau der neuen Ästhetik erhebt. Was dort bloß andeutungsweise formulirt wird, erhält hier seine herrlichste Ausführung. Ihre Niederschrift jedoch fällt in die zuletzt von uns geschilderte Periode, in die Monate August und September, buchstäblichst mitten in die Ereignisse des ausgebrochenen Krieges. Um die gleiche Zeit bewarb sich ein junger Leipziger

Musikalienhändler, E. W. Fritzsch, der ein neu begründetes Organ[1] nach seinen Kräften in den Dienst der Sache zu stellen verhieß, angelegentlich um eine Schrift des Meisters für seinen Verlag. Dieser fand sich, nach seinen letzten unerfreulichen Buchhändler-Erfahrungen, dazu bereit; am 28. September ging das Manuskript aus Luzern nach Leipzig ab; Ende November trat das Buch an die litterarische Öffentlichkeit. ‚Hier, verehrter Freund, etwas ganz Neues aus der Wildnis', mit diesen Worten sandte er es am 4. Dezember an Wesendonck. ‚Die Stimme eines Propheten in der Wüste,' nennt es Rohde gleich nach dem ersten Lesen, ‚erhebend und an das Vorhandensein eines besseren Lebens mahnend mitten in dieser Zeit. Es ist eine wahre Offenbarung über den inneren Sinn der Musik, wie sie tiefer und überzeugender gar nicht gegeben werden konnte, als von diesem Genius, in dem der innerste Geist der göttlichen Kunst so rein und aller modischen Hüllen bar sich offenbart, wie nie vorher. Ich empfinde das Gefühl dankbarster Befriedigung über diese unvergleichlichen Aufschlüsse: und doch, daran zweifle ich nicht, werden diese tiefsten Darlegungen unsern ›Griechen‹ eine ›Thorheit‹ scheinen: und das erst giebt ihnen ihre rechte Würde.'[2]

‚Den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Thorheit,' wie sehr bezeichnend findet sich hier das ernste große Wort des Apostels gerade auf diese Schrift angewendet, die in der modernen Welt so recht die Verkündigung eines unerfaßten und unbegriffenen Evangeliums war. ‚Wahrscheinlich würde ich,' schreibt er noch zehn Jahre später, ‚wenn man mir jetzt noch eine Schule einrichtete, auf diese meine Lieblingswerke (die Beethoven'schen Symphonien) mich einzig beschränkt haben, und zwar recht eigentlich im Sinne eines Erhalters, oder auch eines Predigers, der am Ende immer noch nichts Eindringlicheres seiner Gemeinde vorführen kann als die Evangelien.'[3] In solchem Sinne beging er denn auch in diesem hochgeweihten Winter seine private häusliche Beethovenfeier. Als eigentliche Hauptarbeit nahm ihn, unter Richter's kopistischer Beihilfe, die Ausführung der Partitur des dritten Siegfriedaktes in Anspruch, deren eigenhändiges, für den König bestimmtes, Exemplar dann immer partieenweise an Klindworth abging, welcher seit Jahren im fernen Moskau an der Herstellung des Klavierauszuges der einzelnen Theile des ‚Ringes' arbeitete. Trotz dieser abschließenden Beschäftigung mit seinem großen Werke war doch der Abend, alter Triebschener Gewohnheit gemäß, die sich nachmals in Wahnfried fortsetzte, der gemeinsamen Lektüre gewidmet. Die erlauchtesten Geister der Vergangenheit, von Homer zu Plato, Shakespeare und Goethe, bildeten so den regelmäßigen Umgang seines Geistes und seines Hauses. Auch kam es wohl vor, daß Hans Richter die Aufgabe zufiel, mit

[1] Das zur Zeit im 34. Jahrgang stehende ‚Musikalische Wochenblatt'. — [2] Briefwechsel mit Nietzsche S. 221. — [3] Ges. Schriften X, S. 375.

seiner eigenthümlichen heiteren Frische und in der ihm vertrauten Wiener Mundart die, von Wagner so sehr geschätzten Raimund'schen Zauberdramen vorzulesen. Ein Abend der Woche aber blieb in diesem Herbst und Winter der wiederholten intimen Beschäftigung mit den Quartetten Beethoven's bestimmt, indem es sich der Meister angelegen sein ließ, einer Vereinigung talentvoller Züricher Musikern die Geheimnisse des Vortrages dieser schwierigen Werke zu lehren. In diesen wunderbaren Tonstücken hatte einst Beethoven ‚im trauten Stübchen wenigen athemlos lauschenden Freunden alles das Unsägliche mitgetheilt, was er hier nur verstanden wissen durfte, nicht aber dort in der weiten Saalhalle, wo er in großen plastischen Zügen zum Volke, zur ganzen Menschheit sprechen zu müssen glaubte.'[1] Sie erklangen nun zum ersten Mal wieder an der rechten Stelle. Richter betheiligte sich regelmäßig an diesem Zusammenspiel und rechnete diese Stunden, in denen er durch Wagner ‚auf die schwindelnden Höhen des Beethoven'schen Geistes geleitet wurde'[2], zu den entscheidendsten seines Künstlerlebens. ‚Zu seinen liebsten Erinnerungen aus dieser göttlichen Luzerner Zeit gehören die Quartettübungen, welche damals von ihm und drei Züricher Musikern (Kahl, Rauchenecker und Ruhoff) unter großartig erleuchtender Inspiration Richard Wagner's vorgenommen wurden. Es gab in jenen Tagen, von Wagner angeregt und fort und fort enthusiastisch befeuert, ein eingehendes, begeistertes Studium der Beethoven'schen Streichquartette, namentlich aber der erhabenen letzten Schöpfungen dieses Meisters, durch welches Richter eine völlig neue Welt wunderbarer, nie geahnter musikalischer Herrlichkeit aufging und hat er dieses ihn fürs Leben beglückende Eindringen in die tiefste Tiefe des Beethoven'schen Geistes eben nur dem genialsten Beethoven-Interpreten, Richard Wagner, zu danken.'[3]

Nur sehr wenigen auserwählten Freunden, von denen er sich eine wirkliche Mitbethätigung erwarten durfte, machte er schon jetzt eingehendere Mittheilungen über sein Bayreuther Vorhaben. Wie viel lieber wäre es ihm gewesen, wenn er die ganze Angelegenheit gar nicht erst an eine große feindselige Öffentlichkeit zu bringen gehabt, sondern diese Freunde Alles, was zu den rein materiellen Vorbedingungen gehörte, ohne seine persönliche Hinzuziehung durch privates Wirken in ihren Kreisen erledigt und abgethan hätten. ‚Was er den Treu'sten in das Ohr geraunt, es ist gethan und alle Welt erstaunt.' Das war nun auf deutschem Boden nicht möglich. Unmöglich aber andererseits, daß er sich schon damals, in diesen ersten Anfängen, die entwürdigenden, beispiellos zeitraubenden und aufreibenden Bemühungen und

[1] Ges. Schr. X, 238/39. Vgl. dazu den zusammenfassenden Artikel ‚Quartett' des Wagner-Lexikons, oder auch den Artikel der Wagner-Encyklopädie: ‚Beethoven's Streichquartette', nebst den Zusätzen im Anhang speziell über das Cis moll- und Es dur-Quartett S. 390/91. — [2] Dr. Gustav Schönaich in der Zeitschrift ‚die Musik' 1903, III. Quartal, S. 131. — [3] Dr. Theodor Helm im ‚Musikalischen Wochenblatt' Jahrgang 1882, S. 4.

Kämpfe vergegenwärtigt hätte, die ihm Schritt für Schritt bevorstanden, um sein großes reformatorisches Werk durchzuführen. Nachträglich hieß es dann wohl: ‚wer solche Bahnen zu brechen vermag, ist ein Genie, ein Prophet und in Deutschland ein Märtyrer dazu!'[1] — Von jenen wenigen auserwählten Freunden, die schon jetzt ins Vertrauen gezogen waren, erfaßte der jüngste, der ungemein begabte und energische Karl Tausig, die Angelegenheit als eine ganz persönlich ihm zufallende Aufgabe. Er, der — damals in Berlin lebend — in den letzten Jahren mehr als je die Gesellschaft gemieden und sich fast scheu von ihr zurückzog, hatte stets die Menschen gesucht, sobald es galt für Wagner zu wirken, und dies mit einer Wärme gethan, die etwas Hinreißendes auch für den Widerstrebenden hatte. Sein gesellschaftlicher Kreis war, seiner Eigenart entsprechend, eng begrenzt; vor Allem fand er im Hause des Kgl. preußischen Hausministers Grafen v. Schleinitz jene sympathische Aufnahme und jene immer gleiche Theilnahme, deren seine tüchtige aber reizbare Natur bedurfte.[2] Mit der Dame des Hauses, als einer vorzüglich gestellten, in werkthätiger Begeisterung tief ernstlich der Wagner'schen Kunst zugethanen Gönnerin, entwarf er den Plan, die nöthige Anzahl Patrone für die Unternehmung zu werben, um die für den Bau eines provisorischen Theaters, für eine vorzügliche Einrichtung der Bühne und Herstellung einer vollendet edlen Szenerie, sowie für die Entschädigung der zu den Aufführungen selbst herbeizuziehenden, ausgewählten Künstlerpersonale, unerläßliche Summe von dreimalhunderttausend Thalern, dem Meister zur Verfügung stellen zu können. Tausig's hierüber gemachte Vorschläge fanden bei Wagner ein williges Gehör, da sie im Wesentlichen mit seinen eigenen Ansichten darüber, wie der von ihm anzusprechenden Theilnahme seiner Freunde eine feste Form zu geben sei, genau übereinstimmten. Eine wohlbegründete Aussicht auf die endliche Erreichung seines Lebenszieles that sich nun für ihn auf, und wir sehen ihn gegen das Ende des Jahres 1870 in voller Thätigkeit, nach allen Seiten hin das Neue vorzubereiten und mit dem Alten abzuschließen, Beziehungen

[1] Ein doppelt merkwürdiges Wort, da es von einem Manne herrührt, der noch auf die Grundsteinlegung von Bayreuth eine Verhöhnung in Form einer eigenen Broschüre verfaßt hatte! — [2] Über sein Spiel schreibt Bülow am 26. Juni 1870, während seines Berliner Aufenthaltes: ‚Tausig's Klavierspiel ist das idealste, das ich je gehört. Diese Urvollendung, diese exquisite Klangschönheit — das steht außer jeder Konkurrenz; da müssen Joachim und vielleicht noch ein Größerer — die Segel streichen.' ‚Als Charakter,' heißt es dann an anderer Stelle, ‚war er sehr ›impossible‹ im Verkehr; wir sind still, aber gründlich bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin auseinandergekommen. Mit dieser Äußerung soll aber beileibe kein Schatten auf den ‚Menschen' geworfen werden. Seine unglaubliche Launenhaftigkeit, Malice und Reizbarkeit war Folge krankhafter Zustände, Überanstrengung, theilweise seiner Erziehung, seinen meist trüben Erlebnissen entsprungen. Diese im Verkehr störenden Qualitäten schlossen ganz und gar nicht die allernobelsten Charakterzüge aus' (Bülow's Briefe IV, S. 407 und 494).

anzuknüpfen und zu befestigen. So faßte er den Plan zur Verwirklichung eines längst gehegten Gedankens: der Redaktion seiner bisher in Büchern, Broschüren und Artikeln für Zeitschriften zerstreuten und zersplitterten litterarischen Erzeugnisse zu einer Gesammtausgabe seiner ‚Schriften und Dichtungen'. Einer Arbeit, die ihn im Verlauf der nächsten drei Jahre neben all den anderen im unmittelbaren Interesse seiner großen Unternehmung stehenden Bemühungen unausgesetzt in Anspruch nahm. In der Anordnung dieser Schriften wollte er nach seinen eigenen Worten kein ästhetisches System, sondern, indem er dieselben chronologisch auf einander folgen ließ und über sie und seine Dichtungen somit eine Art von Tage-(oder Jahr-)buch führte, die ‚aufgezeichnete Lebensthätigkeit eines Künstlers' geben, der ‚in seiner Kunst selbst — über das Schema hinweg — das Leben suchte.' Diese, auf neun Bände veranschlagte Gesammtausgabe, deren Prospekt allerdings erst im folgenden Sommer publiziert wurde, setzte ihn in eine fernere Verbindung mit demselben jungen Leipziger Verlagsbuchhändler E. W. Fritzsch, bei welchem soeben auch seine ‚Beethoven'-Schrift erschienen war. Es gehörte Muth und Vertrauen zu einer solchen Unternehmung; keine der größeren deutschen Verlagsfirmen, deren jede mit ganz anderen — meist gänzlich nichtigen — Publikationsobjekten präoccupirt war, hätte sich damals an die Aufgabe gewagt und wäre zu den entsprechenden Auslagen dafür bereit gewesen!

So kam das Weihnachtsfest heran und mit ihm — zum zweiten Male zur Triebschener Weihnachtsfeier — auch wieder der Besuch Nietzsche's, der von seinem unternehmenden Ausfluge auf den Kriegsschauplatz nur allzubald heimgekehrt war. In seinen eifrigen Samariter-Bemühungen um die Pflege der Verwundeten war er, in dem fürchterlichen Dunstkreis der, des schlechten Wetters halber fest geschlossenen Krankenwagen, selbst an Brechruhr und Diphtheritis erkrankt; dazu hatte sich ‚die Atmosphäre der Erlebnisse wie ein düsterer Nebel um ihn gebreitet'; kurz, er begab sich — nach vorläufiger Genesung — nicht mehr auf das Kriegstheater zurück, sondern war sogleich, ohne weitere Bemühungen um Kräftigung seiner Gesundheit, gegen Ende Oktober wieder in sein Amt getreten. Mehrfach hatte er seitdem Triebschen wieder aufgesucht, und da der 24. Dezember diesmal auf einen Sonnabend fiel, konnte der Meister den jungen Freund, ganz um die gewöhnliche Stunde seines sonstigen Kommens, von seinem Nachmittagsspaziergang aus der Stadt mitbringen, wo dieser soeben auf dem Luzerner Bahnhof eingetroffen war, und um sieben Uhr die Lichter am Weihnachtsbaum anzünden. Sogar über die Bescheerungen dieses Festabends sind wir — von Nietzsche's Seite her — unterrichtet: das Packet, welches er, an Wagner's Seite durch die Abenddämmerung nach Triebschen schreitend, unter dem Arme trug, enthielt ein Bild und ein Manuskript, für den Meister den Dürer'schen Kupferstich ‚Ritter mit Tod und Teufel', für

XIV.

Erste Fahrt ins ‚Reich'.

‚Beethoven'. — Erste Schritte zur Verwirklichung der Bayreuther Idee. — Gesammtausgabe der Schriften. — Das ‚Siegfried-Idyll'. — ‚Eine Kapitulation'. — Gedicht an Bismarck gesandt. — Der ‚Kaisermarsch'. — Ankündigung der Festspiele. — Besuch in Bayreuth. — Über Leipzig und Dresden nach Berlin. — Konzert zum Besten des König Wilhelm-Vereins. — Zurück nach Luzern. — Heckel und der Mannheimer Wagner-Verein. — Tausig's Tod.

> Widersetzte sich einst eine Gesammtheit dem hochsinnigen Beschluß eines einzelnen Mächtigen, so konnte ich mich jetzt mit dem, unter dem Schutz dieses Mächtigen zur Vollendung gediehenen Werke, an eine andere Gesammtheit wenden, welcher ich es nach ihrem eigenen Willen zur Ermöglichung seiner Aufführung übergeben durfte.
>
> Richard Wagner.

Eine Frucht dieser Zeit neu belebter Hoffnung des Künstlers war die wundervolle Schrift über ‚Beethoven'. Nichts konnte sich für ihn den Siegen deutscher Tapferkeit erhebender zur Seite stellen, als das Andenken an den großen Meister, der nun vor hundert Jahren dem deutschen Volke geboren war. ‚Dort, wohin jetzt unsere Waffen dringen, an dem Ursitze der ›frechen Mode‹ hatte sein Genius schon die Eroberung begonnen: was dort unsere Denker, unsere Dichter nur mühsam übertragen, unklar, wie mit unverständlichem Laute berührten, das hatte die Beethoven'sche Symphonie schon im tiefsten Innern erregt: die neue Religion, die welterlösende Verkündigung der erhabensten Unschuld war dort schon verstanden, wie bei uns.' Durfte er nun wohl hoffen, das deutsche Volk werde seine ‚Tapferkeit' auch im Frieden bewähren? seinen wahren Werth hegen und den falschen Schein einer wälschen Flitterkunst von sich werfen, indem es auf das Gefällige verzichtete, das ihm versagt, und das Innige und Große als Das erkenne, worin es einzig sei? Wohl würde es dann, aber auch erst dann, mit den Siegen

dieser ‚Tapferkeit im Frieden', die von dem ‚großen Bahnbrecher in der Wildnis des entarteten Paradieses' begonnene Eroberung vollenden und ihm damit allein die würdige Feier bereiten. ‚Aber feiern wir ihn würdig, — nicht minder würdig als die Siege deutscher Tapferkeit: denn dem Weltbeglücker gehört der Rang noch vor dem Welteroberer!'

Über den Anlaß zur Entstehung der Schrift spricht er sich in der Vorrede dazu aus. ‚Der Verfasser der vorliegenden Arbeit,' heißt es hier, ‚fühlte sich gedrungen, auch seinerseits zur Feier des hundertjährigen Geburtstages unseres großen Beethoven beizutragen, und wählte, da ihm hierzu keine andere, dieser Feier ihm würdig dünkende Veranlassung geboten war, eine schriftliche Ausführung seiner Gedanken über die Bedeutung der Beethoven'schen Musik, wie sie ihm aufgegangen. Die Form der hieraus entstandenen Abhandlung kam ihm durch die Vorstellung an, als sei er zur Abhaltung einer Festrede bei einer idealen Feier des großen Musikers berufen; wobei ihm, da in Wirklichkeit diese Rede nicht zu halten war, für die Darlegung seiner Gedanken der Vortheil einer größeren Ausführlichkeit zu gut kam, als diese bei einem Vortrage vor einem wirklichen Auditorium erlaubt gewesen wäre.' Es ward ihm hierdurch möglich, den Leser durch eine tiefer gehende Untersuchung des Wesens der Musik zu geleiten, und dem Nachdenken des ernstlich Gebildeten auf diesem Wege einen Beitrag zur Philosophie der Musik zu liefern; während andererseits die Annahme, sie werde wirklich an einem bestimmten Tage dieses so ungemein bedeutungsvollen Jahres vor einer deutschen Zuhörerschaft als Rede vorgetragen, eine warme Bezugnahme auf die erhebenden Ereignisse dieser Zeit nahelegte. ‚Wie es dem Verfasser möglich war, unter den unmittelbaren Eindrücken dieser Ereignisse seine Arbeit zu entwerfen und auszuführen, möge sie sich demnach auch des Vortheils erfreuen: der größeren Erregung des deutschen Gemüthes eine innigere Berührung mit der Tiefe des deutschen Geistes ermöglicht zu haben, als im gewöhnlichen nationalen Dahinleben dies gelingen dürfte.' Wie weit die Entstehung und Ausbildung des überaus reichen Gedankenkreises zurückreicht, der in dieser tiefsten unter allen bisherigen Schriften des Künstler-Denkers beschlossen ist, darüber kann uns kein Biograph Auskunft geben; sie enthält eben den Inbegriff seiner reifsten und geläutertsten Kunstanschauung. Wir haben aber darauf hingewiesen, daß bereits der Schluß der Abhandlung über das ‚Judenthum' die Grundlage für die Beurtheilung des Wesens der deutschen Musik (und der Musik überhaupt) bietet, auf welcher sich nun in der ‚Beethoven'-Schrift der philosophisch vertiefte Ausbau der neuen Ästhetik erhebt. Was dort bloß andeutungsweise formulirt wird, erhält hier seine herrlichste Ausführung. Ihre Niederschrift jedoch fällt in die zuletzt von uns geschilderte Periode, in die Monate August und September, buchstäblichst mitten in die Ereignisse des ausgebrochenen Krieges. Um die gleiche Zeit bewarb sich ein junger Leipziger

Am 18. Januar 1871, während der letzten großen Arbeit an der ‚Siegfried'-Partitur, erfolgte die Kaiserkrönung in Versailles. Zwei Dichtungen, eine ernste und eine übermüthig heitere, zeigen uns die Wiederspiegelung der großen, entscheidenden politischen Ereignisse in dem Geiste des Künstlers. Die letzterwähnte war bereits um die Mitte November als eine Erholung und Ausspannung von angestrengtem Schaffen entstanden, während die viermonatliche Belagerung von Paris (seit dem 19. September) soeben in ihre zweite Hälfte eingetreten war. Es war das Lustspiel in antiker Manier: ‚Eine Kapitulation'. Seiner Tendenz nach sah dasselbe über die vielfachen Schrecknisse dieses Vorganges, die Niemand lebhafter mitempfinden konnte, ganz hinweg und vermochte es sogar, dieselben mit aristophanischem Humor in ein heiteres Licht zu setzen, aus dem einfachen Grunde, weil seine satirische Spitze sich ja keineswegs gegen die Pariser, sondern vielmehr gegen die deutschen Theaterzustände richtete. Erst die verleumderische Aufhetzung französischer Chauvinisten und Pamphletisten nach Art des berüchtigten Victor Tissot hat sie, seinen Landsleuten gegenüber, als eine ruchlose Verhöhnung des schwächeren, des unterliegenden Theiles denunzirt und sie damit in eine gänzlich verfehlte, schiefe Beleuchtung gestellt. Es war darin auf eine genial angelegte Posse im aristophanischen Styl für eines der deutschen Volkstheater abgesehen, mit dem schlagfertigsten Dialog, den frappirendsten szenischen Verwandlungen und Übergängen, von deren Bühnenwirkung der theaterunkundige phantasielose Leser sich keinen vollen Begriff macht. Hans Richter sollte die passende Musik dazu schreiben.[1] Abgesehen von denjenigen durchgehenden Zügen, die in drastischer Weise die leichtfertige, großsprecherische Nationaleitelkeit der Franzosen geißeln, betrifft ihr Spott ausschließlich die Anmaßungen der französischen ‚Civilisation' und die Schwäche der deutschen Bildung ihr gegenüber: zum

[1] Da Richter augenblicklich nicht in Triebschen weilte, übersandte ihm Wagner das Manuskript, ohne sich als Autor zu nennen (um ihn hierdurch der Aufgabe gegenüber nicht befangen zu machen). ‚Es versteht sich,' fügt er hinzu, ‚daß der Schwank auf das eigentliche Volkstheater gebracht werden muß, und Sie deshalb auch mit der Musik es leicht halten müssen: es wird demnach eine Parodie der Offenbach'schen Parodieen werden müssen. Machen Sie nur schnell damit; denn, wenn das Ding auch an sich sehr interessant ist, so ist es doch von der Hauptwirkung in der unmittelbaren Gegenwart. Ganz richtig muß es in Berlin zuerst herauskommen. Leider kann ich Ihnen hierfür gar nichts helfen, da ich in Berlin keine Verbindungen habe. Doch ist es gut, daß Sie mich auf F. Röder aufmerksam machen: ich glaube, es ist dies eine alte Bekanntschaft von mir aus Würzburg von anno 1833. Wenn er den Vertrieb mit Eifer in die Hand nehmen will, würden Sie wohl am besten fahren. Benützen Sie bei ihm meine aufrichtige Empfehlung der Sache ganz offen: ich scheue mich mit meinem allerbeifälligsten Urtheile vor Niemand. Wenn dieser Schwank sehr gut und mit gehörigem Geschick in Szene gesetzt wird, muß er sich vor allem ähnlichen Zeiterzeugnis unvergleichlich vortheilhaft auszeichnen, und demgemäß den Leuten gefallen. Lieb wäre mir's, Sie wären hier, wenn Sie die Musik ausführen: doch muß es schnell damit gehen, und Sie dürfen keine Zeit verlieren.'

Schlusse drängen sich die deutschen Hoftheater-Intendanten und Direktoren in das belagerte Paris, um die neuesten Stücke und Ballette endlich wieder für ihre Theater herauszuholen, während sich Victor Hugo als Genius des Ruhmes in bengalischem Feuer verklärt. ‚Das größere Berliner Vorstadttheater, dem wir das Stück anonym anbieten ließen, wies es zurück; durch welche Wendung mein junger Freund sich von einer großen Angst befreit fühlte: denn nun gestand er mir, daß es ihm unmöglich gefallen sein würde, die hierfür nöthige Musik à la Offenbach zusammenzusetzen; woraus wir denn erkannten, daß zu Allem Genie und wahre Naturbestimmung gehöre, welches beides wir nun in diesem Falle Herrn Offenbach aus vollem Herzen zuerkannten.'[1] Von ernster Freudigkeit erfüllt ist dagegen das schöne Gedicht ‚An das deutsche Heer vor Paris' aus dem Januar 1871, mit welchem der Meister den weltgeschichtlichen Vorgang der Kaiserkrönung feierte. Verstummt sei der vielberufene ‚deutsche Dichterwald'; in ernstem Schweigen schlage das deutsche Heer seine Schlachten; seine unerhörten Thaten selbst aber seien das Lied, welches ihm zum Ruhme erklinge. Denn:

‚So heißt das Lied
‚vom Siege-Fried,
‚von deutschen Heeres That gedichtet:
‚Der Kaiser naht: in Frieden sei gerichtet!'

Am vollsten und hinreißendsten aber klingen der Stolz und die Freude Richard Wagner's an der wiedererstandenen deutschen Herrlichkeit aus den starken und schneidigen Tönen des Kaisermarsches hervor, als dessen innere Symbolik Nietzsche so treffend den wiedergewonnenen Glauben an das ‚Volk der Reformation' bezeichnet, als werde es die Kraft, Milde und Tapferkeit bewähren, welche nöthig ist, um ‚das Meer der Revolution in das Bette des ruhig fließenden Stromes der Menschheit einzudämmen.'[2]

Das Gedicht ‚an das deutsche Heer vor Paris' war nicht zur Veröffentlichung bestimmt und wurde denn auch erst viel später, bei Herausgabe des neunten Bandes der ‚Gesammelten Schriften und Dichtungen' dem Druck übergeben. Dagegen entsandte er es als einen Zoll der Huldigung an den großen deutschen Staatsmann im Lager von Versailles, dessen Wirken er nun bereits seit sechs Jahren mit wachsender Schätzung und Bewunderung verfolgte. Die Antwort Bismarck's (vom 21. Februar 1871 datirt) setzen wir in ihrem vollen Wortlaut hierher: ‚Hochgeehrter Herr! Ich danke Ihnen, daß Sie dem deutschen Heere ein Gedicht gewidmet, und daß Sie mir dasselbe haben überreichen lassen. So sehr ich mich geehrt fühle, daß Sie dieses vaterländische Gedicht, wie mir gesagt wird, für mich allein bestimmen, so sehr würde ich mich freuen, es veröffentlicht zu sehen. Auch Ihre Werke, denen ich von je her mein lebhaftes, wenn auch zuweilen mit Neigung zur Opposition gemischtes

[1] Gesammelte Schriften IX, S. 7/8. — [2] Nietzsche, ‚Rich. Wagner in Bayreuth', S. 92.

Interesse zugewandt, haben nach hartem Kampfe den Widerstand der Pariser überwunden, und ich glaube und wünsche, daß denselben noch viele Siege, daheim und draußen, beschieden sein werden.'[1]

Inzwischen war am 5. Februar der letzte Federzug an der Partitur des ‚Siegfried' gethan, und er gönnte sich eine kurze Rast. Am 17. begab er sich mit seiner Gattin zu Besuchszwecken nach Zürich, wo er im altbekannten Hôtel Baur au lac, dem einstigen Wohnsitz Wesendonck's[2], danach Liszt's[3], Wohnung nahm, um von hier aus zuerst die Freunde auf dem ‚grünen Hügel' in der Enge nach so langer Zeit persönlich wieder aufzusuchen. Vierzehn Jahre lang hatten Wesendonck's hier ihren Sitz gehabt und der Hausherr inzwischen Veranlassung genommen, seine fürstlichen Mittel zur Anschaffung einer ganzen reichen Gemäldegallerie, vorzüglich niederländischer, altdeutscher und altitalienischer Meister zu verwenden. Was sie — ein Jahr später — von Zürich fort nach Berlin trieb, war, nach G. Keller, ‚die manifestirte Franzosenfreundlichkeit einiger hiesiger Volksschichten'.[4] Am Vormittag des 18. März ging es hinaus nach Mariafeld, Wille's in ihrem Heim zu begrüßen. Es ist dies der Besuch ‚in Winterkälte, trotz Eis und Schnee', dessen Frau Wille in ihren Erinnerungen gedenkt. ‚In meinem Manne,' erzählt sie davon, ‚sprudelte, wie in Wagner, der Quell geistigen Lebens frisch und freudig wie vor achtzehn Jahren, als sie oft zusammengekommen und Herwegh beiden werth gewesen. Zwischen Wagner's Frau und mir hatte sich das angenehmste Verhältnis gestaltet: ich hatte die Empfindung, daß sie mir gut sei und sich zu mir hingezogen fühle.'[5] Bereits am folgenden Tage, am Sonntag den 19. Februar, kehrte der Meister, nach zweitägiger Abwesenheit, wieder nach Luzern zurück.

Hier gab es in der nächstfolgenden Zeit viel anzuordnen und vorzubereiten. Vieles, Wichtiges stand bevor. Bereits im November des vorigen Jahres hatte er in einem Briefe an Pusinelli eine ‚Friedensexpedition' nach Deutschland angekündigt. ‚Ich muß einen letzten Einblick in gewisse, meinen künstlerischen Zielen nöthige Möglichkeiten gewinnen, im Betreff welcher ich, nach meinen Erfahrungen, sehr zweifelvoll gestimmt bin. Von dem Gelingen meiner Bemühungen in diesem idealen Sinne muß ich nun auch meine letzte Übersiedelung nach Deutschland abhängig machen. Ob ich schließlich meine Niederlassung an dem Orte suche, welcher zugleich meinen Kunstzwecken einen geeigneten, gänzlich neutralen Herd bieten könne, oder ob ich, gänzlich auf diese höheren Ziele verzichtend, mir nur einen bürgerlichen Heimathsort für meine Familie suche, das soll sich nun eben entscheiden. Und um dies Alles in einem freundlichen Lichte zu betrachten, haben wir nun eben die ersten

---

[1] ‚Bayr. Blätter' 1901, S. 220. — [2] Band II[1], S. 412. — [3] Ebenda, S. 123 ff. — [4] J. Baechtold, Leben Gottfried Keller's, III, S. 93. — [5] Wille, Erinnerungen, S. 158/59.

schönen Wochen des nächsten Frühjahrs für unsern Ausflug bestimmt.'[1] Die Absicht seiner Reise ist in diesem Programm noch ohne Nennung des Ortes ausgesprochen: die Besichtigung des von ihm für den Bau seines Theaters ins Auge gefaßten kleinen Bayreuth war die eine Aufgabe, die andere ein Besuch in der nunmehrigen Hauptstadt des neuen deutschen Reiches: hier sollten gar manche hervorragende Anknüpfungen für das Bayreuther Unternehmen gewonnen, die Sympathieen leitender Kreise dafür geprüft und erweckt werden. Wohl war es ein hoher, ein bedeutsamer Moment, in welchem er diesen wichtigen Schritt unternahm. Wenn je, so konnte er in dieser Stunde auf sympathische Regungen in seinem Volke rechnen. Wie sonderbar mußte es ihm, wie uns Heutigen, aber dennoch vorkommen, bei diesem seinem Volke bis in seine höchsten Bildungsschichten hinauf sich immer noch erst um Sympathieen *bewerben* zu sollen, anstatt daß sie ihm von überallher in begeisterter Einmüthigkeit entgegengeströmt wären! Eine briefliche Mittheilung Nietzsche's an Rohde fügt dem uns bereits bekannten doppelten Reisezweck für Berlin, seinen akademischen Vortrag über ‚die Bestimmung der Oper' zu halten (S. 341) und seine Bayreuther Pläne zu sichern, noch einen dritten hinzu: ‚einer drohenden Berufung als Generalmusikdirektor auf jede Weise vorzubeugen.' Allerdings wäre ein ärgeres Verkennen, ein tieferes Mißverständnis seiner Lebensaufgabe nicht möglich gewesen, als — durch Erneuerung dieses verwaisten Postens zu höherem Glanze der Reichshauptstadt — *ihn* zum Nachfolger Spontini's, Meyerbeer's und Mendelssohn's machen zu wollen, wozu man sonst von Seiten des Kgl. Hofes damals nicht abgeneigt gewesen zu sein scheint! Nein, mit deutschen Hauptstädten und Residenzen konnte Der nichts mehr zu thun haben, der zur Reformirung und Regenerirung des deutschen Kunstgeistes einzig nach dem ‚neutralen' Boden eines vergessenen, abseits liegenden Städtchens sich umsah, und der durch seine Wahl desselben in bayerischem Lande zugleich seinem königlichen Wohlthäter die Treue zu halten bedacht war.

Wie schwer es war, in der zu neuem Glanz erhobenen ‚Stadt der Intelligenz' zu einem Verständnis seiner Absichten zu gelangen, das beweisen am besten die endlosen Unterhandlungen wegen der Aufführung des ‚Kaisermarsches', der ja keineswegs als ein bloß auf sich gestelltes Musikstück von dem Tondichter gemeint war. Seine Entstehung hat eine ganze Geschichte in lauter verschiedenen Phasen aufzuweisen. Man urtheile selbst. Bei der Rückkehr des siegreichen Heeres hatte er zunächst, unter der Hand, nachfragen lassen, ob, wenn eine große *Todtenfeier* für die Gefallenen in Aussicht genommen wäre, ihm gestattet sein würde, ein dem erhabenen Vorgange zu widmendes Tonstück zur Ausführung hierbei zu verfassen. Natürlich wäre es dann ein

[1] An Pusinelli, 9. November 1870 (‚Bayreuther Blätter', Jahrgang 1902, S. 115/16).

dem entsprechendes, ganz anderes, requiemartiges Werk geworden. Es hieß aber: ‚bei der so erfreulichen Rückkehr wünsche man sich keine peinlichen Eindrücke noch besonders zu arrangiren.' Das war die erste Phase gewesen. ‚Ich schlug,' fährt der Meister in seinem Berichte fort, ‚immer unter der Hand, ein anderes Musikstück vor, welches den Einzug der Truppen begleiten, und in welcher schließlich, etwa beim Defiliren vor dem siegreichen Monarchen, die im preußischen Heere so gutgepflegten Sängercorps mit einem volksthümlichen Gesange einfallen sollten.' Hierbei würde es sich dann um ein Tonstück für eine außergewöhnlich reich zusammengestellte Militärmusik gehandelt haben. Auf diesem Punkte treffen wir die Sache noch am 15. März, wo sich Wagner in dieser Angelegenheit an den — auch zu Liszt in freundschaftlichen Beziehungen stehenden — Generalmusikdirektor der gesammten Gardemusik, den vortrefflichen Wieprecht, wendet. ‚Wenn der Kaisermarsch,' heißt es in diesem Schreiben, ‚bei dem großen Einzuge gespielt würde, könnte ich den Schluß auch von einem großen Männerchor mit ausführen lassen. Da bei allen preußischen Regimentern auch Gesangschöre gepflegt werden, würde es sich schön machen, wenn Sie zu gehöriger Zeit diesen Gesang an alle Regimenter vertheilen könnten, damit man ihn auswendig lernte. Sie sehen in der Partitur, daß dieser Schlußsatz streng im Charakter eines Volksliedes gehalten ist, durchaus einfach und leicht zu merken. Natürlich könnte dieser hier nur im Unisono (womöglich von der ganzen Armee) gesungen werden, wie die Engländer es mit dem ‚God save the King' machen. Können Sie mir hierfür eine gute Aussicht eröffnen, so werde ich Ihnen den Gesang mit einem Texte schnell zuschicken.' So stand die Sache, wie gesagt, noch um den 15. März, und es war die zweite Phase der Verhandlungen. Allein die Annahme auch dieses Projekts würde, wie Wagner fortfährt, ‚bedenkliche Änderungen in den längst vorausgetroffenen Dispositionen veranlaßt haben, und sein Vorschlag ward ihm abgerathen.' — ‚Meinen ›Kaisermarsch‹ richtete ich nun für den Konzertsaal ein: dahin möge er nun passen, so gut er kann!' — Ja, hätte er die völlige Abwickelung all dieser Phasen im Einzelnen jedesmal erst abwarten wollen, er wäre überhaupt gar nicht zur Ausführung seiner Komposition gelangt, weil er keine Zeit mehr dafür übrig behalten haben würde; weshalb er es vorzog, sie sogleich für großes Orchester auszuführen, und die für das Einzugs-Projekt erforderliche Bearbeitung für ‚Militärmusik' anderen, in diesem Fache geschickten Händen zu überlassen.

‚April 1871' ist die zu weitester Verbreitung bestimmte Flugschrift: ‚Über die Aufführung des Bühnenfestspieles: Der Ring des Nibelungen' unterzeichnet, von dem Meister wegen ihres grünen Umschlages gelegentlich kurz die ‚grüne Broschüre' genannt.[1] Sie enthielt die

[1] So z. B. in den Briefen an E. Heckel, S. 19.

erste Ankündigung seines Vorhabens; sie war der erste Schritt, den sein Plan an die Öffentlichkeit that. Der ‚Bayreuther Gedanke' begann sich damit zu verwirklichen, obwohl in ihr der Ortsname Bayreuth begreiflicher Weise noch nicht genannt wird; er kannte ja die Stadt noch gar nicht. In dieser ‚Mittheilung und Aufforderung an die Freunde seiner Kunst' präzisirt der Meister noch einmal den Charakter der von ihm gewollten Institution. ‚Sie soll zunächst nichts Anderes bieten, als den örtlich fixirten periodischen Vereinigungspunkt der besten theatralischen Kräfte Deutschlands zu Übungen und Ausführungen in einem höheren Originalstyle ihrer Kunst, welche ihnen im gewöhnlichen Laufe ihrer Beschäftigung nicht ermöglicht werden können.' Hierzu wende er sich an die thätige Unterstützung wirklicher Freunde seiner Kunst und Kunsttendenzen, indem er ihnen die Darreichung ihrer Mithilfe anempfehle. Diese fordere er demnach förmlich auf, durch einfache Anmeldung ihrer seinem Unternehmen förderlich gewogenen Gesinnung sich ihm namhaft machen zu wollen, damit ihnen das Mittel angezeigt werden könne, welches sie in einem Vereine Gleichgesinnter zu Förderern und Beiwohnern der vorzubereitenden Aufführungen machen solle. Gleichzeitig wurde der, erst noch in Berlin zu haltende ‚akademische Vortrag': Über die Bestimmung der Oper, als besondere Broschüre gedruckt, um alsbald nach der Berliner Reise in den Buchhandel zu gelangen. In dem Vorwort dazu spricht sich seine wahre Sehnsucht danach aus, doch endlich einmal von den Gebildeten seiner Zeit und seines Volkes verstanden zu werden, da er sich doch immer noch ‚wie ein monologisirender einsamer Wanderer vorkommen müsse, der etwa nur von den Fröschen unserer Theaterrezensionssümpfe angequakt würde.' Auch diese inhaltsvolle und ernste Schrift sollte nicht ‚als ein Bemühen des Verfassers aufgefaßt werden, etwa auf dem Felde der Theorie an sich Beachtenswerthes zu leisten, sondern als ein letzter Versuch, für seine Anstrengungen auf dem Gebiete der künstlerischen Praxis zur Theilnahme und Förderung anzuregen.'

Mitte April verließ er Luzern, in Begleitung seiner Gattin. Die geschäftige Fama eilte ihm voraus; fast ungläubig nahmen die Freunde des Meisters allenthalben die freudige Kunde seines Kommens entgegen. Am 17. Nachmittags traf er ohne alles Aufsehen, fast unbemerkt in dem oberfränkischen Städtchen am rothen Main ein, welches das nächste Ziel seiner Fahrt bildete. Hier sollte es sich nun durch eigenen Augenschein entscheiden, ob und wie weit sich die kleine bayerische Kreisstadt mit ihrer alten, aus den markgräflichen Zeiten stammenden, ungewöhnlich großen Opernbühne, als Stätte für die Bühnenfestspiele eigne. Wer Bayreuth je außer der Festspielzeit besuchte, wird die alte Markgrafenresidenz auch späterhin still und lautlos gefunden haben: auf dem breiten, leeren Marktplatz, der Maximilianstraße, machten sich die Schritte der Passanten auf dem von der Mittagssonne

gebleichten Pflaster dem, vom Wagengerassel betäubten Ohre des Großstädters als ein ganz ungewohntes Geräusch vernehmbar, wie das Prasseln von Regentropfen. Wie still muß es erst damals gewesen sein, als der Meister zuerst es besuchte! Wie oft ist es nicht der schlafenden Königstochter des Märchens verglichen worden, die auf ihren Erwecker aus mehr als hundertjährigem Zauberschlaf harrt! Drei Tage verbrachte er daselbst, vom 17. bis zum 20. April; die — noch aus Jean Paul's Zeiten stammende — ‚Sonne' bot ihm ihr gastliches Dach. Noch trat er in keine unmittelbare, offizielle Beziehung zu den bürgerlichen Behörden der Stadt; doch fand er im privaten Verkehr mit ihren Vertretern die entgegenkommendsten Sympathieen für seine Absicht. Das berühmte markgräfliche Opernhaus für seine Zwecke zu benutzen, mußte er freilich beim Gewahrwerden seiner inneren Konstruktion sofort aufgeben. Dennoch entsprach die ganze Eigenthümlichkeit des sinnigen Städtchens mit seinen traulichen, sanft an- und aufsteigenden Straßen, seinen rings umgebenden waldigen Höhenzügen, seinen Wünschen ebenso sehr, wie ihn das freundliche und vertrauensvolle Willkommen erfreute, welches ihm von wackeren und treuherzigen Männern zu Theil ward. Und hier seien denn auch die späteren hochverdienten Freunde, Bürgermeister Theodor Muncker und Banquier Friedrich Feustel, im Dienst Richard Wagner's und seiner Sache fortan unzertrennlich, zum ersten Male mit Namen genannt, obgleich die persönlichen Beziehungen zu Beiden, wie es scheint, bei diesem ersten (noch ganz unoffiziellen) Besuche noch zu keinerlei Intimität geführt haben und führen konnten. In Bezug auf Muncker berichtet dessen eigener Sohn: ‚daß mein Vater schon damals den Meister persönlich kennen lernte, kann ich nicht mit voller Bestimmtheit behaupten.' Aber, fährt er fort, es werde dies ‚im höchsten Grade wahrscheinlich durch mehrere Äußerungen Wagner's aus den unmittelbar folgenden Monaten, die ausdrücklich auf Bayreuth und gelegentlich auch schon auf die, von den städtischen Behörden zu erhoffende Förderung des außerordentlichen Unternehmens hindeuten.' Und der erste Brief Wagner's an Feustel (vom 1. November desselben Jahres) wendet sich doch auch an ihn ebenfalls wie an einen persönlich noch nicht Bekannten. Dagegen entnehmen wir eben demselben Briefe die Thatsache, daß sich der Meister bereits bei dieser kurzen Anwesenheit eine eingehende Bekanntschaft mit der Örtlichkeit verschafft und dieselbe genau und lebendig in seiner Erinnerung hatte. So war der Platz, auf welchem sich in der Folge das Haus Wahnfried erheben sollte, schon damals bestimmt von ihm in das Auge gefaßt. Als das von ihm ‚in Wunsch genommene' Grundstück für seine eigene Niederlassung bezeichnet er nämlich ‚ein längliches Wiesenterrain, welches, von der linken Seite des Schloßgartens gegen dessen Ende hin, nach der Straße führt, auf der man zur Eremitage fährt, — wovon,' fügt er hinzu, ‚der Herr Schloßverwalter, der mich hier im vorigen Frühjahr führte, nähere Auskunft geben könnte.' Damit ist

aber die Situation seines späteren Hauses präzise und genau bezeichnet, und wir sehen im Geiste den Meister an der Seite dieses Schloßverwalters den Rennweg (die jetzige Richard Wagner-Straße) entlang wandeln und das von ihm erwähnte unbebaute ‚Wiesenterrain' (die damalige Miedelspeunth) in seinen Gedanken seiner zukünftigen geschichtlichen Bestimmung entgegenführen. Nur die Wahl des Platzes für das Festspielhaus selbst war noch bedeutenden Schwankungen unterworfen. Zu allererst hatte er dafür das freie Feld bestimmt, welches, durch eine Landstraße von dem Hofgarten getrennt, an das Ende des letzteren stieß. Und gewiß bezog sich auch die Wahl der Örtlichkeit für sein dereinstiges Wohnhaus auf die Nähe dieses, für das Theater bestimmten Platzes: so daß er ursprünglich in dessen engerer Nachbarschaft sich anzusiedeln gedachte. Es war aber nicht möglich, an dieser Stelle — ohne auf Grundwasser zu stoßen — eine so ansehnliche Vertiefung in den Erdboden hinein zu gewinnen, als sie für das Orchester und die Versenkungen erforderlich war (30—40 Fuß), — was sich denn in der Folge entschied. Das Festspielhaus mußte demnach auf einen der umgebenden Hügel verwiesen werden, um von dort aus in ländlicher Umgebung die Stadt zu überragen; die einmal getroffene Wahl für die Wohnstätte aber blieb durch diese Veränderung unberührt.

Am Donnerstag den 20. trat er die Weiterreise an, nachdem er sich leider noch kurz vor der Abfahrt eine ziemlich starke Erkältung zugezogen. Sein Weg führte ihn zunächst nach Leipzig. Nachdem sich hier schon seit mehreren Wochen immer glaubwürdiger die Nachricht verbreitet, er werde sich auf der Durchreise nach Berlin einige Tage in seiner Geburtsstadt aufhalten, die er seit bald zehn Jahren nicht wiedergesehen, kam der Erwartete am 21. April früh von Bayreuth aus ziemlich unwohl auf dem Leipziger Bahnhof an, wo er seine Freunde und Verwandten zu freundlicher Bewillkommnung versammelt fand. Hatte doch selbst der Besitzer des Hôtel de Prusse am Roßplatze, Louis Kraft, für den erlauchten Gast als ‚König im Reiche der Töne' das, durch den Aufenthalt vieler hoher und höchster Personen (z. B. dem Vater des Kaisers Wilhelm) berühmte sog. ‚Königszimmer' für ihn geräumt und geschmackvoll dekorirt. Treppen und Vorsäle waren, wie für den Empfang einer fürstlichen Persönlichkeit, reich mit Lorbeerbäumen, Blumen, Guirlanden und sinnreichen Beziehungen ausgeschmückt. Über der Thür, die zu den von ihm zu bewohnenden Gemächern führte, prangte in deutlicher Schrift das Thema aus den Meistersingern: ‚Lenzes Gebot, die süße Noth', und im Zimmer empfing ihn ein Begrüßungsgedicht. Um 12 Uhr begab er sich, einer Einladung des Kapellmeisters Gustav Schmidt[1] folgend, in das neue Stadttheater, wo der

[1] An diesen hatte er sich schon am 23. Dezember des Vorjahres mit dem Anerbieten gewandt, eines seiner Werke, welches es auch sei, in Leipzig zu dirigiren, jedoch nur unter

‚Kaisermarsch' probirt werden sollte und eine überraschende Bewillkommnung seiner harrte. Das große Haus war völlig dunkel. Im Parquet hatten sich zahlreiche Verehrer eingefunden, die Musiker sich im Orchester versammelt, ihnen gegenüber auf dem Mittelbalkon die, das Publikum repräsentirenden Sänger für den Schlußchor placirt. Die Rampe war heruntergelassen, der gewöhnliche Beleuchtungsapparat während der Proben bei Seite geschafft und somit auch die Bühne in nächtiges Dunkel gehüllt. Im Augenblick, wo Wagner, von Kapellmeister Schmidt geführt, auf der Bühne erschien, Tageshelle im ganzen Hause. Die Häupter der Anwesenden entblößten sich, ein rauschender Tusch erwiderte die Vorstellung des Meisters durch seinen Begleiter. Mit wenigen Worten dankte Wagner der Kapelle und sprach seine Freude aus, seine neueste Komposition, die er noch nicht vom Orchester gehört, zum ersten Male von so vorzüglichen Musikern hören zu sollen. Während der nun beginnenden Probe blieb er anfangs ruhig auf seinem Stuhle, indem er bloß mit den Händen und dem Kopfe die Bewegung des Rhythmus markirte. Bald aber selbst durch das Feuer des vorgetragenen Tonstückes hingerissen, griff er trotz seines Unwohlseins thätig in die Orchesterleitung ein. Er bezeichnete die Aufstellung der Kapelle, deren Leistungen er sonst in hohem Grade anerkannte, als die grundfalsche der guten alten deutschen Orchester, wo Streichinstrumente und Bläser von einander gesondert in zwei getrennten Gruppen sitzen. Dann dirigirte er die Wiederholung des Marsches und elektrisirte Alles durch seine eminent geniale Führung, während die Musiker, hierdurch unwillkürlich fortgerissen, sich selbst übertrafen. Die für Sonntag den 23. angesetzte öffentliche Aufführung wartete er nicht ab; schon vom 22. April sind die humoristischen Abschiedsverse mit heiter kräftiger Begleitung (‚mit dankbarer Lebhaftigkeit zu singen') datirt, die er ‚seinem freundlichen Wirth Herrn Louis Kraft' hinterließ:

‚Der Worte viele sind gemacht, doch selten wird die That vollbracht:
was ein Hôtel zum Eden schafft, das sind nicht Worte, sondern Kraft.
In meiner lieben Vaterstadt, was hab' ich da vom Magistrat?
Der mir hier Wohn' und Wonne schafft, das ist der edle Wirth, Herr Kraft.
Von ihm, der mich so schön empfing, fortan mein rühmend Lied erkling':
des Königthums, der Künstlerschaft sinnreicher Wirth, es lebe Kraft![1]

Seine Weiterreise ging über Dresden, wo er nach so langer Zeit der Trennung den liebsten, theuersten seiner dortigen Freunde, den vielgetreuen

der Bedingung, daß es ‚vollständig und ohne Kürzungen gegeben werde'. ‚Gerade seiner Vaterstadt Leipzig wolle er kein Gaukelspiel vormachen.' Es entzieht sich unserer Kenntnis, darüber zu entscheiden, ob der Meister aus Mangel an Zeit dieses Anerbieten zurückgezogen, oder ob das damalige Leipziger Theater außer Stande war, auf seine Bedingung einzugehen. — [1] Als ‚Kraftliedchen' gingen diese heiteren Zeilen in Müller von der Werra's ‚Allgemeines Reichscommercebuch für deutsche Studenten' über (IV. Th., ‚Kneiplieder' Nr. 228).

Dr. Anton Pusinelli, wiedersah und in dessen Hause zwei glückliche Tage verbrachte. ‚Es waren wohl schöne Stunden für die Freunde, und Wagner war in fröhlichster, fast übermüthiger Stimmung. Er spielte mit Wucht den Kaisermarsch, den untergelegten Text dazu singend, und setzte hinzu: ›den singen die Töchter auf Triebschen‹. Mit jugendlicher Behendigkeit kletterte er auf den schräggewachsenen Stamm eines Apfelbaumes, der seinen Händen, sowie seiner weißen Weste echtesten Dresdener Ruß aufdrückte.[1] Es war wohl das Gefühl, in diesem Hause in erster Linie als Mensch und Freund geliebt zu sein und dann erst als großer Mann verehrt zu werden, was Wagner so wohl that. Am Tage nach seiner Abreise, 26. April, wurde der Kaisermarsch zum ersten Male im Gewerbehause gespielt.'[2]

Am 25., Abends zehn Uhr, traf er in der neuen ‚Reichshauptstadt' ein. Da der Tag seiner Ankunft im Publikum nicht bekannt geworden war, empfingen ihn am Bahnhof nur wenige Freunde, und es gab einen von dem herzlichen Empfang in Leipzig und Dresden recht verschiedenen Eindruck. Indeß wurde von dem Augenblick an, wo die Kunde von seiner Anwesenheit sich verbreitete, seine Wohnung in dem etwas lärmenden Thiergarten-Hôtel (Hôtel du Parc) nicht mehr leer von Besuchern. Die wenigen Male, wo er sich in größerer Versammlung zeigte, wurden vom Publikum mit Eifer benutzt, den großen, in Berlin noch so vielfach angefochtenen Mann von Angesicht zu sehen. Besonders aber bot seine thatkräftige Gönnerin Frau v. Schleinitz, und mit ihr Karl Tausig alles auf, um die Tage seines Aufenthalts freundlich zu gestalten. Seine erste Bethätigung war, am Freitag den 28. April Abends, sein längst angekündigter, in der Plenarversammlung der Kgl. Akademie der Künste gehaltener Vortrag. Die Glieder der Akademie waren, in ihrer Gesammtheit etwa fünfzig Mann, darunter — — Joachim und Dorn, mit denen er sich dabei persönlich durch Händedruck zu begrüßen hatte! Für den Vortragenden gab es weder Tribüne, noch Katheder, der ‚Singestuhl' befand sich am oberen Ende eines langen Konferenztisches. Es ist wohl nicht zu viel, wenn wir von seinen sämmtlichen ‚musikalischen' Zuhörern annehmen, die großen und klaren Gedanken der bald darauf im Druck erschienenen Abhandlung über die ‚Bestimmung der Oper' seien über ihre Köpfe hinweggegangen; wenigstens wurde das Gegentheil durch nichts bekundet. Das war das ‚akademische' Berlin! Tags darauf, am 29., vereinigte der große Saal des Hôtel de Rome gegen einhundert und zwanzig Personen zu einem Festmahl zu Ehren Wagner's. Ein dreimaliger donnernder Hochruf ertönte, als er, von Kapellmeister Eckert geleitet, im Saale erschien. Während des Mahles

[1] Einer Tochter des Hauses schrieb er für den 22. Mai, seinen Geburtstag, die humoristischen Verse ins Gedenkbuch: ‚Ja, ja, es war im Mai, da war ich auch dabei. Man zog mich bei den Ohren, drum bin ich musikalisch geboren.' — [2] ‚Bayr. Blätter' 1902, S. 91.

ward dem Musiklehrer und -Kritiker Wilhelm Tappert die Ehre zu Theil, dem Meister die ersten öffentlichen Begrüßungsworte in Berlin zuzurufen. Nach einem Rückblick auf die harten Kämpfe der Vergangenheit begrüßte er den heutigen festlichen Tag als den Anfang einer besseren Zeit und sprach die Hoffnung aus, die dauernde Versöhnung der gegnerischen Elemente werde sich mitten aus dem Centrum des neuen Deutschlands vollziehen. Er schloß mit einem Reimspruch, der in sinniger Weise die Namen ‚Weber' und ‚Wagner' zu einer Huldigung verflocht, indem er die ungeheure Arbeitskraft und den Muth des Gefeierten erhebend, ihm zugleich als dem ‚unablässig Webenden', und als dem ‚kühnen Wagenden' sein Hoch ausbrachte. Der also Begrüßte erwiderte in schlichter und kräftiger Weise. Er knüpfte an die Worte des Vorredners an und erklärte, wie er von der Musik nur Wahrheit des Ausdruckes verlange. Von einer erhabenen Kunst sei dieselbe zu einer bloß wohlgefälligen herabgesunken; sei sie die wirklich erhabene, so habe sie mit dem bloßen Wohlklang nichts zu thun. Der deutsche Geist verhalte sich zur Musik, wie zur Religion: er verlange Wahrheit, nicht schöne Formen. Wie die Reformation die Religion der Deutschen tiefer und fester begründet habe, indem sie das Christenthum von wälschen Banden befreite, müsse auch der Musik das Nationale erhalten bleiben, das Tiefe nämlich und das Erhabene. Dieses Ziel sei es, wozu sein Bestreben ihn von je her getragen. Aus seiner langjährigen Zurückgezogenheit jetzt nach Deutschland zurückkehrend, nehme er es als ein glückverheißendes Zeichen, daß eine so große Menge von Freunden das Streben seines Daseins anerkenne. — Bald nach Mitternacht schied der Meister, wie es schien, freudig bewegt durch den festlichen Empfang, aus der Gesellschaft.

Einen noch größeren Kreis von Verehrern führte die Feier zusammen, welche der ‚Verein Berliner Musiker' ihm am Sonntag den 30. April Mittags im Saale der Singakademie veranstaltete. Das über hundert Mann starke Orchester bestand zum größten Theil aus der Symphoniekapelle, welche durch eine bedeutende Anzahl anderweitiger Musiker verstärkt war. Das Publikum bildeten eingeladene Zuhörer, kein Platz des Hauses war leer geblieben, dagegen wurde die Anzahl der, wegen Raummangel unberücksichtigt gebliebenen, Meldungen auf viertausend angegeben. Der gefüllte Saal machte nicht mehr den Eindruck einer Privatfeierlichkeit, wie sie der Meister erwartet. Als er mit seiner Gattin präzise zwölf Uhr erschien, stimmte das Orchester einen dreifachen Tusch an, alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen und fielen mit lauten grüßenden Zurufen ein. Dann sprach die Nichte des Gefeierten, Frau Johanna Jachmann-Wagner, den von Ernst Dohm gedichteten Prolog und überreichte ihm einen Lorbeerkranz. Das Orchester begann unter der Leitung Prof. Julius Stern's mit der Faust-Ouvertüre, und ließ zum Schlusse den Tannhäuser-Marsch unter Leitung des Musikdirektors Thadewaldt folgen.

Wagner erhob sich und dankte bewegt mit kurzen Worten dem Orchester, welches ihm, dem bisher abgeschlossen Lebenden, die seltene Freude bereite, von wirklichen Künstlern gefeiert zu werden. Als er darauf selbst den Taktstab ergriff, um die Faust-Ouvertüre noch einmal zu dirigiren, hatten die Zuhörer Gelegenheit, die seltene Gewalt zu beobachten, mit welcher er die Musiker zu führen und zu beherrschen wußte. Es schien zwischen ihm und den Spielenden eine magnetische Verbindung zu entstehen, und das eben gehörte Tonstück wurde plötzlich wie durch eine höhere Eingebung das großartige Gemälde tiefer Schwermuth, finstern Grolles, verzweifelten Lebensüberdrusses und heiliger Sehnsucht nach dem Ideal. Alle Dissonanzen erschienen plötzlich in einem milderen Lichte, das scheinbar Krasse, Zerrissene war zu einem charaktervoll prägnanten Bilde umgewandelt. Seine Orchesterleitung zeigte den Musiker allerersten Ranges, das Genie, wenn möglich mit noch überzeugenderer Evidenz, als das große Werk selbst, welches er dirigirte. Zum Schlusse dankte er den Anwesenden noch einmal in herzgewinnendster Weise für die ihm kundgegebenen Sympathieen und hob hervor: ‚er müsse ja der allerglücklichste Mensch sein, wenn er so Viele seine Freunde nennen könnte.'

Die folgenden Tage verflossen unter mannigfacher, sich drängender Thätigkeit für sein großes Vorhaben. Die Ausführung des Planes für das Festspielhaus zu Bayreuth sollte dem Kgl. Hofbauinspektor Wilhelm Neumann übertragen werden. Mit ihm fanden die ersten Berathungen und Besprechungen statt. Im Hause des Ministers v. Schleinitz brachte er vor einem ausgewählten weiteren Kreise seine Abhandlung über die ‚Bestimmung der Oper' zum Vortrag. Durch Tausig's Eifer war manch wichtiges, für die Förderung der Bayreuther Sache vielversprechendes Unternehmen im Gange. So die von ihm in Aussicht genommene Begründung einer vorzüglichen, hundert Instrumente starken Orchestergesellschaft, die mit namhaften Mitteln ins Werk gesetzt, von Tausig dirigirt und von einem, ‚Wagneriana' benannten, Verein materiell unterstützt werden sollte. Von der letzteren, unter der Ägide eines Berliner Kommerzienraths stehenden Vereinigung sollte der Meister in der Folge noch viel Verdruß und schwere Enttäuschung erleben.[1] In den musikalischen und außermusikalischen Kreisen Berlin's trug jedoch in jenen bewegten Tagen, wo der Name Wagner's in aller Munde war, noch eine

[1] ‚In Berlin rieth mir Mephistopheles, mein Bühnenfestspielhaus in dieser Stadt zu begründen, welche doch das ganze Reich für nicht zu schlecht zu seiner Begründung und Domizilirung daselbst gehalten habe. Alle Teufel vom krummen und graden Horne sollten mir dort zu Diensten stehen, sobald es dabei Berlinerisch hergehen dürfte, Aktionären die nöthigen Zugeständnisse gemacht, und die Aufführungen hübsch in der Wintersaison, wo man gerne zu Hause bleibt, vorgenommen würden, jedenfalls auch nicht vor Comptoir- oder Büreauschluß anfingen. Ich ersah, daß ich wohl gehört, nicht aber recht verstanden worden war' (Ges. Schr. X, S. 167).

besondere Frage nicht wenig zur Steigerung der allgemeinen Aufregung bei. Theils in wohlmeinender Hoffnung eines regenerirenden Einflusses auf die nicht eben glänzenden Musikzustände der Reichshauptstadt, theils — von anderer Seite — mit ängstlicher Scheu, ward die von uns bereits erwähnte Frage erörtert, ob als Abschluß aller dem Meister schon erwiesenen und noch bevorstehenden Ehrenbezeigungen seine Ernennung zum Kgl. preußischen ‚General-Musikdirektor' zu gewärtigen wäre oder nicht. Wenn man gar, mit völliger Verkehrung der Wirklichkeit in ihr Gegentheil, ihm selbst darauf abzielende ehrgeizige Wünsche zuschrieb, so zeigte das lediglich, wie wenig man den wahren Zweck seiner Anwesenheit begriff! Wohl aber entsprach es seinem Verlangen, bei dieser Gelegenheit einen maßgebenden Eindruck zu hinterlassen und selbst den Hof sich zu verpflichten, daß ihm der Anlaß dazu geboten wurde, vor einem allgemeineren Publikum ein großes Orchesterkonzert zum Besten des ‚König-Wilhelm-Vereins' zu dirigiren. Die energische Anregung hierzu ging von seiner zielbewußten, berufenen Gönnerin Frau v. Schleinitz aus, und der Meister entschloß sich, seinen Berliner Aufenthalt deshalb um einige Tage zu verlängern.

Daß übrigens ein Schritt zu seinen Gunsten nicht erfolgen könne, ohne einige hochgestellte Kunstbeamte zu ‚beleidigen', sollte sich auch diesmal wieder bewähren, — wie ein wunderliches Verhängnis, das von je über seinen Unternehmungen waltete. Weil die für das Zustandekommen des Konzertes erforderliche schnelle Bewilligung des Kgl. Opernhauses an höchster Stelle ohne seine Befragung und sein besonderes Vorwissen geschehen war, soll der General-Intendant Herr von Hülsen grollend — es verlautete, nach vergeblich eingereichter Demission! — nach Leipzig abgereist sein, um während des festlichen Ereignisses wenigstens nicht in Berlin zu verweilen (?). Im voraus sei jedoch von ihm bei dieser Gelegenheit ‚die Bekränzung des Dirigentenpultes untersagt und das Einschmuggeln blühender Wurfgeschosse verboten worden'.[1] Die Kürze der seinem Berliner Aufenthalt zugemessenen Frist beschränkte die Zahl der abzuhaltenden Proben auf drei. In der ersten wurden die C moll-Symphonie Beethoven's und der für Orchester und Chor völlig neue ‚Kaisermarsch', in der zweiten das erste Finale aus ‚Lohengrin' und das ebenfalls neue ‚Walküren'-Fragment (Feuerzauber) probirt, in der dritten Einzelnes wiederholt. Keine dieser Proben dauerte über zwei Stunden, obgleich die einzuübenden Musikstücke von Grund aus neu studirt wurden. In der Symphonie beseitigte der Meister auch mehrere — durch die Mängel der früheren

[1] Siehe ‚Allg. deutsche Musikzeitung' 1878, S. 111. — In wie entgegengesetzten Richtungen übrigens die vorgefaßte erbitterte Feindschaft gegen ihn ihre Blüthen trieb, das bewies u. A. ein Inserat der jüdisch-demokratischen ‚Volkszeitung', laut dessen Theilnehmer für ein ihm zu bringendes ‚Pereat' (!!) um Abgabe ihrer Adressen ersucht wurden.

Hörner in die Beethoven'sche Partitur gerathene — Übelstände. So ließ er die Stelle der Einführung des zweiten Thema's im ersten Satze, wo dieses wieder in Cdur auftritt, anstatt durch Fagotte, durch Ventilhörner ausführen.

In diese Zwischenzeit seines verlängerten Aufenthaltes (vor dem Konzert) fällt nicht allein die Anknüpfung oder Befestigung mancher werthvollen Bekanntschaft in den, im Ministerium des Kgl. Hauses in der Wilhelmstraße verkehrenden Gesellschaftskreisen — unseres Wissens rührt aus diesen Berliner Tagen die Befreundung mit Professor Helmholtz, und seiner durch Geist und Gemüth gleich ausgezeichneten Gemahlin — sondern auch sein, in neuerer Zeit viel erörterter Besuch im benachbarten Palais des Reichskanzlers. Bei Erwähnung desselben muß allem zuvor konstatirt werden, daß er bei diesem Besuche auch nicht das allermindeste ‚Anliegen' hatte, sondern dabei lediglich von dem begreiflichen Wunsche geleitet wurde, wie er fast alle seine bedeutenden Zeitgenossen persönlich kennen gelernt, so auch die Bekanntschaft dieses bedeutendsten unter ihnen zu machen. Keine andere Bewandtnis konnte es auch wohl — schicklicher Weise — bei einer solchen ersten Annäherung haben; sie war eine Huldigung, die er von sich aus dem, damals noch bis in die Hofkreise hinein so heftig angefochtenen Staatsmanne darbrachte. In diesem Sinne gab er, auf besondere Veranlassung Lothar Bucher's, im Reichskanzlerpalais seine Karte ab, worauf alsbald, zum Mittwoch, den 3. Mai — es war gerade Bußtag — eine Einladung zur Soirée an ihn erging. ‚Bismarck empfing ihn,' so heißt es, ‚im kleinen Familienkreis mit derselben ausgesuchten Courtoisie, wie wenn er etwa den Minister eines verbündeten Staates zu begrüßen gehabt hätte'.[1] Trotzdem finden wir gerade hinsichtlich dieses selben — nie wiederholten — Besuches die Angabe verbreitet, die beiden großen Männer seien sich bei ihrem persönlichen Zusammensein nicht eben nahegetreten. Richard Wagner habe sich bitter über das ‚Fehlschlagen seiner Erwartungen' geäußert, der Fürst aber sich über den von ihm empfangenen Eindruck ausgelassen wie folgt: ‚er sei doch auch nicht ohne Selbstbewußtsein; aber ein so hohes Maß davon, wie er es bei Wagner angetroffen, sei ihm bei einem Deutschen noch nicht vorgekommen'.[2] Es wurde aber bereits erwähnt, daß Wagner an seinen Besuch nicht die geringsten ‚Erwartungen' knüpfte, und keinerlei Anliegen vorzubringen hatte, also in keiner Weise ‚enttäuscht' werden konnte. Den angeführten Ausspruch Bismarck's müssen wir hinsichtlich seiner Echtheit ganz auf sich beruhen lassen; sollte er ihn wirklich gethan haben, so wäre er

[1] So berichtet H. v. Poschinger in einem Aufsatz ‚Fürst Bismarck und Richard Wagner' (in der Wiener ‚Neuen freien Presse' 1901) der neben einzelnem Authentischen leider die handgreiflichsten Irrthümer, namentlich aber eine, auf Unkenntnis der Thatsachen beruhende, Vermischung von Früherem und Späterem, enthält. — [2] Neues Wiener Tageblatt 1895.

allerdings ein Beleg dafür, ein wie oberflächliches Verständnis der große Erneuerer des deutschen Reiches für den — ihm doch mindestens ebenbürtigen — Reformator der deutschen Kunst besessen. Und mit ihm offenbar auch seine ganze, nähere und fernere Umgebung, da ihm doch sonst auf eine so ungegründete Behauptung in überzeugender Weise widersprochen worden wäre! Sein wärmster und frühester Bewunderer, Hans von Bülow, bezeichnet es einmal als Bismarck's einzigen Fehler, daß er — ‚Frau von Schleinitz nicht leiden möge'.[1] Darin liegt auch in Bezug auf Wagner sehr viel ausgedrückt. Wer diese aufopferungsvolle, enthusiastische Werberin für die Ideale des Künstlers nicht zu würdigen verstand, mußte offenbar auch von irgend welcher tiefergehenden Erfassung dieser Ziele, und einer entsprechenden Würdigung seiner selbst weit entfernt sein. Noch einmal aber: Erwartungen irgend welcher Art, insonderheit die eines intimeren Verständnisses, hat Wagner damals nicht mitgebracht. War er doch sein ganzes Leben hindurch daran gewohnt, Andere von Grund aus zu begreifen und zu verstehen und von ihnen nicht begriffen zu werden, und fühlte sich ihnen gerade dadurch überlegen. Die Wahrheit ist, daß er sich nach diesem Besuch ungefähr dahin äußerte: Bismarck habe ihm sehr wohl gefallen; er sei jedoch in seinem ganzen Wesen von ihm verschieden, sie könnten sich nur, ein Jeder in seiner Sphäre, gegenseitig beobachten, und nie würde er ihn für seine Sache in Anspruch nehmen. Das schließt nicht aus, daß, als er späterhin, von der Noth dieser seiner heiligen Sache gedrängt, sich doch an das Reichskanzleramt zu wenden Veranlassung fand und eine bloße höfliche Ablehnung erhielt, sich darüber auch mündlich in gleicher Weise aussprach, wie er es an der bekannten Stelle seiner Schriften gethan.[2] Man vergleiche aber hierzu die Art, wie er sich unmittelbar darauf in der Vorrede zum 1. Bande der ‚Gesammelten Schriften' über die politische Entwickelung unseres modernen Staates ausläßt, die es mit sich gebracht habe, daß ‚ein Staatsmann seine Erfolge vor Denjenigen, welche zuvor keine Ahnung von ihrer Möglichkeit hatten, zu rechtfertigen und seine Maßnahmen dem Urtheile Derer zu unterwerfen hat, welchen erst bei solchen Gelegenheiten klar gemacht werden muß, um was es sich handelt', — um schon aus diesem Satze zu erkennen, daß seine bisher gehegten Sympathien für die Persönlichkeit des Fürsten durch den empfangenen Eindruck eher befestigt, als wankend gemacht waren.[3] Er führte gelegentlich auch wohl

[1] Bülow, Briefe IV, S. 394: ‚Bismarck, an dem ich das Einzige auszusetzen habe, daß er' ꝛc. wie oben. — [2] ‚Großherzige Illusionen zu hegen, ist dem deutschen Wesen nicht unanständig. Hätte Herr Dr. Busch die Versailler Tischreden unseres Reichsreformators bereits damals zu veröffentlichen für gut gehalten, so würde ich jedoch wohl der Illusion, welche mich in jenen Sphären Theilnahme für meinen Gedanken erwecken zu können annehmen ließ, jedenfalls keinen Augenblick mich hingegeben haben' (Ges. Schr. X, S. 145/46). — [3] Vgl. übrigens die verschiedenen auf Bismarck bezüglichen Stellen der ‚Ges. Schr.', chronologisch zusammen-

eine bei diesem Anlaß gegen ihn gethane charakteristische Äußerung des Kanzlers an: ‚seine Arbeit nach unten bei der Einigung Deutschlands kenne Jedermann; aber welche Arbeit da und dort nach oben nöthig gewesen, bis die Pickelhaube ein Loch bekommen und der deutsche Gedanke zum Durchbruch gekommen sei, das wüßten nur Wenige.'[1]

Schon in der Generalprobe am Vormittag des Konzerttages (5. Mai), welche das Kgl. Opernhaus ebenfalls fast ganz gefüllt hatte, gewahrte man eine Veränderung auf der Bühne. Auf Wagner's Anweisung war der Bühnenraum, wo das auf 120 Mann verstärkte Orchester inmitten des, durch einen Theil des Stern'schen Vereins vermehrten Theaterchors aufgestellt war, durch feste Seiten- und Hinterwände in eine geschlossene Halle umgewandelt. Durch diese Vorrichtung und Aufstellung wurde eine Schönheit der Klangwirkung erzielt, überraschend und ganz dazu angethan, die Erwartungen für den Abend noch zu steigern. Der Konzertabend selbst fand das ganze Haus, den Orchesterraum mit inbegriffen, bis zum letzten Platze gefüllt und in festlichem Schmucke strahlend. Der Kaiser, die Kaiserin, der gesammte Hof und eine auserlesene Zuhörerschaft waren versammelt; eine feierliche Stimmung bemächtigte sich schon im voraus der Gemüther. Als der Meister erschien, um sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, wurde er mit lautem Beifall begrüßt. Das Konzert begann mit dem ‚Kaisermarsch', den das Publikum mit lebhaftem, anhaltendem Applaus aufnahm. In der Cmoll-Symphonie, deren Vorführung unter dem Dirigentenstabe Wagner's wahrhaft elektrisirte, wuchs der Beifall von Satz zu Satz und steigerte sich am Schluß zu stürmischem Hervorruf. Als das ‚Lohengrin'-Vorspiel begann, schien ein übernatürlicher Hauch durch das Haus zu wehen. Die letzten Töne verhallten und ein Sturm des Entzückens brach los. Hunderte von Bouquets und Kränzen fielen — dem angeblichen Verbote der Intendanz zum Trotz — zu des Meisters Füßen nieder, während dieser, sich stumm verbeugend, äußerlich ruhig dastand und nur in der etwas gesenkten Haltung des Hauptes die innere Erregung sich ausdrückte. Der zweite Theil des Konzertes begann mit dem ‚Feuerzauber', der nach dem stimmungsvollen Vortrag des von Betz ausgeführten Abschiedsgesanges Wotan's die größte Wirkung erzielte, und schloß mit dem ‚Lohengrin'-Finale. Als dann wieder ein Blumen- und Lorbeer-Regen den Meister überschüttete und das Publikum mit lauten Akklamationen den Kaisermarsch wiederholt verlangte, entschloß er sich nach einigem Zögern dazu und endete somit den für Berlin so bedeutungsvollen Abend.

Sein Abschied hinterließ bei den dortigen Freunden eine fühlbare Leere, besonders aber in Tausig, der im Verkehr mit dem Meister sich für alle Bemühungen reichlich belohnt sah. Doch auch in der Berliner Öffentlichkeit

---

gestellt, in der ‚Wagner-Encyklopädie' Bd. I, S. 122/24. — [1] E. Heckel, Erinnerungen, S. 56.

war der Eindruck ein nachhaltiger und bedeutender, wie bisher immer noch, wo der Künstler selbst ins Feld getreten war: Neid und Eifersucht mußten sich unter dieser überwältigenden Gegenwart in unfreiwillige Bewunderung oder wenigstens in Schweigen zurückziehen. Die Norddeutsche Allg. Zeitung brachte deshalb in ihrem redaktionellen Theil die folgende Danksagung:

> ‚Der König Wilhelm-Verein hat mit vollstem Rechte Ihrer Excellenz der Frau Minister von Schleinitz für das von ihr, bei Anwesenheit des Herrn Wagner, herbeigeführte Konzert seinen aufrichtigen Dank ausgesprochen. Sei es aber auch uns vergönnt, dem Herrn Richard Wagner unseren Dank für das Konzert am 5. Mai auszusprechen. Wir danken ihm im Namen von ganz Berlin. Im Namen von ganz Berlin — sagen wir absichtlich. Freund und Feind müssen dem trefflichen Komponisten dankbar sein für seine Direktion, wie sie fast einzig dasteht. Ein Feldherr führt seine Schaaren nicht bewunderungswürdiger zum Siege, wie er die Kgl. Kapelle bei der Aufführung der Beethoven'schen Symphonie geführt hat. Für diese Aufführung ist Berlin dankbar, muß es seinen Dank aussprechen. Dem Komponisten und Dirigenten Richard Wagner, der so bereit war, sein Konzert zum Besten des König Wilhelm-Vereins zu geben, Dank, lauten Dank von Seiten Berlin's! Alle Verehrer und Bewunderer Richard Wagner's.‘[1]

Bereits am 8. Mai finden wir den Meister und seine Gemahlin wieder in Leipzig, wo er mit beiden Schwestern Brockhaus und mit dem Verleger E. W. Fritzsch verkehrte. An diese Leipziger Tage erinnert ein noch vorhandenes Briefchen der Schwester Ottilie nach Triebschen, worin sie ihre beglückten Empfindungen über seinen Besuch in Leipzig ausspricht. Der ‚vergessene Fächer‘ sei nicht gefunden; wahrscheinlich sei er in Berlin liegen geblieben. Daß aber dem kleinen Siegfried der (in Leipzig für ihn gekaufte) Hut gepaßt, sei ihr erstaunlich, das müsse ja ein Prachtjunge sein — wie würde sie sich freuen, seine Bekanntschaft zu machen! Wichtigeres aber als dies intime Detail entnehmen wir dem seither veröffentlichten, und von uns bereits erwähnten, ersten Briefe an Friedrich Feustel. Als in den Unterhaltungen des Meisters mit seiner Schwester wiederholt auf das Bayreuther Vorhaben die Rede kam, war sie glücklich, ihm diesen trefflichen Mann als einen entfernt Verwandten[2] empfehlen zu können. ‚Als ein sehr erfreuliches Anzeichen‘, schreibt daher in der Folge der Meister an Feustel, ‚erfaßte ich den Umstand, daß meine gute Schwester, Ottilie Brockhaus, mir von den freundlichen Beziehungen melden konnte, in welche ihre Familie zu der hoch-

[1] Ähnlich äußerte sich die N. Berl. Musikzeitung, einst Meyerbeer's Leibblatt, das hinsichtlich Wagner's so viel der Entstellung und Verschweigung auf dem Gewissen hatte: ‚Wir wissen in der That nicht, durch welche Worte wir unseren Dank und unsere Bewunderung für solche Interpretation ausdrücken sollen, wie sie Richard Wagner Beethoven's Werk zu Theil werden ließ. Wir haben eine annähernd ähnliche, so vollkommen durchgeistigte Orchesterleitung überhaupt noch nie gehört; Grund genug, auch unsererseits mit einzustimmen in den Jubel, den das begeisterte Auditorium dem Dirigenten entgegenbrachte.‘ — [2] Verschwägerung durch die Familie Portius.

geehrten Ihrigen gelangt ist, und ich gab etwas darauf, gerade auch im Sinne dieser Beziehungen Ihrem Wohlwollen mich empfohlen zu wissen.' Und wiederum: ‚durch meinen lieben Neffen Clemens Brockhaus in Leipzig, ist mir die sehr angenehme Versicherung zugekommen, daß Sie freundlich mir begegnen würden, wenn ich in meiner nicht unbedeutenden Angelegenheit an Sie mich zu wenden gedächte.'[1] So knüpften sich, ganz unverhofft verheißungsvoll, die verbindenden Fäden eines wechselseitigen Vertrauens über Leipzig nach Bayreuth.

Nach fünftägigem Verweilen begab er sich zunächst über Frankfurt a. M. nach Darmstadt, um daselbst mit dem Hoftheater-Maschinisten Karl Brandt bezüglich der szenischen Einrichtung des Bayreuther Theaters eine vorläufige Konferenz zu halten. Zu diesem trefflichen Manne, einem echten Künstler und erfahrenen Techniker, hatte er gleich seit seiner ersten Begegnung mit ihm — in den unglücklichen Münchener ‚Rheingold'-Tagen des vorigen Jahres (S. 297) — ein Vertrauen gefaßt, das ihn auch in der Folge nicht täuschen sollte. Er wurde ihm an seinem Bayreuther Werke, von den ersten Anfängen, dem ‚großen Loche'[2] an, ein treuer Gehülfe und Berather, ohne dessen Hinzuziehung er keinen entscheidenden Schritt hinsichtlich des Baues unternahm. ‚Er ist es,' sagt Wagner von ihm, ‚der, außer mir, das eigentliche Verständnis von der Sache hat.'[3] Von hier ging es weiter nach Heidelberg. Wiederum ist es uns vergönnt, aus diesem ganz kurzen (vierundzwanzigstündigen) Heidelberger Aufenthalt nach den eigenen Mittheilungen Wagner's eine kleine Episode festzuhalten, die ihm bei seinen tief begründeten Zweifeln an der Zukunft des deutschen Theaters ‚ein letztes Licht der Hoffnung für den produktiven deutschen Volksgeist aufgehen ließ.' Es war dies die zufällige Begegnung mit einem sog. ‚Kasperltheater', wie sie in Süddeutschland seit dem 17. Jahrhundert volksthümlich sind, — und zwar, nachdem er soeben noch von dem Eindrucke der Aufführung eines ‚höheren Lustspiels' in einem ‚berühmten Hoftheater' sich in Betreff jener Hoffnung auf das Tiefste niedergedrückt gefühlt hatte.[4] ‚In dem Spieler dieses Puppentheaters und seinen ganz unvergleichlichen Leistungen, mit denen er mich athemlos fesselte, während das Straßenpublikum in seiner leidenschaftlichsten Theilnahme an ihm alle gemeinen Lebensverrichtungen zu vergessen schien, ging mir seit undenklichsten Zeiten der Geist des Theaters zuerst lebendig wieder auf. Hier war der Improvisator Dichter, Theaterdirektor und Acteur zugleich, und seine armen Puppen lebten durch seinen Zauber mit der Wahrhaftigkeit unverwüstlicher Volkscharaktere vor mir auf. Mit der gleichen Situation wußte er uns ganz

[1] Bayreuther Blätter 1903, S. 162/63 (Richard Wagner an Friedrich Feustel). — [2] Es ist die ungeheuere Vertiefung gemeint, die zum Zwecke der Fundamentlegung des Festspielhauses auf dem Bayreuther Hügel ausgegraben werden mußte! — [3] Briefe an Feustel, Bayreuther Blätter 1903, S. 172/73. — [4] Vgl. Gesammelte Schriften, Band IX, S. 219.

nach Belieben festzuhalten, indem er uns stets wieder neu mit ihr überraschte; wobei es sich in der Hauptsache um ein so merkwürdiges, bis in das Dämonische gesteigerte Wesen, wie diesen deutschen ›Kasperle‹ handelte, der vom ruhig gefräßigen ›Hans Wurst‹ sich bis zum unüberwindlichen Teufels- und Pfaffenspuk-Banner erhebt, dem wunderlich affektirt redenden Herrn Grafen durch unwiderleglichen witzigen Verstand beikommt, Hölle und Tod besiegt und das römische Recht in jeder Form der Justiz sich vom Leibe hält. Es gelang mir nicht, den wunderthätigen Genius dieses echtesten aller Theaterspiele, die ich noch je angetroffen, persönlich ausfindig zu machen: vermuthlich war mir dadurch eine schwere Prüfung meines Urtheils erspart.'[1]

Über Basel gelangte er dann, nach ungefähr vierwöchentlicher Abwesenheit, nach Luzern zurück, wo ihn, nach allen wechselnden Aufregungen der Reise, die heimische Stille seines alten Hauses wieder traulich umfing. Nicht zur Erholung freilich, sondern zum energischen Ergreifen aller Maßnahmen zur Förderung seines großen Unternehmens. Die Berathungen mit seinen Berliner Freunden und Gönnern hatten dahin geführt, daß er jede nähere Ausführung in Betreff der Beschaffung der nöthigen Geldmittel ganz und gar ihnen überlassen durfte, die sich aus eigenem Antrieb damit beschweren wollten, und deren Bemühungen er als erfreulichen Beweis ihres thatkräftigen Eifers im Dienste deutscher Kunst, wie eines allseitig in ihn gesetzten Vertrauens hinsichtlich der Durchführung des künstlerischen Theiles der Unternehmung, dankbar begrüßte. Die Gesammtkosten für die Errichtung des provisorischen Baues, wie auch der Aufführung, waren — wie bereits erwähnt — auf rund 300000 Thaler veranschlagt. Diese Summe sollte in der Weise beschafft werden, daß tausend Patronatscheine zu dreihundert Thalern bei den Freunden und Förderern des nationalen Unternehmens untergebracht würden. Die vorläufige Geschäftsführung, bis zur Konstituirung eines Patronatausschusses, hatte Karl Tausig übernommen. In diesem Sinne hatte der Meister schon von Leipzig aus, unter dem Datum des 12. Mai, die öffentliche ‚Ankündigung der Festspiele' ergehen lassen. Als Ort der Auf-

[1] ‚Es ist nicht anders,' ruft er deshalb in der Schrift ‚über Schauspieler und Sänger' aus, ‚nur in dem niedrigsten Genre wird bei uns in Deutschland noch gut Theater gespielt, und es stehen die Leistungen dieses Genre's, was das Wesentliche der Schauspielkunst betrifft, in keiner Weise hinter der Vortrefflichkeit der französischen Theater zurück; ja wir treffen hier häufig mehr als das gewöhnliche Talent, nämlich bereits das, wenn auch in niedrigerer Sphäre verkümmernde, Genie der Schauspielkunst an. Wie nun aber auch das sogenannte Volkstheater in den deutschen Städten immer mehr verkommt, oder da, wo es dem Namen nach sich erhält, durch Einimpfung aller verderblichen Motive der Affektation zu einem widerwärtigen Zerrbilde umgeschaffen wird, so zieht sich auch diese letzte Lebenssphäre des originalen theatralischen deutschen Volksgeistes in immer engere und dürftigere Dunstkreise zusammen, in denen wir schließlich fast nur noch das Kasperltheater unserer Jahrmärkte antreffen' (Ges. Schriften IX, S. 218/19). Daran schließt sich dann die obige Erzählung.

führung war Bayreuth genannt, als Zeit einer der Sommermonate des Jahres 1873. Für den Bau, wie für die szenische Einrichtung des Theaters, dessen Solidität und äußerliche Ausstattung den zu Gebote gestellten Mitteln gemäß hergestellt werden sollte, war die Zeit vom Herbst des Jahres 1871 bis zum Frühjahr 1873 bestimmt. Dann sollten die, bis dahin von ihm ausgewählten vorzüglichsten Sänger und Musiker in Bayreuth zusammentreffen, um zwei Monate lang die Theile des Festspiels ‚Der Ring des Nibelungen' sich einzuüben. ‚Jedenfalls bin ich froh,' schreibt er am 19. Mai, ‚Alles, was wir vornehmen, im Geleise eines wirklich freundschaftlichen Einverständnisses zu erhalten, und bemühe mich daher vorzüglich, jedes fremde, steife und störende Element auszuschließen. Niemand, wer nicht herzlich begreift, um was es sich handelt, nämlich: ein Beispiel zu geben, soll von uns herbeigezogen werden; die That wird dann sprechen und dem Unkundigen Alles sagen. Nun freut es mich zu sehen, wie sicherer Hoffnung und festen Vertrauens unser Unternehmen von Denjenigen, die ich zur Theilnahme an demselben berufe, beurtheilt wird. Wenn ich nur diese Stadt Bayreuth bedenke, welche ich plötzlich vor der ganzen Welt zu solcher Bedeutung erhebe, so sehe ich, daß wir einer nach jeder Seite hin segensreichen Schöpfung entgegensehen, deren Wirksamkeit sich unermeßlich vor uns ausbreitet.'

Als kleine Thatsache sei hier noch erwähnt, daß er am 22. Mai, seinem achtundfünfzigsten Geburtstage, Veranlassung erhielt, dem Wiener Männergesangverein seinen Dank für seine Ernennung zu ihrem Ehrenmitgliede auszusprechen. ‚Gern werde ich dieser Auszeichnung eingedenk sein und dabei mich freundschaftlich Ihrer erinnern.' Derselbe Tag wurde in München durch ein Konzert der Koch'schen Kapelle festlich begangen. Des Meisters Büste wurde dabei unter lautem Jubel des Publikums bekränzt, welches die Kaisermarsch-Hymne in voller Begeisterung mitsang. Immerhin erfreuliche Symptome. Inzwischen hatte sich, auf Grund seiner allerersten Bekanntmachung, der ‚grünen Broschüre' (S. 346), ein gänzlich Unbekannter, der Mannheimer Musikalienhändler Emil Heckel, brieflich an ihn gewendet, um ihm seine Bereitschaft anzumelden, zum Gelingen des großen nationalen Unternehmens nach Kräften beizutragen. Dieser, der die wechselnden Stationen seines Ausfluges in den öffentlichen Blättern verfolgt, trat nunmehr, sobald er ihn heimgekehrt wußte, unterm 15. Mai mit der Bitte um eine nähere Mittheilung an ihn heran, welche Aufgaben zunächst der thätigen Unterstützung seitens der Freunde der Kunst des Meisters harrten. Wagner verwies ihn, unter herzlichem Dank für die bekundete Theilnahme, ‚an Herrn Karl Tausig, 35 Dessauerstraße in Berlin', der ihn über alle Einzelheiten näher unterrichten werde. Zu diesem Letzteren begab sich nun Heckel, indem er die Reise nach Berlin nicht scheute, alsbald persönlich und sprach ihm sein Bedauern

aus, daß der bisher veröffentlichte Plan, weil er von dem Einzelnen einen Beitrag von mindestens hundert Thalern verlange,[1] den minder Bemittelten keine Betheiligung an der Förderung des Unternehmens gestatte. Sein Vorschlag, durch Begründung von ‚Wagner-Vereinen' auch diesen Minderbemittelten eine solche fördernde Mitwirkung an dem Unternehmen zu ermöglichen, fand zunächst Tausig's vorläufige Zustimmung, sodann auch diejenige des Meisters, und alsbald schritt Heckel an die Konstituirung seines Vereins. ‚In Mannheim,' so berichtet in der Folge Wagner selbst, ‚rief ein bis dahin persönlich mir unbekannter, vorzüglich thatkräftiger Freund meiner Kunst und meiner Tendenzen, von gleich ernstlich gewogenen Genossen unterstützt, einen Verein zur Förderung des von mir angekündigten Unternehmens in das Leben, welcher sich fortan, allem Hohne zum Trotz, kühn den Namen ›Richard Wagner-Verein‹ beilegte.'[2] Auf den Vorschlag Heckel's, die Gründung entsprechender Vereine auch in anderen Städten anzuregen, antwortete Tausig in einem Briefe vom 17. Juni: ‚Ich habe nichts gegen die Ausführung Ihres Planes ›Wagner-Verein‹ einzuwenden, als daß wir auf Schwierigkeiten und Verzögerungen mit der Flüssigmachung des Patronatgeldes stoßen werden. Da das Theater, d. h. der Bau und andere Vorbereitungen, schon Ende dieses Herbstes in Angriff genommen wird, so müssen wir bald über bedeutendere Mittel disponiren können.'[3]

Eine kulturgeschichtlich merkwürdige Erscheinung war mit diesen Vereinen ins Leben gerufen. Haben die ‚Wagner-Vereine' dem Schöpfer des Bayreuther Werkes in materieller Beziehung thatsächlich auch nur verschwindend geringe Dienste leisten können, haben sie auch in den allermeisten Fällen höchstens nur den Boden bereitet, auf welchen dann der Meister immer in Person erst treten mußte, um in aufreibenden und zeitraubenden Anstrengungen ‚Konzerte' zu Gunsten seines Unternehmens zu dirigiren, sind sie auch zu keiner Zeit auch nur mit ihrer Organisation recht in Ordnung gekommen, so beweist doch allein schon die andere Thatsache ihrer treuen Fortdauer bis in ferne Zeiten etwas für ihre moralische Bedeutung, — weshalb wir denn auch wiederholt auf dieselben und ihre Bestrebungen zurückkommen werden. Zunächst stellte es sich gleich bei dem ersten dieser Vereine, dem Mannheimer, heraus, daß er auf die persönliche Mitwirkung Wagner's bei einem zu Gunsten der

[1] In der Ankündigung der Festspiele vom 12./18. Mai 1871 hieß es: ‚Es ist jedem Patrone freigestellt, mehrere Patronatscheine zu erwerben; dagegen ist es auch gestattet, daß drei Theilnehmer an einem dieser Scheine participiren, deren jeder dann das Anrecht auf einen Platz zu je einer der Aufführungen des Festspieles erwirbt.' — [2] Ges. Schr. IX, S. 386. — [3] Vgl. Karl Heckel, ‚die Bühnenfestspiele in Bayreuth' (S. 20) und ‚Briefe R. Wagner's an Emil Heckel, herausgegeben von Karl Heckel' (S. 8). Diese letztere Schrift werden wir wegen der, zur Verbindung und Erläuterung der Briefe beigegebenen längeren erzählenden Abschnitte fortan der Kürze wegen unter dem Titel: ‚Heckel, Erinnerungen' citiren.

Sache zu veranstaltenden großen Konzert rechnete. ‚Ich werde Wagner über die Direktion eines Konzertes in Mannheim schreiben,' theilte sich Tausig hinsichtlich dieses Projekts schon in seinem ersten Briefe (vom 7. Juni) an Heckel mit; ‚ich glaube aber kaum, daß er sich entschließen wird, noch einen solchen Ausflug zu machen.' Und wiederum, zehn Tage später, nachdem er die Meinung des Meisters darüber eingeholt: ‚Herr Wagner würde zu jeder anderen Zeit Ihre Einladung, in Mannheim ein Konzert zu dirigiren, angenommen haben; aber die Komposition der Nibelungen gestattet ihm nicht, auf irgend welche Weise sich zu zersplittern und von seiner Arbeit zu trennen.' Dies war nun eine — sachlich auf das Beste begründete — bestimmte Ablehnung; doch ließ es das bald gewonnene Vertrauen Wagner's in den thätigen Mannheimer Freund (der ihm persönlich noch unbekannt war), sowie ferner der Umstand, daß der Mannheimer Verein zur Zeit noch der einzige seiner Art war, dabei nicht endgiltig bewenden. Vielmehr beantwortete er einen neuerdings an ihn gelangenden Bericht über die erfreuliche Entwickelung des Vereins mit der Eröffnung einer günstigeren Aussicht. ‚Gewiß bin ich überzeugt, daß es unter Umständen mir sogar eine recht angenehme Diversion für mein so sehr zurückgezogenes Leben bieten kann, für einige Tage mich aufzumachen, um vor Freunden selbst so eine Art von Konzert zu dirigiren. Nur möchte ich jetzt mich nicht für eine gewisse Zeit binden, weil ich — nach vielen äußeren Anstrengungen — eben jetzt erst dazu komme, mich für meine Arbeit zu sammeln. Machen Sie sich aber gefaßt, daß ich mich — etwa im Herbst — schnell einmal melde, und sorgen Sie dann nur, daß es etwas Ordentliches wird.'[1]

Während inzwischen, mit dem in Stich und Druck vollendeten Klavierauszug des ‚Siegfried', der dritte Theil des großen Nibelungenwerkes an die Öffentlichkeit gelangte (die ‚Walküre' war, wie wir uns erinnern, bereits im Jahre 1865[2] erschienen), unterzeichnete er gehobenen Muthes das Vorwort zur Gesammtausgabe seiner ‚Schriften und Dichtungen', und erwog mit Nietzsche die Begründung eines, von diesem Letzteren so bezeichneten ‚Reformations-Journals', eines periodischen Organs, in welchem praktisch, durch das Beispiel, ‚die Möglichkeit einer hochgesinnten und durchaus vornehmen, wahrhaft belehrenden Kultur-Zeitschrift bewiesen werden sollte.'[3] Da traf seine Hoffnungen, mitten im ersten Beginne, ein unerwarteter harter Schlag. Es war der alle Welt erschütternde, plötzliche Tod Karl Tausig's, nachdem dieser kaum erst den Weg seiner, von ihm selbst sich vorgezeichneten Wirksamkeit betreten. In seinem noch nicht vollendeten dreißigsten Lebensjahre ereilte diesen jugendlich begeisterten, überreich von der Natur begabten Mann, in der

[1] Heckel, Erinnerungen S. 9. — [2] Siehe S. 112 dieses Bandes. — [3] Briefwechsel zwischen Nietzsche und Rohde, S. 245. 372. Vgl. S. 341 des vorliegenden Bandes.

Blüthe seiner Jahre, in der Fülle seiner künstlerischen Kraft, nach kurzer schwerer Krankheit das Geschick. Er starb an einem typhösen Fieber, in der Morgenfrühe des 17. Juli, in Leipzig, wohin er sich zur Begrüßung Franz Liszt's begeben und wo die Krankheit ihn ereilte, deren Keim er wohl schon von Berlin aus mitgebracht. Es ist bezeichnend, daß Liszt, wie aus seinen Briefen an die Fürstin[1] hervorgeht, sowohl über die Berliner Reise des Meisters, wie über sein Bayreuther Unternehmen — dank seiner allzulangen Enthaltung vom persönlichen Umgang des Freundes — nur sehr unklare Vorstellungen hegte; es bedurfte aber nur einer Unterredung mit Tausig, um so weit klar zu sehen, daß er sich sogleich, mit der Zeichnung von drei Patronatscheinen, in die vorderste Reihe aller bisherigen Patrone stellte.[2] An dem Krankenlager des allzufrüh aus seiner Laufbahn Abgerufenen hatten edle Frauen, die Gräfin Krockow und Frau von Muchanoff, gewacht. Freunde, von Berlin herbeigeeilt, empfingen seine irdische Hülle und geleiteten sie zurück nach der Stätte seines Wirkens. Dort bettete man ihn am 21. Juli, unter den Klängen des Beethoven'schen Trauermarsches, von Donner und Blitzen begleitet, in sein Grab. In ihm verlor Wagner einen treuen und aufopfernden Freund, das Bayreuther Unternehmen aber seinen wärmsten und aufrichtigsten Förderer. So war einst — vor kaum sechs Jahren — Ludwig Schnorr dahingegangen, da der Meister eben die höchsten Erwartungen auf seine herrliche Kraft setzte. ‚Wie Schnorr unter den Sängern, so war Tausig unter den ausübenden Musikern jener Zeit bei weitem der genialste; wenn man von Bülow absieht, so dürfte man wohl sagen, der einzige wirklich geniale.'[3] In Berlin war er soeben mit der Zusammenstellung jenes Orchesters beschäftigt, das, unter seiner Leitung ausgebildet, dazu bestimmt war, Bruchstücke aus Wagner's Werken richtig zu Gehör zu bringen und durch seine Vorträge das Verständnis für die Kunst Wagners und für die hohe Bedeutung des Bayreuther Werkes zu fördern. Diese durch Tausig in den Styl der dramatischen Werke des Meisters eingeführten Musiker sollten dann auch den Kern des zukünftigen Bayreuther Orchesters bilden. Durch seinen Tod wurde auch dieser Plan zerstört. Sein letztes Wort an ihn hatte Wagner — seinem Grabstein anzuvertrauen:

‚Reif sein zum Sterben, des Lebens zögernd blühende Frucht,
früh reif sie erwerben in Lenzes jäh erblühender Flucht,
war es Dein Loos, war es Dein Wagen, —
wir müssen Dein Loos wie Dein Wagen beklagen.'

---

[1] Vom 8. April und vom 23. Mai 1871 (Liszt's Briefe VI, S. 295 und 301. — [2] ‚Als mir zuerst ... Tausig Näheres mittheilte von dem großen Vorhaben der Nibelungen-Aufführung in Bayreuth, zeichnete ich sogleich drei Patronatscheine; — mein geringes Einkommen gestattete mir leider nicht einen beträchtlicheren Beitrag' (Liszt an E. Heckel, 17. Sept. 1872, siehe: Heckel, Erinnerungen S. 50). — [3] H. S. Chamberlain, Richard Wagner S. 330.

Der Stoß, den das Bayreuther Unternehmen durch diesen Verlust gleich in seinen ersten Anfängen erleiden mußte, war nicht leicht zu verschmerzen. Das Patronat seines Werkes sollte dem Meister von außen her als etwas Fertiges entgegentreten, er sollte nur mit der künstlerischen Seite der Sache zu thun haben, die andere materielle, seinen Freunden überlassen bleiben. Dazu bedurfte es der Vollkraft eines Mannes von so ausgesprochen enthusiastischer Hingabe, eines Mannes, der zugleich durch seine geniale Begabung eine soziale Stellung einnahm, die ihn glücklich dazu befähigte, nach allen Richtungen der Gesellschaft die Initiative zu ergreifen, zu vermitteln und vorzubereiten. War Frau v. Schleinitz das Herz und die Seele, so war er der Kopf und zugleich die ausführende rechte Hand jedes, der großen Sache dienenden, Berliner Unternehmens gewesen. Nun drohte die ganze Last zu sehr auf den Schultern einer Einzigen sich zu häufen. — Unerschütterlich wirkte gleichwohl der nun so empfindlich geschmälerte enge Freundeskreis im Sinne des Dahingeschiedenen fort.

XV.

Das Mannheimer Konzert.

Besuche auf Triebschen. — Unbeantworteter Brief an G. Herwegh. — ‚Erinnerungen an Auber.‘ — Lohengrin in Bologna. — Anträge für den Festspielbau aus Baden-Baden und Darmstadt. — ‚Bericht an den deutschen Wagner-Verein‘. — Erster offizieller Besuch in Bayreuth. — Die Mannheimer Konzert-Tage. — ‚Seine Pflicht zu thun‘.

Schon der Name bezeichnet Mannheim als einen Ort, wo ‚Männer heimisch‘ sind. Bayreuth aber ist ein durch die Kultur noch unentweihter echt jungfräulicher Boden für die Kunst. Aus der Verbindung beider soll ein neues, jugendlich kräftiges Kunstleben entsprießen.

Richard Wagner.

Die durch Tausig's Hinscheiden entstandene unausfüllbare Lücke betraf zu allernächst und auf das Dringendste die bisher durch ihn repräsentirt gewesene Centralstelle für die Geschäftsleitung. Um in dieser Richtung einen Ersatz zu finden, wandte sich Wagner — um die Mitte August — an den Berliner Hofpianoforteliefernanten Karl Bechstein, empfing aber eine ablehnende Antwort. Derselbe Monat brachte auch noch mehrfache Besuche. Nach einander erschienen Präger aus London, dann der Pianist Hänlein aus Mannheim, als Abgesandter der Mannheimer Gruppe, um verschiedene erwünschte Details über das bevorstehende Konzert aus dem Munde des Meisters zu vernehmen. Heimgekehrt, berichtete er begeistert von dem großen Eindruck, den er aus dieser Unterredung gewonnen: wie ein Prophet, wie ein ‚Hellseher‘, habe Wagner zu ihm gesprochen. Sodann kam das Schleinitz'sche Paar, das am 17. von Salzburg aus seine Reise über München nach Luzern antrat, um einige Tage daselbst in regem Gedankenaustausch mit dem verehrten Meister zu verweilen. Endlich, gegen Ende des Monats — auf der Durchreise — auch der Weimarische Generalintendant Baron Loën, dessen Bereitschaft der großen Sache zu dienen, dazu Veranlassung gab, ihm die oberste Leitung des Patronates zu übertragen. Es hatte dem Meister ursprünglich ganz fern

gelegen, der Thätigkeit seiner Freunde und Gönner irgend welche besondere gesellschaftliche Organisation zu geben. Er hatte sich ihren Einfluß lediglich in der Benutzung einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit Gleichgesinnten wirkend vorgestellt, und etwaige Vorschläge für eine solche Organisation in seinem anfänglich festgehaltenen Wunsche, sein Unternehmen von der eigentlichen Öffentlichkeit unberührt zu lassen, eine Erschwerung gefunden.[1] Den in diesen Vorschlägen ausgesprochenem Bedürfnis suchte er nun wenigstens dadurch abzuhelfen, daß er in der Person des Weimarischen Intendanten, ‚da er zur Übernehmung der hieraus ihm erwachsenden Beschwerde sich aufopferungsvoll bereit erklärte, einen ausgezeichneten Freund in weiteren Kreisen als Denjenigen bezeichnete, an welchen fernere Anmeldungen, sowie Nachfragen um Auskunft, zu richten seien.'[2]

Bei derselben Anwesenheit des Baron Loën auf Triebschen erkundigte sich der Meister bei ihm, als Präsidenten der ‚Deutschen Shakespeare-Gesellschaft', recht lebhaft nach dem Wohnort seines, seit 1866 von Zürich nach Baden verzogenen, alten Freundes Herwegh.[3] Loën meinte: ‚in Durlach', wußte es aber nicht genau. Der Grund dieser eifrigen Nachfrage verdient eines ausführlichere Darlegung; einerseits als ein schönes Zeugnis von Wagner's treuer Anhänglichkeit, andererseits, weil er mit dem — von seiner Seite durchaus unfreiwilligen — plötzlichen Abschluß, ja Abbruch, altgehegter guter Freundschaftsbeziehungen in einem, für Herwegh leider beschämenden, Zusammenhang steht. Gleich nach seiner Trauung hatte er nämlich diesem Letzteren eigens in einem besonderen Briefe von diesem bedeutungsvollen Ereignis Meldung gethan und ihn dadurch vor manchem Andern ausgezeichnet (S. 331); es bestimmte ihn dazu ein tiefer, herzlicher Drang. Der Brief, welchen er — auf eine irrige Mittheilung hin — nach ‚Badenweiler' adressirt hatte, kam mit zahlreichen Endossements als Zeugnis für seine Unbestellbarkeit an ihn zurück. Er hob ihn einstweilen auf, um ihn gerade in diesem Zustande nochmals an Herwegh zu schicken, sobald er dessen richtiges Domizil erfahren haben würde. Hierfür wandte er sich hauptsächlich an Richard Pohl; dieser antwortete erst gar nicht, endlich aber nur über das ihn Betreffende in jenem Briefe des Meisters, so daß dieser glaubte es aufgeben zu müssen. Da nun

[1] Vgl. den Brief an Heckel vom 12. August mit der Äußerung: ‚Ein öffentlicher Aufruf ist vom Berliner Ausschuß deshalb nicht vorzunehmen, weil in erster Linie dort festgestellt wurde, daß Alles auf privatem persönlichem Wege vorgehen würde' (Heckel, Erinnerungen S. 12). — [2] Vgl. ‚eine Mittheilung an die deutschen Wagner-Vereine' im Mus. Wochenbl. v. 5. Jan. 1872. — [3] Herwegh hatte damals für die Bodenstedt'sche deutsche Shakespeare-Ausgabe sieben Stücke des Dichters meisterhaft übertragen (‚König Lear', ‚Die beiden Veroneser', ‚Zähmung einer Widerspenstigen', ‚Komödie der Irrungen', ‚Ende gut Alles gut', ‚Troilus und Cressida', ‚Wie es auch gefällt') und vorher mit Dingelstedt als damaligen Präses der Shakespeare-Gesellschaft — vor Loën — über eine Übertragung des ‚Coriolan' verhandelt.

auch die Loën empfangene Auskunft unbestimmt war, mußte Pohl noch einmal herhalten (6. September), und diesmal gelang es richtig die gewünschte Adresse zu erhalten. Der für Herwegh so lange aufgehobene Brief war aber endlich — verloren gegangen! Er schrieb ihm nun von Neuem (13. September) in wahrhaft herzlicher Weise: an *ihn* denke er stets gern beim Rückblick auf die Züricher Zeit, so wenig er sonst am Erlebten zu haften liebe. ‚Gott, welcher Plunder liegt da hinter Einem! Alles zerstiebt wie angebrannter Zunder beim Angreifen der Erinnerung. Da ist es denn von Werth, wenn man sinnend und fühlend an *einem* Guten zu haften vermag!' — Und auf diesen Anruf hat es Herwegh vermocht zu schweigen! Aus politischem Fanatismus, aus verbissenem Preußenhaß, weil er — ‚von Sedan an sich schämte ein Deutscher zu sein(!)', konnte er es Wagner nicht verzeihen, seinen ‚Kaisermarsch' komponirt zu haben, und ‚ein *stilles Abbrechen der Beziehungen* war das Einzige, was er, eingedenk der ehemaligen Freundschaft, über seinen *Zorn*(!) zu gewinnen vermochte.' Da die hier angeführten Worte von seinem eigenen Sohne herrühren, dürfen wir nicht annehmen, was wir andererseits so gern annehmen möchten, nämlich: daß sie eine verleumderische Entstellung seiner wahren Gesinnungen enthielten. Doch eröffnen sie uns aufs Neue einen Einblick in die Tragik aller menschlichen Beziehungen, wie sie der Meister in so unzähligen Fällen an sich zu erleben hatte. Wir werden damit aufs Neue an den schon wiederholt citirten Satz Nietzsche's von den Freunden und Bekannten früherer Zeiten erinnert, den steckengebliebenen und versteinerten ‚begrenzten Abschnitten aus seinem eigenen grenzenlosen Laufe'! ‚Fast zu allen Lebenszeiten Wagner's hätten ihn seine Freunde gern dogmatisiren mögen,' sagt eben derselbe Autor; ‚hinter jeder Phase seiner Entwickelung schloß sich ein Kreis von Anhängern zusammen, scheinbar, um ihn nun auf dieser Phase festzuhalten. Er ging immer mitten durch sie hindurch und ließ sich nicht binden; sein Weg ist überdies zu lang gewesen, als daß ein Einzelner so leicht von Anfang an hätte mitgehen können, und so ungewöhnlich und steil, daß dem Treuesten auch wohl einmal der Athem ausging.' Als einen solchen ‚Treuen, dem der Athem ausgegangen war', hat Wagner wohl stets den altbewährten Züricher Freund betrachtet und ihm wegen seiner räthselhaften Zurückhaltung nicht gegrollt, sondern ihn höchstens bemitleidet. In *seiner* Erinnerung lebte er unverändert fort, wie er damals in seinen guten Zeiten sich erwiesen! Hatte er eine, in den Ereignissen und Erfahrungen seines Lebens wohlbegründete Periode gehabt, in denen er — inmitten der freien Schweiz! — gern mit ‚rothen Republikanern' und ‚Demokraten' verkehren mochte, so wissen wir aber doch, daß dies nie und nimmer wegen ihrer sog. politischen Überzeugungen geschah, sondern einzig, weil sie durch ihr vieles Reden von ‚Freiheit' ihm in der wahren, inneren Freiheit der *Gesinnung* verwandt schienen. Hätten sie diese *wirkliche*, geistige und moralische Freiheit ihr

eigen genannt, — wie gern hätte er auch darin seine Stellung über allen Parteien bewährt, daß er, als der Künstler und Meister, die äußersten Gegensätze unter seinem Dache, wie in seinem Festspielhause vereinigte! Nun zeigte sich leider, daß jene scheinbare Verwandtschaft doch nur eine bloße, vorübergehende Täuschung gewesen, welche schon die nächste Phase nicht bestand, und der angebliche ‚Freiheits'-Mann ein Knecht und Sklave seiner eigenen Meinung war, ganz wie jeder Andere auch. Doch will es uns wenigstens scheinen, als sei diese Wandelung der Gesinnung dem Meister (da er ja Herwegh's übermäßige Trägheit und Bequemlichkeitsliebe kannte) aus seinem bloßen Schweigen nie so recht zum kränkenden Bewußtsein gekommen, — was immerhin etwas Tröstliches an sich hat.

Wir kehren hiernach zur Betrachtung der nächsten Schritte in der Weiterentwickelung der Bayreuther Sache zurück. So wenig es Wagner von Hause aus auf ein eigentliches korporatives Zusammentreten seiner weitzerstreuten Freunde abgesehen, so sehr schien sich ihm die Angemessenheit solcher Bestrebungen von außen her aufzudrängen, seit einmal der Gedanke der Begründung von ‚Wagner-Vereinen' — ursprünglich in Mannheim im Kopfe Heckel's — aufgekommen war. Der Anstoß war damit gegeben und wirkte fort, das Beispiel fand Nachahmung. Zunächst in Berlin, in Wien, in Leipzig und München. Unter diesen Umständen wechselte der Meister schnell seinen bisher eingenommenen Standpunkt der Zurückhaltung und gab nun selbst durch Versendung der bewährten Mannheimer Statuten Veranlassung zur Begründung neuer Vereinigungen. So schrieb er für Dresden erst an Tichatschek, dann an Pusinelli. Ersterer schwieg, Letzterer nahm die Sache alsbald in seine treue Hand. Nicht anders als mit inniger Freude konnte Wagner den rührigen Eifer gewahren, der von überallher seiner Sache entgegenkam. ‚So möge denn,' schrieb er am 13. Nov. an Heckel (bei Rücksendung eines von ihm gebilligten Entwurfes zu einem öffentlichen Aufruf), ‚die Sache ihren Lauf nehmen, und der Deutsche zeigen, daß er es endlich versteht, so ernsten und anhaltenden Bemühungen für einen schmachvoll verwahrlosten, und dabei so unbegrenzt einflußreichen Zweig der öffentlichen Kunst, an welchen ich mein Leben gesetzt habe, auch die nöthige Beachtung zu schenken.' Allerdings begann nun erst, mit jedem Schritt an eine, so gern von ihm gänzlich vermiedene weitere Öffentlichkeit, der Kampf mit den zahllosen, in den gegebenen Zuständen tief begründeten Hindernissen, mit der deutschen Apathie, der Theilnahmlosigkeit, ja Feindseligkeit der, von tausend fernabliegenden Interessen beeinflußten Tagespresse, mit dem Hohn und Spott der ‚Gegner', deren nach Dezennien zählende Opposition das Mißtrauen des deutschen Publikums gegen seinen größten Künstler zu wecken und zu unterhalten gewußt und demselben auch jetzt unabläßig neue Nahrung zuführte. Was die Kämpfe und Anstrengungen der nun folgenden Zeit für ihn und für seine Freunde

waren, hat Nietzsche aus eigenem Miterleben mit den Worten ausgedrückt: für die Letzteren ‚ein Vorgenuß, ein Vorausleben der höchsten Art, durch welches sie weit über ihre Spanne Zeit hinaus sich beseligt, beseligend und fruchtbar wußten, für Wagner selbst eine Verfinsterung von Mühsal, Sorge, Nachdenken, Gram, ein erneutes Wüthen der feindseligen Elemente, aber Alles überstrahlt von dem Sterne der selbstlosen Treue, und, in diesem Lichte, zu einem unsäglichen Glück umgewandelt!‘ Was vermochte schließlich alle Lauheit und Gehässigkeit gegen ein begeistertes redliches Wollen und ein festes Beharren in allen Mühsalen, unter denen hier eine Welt aus dem Nichts hervorzurufen war? Trotz der übelsten Enttäuschungen im Einzelnen, ja zeitweilig düstersten Augenblicken der Entmuthigung durch das Unerwartete — wir werden diesen heftigen Schwankungen im Folgenden begegnen — blieb doch die Stimmung des Meisters selbst bis über die Periode der Grundsteinlegung hinaus im Ganzen eine hoffnungsvolle.

Nicht genug wird dereinst die fernste Nachwelt die wahrhaft großartige Aufopferung zu würdigen wissen, mit welcher er im Laufe der nächsten Jahre, während er an der Vollendung seines Werkes zu arbeiten hatte, sich neben allen anderen Bemühungen, Reisen, Korrespondenzen auch noch der Leitung großer Musikaufführungen im Konzertsaal an den verschiedensten Orten Deutschlands unterzog. Aber es war hierbei doch nur der reinste Zwang im Spiele. Wir sehen dies aus seiner veröffentlichten Korrespondenz mit Heckel hinsichtlich des ersten dieser Konzerte; wir sehen, wie er sich dadurch nur widerwillig aus seiner mühsam gewonnenen Schaffensruhe herausreißen läßt. ‚Frau Wagner scheint nicht recht an dasselbe zu glauben,‘ schreibt Nietzsche am 6. September in Betreff des Mannheimer Konzertes, ‚weil Wagner, lange durch unaufhörlich andringenden Besuch gestört, jetzt endlich wieder zu komponiren fortfährt und sich schwerlich unterbrechen lassen wird.‘[1] Ganz entsprechend lautet es in den Briefen an Heckel. ‚Es soll ein Konzert sein, — folglich geht nun die Beunruhigung los! Das wußte ich!‘ so beginnt der eine davon. ‚Zu fürchten steht jetzt nur, daß jeder der Vereine in den verschiedenen Städten, auf deren theilnahmvolle Mitwirkung ich rechnen muß, die gleichen Ansprüche an mich erheben wird, und mir dadurch, daß ich meine Kräfte, welche ich im allerangestrengtesten Maße der Aufführung meines großen Werkes selbst zu opfern versprochen habe, im voraus für die Zusammenbringung der materiellen Mittel erschöpfe, eine in ihren Folgen nicht zu berechnende Erschwerung bereitet werden kann. Ich theile Ihnen diese Besorgnis unverhohlen mit, ohne deshalb mein Ihnen gegebenes Versprechen zurückzuziehen: nur sollte es mich beruhigen, wenn ich Sie zu einiger Geduld stimmen könnte, und wegen des Zeitpunktes meines Konzertbesuches in

[1] Briefwechsel mit Rohde, S. 263.

Mannheim Sie mich nicht zu sehr drängen wollten.'[1] In der That hatte er es unverzüglich zu erleben, daß auf Grund der nach Mannheim gegebenen Zusage Wien um eine gleiche Vergünstigung sich bewarb, und seine vorläufig (gegen Ende September) geäußerte Bereitwilligkeit, daselbst ‚zwei wohlpräparirte Konzerte' zu dirigiren, sofort auch den Weg in die Öffentlichkeit fand, womit Mannheim bis zu diesem Augenblick noch taktvoll gezögert hatte.

Am 25. Oktober war die erste Bleistiftskizze des zweiten Aktes der ‚Götterdämmerung' vollendet; am 31. unterzeichnete er seine ‚Erinnerungen an Auber'. Veranlaßt waren dieselben durch den vor Kurzem (13. Mai) erfolgten Hingang des hochbetagten französischen Komponisten: die ungemeine Lebenszähigkeit des neunundachtzigjährigen Greises, welche ihn soeben noch die Niederlage seines Landes und die Beschwerden der Belagerung ertragen ließ, war schließlich den Eindrücken der Schreckenstage unter der Herrschaft der Commune gewichen. Fast wäre er hierdurch, wie Wagner in der Einleitung hervorhebt, zu der sonderbaren Ehre eines ‚atheistischen Begräbnisses' gelangt, welche der Pariser Gemeinderath seinen Hinterlassenen antrug: als die hiervor glücklich bewahrte Leiche später dann mit allen kirchlichen Ehren zur Erde bestattet wurde, hielt dem Andenken des Dahingeschiedenen Herr A. Dumas d. J. eine Grabrede, in deren zärtlich rhetorischem Pathos jedoch Auber seinem Volke in einem — seiner Ansicht nach — sehr falschen Lichte gezeigt wurde. ‚Eben diese Rede, in welcher Auber als ein um sein Land in melodischen Thränen zerfließender Lichtgenius der Harmonie gefeiert wurde, zeigte mir, wie auch diesmal — da es der bedeutenden Phrase galt — der Franzose über den allerfranzösischesten seiner Komponisten sich nicht zurechtfinden konnte, und, da es am Grabe Auber's war, die Sache mit einer nichtssagenden Floskel für abgemacht hielt, wenn diese nur recht sentimental hoch gestimmt war.' Anstatt dieser verschwommenen Phrasen entwarf er hingegen ein Bild in den festen, markanten Zügen lebendig erschauter Wirklichkeit, wie nur er es zu geben vermochte; die Sicherheit und Ganzheit der Auber'schen Natur gab sich darin kund, die nie etwas sein wollte, was sie nicht war.[2] Der Aufsatz war für das ‚Musikalische Wochenblatt' bestimmt, nicht für eins der großen politischen Allerweltsblätter. Was den Meister davor zurückschreckte, sich bei ähnlichen Gelegenheiten in der Augsburger Allgemeinen, der

[1] Heckel, Erinnerungen S. 22. 15/16. Auf die Konzert-Angelegenheit beziehen sich a. a. O. nicht weniger als fünf, zum Theil ausführliche Briefe, ungerechnet wiederholten Depeschenwechsel. — [2] Auf seinem letzten Krankenlager empfing er den Besuch Pasdeloup's. ‚Mein lieber Pasdeloup,' sagte er da mit einer Lippenbewegung von unbeschreiblicher Ironie, ‚Sie lieben also noch immer die Musik?' — ‚Immer, lieber Maëstro, nicht mehr, aber ebenso wie Sie.' — ‚Oh, wie ich — das ist etwas Anderes! Ich habe sie bis zum 32. Jahre geliebt, — eine wahre Jünglingsleidenschaft! Ich habe sie geliebt, so lange sie meine Geliebte

Kölnischen oder einer ihrer angesehenen Kolleginnen vernehmen zu lassen, hatte er kurz zuvor in seinem offenen Briefe an Dr. Stade ausgesprochen. War es ihm in einem solchen ‚geachteten Blatte' einmal unmöglich gemacht worden, Offenbach's in der ihm gebührenden Weise zu erwähnen, so verhielten sich die großen politischen Zeitungen Deutschlands gegen ihn, bei einem Versuche, sich durch ihre Vermittelung dem weit zerstreuten Stande der Gebildeten zu nähern, doch überhaupt immer noch mehr wie feindliche Schanzen und Bollwerke, welche die ‚deutsche Bildung' gegen ihn aufrichtete, um sich dahinter vor ihm zu verstecken. Wie sonderbar war dies — im eigenen Vaterlande — zu einer Zeit, da, wie eben jetzt, die ersten Nachrichten über eine sorgfältige Vorbereitung des ‚Lohengrin' in Bologna und die Hoffnungen, die man italienischerseits an den Erfolg dieses Werkes knüpfte, die deutsche Kunstwelt in ein ungläubiges Erstaunen versetzten.

Lohengrin in Bologna! Wir müssen diesem Gegenstande bei seiner charakteristischen Bedeutung hier nothwendig einige Seiten widmen, wenn sie uns auch in der Verfolgung unseres geraden Weges eine Unterbrechung bereiten. Als zuerst i. J. 1869 das Gerücht auftauchte, eines der größeren Theater von Bologna bereite eine Aufführung des ‚Lohengrin' vor, wurde es allenthalben in der ‚deutschen Presse' mit verwunderten Fragezeichen introduzirt. Man hätte sich eher den Einsturz des Himmels, als diese Nachricht aus dem Vaterlande Donizetti's und Verdi's erwartet. Es beweist viel für die Energie des moralischen Urhebers dieses großen Ereignisses, des allzufrüh verstorbenen Syndikus von Bologna, Camillo Casarini,[1] daß er — mit einer Ausdauer ohne Gleichen — die Idee eines solches Versuches anregte, durchkämpfte gegen Musiker und Presse.[2] Es beweist aber noch mehr für den Instinkt des italienischen Publikums, daß der Sieg des Lohengrin thatsächlich ein so zweifelloser war; für das musikalische Gefühl der ausübenden Künstler, daß sie ihren glühenden Eifer diesem Werke in solcher selbstvergessenen Hingebung zu widmen vermochten. ‚Klingt es nicht unglaublich,' fragt der aus

---

war, — dann ist sie meine Frau geworden . . .' Was er nicht aussprach, verrieth sich kaum durch ein feines Lächeln. An diese, durch B. Jouvin überlieferte, Äußerung knüpft Wagner in seinen Ausführungen über den französischen Meister; ja, noch acht Jahre später (24. Mai 1879) schwebte sie ihm vor, bei der Aufschrift auf der Rückseite eines, Pasdeloup gewidmeten Portraits (Crépieux-Jamin, l'Écriture et le Caractère, 3. Aufl. 1895, S. 157). — [1] † im April 1874, im Alter von 46 Jahren. — [2] Ein sonst ganz inoffensives Blatt, die Mailänder ‚Fama', verstieg sich zu dem Satze: ‚Wir leben in Kriegszeiten! Der sogenannte Reformator sendet uns seinen Ritter Lohengrin. Vom großen Thurme Bologna's aus sieht man ihn bereits herannahen — eilen wir auf die Wälle der Stadt und tödten wir ihn, bevor er sein Ziel erreicht!' Einen ähnlich gemüthlichen Empfang bereiteten dem deutschen Ritter die meisten Fachblätter, während die Mehrzahl der politischen Zeitungen sich abwartend verhielt und nur der bereits genannte Filippi (S. 319) in der ‚Perseveranza' für Wagner plaidirte.

Wien zur Inszenirung der Oper berufene Korrepetitor E. Frank,[1] ‚daß die Träger der Hauptpartieen, außer den beiden Frauenrollen, die von deutschen Sängerinnen gesungen wurden, lauter Stockitaliener, nach 14 Tagen Studiums ihre Rollen vollständig innehatten und sich nur über das Eine wunderten, wie man diese Musik als unsanglich und schwerverständlich habe verschreien können? . . . Von dem Fleiß, den die Sänger bei dieser Gelegenheit entwickelten, giebt eine annähernde Vorstellung der Umstand, daß man die ersten drei Wochen täglich von ein bis drei Uhr Mittags und von acht bis elf, ja oft zwölf Uhr des Nachts probirte, während in der letzten Woche die Mittagszeit zu Szenenproben verwendet wurde und die um acht Uhr Abends beginnenden Orchesterproben sich oft bis zwei Uhr Nachts ausdehnten. Nie stieß man auf Widerspenstigkeit oder übeln Willen; ja wenn nach beendeter Probe, tief in der Nacht, die Vorspiele zum ersten und dritten Akte probirt wurden, fiel es keinem der auf der Bühne Beschäftigten ein, wegzugehen. Sie blieben da, um zuzuhören! Die Choristen, die nicht für die Saison, sondern für die Vorstellung engagirt werden, studirten zwei Monate lang mit einem unglaublichen Eifer, ohne auch nur einen Kreuzer Gage zu beziehen — es waren zum größten Theil ansässige Handwerker; erst nach der ersten Vorstellung bezogen sie à Person ihre 3 Francs. Unter solchen Verhältnissen fanden sie noch die Mittel, ihrem Chordirektor ein Dankgedicht, auf das Schönste ausgestattet, zu überreichen. Die Mitglieder des Ballets, nach dem Wortlaut ihres Kontraktes nicht verpflichtet, Statistendienste in einer Oper ohne Ballet zu versehen, wurden zu dieser, für italienische Tänzer unerhörten Dienstleistung herbeigezogen; sofort ging auch diesen die ungewöhnliche Bedeutung des auszuführenden Werkes auf, und ohne ein Wort des Widerspruchs fügten sich diese vielgeplagten, schlecht honorirten Leute in das Loos, von 8—12 Uhr Nachts in der Oper zu statiren, um nachher noch ein ganzes Ballet aufzuführen. Nur durch diesen bewundernswerthen Eifer war es möglich, die Oper mit nur neun Theaterproben in Szene gehen zu lassen.‘ Das größte Verdienst gebührte dem Dirigenten Angelo Mariani,[2] dessen seltene Begabung und vortreffliche Dirigenten-Eigenschaften, aber auch große persönliche Vorzüge ihn nicht allein zu einer unbezweifelten Autorität, sondern auch zu einer allgemein beliebten Persönlichkeit machten. Das Orchester bestand aus 85 ‚professori‘, die tüchtigsten Instrumentisten aus Mailand, Turin, Parma, Modena, Florenz waren zur Aushilfe verschrieben; der Chor umfaßte 90 gute Stimmen. Die Ausstattung war für die Verhältnisse einer Stadt

[1] In einem Bericht für die Wiener ‚Allg. Kunstzeitung‘ 1871. — [2] † 13. Juni 1873 in Genua. Im Munizipalpalaste daselbst an der via nuova befindet sich heute, als Geschenk der Hinterbliebenen Mariani's, das ihm in dankbarer Anerkennung übersandte, fast lebensgroße photographische Brustbild Wagner's mit dessen eigenhändiger Unterschrift: ‚Evviva Mariani!!! Lucerna 12. Nov. 1871. Richard Wagner.‘

von hunderttausend Einwohnern sehr anständig. Die erste Aufführung fand am 1. November 1871 statt. Das geräumige und prachtvolle Teatro Communale war schon geraume Zeit vor dem Beginn von einem aus allen Theilen Italiens versammelten Auditorium dicht besetzt. Als Mariani am Dirigirpult erschien, stürmisch jubelnde Begrüßung: dann begann das Vorspiel. Eine in Italien noch nicht dagewesene Ruhe im Zuschauerraum war die sofortige Wirkung; erst als die letzten Schwingungen des Schlußakkordes ausgetönt hatten, machte sich ein Beifallssturm Luft, der nicht enden wollte, bis Mariani sich anschickte, es zu wiederholen. Während des ersten Aufzuges wurde die Handlung beständig durch Beifallsausbrüche unterbrochen, die Zuhörerschaft jubelte mit dem Chor, und nach dem immer mehr sich steigernden Finale fiel unter endlosem Jubel der Vorhang: fünfmal mußten die Sänger dankend erscheinen und der Erfolg war schon nach dem ersten Akte entschieden. Am Schlusse der gleiche Jubel, — der Sieg eines Wagner'schen Werkes in Italien war zur unleugbaren Thatsache geworden. Bis zum Ende der Saison fanden wöchentlich drei bis vier Wiederholungen statt. Täglich pilgerten von Rom, von Neapel, von überall her, die Musikfreunde nach Bologna. Diese Begrüßung und Aufnahme eines, allen nationalen Gewohnheiten so sehr widerstrebenden Werkes war ein Ereignis; bis Mitte Dezember war die Oper auch am Teatro Pagliano zu Florenz mit Erfolg zur Aufführung gebracht. Auch an den Meister waren wiederholte Aufforderungen gerichtet, der Aufführung beizuwohnen. Er widerstand der Verführung, um den Erfolg seines Werkes eine gänzlich freie, durch keinerlei Anregung seinerseits beeinflußte, Dokumentation des italienischen Kunstsinnes werden zu lassen.[1] Dennoch erregte es ihm nach dem entschiedenen Siege der Oper ein seltsames und nachdenkliches Gefühl, wenn er sich ihre bisherigen Schicksale in Deutschland ins Gedächtnis zurückrief, während er nun von so vielen Seiten die freundlichsten Nachrichten über den Triumph erhielt, den sie in Italien gefeiert. Er gab seinen Empfindungen Ausdruck in dem ‚Brief an einen italienischen Freund' (Arrigo Boito), datirt: Luzern, den 7. November. Von dem Empfänger in dessen Muttersprache übertragen, durcheilte das Schreiben die italienischen Blätter, während die deutsche (Juden-)Presse es nicht unterließ, seine darin gethanen Äußerungen als ein offenkundiges Dokument der ‚unnationalen' Gesinnung seines Verfassers öffentlich zu denunziren!![2]

[1] Erst nach dem Erfolge bezeugte er dem wackeren Mariani seinen Dank für die hingebenden Bemühungen um die Einführung seines Werkes; den Chorsängern aber übersandte er die Photographie der Lohengrin-Statue mit der Unterschrift: ‚ai bravi coristi di Bologna.' —

[2] Der gleichen gemeinen Ausbeutung zu böswillig gehässigen Denunziations-, resp. Verleumdungs-Zwecken in eben demselben Sinne mußte um die gleiche Zeit der Hinweis auf ein Schreiben Wagner's an den Privatsekretär Napoleon's III. aus der Periode des Pariser ‚Tannhäuser' dienen, welches dabei nicht einmal wörtlich mitgetheilt wurde, sondern aus

Bereits unterm 1. November hatte er sich inzwischen brieflich an den, ihm so warm empfohlenen Friedrich Feustel in Bayreuth, als Vorstand des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten, mit der Anfrage gewendet: wie sich wohl die ‚Stadt Bayreuth betreffs Überlassung eines passenden Bauplatzes für das zu errichtende Festspielhaus verhalten würde; sowie ferner, wie es mit den dortigen Quartierverhältnissen bestellt wäre? Es würden ungefähr zweihundert Künstler auf vier Monate, und außerdem während der Festspielzeit abwechselnd an zweitausend Fremde unterzubringen sein. Des Weiteren machte er die Mittheilung, daß die Vorstellungen nur von Eingeladenen und von den Patronen, gegen Entrée aber von Niemandem besucht werden könnten, daß aber eine bestimmte Anzahl von Plätzen auch für die Einwohner von Bayreuth zur unentgeltlichen Benutzung reservirt werden würden. Er erhielt in Erwiderung seines Schreibens die umgehende Versicherung der Bereitwilligkeit der Stadt Bayreuth, ihm in der Erwerbung eines Bauplatzes, wie in allen übrigen Stücken an die Hand zu gehen, und beschloß, kurz vor dem von ihm für das Ende des Jahres in Aussicht genommenen Mannheimer Konzerte seinen ersten offiziellen Besuch in Bayreuth zu machen, und hierbei in Gemeinschaft mit seinem Architekten und Maschinenmeister die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß im Frühjahr der Bau mit aller Energie in Angriff genommen werden würde.

Kaum war hiermit der erste Schritt zur endgiltigen Lokalisirung des Unternehmens geschehen, als sich ein edler Wettstreit der Städte erhob, um dem kleinen, abgelegenen, unbeachteten Bayreuth den Rang abzulaufen. Der Gemeinderath von Baden-Baden faßte in demselben November den einstimmigen Beschluß, ‚in Anerkennung der Wichtigkeit des Wagner'schen Unternehmens und in gerechter Würdigung der Ehre und des Vortheils, welche der von Richard Wagner hierzu erkorenen Stadt zu Theil würden,' den Meister zur Verlegung seines Theaters an ihren Ort einzuladen und ihm zu diesem Zwecke einen geeigneten, auf städtischem Grunde liegenden Bauplatz zur Verfügung zu stellen. Auch andere Städte, insonderheit aber Badeörter (nächst Baden-Baden z. B. Reichenhall), empfahlen ihre vorzügliche Qualifizirung durch lebhaften Fremdenbesuch, sowie eine dieser Frequenz entsprechende Einrichtung zur Aufnahme von Gästen. Daß die allermeisten dieser Besucher von den Aufführungen des Festtheaters ausgeschlossen bleiben und somit den für den letzteren Zweck Zusammenkommenden nur Hindernisse in Betreff ihres gastlichen Unterkommens entstehen müßten, ward hierbei außer Erwägung gelassen. Ebensowenig konnte andererseits z. B. Darmstadt in Betracht

---

welchem Äußerungen herausgerissen waren, die Wagner in einer an die Leipziger ‚Signale' gerichteten Verwahrung vom 12. November 1871 in dieser Fassung als erfunden zu bezeichnen hatte! — Vgl. dazu Band II² des vorliegenden Werkes, Seite 211! —

kommen, wo soeben (am 24. Oktober) das Hoftheater niedergebrannt, und betriebsame Köpfe geschwind das große Unternehmen Wagner's mit dem bevorstehenden Neubau zu kombiniren geneigt waren.[1] Der Weg der Bayreuther Aufführungen sollte ja aber nicht in das Geleise der Hoftheater und ihrer ‚Mustervorstellungen' hinein, sondern aus demselben heraus führen!

Am 19. November war inzwischen auch die ausführliche Orchesterskizze des zweiten Aktes der ‚Götterdämmerung' zum Abschluß gelangt. Anfang Dezember verfaßte der Meister — nachdem er bis zuletzt durch die Korrespondenz über das Mannheimer Konzert stark beansprucht gewesen[2] — seinen ‚Bericht an den deutschen Wagner-Verein', jene tief ergreifende Rückschau auf die Umstände und Schicksale, welche die Ausführung des Bühnenfestspieles: ‚Der Ring des Nibelungen' begleiteten.[3] Mit diesem hervorragenden Schriftstück, das unter dem speziellen Gesichtspunkte der Entstehung seiner gewaltigsten Konzeption einen hochbedeutenden Theil seiner gesammten Lebensgeschichte in großen Zügen zusammenfaßte, wandte er sich nunmehr an die so lange vergebens von ihm gesuchte Gesammtheit, die ihm recht aus der Mitte des deutschen Volkes entstanden war, nicht einer besonderen Klasse der Gesellschaft angehörig, sondern alle Ränge derselben durchdringend. Sie durfte ihm die thätig gewordene Empfänglichkeit des nationalen Gefühles für die originale Kundgebung des deutschen Geistes auf dem Gebiete repräsentiren, welches bisher der undeutschesten Pflege zur Verwahrlosung überlassen war. In diesem Sinne und indem er ihm diese Bedeutung aus tiefstem eigenen Bedürfnis beilegte, begrüßte er den — ohne jede Aufforderung seinerseits, aus eigener Begeisterung für die Sache sich ihm zur Unterstützung seines Lebenszweckes

---

[1] ‚Das zu erbauende Bayreuther Theater ist für ca. 1500 Personen berechnet, das neue Darmstädter Haus wird über 2000 Personen fassen,' lautete eine solche geistvolle Kombination. ‚Für die Herstellung des Wagnertheaters ist der Darmstädter Maschinist Brandt gewonnen, der das neue hiesige Hoftheater mit allen nur möglichen Maschinerieen ausstatten wird. Die Vorstellungen in Bayreuth sollen im Sommer, zur Ferienzeit der bedeutendsten Künstler stattfinden, das hiesige Hoftheater ist gewöhnlich vom halben Mai bis Mitte September geschlossen, und stünde also für volle $3^1/_2$ Monate zur Disposition. Ein tüchtiges Stammorchester, Chor sind vorhanden. Warum sollten demnach die projektirten Mustervorstellungen dahier nicht möglich sein?' — [2] Ausführliche Briefe über das Programm, die Lokalität und die ausführenden Musiker vom 25. November und 6. Dezember, dazwischen Depeschen (siehe Heckel, Erinnerungen S. 20/26). Die Anfrage, ob er selbst die Betheiligung des Karlsruher Orchesters zu erwirken beabsichtigte, beantwortete er telegraphisch mit den Worten: ‚Verehrtester! Habe mit Ihnen in Mannheim, aber mit Niemand in Karlsruhe zu thun. Besorgung der Mittel muß Ihnen gänzlich überlassen, stehe nur für meine Person' (a. a. O. S. 21). — [3] In den ‚Ges. Schr.' ist dieses Schriftstück auf 2 versch. Bände vertheilt, die 1. Hälfte davon steht im VI. Bande S. 365 ff. unter dem besonderen Titel: ‚Epilogischer Bericht über die Umstände und Schicksale' 2c., die 2. Hälfte im IX. Bande S. 371 ff. unter dem Titel ‚Schlußbericht über die Umstände' 2c.

darbietenden, deutschen Wagner-Verein. ‚Vermeinte ich einst,‘ heißt es zum Schlusse, ‚verzweiflungsvoll auf den Trümmern einer gewaltsamen Zerstörung meine Fahne zur Versammlung der geretteten edlen Bruchtheile einer kunstfeindlichen Kultur aufpflanzen zu müssen, so habe ich jetzt, zu meinem unsäglichen Wohlgefühl, die gedeihlichen Elemente der von mir ersehenen Kunst nur unter dieselbe Fahne zu versammeln, welche über das so hoffnungsvoll wiedererstandene deutsche Reich dahinweht, um aus den edelsten Bestandtheilen einer lange ungepflegten, wahrhaft deutschen Kultur sofort aufzubauen, ja den im deutschen Geiste lange unerkannt vorbereiteten Bau nur zu enthüllen, indem ich von ihm die falsche Gewandung hinwegziehe, die bald wie ein zerlöcherter Schleier in den Lüften zerstieben und als dürftiger Fetzen sich im Dunste einer neuen reineren Kunstatmosphäre auflösen wird!‘

Kein einziges unter den auf die Entstehung der jungen Bayreuther Unternehmung bezüglichen Schriftstücke athmet so viel Hoffnung und Zuversicht. Es ist von der Thatsache des Vorhandenseins der hier erwähnten Gemeinschaft so durchdrungen, wie dies bereits in der Überschrift ‚an den deutschen Wagner-Verein‘ sich kundgiebt. Dieser umfassende ‚Deutsche Wagner-Verein‘, die große Gesammtgemeinde der Kunstreformation, existirte einstweilen jedoch nur als Projekt in den Köpfen weniger Freunde, und auf die Zusendung von Heckel's Plan zur Organisation eines solchen hatte der Meister selbst (9. Nov.) mit dem begründeten Bedenken geantwortet: ‚Ihr Vorschlag ist durchaus vortrefflich: kommt eine solche Vereinigung mit Kraft zu Stande, so ist sie das, was ich irgend wünschen konnte. Einstweilen liegt die Stärke der Situation noch ganz in den einzelnen mächtigen Theilen.[1] Einzelne sind es, die für jetzt die ergiebigste Unterstützung bieten. Nichtsdestoweniger begreife ich, daß nur auf dem Wege einer großen, allgemeinen Vereinigung das Unternehmen in dauerndem und folgenreichem Sinne gesichert werden kann: und Ihre Vorschläge halte ich daher für mehr als bloß beachtenswerth.‘[2] Schon in der nächstfolgenden ‚Mittheilung‘ (vom 25. Dezember) ließ er die Adresse eines einheitlichen Vereins wieder fallen und richtete sie an die deutschen Wagner-Vereine. Nicht minder bezeichnend ist es, daß er den oben citirten schwungvollen, in seinem siegesgewissen Vertrauen hinreißenden Schlußpassus (vom 7. Dezember 1871) anderthalb Jahre später beim Wiederabdruck jenes Berichts im IX. Bande der ‚Gesammelten Schriften und Dichtungen‘ mit bitterer

[1] Selbst der Ausdruck ‚mächtige Theile‘ involvirt noch eine Täuschung, aus welcher er wenige Monate später in empfindlichster Weise gerissen werden sollte. Bezieht er sich doch in erster Reihe auf jene unselige Gesellschaft ‚Wagneriana‘ (S. 353) in Berlin, die ihm nur Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen, aber keine Förderung bringen sollte! Einzig Taufig, wäre er noch unter den Lebenden gewesen, hätte die hier maßgebenden Elemente in das rechte Geleise bringen können, wie seine Anregung es gewesen war, welche diesen Verein in das Leben gerufen! — [2] E. Heckel, Erinnerungen S. 17/18.

Empfindung durchstrich und spurlos wegließ, — unter dem schweren Druck inzwischen gemachter Erfahrungen!

Unmittelbar nach Unterzeichnung dieses, noch so freudig zuversichtlichen Manifestes verließ er am 8. Dezember Luzern, um nach mehrtägigem Verweilen in München (9. bis 13. Dezember) am 14. früh neun Uhr in Bayreuth einzutreffen und das ihm für den Bau zugewiesene Grundstück von den Stadtvätern in Empfang zu nehmen. Eine Deputation der Gemeindekollegien hatte sich zu seiner Begrüßung am Bahnhof eingefunden. Das freundliche Städtchen prangte im weißen Wintergewande; das für den Meister bestimmte Zimmer in der ‚Sonne' war festlich geschmückt, der Pianofortefabrikant Steingräber hatte sein bestes Instrument für dasselbe geliefert. Im Laufe des Nachmittags kam auch Bauinspektor Neumann aus Berlin, und am Abend Maschinenmeister Brandt aus Darmstadt an; Beide nahmen gleichfalls in der ‚Sonne' Quartier. Folgenden Tages fand die gemeinschaftliche Besichtigung des Bauplatzes statt. Allen technischen Anforderungen und an die landschaftliche Umgebung zu stellenden Wünschen schien ein Platz an dem, außerhalb der Stadt, in unmittelbarer Nähe der Vorstadt St. Georgen gelegenen ‚Stuckberg' zu entsprechen, an dessen Abhang sich die nöthigen ausgedehnten Versenkungen bis zu 40 Fuß Tiefe in bequemer und billiger Weise herstellen ließen, indem man, zur Vermeidung kostspieliger Grundbauten den Eingang vom Plateau des Hügels aus annahm, so daß Zuschauerraum, Orchester und die unterirdischen Räume unterhalb der Bühne den Abfall des Hügels einnehmen sollten. Außer der zu bebauenden Fläche von anderthalb Tagewerk erbot sich die Stadt in zuvorkommendster Weise noch so viel von dem umgebenden Grunde zu acquiriren, daß das Grundstück Alles in Allem fünf bis sechs Tagewerk Landes umfasse, um dem Gebäude eine parkähnliche Umgebung zu verschaffen. In der gemeinschaftlichen Sitzung der Gremien des Magistrats und des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten vom 15. Dezember ward darüber Beschluß gefaßt und zugleich die Straßenführung bis zum Theater übernommen. Die Grundsteinlegung setzte Wagner im Verein mit seinen technischen Genossen endgültig auf das nächste Frühjahr fest, damit unmittelbar darauf die Arbeiten beginnen könnten.

Und hier ist es Zeit, die würdigen Gestalten der, mehrfach bereits von uns erwähnten, Männer vor dem geistigen Auge des Lesers lebendig erstehen zu lassen, in denen die Bayreuther Bürgerschaft sich für den Meister verkörperte, welche die Beschlüsse des Magistrates in verständiger Einsicht zum guten Ziele zu lenken wußten. Zunächst — Friedrich Feustel! Schon aus seinen, seit Anfang November mehrfach nach Luzern gerichteten Schreiben hatte er dessen Wesen als eines herzhaft getreuen und klugen deutschen Mannes kennen und schätzen gelernt. ‚Aus kernig deutscher Art entsprossen und dieser seiner Eigenart, die sich das Vertrauen Aller erzwang, als echtes Kind des

Volkes treu geblieben, vertraute und glaubte nun auch er selbst, von dem ersten Blick seines klaren klugen Auges an, dem ihm ganz fremden wunderbaren Menschen, dem idealen Künstler mit seinen unglaublichen, kühnen Plänen, wie er ihm da so plötzlich in seinem Bayreuther ‚Winkel' in der Gestalt Wagner's entgegentrat.'[1] Hier sei denn auch die durch nichts begründete, rein aus der Luft gegriffene, trotzdem aber mit großer Bestimmtheit aufgetretene Behauptung abgethan, als sei er dem Meister durch seinen königlichen Gönner eigens empfohlen worden.[2] Der einzigen persönlichen Beziehung, die Richard Wagner im voraus zu diesem Manne hatte, haben wir bereits gedacht: sie war ihm nicht durch den König, sondern durch seine eigene Schwester an die Hand gegeben (S. 358). Sobald sie einander aber erst gegenüberstanden, bedurfte es zwischen ihnen keiner weiteren Empfehlung oder Vermittelung mehr. ‚Gewiß, Verehrtester,' durfte ihm daher bald darauf der Meister schreiben, ‚sind Sie, gerade so wie ich Sie fand und erkannte, für meine ferneren und schließlichen Lebenspläne, von besonders freundlicher Wichtigkeit. Ich bedarf eines Freundes von Ihrem Schlage. Ihre große Einfachheit ließ mich sofort in die energischen Eigenschaften Ihres Charakters blicken; ich durfte nicht nur zu Ihrem freien Herzen, sondern auch zu Ihrem kräftigen Verstande das unbedingteste Vertrauen fassen. Sie haben nur den Wink meines guten Dämons bestätigt, der mir, als ich nach dem Flecke deutscher Erde suchte, auf den ich endlich mich auch bürgerlich heimathlich niederlassen sollte, dieses so fast unbeachtete, so freundlich in Deutschland's Mitte liegende Bayreuth aus ferner Jugenderinnerung hervorrief.'[3] Und über Muncker berichtet späterhin dessen eigener Sohn in eingehender Darlegung der Verhältnisse der ersten Begegnung. ‚Von der künstlerischen Größe Wagner's und des von ihm geplanten Werkes hatte er damals so wenig wie Feustel, oder irgend Jemand in Bayreuth, eine klare Erkenntnis. Von Wagner's Werken hatte er noch kein einziges auf der Bühne zu sehen Gelegenheit gehabt, von seinen Schriften und Dichtungen hatte er (als ein echter ‚Deutscher', dürfen wir hinzufügen!) nichts gelesen, von seinem Leben und Wesen wußte er herzlich wenig und das Wenige eben nur aus Zeitungsberichten von sehr zweifelhafter Zuverlässigkeit. Wie wäre das auch anders möglich gewesen! Fern vom öffentlichen Kunstbetrieb war sein ganzes bisheriges Leben arbeits- und

[1] Vgl. H. v. Wolzogen, Nachruf an Friedrich Feustel in den ‚Bayreuther Blättern' 1891, S. 342. — [2] Siehe z. B. die, zum Theil novellistisch ausgeschmückten Erzählungen des ‚Fränkischen Courier' (Nürnberg) 1901, Nr. 168 (derzufolge Wagner mit den in direkter Rede angeführten Worten in Feustel's Zimmer getreten sei: ‚Der König hat Sie mir zur Verfolgung meines Zweckes so dringend empfohlen, daß' u. s. w.) und des ‚Sammler' (Augsburg) vom April 1890, daraus abgedruckt in der ‚Allg. Mus.-Ztg.' 1890, Nr. 17. — [3] Briefe vom 31. Dez. und 23. Nov. 1871 (Bayr. Blätter 1903, S. 167. 165/66. In Betreff der ‚fernen Jugenderinnerung' siehe S. 324 dieses vorliegenden Bandes.

entbehrungsreich in dem kleinen Bayreuth verlaufen. Für sein erstes Begegnen mit Wagner war es aber vor Allem vortheilhaft, daß er völlig unbefangen, ohne jegliche Voreingenommenheit, dem Meister entgegentrat, bereit, ihn als Menschen wie als Künstler so zu nehmen, wie er sich selbst ihm darbieten werde. Es war nur natürlich, daß ihm der eigenartige Zauber der genialen Persönlichkeit, mit ihrer Vereinigung des höchsten sittlich-künstlerischen Ernstes, einer unbeugsamen Willenskraft und einer aus tiefstem Herzen quellenden, unwiderstehlich hinreißenden Liebenswürdigkeit sofort und für immer fesselte. Aber auch dem Meister schien das offene, gerade, von redlichem Willen und klarer Besonnenheit zeugende Wesen meines Vaters die Gewähr für ein gedeihliches Zusammenwirken und freundliches Zusammenleben zu bieten. So führte denn sogleich der erste Gedankenaustausch zwischen beiden Männern zu einem für den Augenblick durchaus befriedigenden Ergebnis. Den scherzhaft-humoristischen Ton aber, den Wagner im Verkehr mit Freunden anzuschlagen liebte, und auf den er hernach, so oft es nur immer der Ernst der Sache vertrug, seine Gespräche mit meinem Vater zu stimmen bestrebt war, leitete gleich nach jener ersten Unterredung ein harmloses Mißverständnis ein. Mein Vater wollte dem Künstler, der im Gasthof zur Sonne abgestiegen war, seinen Gegenbesuch abstatten, wurde aber nicht vorgelassen, weil Wagner den anmeldenden Kellner falsch verstanden hatte. Er hatte ›Musikmeister‹ statt ›Bürgermeister‹ zu hören geglaubt und auf den undeutlich ausgesprochenen Namen dann nicht weiter geachtet, sondern verwundert und ärgerlich, daß sich alsbald nach seiner Ankunft in der kleinen Stadt schon ein Musiker bei ihm melden lasse, den Empfang abgelehnt. Zu spät erst erkannte er seinen Irrthum, für den er bei erneutem Zusammentreffen mit dem Abgewiesenen Worte des herzlichsten Bedauerns fand.'[1] —

Am 16. Vormittags reiste er nach Mannheim weiter, wo er um halb zwölf Uhr Nachts ankam und eine feierliche Begrüßung seiner harrte. Vorstand und Mitglieder des Mannheimer Wagner-Vereins hatten sich im Bahnhof versammelt und begrüßten ihn bei der Einfahrt lebhaft mit einem donnernden Hoch. ‚Ich bin doch kein Prinz!' rief er in heiterer Abwehr der Ovation. Dann fragte er nach Heckel, den er noch nicht von Ansehen kannte, und, im Hôtel zum ‚Europäischen Hof' angekommen, faßte er den Getreuen bei beiden Schultern mit den Worten: ‚Jetzt lassen Sie mich einmal sehen, wie der energische Mann aussieht!'[2] Wenige Stunden nach dem Meister traf auch dessen Gattin, über Basel kommend, in Begleitung Nietzsche's in Mannheim ein. Die nächsten Tage waren reich an aufregenden Erlebnissen. Zu den ersten Geschäften des folgenden Morgens (17. Dezember) gehörte ein telegraphischer Gruß an Feustel, in welchem er unter Meldung seiner glücklich

[1] ‚Bayreuther Blätter' 1900, S. 207. 209/10. — [2] E. Heckel, Erinnerungen S. 26.

erfolgten Ankunft mit warmen Worten der wohlthuenden Befriedigung gedachte, die ihm durch alle in Bayreuth bezeigten Sympathieen gewährt sei. Die zum Konzert getroffenen Vorbereitungen fanden seinen vollen Beifall. Er erzählte Heckel, wie das groß gedruckte Programm des Konzertes (das ihm behufs Approbation zugesandt war) besonders durch die Mittheilung: ‚die Konzerteinnahme werde dem Fonds zur Gründung einer Nationalbühne in Bayreuth zugewendet,' daselbst die Zuversicht für das Gelingen des Unternehmens und dadurch auch die Willigkeit thätiger Theilnahme vermehrt habe.[1] Die Mitglieder der Orchester der beiden Hoftheater in Mannheim und Karlsruhe hatten uneigennützig ihre Kräfte dem Meister zur Verfügung gestellt. ‚Als ich Wagner mittheilte,' erzählt Heckel, ‚daß Vincenz Lachner ihm die vereinigten Orchester vor der ersten Probe vorstellen werde, da schnellte er aber vom Stuhle auf und rief: — ›Heckel, das hätten Sie mir nicht anthun sollen. Ich reise wieder ab! Menschen, wie diese Lachner's, machen nun seit vielen Jahren mich und meine Werke schlecht. Komme ich an ihren Ort, so sind sie wieder die Ersten, die sich an mich herandrängen!‹[2] Es währte lange Zeit,' fährt Heckel fort, ‚bis es mir gelang, den mit Recht Empörten zu beruhigen. Das Comité des Mannheimer Theaters hatte sich aber bei der Urlaubsgewährung an das Orchester ausbedungen, daß Lachner dessen Vorstellung überlassen bleibe.'[3] Die dem Meister für das Konzert zu Gebote gestellten instrumentalen Mittel waren, wie soeben angeführt, die vereinigte Mannheimer und Karlsruher Hofkapelle mit ihren beiderseitigen Konzertmeistern, durch freiwillig beigetretene vorzügliche Kräfte zu einem Orchester von gegen siebzig Künstlern verstärkt. Als Harfenspieler wirkte z. B. der treffliche Tombo aus München mit. Bewundernswerth war es, wie Wagner innerhalb dreier Tage (den Aufführungstag mitgerechnet) es zu erreichen vermochte, seinen durchaus neuen Vortragsstyl zweien ihm völlig fremden Orchestern so fest und sicher einzuprägen, als wenn diese nie eine andere Vortragsweise gekannt hätten.[4] Sehr viel trug zu dieser lebendigen Wirkung, neben dem völligen Durchdrungensein von dem Geiste des jedesmaligen Tonstückes, dessen sichtbare Verkörperung er beim Dirigiren zu sein schien, auch

— — —

[1] R. Heckel, die Bühnenfestspiele in Bayreuth, S. 23/24. — [2] Vide Franz Lachner in München — S. 43 dieses vorliegenden Bandes! Die dort geschilderte Szene im ‚Bayrischen Hof', die wir allerdings nur auf die Autorität Pohl's hin berichtet haben, soll buchstäblich auf den 5. oder 6. Mai 1864, gleich nach der Ankunft Wagner's, gefallen sein! — [3] E. Heckel, a. a. O. S. 25. — [4] ‚Richard Wagner, der stets auswendig dirigirt, weil er die Partitur stets im Kopfe hat,' schrieb R. Pohl unter dem Eindruck dieser Leistung, ‚wirkt wunderbar magnetisch auf sein Orchester. Er zwingt es vollkommen zu seinem Willen, er kann mit ihm und aus ihm Alles machen, es folgt ihm unbedingt. Jeden Einzelnen weiß er zu beseelen und zu begeistern; mit dem gesammten Instrumentalkörper bleibt er in steter sympathetischer Wechselwirkung, und Alle lauschen ihm förmlich seine Gedanken ab. Er

jene unvergleichliche, aus dem tiefsten Borne des künstlerischen Ernstes quellende humoristische Frische bei, die ihm als Dirigenten seit seinem ersten Auftreten als Magdeburger Musikdirektor zu eigen war, und mit der er sich die Gemüther seiner Musiker jederzeit im Sturme gewann.

Die Proben wurden am 18. und 19. Dezember Vormittags und Nachmittags abgehalten, demnach i. G. vier an der Zahl, die Hauptprobe mit inbegriffen. Schon zur Hauptprobe (am 19.) fand sich ein zahlreiches Publikum nicht nur aus Mannheim, sondern auch aus Heidelberg, Karlsruhe, Darmstadt, Mainz, Frankfurt u. s. w., selbst aus Würzburg, Basel und München ein, so daß der Saal bereits sehr gut besetzt war. ‚Ach, mein Freund,' schreibt Nietzsche darüber an Rohde, ‚daß Du nicht dabei sein konntest! Was sind alle sonstigen künstlerischen Erinnerungen und Erfahrungen, gemessen an diesen allerletzten! Mir ging es, wie Einem, dem eine Ahnung sich endlich erfüllt. Denn genau das ist Musik, und nichts sonst!... Wenn ich mir aber denke, daß nur einige hundert Menschen aus der nächsten Generation Das von der Musik haben, was ich von ihr habe, so erwarte ich eine völlig neue Kultur'.[1] — Das Programm wurde nicht, wie zuerst beabsichtigt, mit dem ‚Lohengrin'-Vorspiel, sondern mit dem ‚Kaisermarsch' eröffnet.[2] ‚Diesen hatte er bekanntlich,' so erzählt Heckel, ‚ursprünglich für den Einzug der Truppen in Berlin bestimmt gehabt (S. 346). Vor dem Kaiser sollte der Volksgesang von den Truppen selbst angestimmt werden. Bei der Ausführung im Konzertsaal legte er der Veranschaulichung des Einzuges eine besondere Bedeutung bei. Unter seiner Leitung verwandelte sich der Marsch gleichsam in eine dramatische Szene'.[3] Das Programm war demnach in seiner ganzen Ausdehnung folgendes:

Zur Einleitung: Kaisermarsch.

1) Ouvertüre zur ‚Zauberflöte'.
2) Beethoven's A dur-Symphonie.
3) Vorspiel zu ‚Lohengrin'.
4) Vorspiel zu den ‚Meistersingern von Nürnberg'.
5) Vorspiel und Schlußsatz aus ‚Tristan und Isolde'.

‚spielt' auf dem Orchester wie auf einem Rieseninstrumente — und zwar mit einer Sicherheit, welche niemals irrt, mit einer Souveränetät, welcher Alle freudig sich beugen. Man muß dies gesehen und gehört haben, um sich einen vollkommenen Begriff davon zu machen, diese Erscheinung wird unter allen Umständen so einzig bleiben, wie Wagner's inkommensurable Künstler-Individualität selbst eine einzige ist und bleiben wird.' — [1] Briefwechsel mit Rohde S. 276. — [2] Vgl. das undatirte Telegramm an Heckel (aus Bayreuth?): ‚Programm mißverständlich. Bitte Einleitung Kaisermarsch. 3. Lohengrin. 4. Meistersinger. Schluß Tristan. Grund hiervon mündlich. Hoffentlich einleuchtend. Wagner' (E. Heckel, Erinnerungen S. 25/26). — [3] Als ein ‚großes Volksbild im Rahmen einer freien Marschform' charakterisirt daher R. Pohl unter dem Eindruck dieser Anhörung das Tonstück. ‚Der Kaiser-

Zu einer privaten Musikaufführung für sich und wenige nächste Freunde hatte Wagner sich brieflich einige (36) Musiker erbeten und nur mitgetheilt, daß er dieselben zum Durchspielen einer kleinen Privatkomposition wünsche, zu der er die Stimmen mitbringen werde.[1] Am Vormittag des Konzerttages (20. Dezember) überraschte er nun diesen Kreis von Freunden mit der Vorführung des, damals noch unveröffentlichten, völlig unbekannten ‚Siegfried-Idyll's'. Außer der Gemahlin des Meisters, Nietzsche, Alexander Ritter und Frau, Pohl und Nohl wohnten noch der Vorstand des Mannheimer Wagners, d. h. die Herren des Mannheimer Wagner-Vereins, nämlich E. Heckel, Dr. Zeroni, A. Hänlein, Friedrich Koch und Ferd. Langer (die ‚fünf Gerechten', wie Wagner scherzend sie nannte), sowie einige eingeladene Musiker dieser weihevollen Privataufführung bei.

Am Abend war der festlich geschmückte Konzertsaal des Theaters übervoll. Die Brüstung des Orchesteraufbaues zierten in schönen Medaillons die Titel der Wagner'schen Schöpfungen: Rienzi, Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan und Isolde, Meistersinger; dazwischen prangten Lorbeerkränze, von der Mannheimer Hofbühne, dem Wagner-Comité, den vereinigten Orchestern und einzelnen Verehrern dem Meister gewidmet. Über dem Orchester war ein großes Medaillon mit den Namen der einzelnen Theile des Nibelungenwerkes angebracht. Mit Extrazug waren von Karlsruhe aus das großherzogliche Paar, Großherzog Friedrich und die Großherzogin Luise, der Erbgroßherzog und die Prinzessin Wilhelm gekommen. Bei seinem Eintritt allseitig mit stürmischem Jubel empfangen, leitete Wagner zuerst seinen Kaisermarsch. Muth und Kraft, Treue und Gottvertrauen sprachen aus diesen Tönen; festgeschlossen, wie aus einem Guß, heldenhaft und sieggewohnt, zog das symphonische Werk in festlich glänzendem Instrumentalschmuck vorüber, traf und zündete. Völlig neue Einblicke öffneten sich dem Hörer, unter des Meisters Leitung, durch seinen Vortrag der Ouvertüre zur ‚Zauberflöte'. Durch seine, aus der richtigen Erkenntnis des Melos hervorgehenden freien Modifikationen

---

marsch giebt uns die musikalische Schilderung der Siegesfeier in Berlin, des imposanten Heereszuges durch die via triumphalis. Wir gewahren zunächst das Drängen und Wogen der freudig erregten Massen: fernes Glockengeläute begrüßt den herannahenden Heereszug. Die Empfindungen des Stolzes mischen sich mit den Erinnerungen an die blutigen Kämpfe und an überstandene bange Tage der Besorgnis. Der Dank gegen den Höchsten, der (‚ein' feste Burg') allein den Sieg verliehen, erfüllt Aller Herzen. Beim Anmarsch des mit Siegeskränzen geschmückten Heeres bricht das Volk in lauten Jubel aus. Der aus der Ferne herübertönende Ruf: ›Heil Kaiser Wilhelm!‹ verkündet uns das Herannahen des höchsten Kriegsherrn. Immer lauter und stürmischer werden diese Rufe, von Luther's Choral noch übertönt. Da erscheint endlich der lorbeergekränzte Heldenkaiser, und das ganze Volk giebt seinen Empfindungen einmüthigen Ausdruck, indem es ihn mit dem Jubelgesange begrüßt.' —

[1] Briefe an E. Heckel, S. 24.

des Tempo's fiel ein überraschend klares Licht auf den Charakter des ganzen Tonstückes. Ein ebenso helles, überraschend neues Licht verbreitete sich nun aber vollends auch über die A-dur-Symphonie in allen ihren Sätzen: das Orchester erhielt unter seiner Hand ein ganz ungeahntes Leben. Die Farbentöne waren von einer bis dahin ungekannten Sättigung und Gluth, die Übergänge wunderbar fein schattirt, die Tonsenkungen vom zartesten Kolorit, die Steigerungen von erschütternder Gewalt, die breiten Gipfelpunkte von kolossaler Majestät. Dieselbe zwingende und überzeugende Macht, wie auf sein Orchester, übte er nun aber durch dessen Zauberkraft auch auf seine Hörer aus, der Jubel war allgemein und ohne Grenzen. Während der Pause zu den fürstlichen Herrschaften berufen, entsprach der Meister bereitwillig ihrem huldvollen Verlangen nach näheren Angaben über seinen großen Plan. Den zweiten Theil des Konzertes eröffnete mit nicht geringerer Wirkung, als soeben noch in Berlin, das ‚Lohengrin'-Vorspiel.[1] Der donnernde Beifall, der nach athemlosem Schweigen den Saal erschütterte, gab von der Wirkung des Tonstückes das sprechendste Zeugnis. ‚Die Dacapo-Rufe wollten nicht enden — aber der heilige Gral erscheint dem entzückt Schauenden nicht zum zweiten Male!' (R. Pohl). Die staunenswerth mannigfache Gestaltungskraft Wagner's, welche die Vortragsweise stets aus dem gewählten Stoffe und deshalb immer neu ausprägt, konnte nicht eindringlicher dargelegt werden, als in dem nun folgenden, seinem ganzen Charakter nach fast gegensätzlich verschiedenen Vorspiel zu den ‚Meistersingern', dessen geniale Leitung die schwierigste Aufgabe des ganzen Konzertes als die glänzendste erscheinen ließ. Den erhabenen Ausgang der Aufführung bildeten Vorspiel und Schluß aus ‚Tristan und Isolde'. Der ganze Abend war ein einziger stürmischer Triumph des Komponisten und des Dirigenten. Der sonderbare Gegensatz zwischen ‚Wagnerianern' und ‚Anti-Wagnerianern' war aufgehoben; unter allen Theilnehmern herrschte nur eine Stimme bewundernder Anerkennung.

Nach dem Konzert versammelten sich die Verehrer des Meisters, Männer und Frauen, zum solennen Festmahl im großen Saale des ‚Europäischen Hofes', seines Absteigequartiers. Begeisterte Hochrufe begrüßten ihn, als er

---

[1] ‚Mit unendlich zart hingehauchten Klängen beginnend,' schildert Pohl den Eindruck dieser Aufführung, ‚auf ätherischen Harmonieen, wie ein Regenbogen sich aufbauend, verdichteten die Accorde sich mehr und mehr und nahmen immer deutlichere Tongestaltungen an, die sich verzweigten, verschlangen und emporwölbten zu einer strahlenden Kuppel, von der ein sonnenhelles Licht mit wahrhaft blendendem Glanz ausströmte. Dieser majestätische Gipfelpunkt der musikalischen Steigerung war von kolossaler, wahrhaft erschütternder Wirkung. Wir haben nie ein so gewaltiges, und doch harmonisch so schönes Fortissimo vernommen, das wie ein riesiger Tonkatarakt herniederbrauste und, trotz seiner donnergleichen Macht, doch immer noch einer Steigerung fähig war. Von hier an dämpften sich die blitzenden Töne zu immer milderem Glanze ab' ꝛc. (Richard Pohl im ‚Mannheimer Journal' Dez. 1871).

mit seiner Gemahlin in den hell erleuchteten und geschmückten Saal trat und mitten unter den zahlreich erschienenen Festgästen, gegenüber dem Wagner-Comité, an der Tafel Platz nahm. Die Begrüßungsrede eines Vorstandsmitgliedes, des Dr. jur. Zeroni, erwiderte er in herzlicher Weise: ‚Der Festredner habe seine (Wagner's) Beziehungen zu Mannheim sinnig gedeutet und ausgesprochen. Man habe gefragt, wie es komme, daß er gerade hierher sich gewendet habe. Die große Vergangenheit Mannheim's, der hier stets herrschende rege Sinn für Kunst und Künstler wären wohl für ihn schon Anziehungs- und Anknüpfungspunkte gewesen. Es habe sich in ihm aber auch ein eigener Sinn dafür ausgebildet, wo das Echte, das Deutsche in Gesinnung und That zu suchen sei. Das finde man nicht in den großen Städten, nicht in den Residenzen, sondern in den Städten, wo echtes Bürgerthum und echter Bürgersinn herrsche. Korporativ sei Mannheim der erste Ort gewesen, der ihm in selbständiger Initiative entgegengekommen; die Mannheimer hätten in ihm zuerst den Glauben an die praktische Verwirklichung seiner Pläne befestigt, sie hätten ihm bewiesen, wo für den deutschen Künstler der wahre Boden zu suchen sei: im Herzen der Nation. Schon der Name bezeichne Mannheim als einen Ort, wo Männer heimisch sind; Bayreuth aber sei ein durch die Kultur noch unentweihter, echt jungfräulicher Boden für die Kunst. Aus der Verbindung Beider solle ein neues, jugendlich kräftiges Kunstleben entsprießen; dies hoffe er zuversichtlich und bringe sein Hoch aus auf die Freunde seiner Kunst in Mannheim, auf die Gründer und Vorsteher des Wagner-Vereins!' Begeisterter Jubel und freudige Zurufe entgegneten den von Allen tief empfundenen Worten des Meisters; neue Toaste und Reden schlossen sich an. Mitten hinein ertönte Musik und Gesang; die vereinigten Gesangvereine Mannheims brachten ihm ein Fackelständchen mit Instrumentalbegleitung. Erst im Hofe, dann im Saale erschollen wohlgemeinte, biedere Männerchöre.[1]

Es war die erste persönliche Berührung Richard Wagner's mit einem deutschen ‚Wagner-Verein' und der Eindruck davon im Ganzen erhebend und hoffnungsvoll. Nietzsche, den sein Beruf sogleich wieder nach Basel zurückrief, reiste noch in derselben Nacht an seinen Bestimmungsort, in Gesellschaft des bayerischen Hauptmanns M. v. Baligand, dienstthuenden Kammerherrn des Königs und zugleich eines der thätigsten und begeistertsten Mitglieder

[1] Als Dirigent funktionirte bei dieser Gelegenheit der Konzertmeister des Mannheimer Theaters, N. K., ein geborener Holländer, der mitten in der allgemeinen warmen Begeisterung, als eingeschworener Anhänger Lachner's, eine feindselige Haltung bewahrt hatte, nichtsdestoweniger aber die Leitung der Gesangvereine sich nicht nehmen ließ. Da dem Meister jene Haltung wohl bekannt geworden war, sah er nun denselben Mann mit Verwunderung an der Spitze seiner Sänger in den Saal treten und fragte, zu seinem Tischnachbar Heckel gewendet, mit dem Ausdruck drolligen Erstaunens: ‚Will man mir denn eine Katzenmusik bringen?' (Heckel, Erinnerungen S. 28. Daselbst noch fernere Einzelheiten!). —

des Münchener Wagner-Vereins. Er fühlte sich durch das Erlebte in all seinen Erkenntnissen vom Wesen der Musik wunderbar befestigt. ‚Ich kenne keine höheren und erhabeneren Zustände als die in Mannheim erlebten und bin glücklich, mich aus zahlreichen Fesseln und Zurückhaltungen für diese Tage herausgerissen zu haben.' Er habe damit seine diesjährige Weihnachtsfeier antizipirt und die herzlichen Einladungen nach Triebschen ausgeschlagen, um über seine in Basel bevorstehenden Vorträge über die ‚Zukunft der deutschen Bildungsanstalten' in Sammlung und Einsamkeit nachzudenken. Soeben war sein schönes Buch über die ‚Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik' im Drucke vollendet. Auch freute er sich in diesem Sinne einer freudig erregten Thatenlust auf die, zwischen Wagner und ihm wiederholt erörterte ‚Reformations'-Zeitschrift (S. 341). ‚Alles, was Du Allgemeines zu sagen hast,' schreibt er gleich nach seiner Rückkehr an Rohde, ‚übergieb nur nicht den verfluchten philologischen Zeitschriften: warte nur etwas auf die Bayreuther Blätter!'[1] Und an seinen Freund Gersdorff in Berlin: ‚Was Du auch thun magst, denke daran, daß wir beide mit berufen sind, an einer Kulturbewegung unter den Ersten zu kämpfen und zu arbeiten, welche vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht noch später der größeren Masse sich mittheilt. Dies sei unser Stolz, dies ermuthige uns: im Übrigen habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind, um glücklich zu sein, sondern unsere Pflicht zu thun.'[2]

‚Seine Pflicht zu thun' — ja, das konnte man in jedem Augenblick seines Lebens von dem Meister lernen. Von den Mannheimer Anstrengungen kehrte er am 22., zwei Tage vor Weihnachten, in den trauten Familienkreis nach Triebschen zurück. Bereits vom 25. ist seine ‚Mittheilung an die deutschen Wagner-Vereine' datirt, eine ausführliche Darlegung des derzeitigen Standes der Angelegenheit.[3] Tags darauf, den 26., entsandte er nach Bayreuth seinen schriftlichen Dank für den ihm zugestellten Beschluß der beiden Gemeindekollegien und das gastliche Entgegenkommen der Magistrate dieser Stadt. Am 28. erklärte er in einem eingehenden Schreiben dem Bürgermeister Gaus in Baden-Baden die maßgebenden Motive, die ihn dazu bestimmten, das Lokal seines Festtheaters nicht außerhalb der Grenzen des Königreichs Bayern aufzusuchen, indem er zugleich den hochgeehrten Herren des Gemeinderathes der Stadt Baden seine dankbaren Gesinnungen für ihr ehrenvolles Entgegenkommen und Anerbieten (S. 375) zum beredten Ausdruck brachte. Denselben Ausdruck des Dankes entsandte er an demselben Tage auch an den Magistrat von Reichenhall. Mit dem wundervollen Schreiben an Feustel vom Sylvesterabend aber, das er seinem — gewissermaßen

[1] Briefwechsel mit Rohde, S. 278. — [2] Nietzsche, Briefe I, S. 205. — [3] Abgedruckt im ‚Musikal. Wochenblatt' 1872, Nr. 2 vom 5. Januar.

offiziellen — Schreiben an die Gemeindekollegien nachfolgen ließ, war sein Tagewerk für das Jahr 1871 beendet. Ein neues entscheidungsvolles Jahr stand vor der Thür: es galt darin dem Abschiede von der erhabenen Schaffensstille Triebschen's und der nunmehr feststehenden Übersiedelung nach Bayreuth, wo demnächst der Grundstein zu dem ragenden Bau seines Festspielhauses gelegt und sodann dieser Bau selbst in Angriff genommen werden sollte.

XVI.

Abschied von Triebschen.

Nietzsche's Buch: ‚die Geburt der Tragödie'. — Feustel und Muncker in Luzern. — Reise nach Berlin, Weimar, Bayreuth. — Übersiedelungs-Wirren und -Wehen. — Abschied von Triebschen. Das Wiener Konzert. — Briefliche Einladung an Liszt zur Grundsteinlegungsfeier.

Drum sag' ich: der Grund, darauf wir bauten,
Ist, daß mir Bayreuth's Bürger vertrauten.

Richard Wagner.

(Spruch zur Hebefeier 1873.)

Zwei charakteristische Vorfälle — wir könnten sie innerhalb des weitgespannten Rahmens unserer Darstellung auch wohl Ereignisse nennen — bezeichnen den Anfang des Jahres 1872. Zwei Vorfälle von freudig verheißungsvoller Beschaffenheit. Der eine davon war das Erscheinen von Nietzsche's erster Schrift, in der er sich vor aller Welt offen als Schüler und Jünger Wagner's bekannte, — der ‚Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik'. Der andere — der ganz unerwartete Besuch seiner neugewonnenen Bayreuther Freunde Feustel und Muncker in Luzern. Beide der Zeit nach fast zusammenfallend.

Wir beginnen mit dem Erscheinen des Nietzsche'schen Buches, das recht zu Beginn des neuen Jahres (3. Januar) in des Meisters Hände gelangte. ‚Um mir alle die möglichen Bedenklichkeiten, Aufregungen und Mißverständnisse ferne zu halten,' hieß es in dem, zugleich als Widmung dienenden Vorwort, ‚zu denen die in dieser Schrift vereinigten Gedanken bei dem eigenthümlichen Charakter unserer ästhetischen Öffentlichkeit Anlaß geben werden, vergegenwärtige ich mir den Augenblick, in dem Sie, mein hochverehrter Freund, diese Schrift empfangen werden: wie Sie, vielleicht nach einer abendlichen Wanderung im Winterschnee, den entfesselten Prometheus auf dem Titelblatte betrachten, meinen Namen lesen und sofort überzeugt sind, daß,

mag in dieser Schrift stehen, was da wolle, der Verfasser etwas Ernstes und Eindringliches zu sagen hat, ebenfalls daß er, bei Allem, was er sich erdachte, mit Ihnen wie mit einem Gegenwärtigen verkehrte und nur etwas dieser Gegenwart Entsprechendes niederschreiben durfte.' Zu dieser Schrift waren die bisherigen, in Triebschen mit so warmer Theilnahme aufgenommenen Abhandlungen und Vorträge[1] die Vorstudien gewesen. Nur hatte ihn Wagner schon damals gewarnt, die darin niedergelegten ‚sehr unglaublichen Ansichten' doch lieber ‚nicht in kurzen, durch fatale Rücksichten auf äußeren Effekt es absehenden Abhandlungen zu berühren, sondern — — sich zu einer größeren, umfassenderen Arbeit darüber zu sammeln'. Wirklich hatte der junge Baseler Professor ein solches ‚großes Buch über die Griechen' im Sinne, und die bisher ausgearbeiteten Theile sollten nur als Bruchstücke des in dem geplanten Buche dargestellten Systems gelten. Aber sein tief erregter dichterisch-philosophischer Geist und der lebhafte Drang, als öffentlicher Zeuge für die weltgeschichtlich reformatorische Bedeutung von Wagner's Schaffen einzutreten, rissen ihn vorzeitig zu der kühnen Kombination jener seiner poetisch-philologischen Intuitionen mit seinem Bedürfnis einer bedeutungsvollen Huldigung, eines öffentlichen Bekenntnisses seiner Zugehörigkeit zu dem Meister hin, als deren Dokument nunmehr die ‚Geburt der Tragödie' vor uns liegt.[2] ‚Ich habe Sorge um Sie, und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie sich nicht den Hals brechen sollen,' hatte ihm der Meister gesagt und geschrieben; nun es aber doch geschehen war, verstummte von seiner Seite alle weitere Kritik, und er trat bei jeder ihm gebotenen Gelegenheit warm für die — mehr als bloß geistvolle, in ihrer Schönheit berauschende — Schrift in all ihren Einzelheiten ein. ‚Schöneres als Ihr Buch,' schreibt er unmittelbar nach dessen Empfang, ‚habe ich noch Nichts gelesen! Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lektüre mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen. — Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie: dann lange kein Anderer, bis zu Lenbach, der ein ergreifend richtiges Bild von mir gemacht hat!....' Und wieder am 10. Januar: ‚Nun veröffentlichen Sie eine Arbeit, welche ihres Gleichen nicht hat. Jeder Einfluß, der etwa auf Sie ausgeübt worden wäre, ist durch den ganzen Charakter dieser

---

[1] ‚Das griechische Musikdrama', ‚Sokrates und die Tragödie' und ‚über die dionysische Weltanschauung' — Nietzsche selbst bezeichnete sie als die drei ersten Zeugnisse seiner, im Umgang mit Wagner, erneuten und verwandelten Auffassung des Hellenenthums und jener ästhetischen Probleme, die ‚schon seit Jahren in ihm gährten.' — [2] Wie sonderbar unmotivirt muß sich dem gegenüber die Behauptung ausnehmen, welche gerade die Nichtbeachtung des ihm ertheilten Rathes, die Unterlassung dessen, was Wagner von ihm forderte, späterhin feierlichst als ein ‚Brandopfer auf dem Altar seiner Freundschaft für Wagner' hinstellt. Siehe ‚Nietzsche's Leben' II, S. 22 und 53! Das ist doch echteste Schwestern-Logik, — deren Hervortreten an hundert Stellen des mehrgenannten Buches es leider so wenig genießbar macht.

Arbeit fast auf Nichts zurückgeführt: was Ihr Buch vor allen andern auszeichnet, ist die vollendete Sicherheit, mit welcher sich eine tiefsinnigste Eigenthümlichkeit darin kundgiebt. Wie anders hätte sonst mir und meiner Frau der sehnlichste Wunsch erfüllt werden können, einmal von Außen Etwas auf uns zutreten zu sehen, das uns vollständig einnehmen möchte?'

Zwischen diese beiden Mittheilungen fällt (8. Januar) der erwähnte, ganz überraschende, unangekündigte Besuch aus Bayreuth. ‚Ja, Bayreuth! ... Hat der Meister Ihnen erzählt, daß Bürgermeister und Stadtrath hier waren?' heißt es in einem bald darauf geschriebenen Triebschener Briefe an Nietzsche. ‚Sie kamen plötzlich mit Bauplänen und der Tag auf Triebschen war merkwürdig genug'. Unangekündigt war der Besuch insofern, als kein Brief vorausgegangen war, der ihn angezeigt hätte; bloß von Luzern aus, wo sie bereits eingetroffen waren, ließen die Herren sich melden. Denn die eigenthümliche Krisis, über die sie zu berichten hatten, war auf brieflichem Wege nicht mittheilbar. Der für den Theaterbau in Aussicht genommene, dem Meister empfohlene und von ihm acceptirte Bauplatz am Stuckberge hatte — unerwarteter Weise — aufgegeben werden müssen, weil ein Mitbesitzer des Grundstückes aus Gründen persönlicher Empfindlichkeit (da er nicht eigens darüber befragt worden war), seine Einwilligung in den Ankauf desselben durch die Stadt verweigerte.[1] Große Sensation hatte diese eingetretene Krisis am Orte selbst erregt: die Nothwendigkeit, nachdem bereits alle Bestimmungen für den Stuckberg getroffen worden waren, dem Meister nachträglich eine andere Baustelle für sein Festspielhaus anbieten zu müssen. Die Gährung in der Bewohnerschaft Bayreuth's war nicht gering gewesen: doch waren die städtischen Kollegien abermals zusammengetreten, hatten Alles weislich berathen und für den Kaufpreis von 14,000 Gulden den nachmals weltbekannten, weit günstiger gelegenen Bauplatz unterhalb der ‚Bürgerreuth' acquirirt. Nun handelte es sich darum, den Meister von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Wie würde er die Änderung des Projektes aufnehmen? Bürgermeister Muncker und Banquier Friedrich Feustel wurden als Magistratsvorstände mit der Mission dieser Mittheilung betraut. Ohne Zögern entschlossen sie sich, mit den Plänen in der Tasche, die Reise nach dem Schweizer Wohnsitze Wagner's anzutreten, und, wie in solchen Fällen oft, ward gerade durch diesen Zwischenfall ihr freundschaftliches Verhältnis zu dem Meister nur noch enger. Nicht unbegründet war das bedingungslose Vertrauen in die beiden wackeren Männer, mit welchem er, noch ohne selbst den neu ausersehenen Bauplatz gesehen zu haben, seine vollste Zufriedenheit mit der von

[1] Man findet alles Nähere, selbst den Namen jenes ‚Mitbesitzers', eines angesehenen und um die Stadt Bayreuth verdienten Fabrikanten, in dem eingehenden Nachwort Dr. Franz Muncker's zu den ‚Briefen Rich. Wagner's an Theod. Muncker' (Bayr. Blätter 1900, S. 210/11).

ihnen getroffenen Wahl aussprach. Er sollte sich bald durch eigenen Augenschein überzeugen, daß das neue Grundstück nicht leicht für seine Bestimmung geeigneter hätte gewählt werden können. Und doch verlief die Sache naturgemäß nicht so einfach, wie hiermit kurz zusammengefaßt; worauf sich auch der eben angeführte Ausspruch bezieht: der Tag auf Triebschen sei ‚merkwürdig genug' gewesen. Nicht an dem redlichen Willen der beiden höchst vortrefflichen Männer, nicht an der Güte des ihm angebotenen Bauplatzes stiegen die leisesten Zweifel in der Seele des Meisters auf; aber andere ernsthafte Bedenken wurden durch diese ganz unerwartete Kunde in ihm rege und drohten für einen Moment, ihm den so liebgewordenen Ort zu verleiden. Mußte sich nicht alsbald vor seinen Augen in neuer Gestalt das widrige Bild der kaum überstandenen Münchener Konflikte erheben? Dort hatte ihm alle Ergebenheit des königlichen Freundes eine verstockte Gegnerschaft nicht versöhnen können; sollte er hier ähnlichen Wirrnissen entgegengehen? Dem entsprechend lauteten seine ernsten Erklärungen. Wenn der einflußreichste Bürger Bayreuth's (eben jener unglückliche ‚Mitbesitzer') gegen ihn sei, so könne er sein Festspielhaus dort nicht errichten; sein Theater müsse in einer Stadt stehen, deren ganze Einwohnerschaft ihm gewogen sei. Deshalb bat er die Herren auf das Entschiedenste, der Theaterfrage mit keinem Worte mehr zu erwähnen, und hielt daran mit aller Bestimmtheit fest. Jeder Versuch, den Gegenstand, wegen dessen die Herren die Reise gemacht, zur Sprache zu bringen, wurde von ihm im Keime erstickt. Dabei verblieb es, trotz aller ausgesucht liebenswürdigen Gastlichkeit ihrer Aufnahme auf Triebschen, und die Situation der beiden Abgesandten, die ihren hoffenden und harrenden Mitbürgern von einem Mißerfolg ihrer Sendung berichten zu müssen fürchteten, war für den Augenblick wenig beneidenswerth. Da war es denn Feustel, welcher noch nicht jede Hoffnung aufgab und einen letzten Versuch machte, kurz vor der Abreise den Meister noch einmal aufzusuchen. Er verfehlte ihn zwar, hatte dafür aber das Glück, auf seine Gemahlin zu treffen, deren ‚ebenso liebenswürdiges wie kluges Zureden die erklärliche anfängliche Verstimmung, die der Zwischenfall hervorgerufen, bald behob',[1] so daß sich Wagner, wenn auch anfänglich mit Widerstreben, einen eingehenderen Bericht über die eingetretenen Verhältnisse erstatten und schließlich zum herzlichsten Einverständnis mit dem neuen Projekte bestimmen ließ. So geschah es, daß, wie bereits bemerkt, bei dem Scheiden der Herren das schon vorher in sie gesetzte Vertrauen nur noch fester, seine freundschaftliche Gesinnung für sie noch wärmer geworden war. ‚Der angenehme Eindruck Ihres so überraschenden Besuches mit unserem verehrten Freunde, dem Herrn Bürgermeister,' schreibt er vierzehn Tage später an Feustel, ‚lebt noch immer bei uns fort. Kurz, nachdem Sie uns verlassen,

[1] Franz Muncker, Nachwort zu ‚R. Wagner's Briefe an Th. Muncker' S. 211.

suchte ich Sie noch im Schweizerhof auf, erfuhr aber, Sie seien schon fort, um sich noch ein wenig die Stadt anzusehen. Auch dorthin ging ich Ihnen nach, suchte Sie am Bahnhof und in dem nahe ihm gelegenen Restaurant, fand aber keine Spur und mußte mir nun die Freude versagen, Ihnen noch einmal die Hand drücken zu können. Desto kräftiger soll dies nun aber bei unserer Ankunft in Bayreuth geschehen!'

Am 4. Januar war, unter den soeben geschilderten Lebenseindrücken, der dritte Akt der ‚Götterdämmerung' in der ersten Bleistiftskizze begonnen worden, um — gleich seinem Vorgänger — im einem Zuge zu Ende geführt zu werden. Da traten der stetigen Fortführung der unternommenen Arbeit schon wieder äußere Hindernisse in den Weg: die dringliche Nothwendigkeit einer Reise nach Berlin, behufs mündlicher Besprechung mit seinem Architekten, dem Hofbauinspektor Neumann daselbst, dessen Pläne einen Kostenaufwand bedingten, welcher die Höhe der für den Bau des Festspielhauses einzuhaltenden Summe (hunderttausend Thaler) um die Hälfte überstieg. Dazu kam eine empfindliche Enttäuschung hinsichtlich der flüssigen Patronatsgelder. Der wackere Feustel meldete neuerdings aus Bayreuth, der mehrgenannte Banquier Cohn, welcher damals zugleich mit Baron Loën die Geschäfte des Patronates verwaltete, lasse nichts von sich hören; daß man aber im voraus den Kredit für den ganzen Bau haben müsse, bevor man ihn beginnen könne. Dies war völlig in der Ordnung. Nun hatte sich Wagner, als der Bau des Festspielhauses in Angriff genommen und die Aufträge dafür ertheilt werden sollten, mit der Frage nach den verfügbaren Mitteln sowohl an Baron Loën, als auch an den Hofbanquier Cohn in Dessau gewandt[1] und die von beiden Herren mitgetheilte Zahl der gezeichneten Patronatscheine die Erwartungen einigermaßen übertroffen. Jetzt aber stellte es sich heraus, daß von beiden Vertretern die Zahlungen des andren mit eingerechnet waren, so daß sich die verfügbare Summe (von etwa 40—50000 Thalern) dadurch auf die Hälfte reduzirte![2] Es ergab sich hieraus noch ein weiterer Grund, nach Berlin zu gehen, um nämlich daselbst mit der, noch zu Tausig's Zeiten so vielversprechend sich ankündigenden geheimnisvollen Gesellschaft ‚Wagneriana' (auf welche

[1] Vgl. den Brief an Feustel vom 22. Januar 1872: ‚Sie kennen den Charakter der ganzen Unternehmung genügend und wissen, daß ihre Effektuirung auf laufenden Einnahmen und Einzahlungen beruht. Eine in der bisherigen Verwaltung dieser Einnahmen vorherrschende, etwas vornehme Nachlässigkeit* hat mich eben jetzt bestimmt, energisch einzugreifen.' Und an Heckel (24. Jan.): ‚Vorläufig ergeht meine dringende Aufforderung an Sie, die von Ihnen vermehrten Patronatscheine sofort einzukassiren und die Beträge an Cohn nach Dessau zu schicken.' — [2] Vgl. Heckel, Erinnerungen S. 38, wo es jedoch irriger Weise heißt, Wagner habe diese Entdeckung erst in Berlin gemacht, während doch eben der Schrecken darüber ihn sehr wider seinen Willen aus seiner Luzerner Ruhe herausriß!

* ‚In Betreff des Freiherrn von Loën heißt es noch in dem Briefe an Feustel vom 7. Februar: ‚Letzterer (Loën) ist ein Ehrenmann und durchaus zuverlässig, nur kein Geschäftsmann. Etwas Geduld wird nöthig sein'.

auch Frau von Schleinitz große Hoffnungen erweckt worden waren) sich endlich in eine bestimmte persönliche Relation zu setzen. Von dieser Gesellschaft waren bedeutende Zeichnungen — bis zu 60,000 Thalern — gemeldet, aber noch in keiner Weise realisirt worden.[1] Gern hätte er nun, um sich nicht abermals aus der schwererrungenen Arbeitsruhe zu reißen, an seiner Statt einen Bevollmächtigten zur Erledigung dieser Geschäfte in die Reichshauptstadt entsandt. Er verfiel hierfür auf Heckel in Mannheim und fragte deshalb (22. Januar) telegraphisch bei ihm an. Tags darauf (23. Januar) erhielt er von diesem eine, ebenfalls telegraphische Antwort, die ihm aber nicht genügte;[2] und so mußte er es für eine Schicksalsbestimmung halten, daß er sich gezwungen sah, die ‚Götterdämmerung' wieder ruhen zu lassen und die Reise selbst zu unternehmen.

Am 24. machte er sich über Basel auf den Weg, wo er einige Stunden mit Nietzsche und seinem daselbst studierenden Neffen Fritz Brockhaus verkehrte und mit dem Nachtzuge weiter nach Berlin reiste. Von Erfurt bis Weimar fuhr er mit Herrn von Loën zusammen, welchen er zu einer Unterhaltung auf diesem Wege eingeladen hatte. Am Berliner Bahnhof empfing ihn ein durch Nietzsche ihm zugeführter junger Getreuer, der Kammergerichtsreferendar Karl von Gersdorff, außer diesem aber jene mysteriöse Hauptperson, über welche sich aufzuklären er vorzüglich seiner Reise diese Richtung gegeben hatte. Dies war der Kommerzienrath Bernhard Löser, der Begründer und Repräsentant jener namhaften, aber unpersönlichen Gesellschaft, auf welche seit dem Beginn der Berliner Bewegung seitens seiner dortigen Freunde so große Hoffnungen gesetzt worden waren und der es verstanden hatte, diese Hoffnungen zu nähren und aufrecht zu erhalten, seitdem er durch Tausig in einen erwünschten Rapport mit Frau von Schleinitz gesetzt worden war. Über seine Unterhandlungen mit diesem Herren hat Wagner — außer der auf S. 353 citirten andeutenden Äußerung — öffentlich nie ein Wort verlauten lassen; desto drastischer wird das Verhalten desselben von Heckel geschildert. ‚Er zeigte mir,' so berichtet dieser, ‚in seinem Notizbuch unverbindliche Zeichnungen für das Unternehmen im Betrage von 60,000 Thalern, ließ aber durch Andeutungen merken, daß dieselben ohne Erfüllung gewisser Bedingungen, wie die Verpflanzung der Festspiele nach Berlin (!!), nicht flüssig zu machen seien.' In welcher besonderen Form der genannte Herr seine — auf einem so unerhörten Mißverständnis beruhenden — An- und Absichten dem Meister selbst zum Ausdruck gebracht, muß dahingestellt bleiben; doch wirft

[1] Auf diese hatte der Meister, den ihm zu Theil gewordenen zuversichtlichen Nachrichten zufolge, bereits gezählt; vgl. seinen Brief an Heckel vom 9. Nov. des Vorjahres: ‚Der Verein ›Wagneriana‹ in Berlin hat kürzlich den Ankauf von 60 Patronatscheinen und die Stellung des ganzen Orchesters dekretirt.' — [2] Den Wortlaut siehe bei Heckel, Erinnerungen S. 36.

der spätere Bescheid wohl das unzweifelhafteste Licht auf den früheren zurück, um so mehr als nur wenige Wochen dazwischen liegen. ‚Ich ersah,' sagt Wagner, ‚daß ich wohl gehört, aber nicht verstanden worden war' (S. 353 Anm).[1] So war es ihm denn eine, um so wärmer empfundene Wohlthat, gleich am Morgen nach seiner Ankunft, und bevor noch sein geheimnisvoller Berliner Gönner ihn mit seinem Besuche erfreut und mit den von uns vorausgenommenen Enthüllungen bedacht hatte, in ganz überraschender Weise, zugleich mit dem Architekten Neumann, den trefflichen Feustel in seine Stube treten zu sehen! Dieser war — infolge eben derselben Differenzen zwischen den Bayreuther Bauräthen und dem Berliner Architekten, die auch Wagner hierhergeführt — sofort zur Berichtigung derselben hierhergeeilt und erschien nun mit seiner kernhaften, zuverlässigen Persönlichkeit dem Meister aufs Neue als höchst sympathischer guter Genius, zu dessen Gewinn als treulichen Mitberathers und echten Freundes er sich nur beglückwünschen konnte. Auf alle Fälle wurde es ihm in diesen Berliner Tagen völlig klar, daß es dringend erforderlich sei, in der Verwaltung der Patronatsmittel ‚aus dem bisherigen Dilettantismus herauszukommen'[2] und in Bayreuth selbst, wo sich demnächst alles zu konzentriren hatte, eine energische ‚Central-Verwaltung' zu begründen. Zu solchem Zwecke verband er seine über Leipzig genommene Rückreise mit einem vorherigen kurzen Aufenthalt in Weimar, um sich über die neue Ordnung der Verhältnisse mit Loën mündlich auseinanderzusetzen. Am Nachmittag des 31. Januar traf er wieder in Bayreuth ein.

Hier war eine seiner ersten Handlungen die sogleich vorgenommene Besichtigung des neuen Baugrundes. Sie ergab, im Vergleich mit dem früheren Platze, nicht hoch genug anzuschlagende Vortheile. Er umfaßte mehr als das dreifache Areal, nämlich 18½ Tagewerk, und lag auf mäßig steigender Anhöhe, auf dem Wege nach einem sehr beliebten Vergnügungsorte der Bayreuther, der sog. ‚Bürgerreuth'. Die Aussicht von der anzunehmenden Front des Theaters war malerisch und durch kein dazwischenliegendes Objekt gestört. Nach beiden Seiten hin freie Fluren, am Horizont Hügelreihen und dunkle Wälderzüge. Links der rauhe Kulm, vorwärts das Panorama von Bayreuth und Umgebung, jenseit der Stadt, wie mit dem Cirkel abgemessen, der Sophienberg. Auch hatte der Zugang zum Festplatze nicht mehr die Eisenbahnlinie zu überschreiten, und dieser letztere selbst war von der, etwa störenden Thätigkeit eines, dem früheren allzu nahebelegenen großen Fabriketablissements unbelästigt. Die gleiche kurze Anwesenheit hatte aber, den soeben dargelegten

[1] Hier möge erwähnt sein, daß der 1882 von dem Meister begründete Stipendienfonds für unbemittelte deutsche Musiker und Künstler dem obenerwähnten Herrn — wie zur verspäteten Sühne für sein damaliges Verhalten! — eine, i. J. 1899 errichtete eigene ‚Bernhard Löser-Stiftung' im Betrage von — 10,000 Mark (also des achtzehnten Theiles der damals gezeichneten Summe) zu verdanken hat! — [2] An Heckel, Berlin, 28. Januar 1872.

Verhältnissen entsprechend, noch andere, weittragende Folgen für die Organisation der seinem Unternehmen zugewendeten Thätigkeit, indem während seiner Dauer die Bildung eines ständigen Verwaltungsrathes vor sich ging: bestehend aus drei, in Bayreuth ansässigen Männern, dem Bürgermeister Theodor Muncker, Banquier Friedrich Feustel und dem Kgl. Advokaten Käfferlein; mit der Berechtigung, sich durch Kooptation auf fünf Mitglieder zu vermehren. Den ersten Konferenzen des Verwaltungsrathes wohnte auch Heckel aus Mannheim bei, als Vorstand und Begründer des ersten deutschen Wagner-Vereins.[1] Recht hübsch berichtet uns dieser über die Freude Wagner's an dem neuen Bauplatze. Als er nämlich, von einer Besichtigung desselben zurückkehrend, auch seinerseits die schöne Lage rühmte, war sein Ausspruch darüber dem Meister zu kalt und zu ruhig. ‚Entzückend, bezaubernd ist dieser Punkt!' rief er aus. ‚Wie ein Mannheimer so nüchtern in seinem Urtheil sein kann!'[2] — Eine Proklamation Wagner's vom 1. Februar, noch von Bayreuth aus, machte die Patrone der Bühnenfestspiele mit den zuletzt getroffenen Anordnungen bekannt. Der neu eingesetzte Verwaltungsrath würde hinfort für die richtige Verwendung der Patronatsgelder verantwortlich sein; und an das Bankhaus Fr. Feustel in Bayreuth sollten, von jetzt an, die Einzahlungen der gezeichneten Summen stattfinden, während Generalintendant von Loën in Weimar fortfahren würde, allen sich für die Unternehmung Interessirenden Auskunft und thätigste Hilfe angedeihen zu lassen. Aber auch für sein zukünftiges eigenes Heim hatte er in derselben geringen Frist definitiv den dauernden Grund und Boden zu bestimmen. Es war dies, wie schon früher hervorgehoben, ein Theil jenes Wiesengrundes, der — wie wir uns erinnern (S. 349) — ursprünglich für den Bau des Bühnenfestspielhauses ins Auge gefaßt worden war; belegen am Rennwege[3], der Straße nach der Eremitage und der, durch Jean Paul historisch gewordenen Rollwenzelei, in unmittelbarer Nähe des Hofgartens. Sofort fand auch der notarielle Kaufabschluß darüber mit dem Besitzer, Privatier Stahlmann[4] statt; desgleichen die nöthigen Vereinbarungen mit dem Hôtelier zur ‚Fantaisie' in Donndorf, Herrn Riederer, in dessen Hause, fünf Viertelstunden von der Stadt, der Meister für den nächsten Sommer sein Domizil zu nehmen gedachte. Die Zeit seiner Übersiedelung ward auf den April festgesetzt. Bürgermeister Muncker hatte die

---

[1] Er hatte sich aus freien Stücken bereit erklärt, bei diesen Besprechungen mit gegenwärtig zu sein, und Wagner ihm telegraphisch geantwortet: ‚Ihr Kommen hierher sehr angenehm. Erwarte Sie. R. W.' (Heckel, Erinnerungen, S. 38). — [2] Ebenda, S. 39. — [3] Der ‚Rennweg', die heutige Richard Wagner-Straße. — [4] Vgl. den Brief an Feustel, aus Luzern, 7. Februar: ‚Daß meine Übersiedelung nach Bayreuth sich mir durchaus nur unter angenehmen Anzeichen darstellt, das ist es, was mich jetzt so heiterer Stimmung macht: selbst Herrn Stahlmann's dreißig Fuß hoher Fontainen-Abschied hat dazu kräftigst mitgewirkt.' Bei letzterer Anspielung handelt es sich offenbar um die Wasserkünste der Eremitage!

vorläufige Bepflanzung des neuacquirirten Grundstückes für das Wohnhaus übernommen, für welchen Zweck er bald darauf aus Luzern einen eingehenden Plan (Brief und Zeichnung) zugesandt erhielt.[1] Zu den persönlichen Bekanntschaften dieser Tage gehört an hervorragendem Platze auch der Dekan Dittmar, ein ausgezeichneter evangelischer Geistlicher in Bayreuth, dessen der Meister bald darauf von Luzern aus mit den Worten gedenkt: ‚Verehrungsvolle Grüße an unsern herrlichen Dekan.' Auch einem Prof. Fries werden bei gleicher Gelegenheit beste Grüße übermittelt. ‚Ja, meine Bayreuther, das ist der rechte Schlag! Ich hatte davon wohl das Gefühl!'[2]

Das Alles war in kaum drei Tagen vor sich gegangen. Am 31. Januar Nachmittags war er eingetroffen, um die Mittagszeit des 3. Februar verließ er den ihm so schnell vertraut gewordenen gastlichen Ort, um über München (4. Februar) nach Luzern zurückzukehren. Die ersten Tage nach dieser Rückkehr vergingen ihm hier, wie er selbst sagt, fast nur mit Briefeschreiben.[3] So vieles Angeknüpfte mußte auf diesem Wege zum Abschluß und weiteren Fortgang gebracht werden. Das Loos des Reformators, aus dem Vorrath seines Alles belebenden Feuers überallhin in die Ferne zu wirken. ‚Es kommen mir täglich so viel Briefe auf den Hals,' klagte einst Luther,[4] ‚daß Tische, Bänke, Schemel, Pulte, Fenster, Kisten, Bretter und Alles immer voll liegen.' Das war nun dem Meister seit undenklichen Zeiten durch Erfahrung hinlänglich bekannt, und nur gegen das ‚Liegenbleiben' wußte er sich durch prompte Erledigung zu schützen. Jetzt aber brachte die Förderung seines übergroßen Vorhabens noch eine ganz neue Nöthigung zu brieflichem Verkehr mit sich, und eine Zusammenstellung seiner zerstreut und einzeln gedruckten, zum sehr großen Theil aber noch unveröffentlichten Briefe würde z. B. allein für die nächstfolgenden Monate bis zur Grundsteinlegung fast jeden einzelnen Tag mit einer, oder mehreren, Kundgebungen dieser Art belegen; eine jede davon voll Klarheit und Kraft, Wärme und voller Bestimmtheit. Da muß es uns wohl wie ein Wunder erscheinen, daß er sich immer noch eine Region seines Daseins frei halten konnte, in welche all diese äußeren Beunruhigungen nicht drangen. Es ist Alles mit dem einen Worte gesagt, daß am 9. Februar 1872, also kurz nach seiner eben erfolgten Rückkehr, und während die Arbeit an der ersten Bleistiftskizze noch fortschritt, auch schon die volle Orchesterskizze des dritten Aktes der ‚Götterdämmerung' begonnen wurde.[5] Und wiederum läßt sich der ganze

[1] Um so bedeutungsvoller ist dieser, nach den Worten des Meisters ‚sehr ungefähre' eigenhändige Plan, als er sowohl, was die Stellung des Hauses als die Gartenanlagen, die Kastanienallee des Fahrweges und den Ziergarten hinter dem Hause betrifft, auf das genaueste dem späteren wirklichen Bilde von Wahnfried und seiner Umgebung entspricht. — [2] Briefe an Feustel, Nr. 8 vom 25. Februar 1872 (‚Bayr. Blätter' 1903, S. 171/72). — [3] An Feustel, 7. Februar 1872. — [4] In einem Schreiben vom 20. Juni 1529. — [5] Schluß der Bleistiftskizze 10. April, der Orchesterskizze 22. Juli desselben Jahres 1872.

erdrückende Schwall der von außen an ihn herantretenden Anforderungen daraus vergegenwärtigen, daß es voller zwei Jahre und neun Monate dazu bedurfte, bevor er dazu gelangte, die letzte Hand an die Partitur desselben Werkes zu legen![1] Zunächst galt es den Vorbereitungen für die Feier der Grundsteinlegung zu dem Bau seines Festspielhauses. Diese sollte am 22. Mai, seinem neun und fünfzigsten Geburtstage, vor sich gehen: eine Aufführung von Beethoven's neunter Symphonie unter seiner begeisternden Leitung war dazu bestimmt. Vom 12. Februar ist die freundschaftliche Bitte an Prof. Julius Stern in Berlin datirt, die vorzüglichsten Sänger und Sängerinnen seines Gesangvereins in seinem — Wagner's — Namen zu möglichst zahlreicher Theilnahme auffordern zu wollen. Die gleiche Bitte erging an Prof. Riedel in Leipzig. Von beiden Seiten ward des Meisters Wunsche bereitwillig entsprochen: Riedel gelang die Vereinigung der Kerntruppen seines Vereins mit denjenigen der Weimarer und Magdeburger Gesangvereine. Die Losung blieb dabei nach allen Richtungen hin: strenge Auswahl der tüchtigsten Kräfte! Die Zahl der Mitwirkenden galt als das Nebensächliche. ‚Zwar ist Masse nöthig,' heißt es in einem Briefe an Riedel, ‚aber — eine Masse, in der Jeder zählt. Für einen bloßen, moralisch wohlgesinnten Scheinchor ist kein Platz da.' Auch für die Beschaffung der instrumentalen Kräfte waren die Bemühungen erfolggekrönt. Während der Großherzog von Weimar seiner Kapelle für die Pfingstwoche sogar gänzlich entsagte und dieselbe voll zur Verfügung stellte, lieferten Wien und Berlin die ersten Mitglieder ihrer Orchester, und war von Mannheim und Pesth ein tüchtiger Zuzug bestimmt zu erwarten. Nicht so bereitwillig waren andere Orte, wie Dresden, Darmstadt, Karlsruhe. Stuttgart, wo auch angefragt wurde, gab längere Zeit — gar keine Antwort! In Karlsruhe wollte das vollständige Hoforchester mitwirken und seinem Wunsche sogar vermittelst Eingabe an die Intendanz Geltung verschaffen. Gerade wie zwanzig Jahre früher Franz Lachner seinen Münchener Musikern den Urlaub zur Züricher Musikaufführung verweigert hatte, beliebte Direktor Kaiser, als würdiger Nachfolger Eduard Devrient's, der dortigen Hofkapelle auch die bescheidenste Betheiligung an der Bayreuther Feier zu untersagen![2] — Doch war schon unter diesen Umständen eine ganz tüchtige Schaar von Musikern vorhanden und Mitte April konnte daher der Meister die Einladung zur Grundsteinlegungsfeier an seine Patrone ergehen lassen. Ja, bereits am 25. Februar klingen seine Äußerungen gegen Feustel über den Fortgang der Angelegenheit recht zuversichtlich: ‚überall hat man meine Aufforderung mit Enthusiasmus aufgenommen, und die Zusagen der besten

[1] Die Partitur der ‚Götterdämmerung' wurde am 21. November 1874 vollendet. — [2] Begründung dieses rigoristischen Verbotes: für die Pfingstwoche wäre in der badischen Residenz eine Aufführung von — — — Gounod's ‚Faust' angesetzt!!

Musiker der ersten deutschen Orchester gehen mir fast überzahlreich zu. So nicht minder von Seiten der Sänger'.

In recht unangenehmer Weise wurden seine in Berlin bereits gemachten Erfahrungen durch einen von Heckel erstatteten Bericht ergänzt. Dieser Getreue hatte in seinem Auftrag eine Orientirungsreise nach Leipzig (zur Besprechung mit dem dortigen Wagner-Vereins-Vorstande) und nach der Reichshauptstadt gemacht, und an letzterem Orte u. a. auch den von uns bereits wiederholt genannten Kommerzienrath aufgesucht, der hier zum letzten Male in Wagner's Lebensgeschichte erscheint. ‚Herr L(öser), welcher viel Eifer zeigte auf seine Weise der Sache zu nützen, hatte bereits an Frau v. Schleinitz seine Vorschläge gerichtet. Er erbot sich zur Veranstaltung einer Lotterie und ersuchte mich, hierüber, trotz meiner unverhohlenen Antipathie gegen derartige Mittel, an Wagner zu schreiben.' Umgehend ersuchte ihn der Meister, diesem ‚Gönner' mitzutheilen, daß er zu der von ihm projektirten Lotterie in keinem Falle seine Zustimmung geben werde. ‚Es kann wirklich nichts demüthigender sein, als die Lage, in welche ich durch übertriebene Gerüchte über die Bedeutung einer ›Wagneriana‹ in Berlin verlockt worden bin, indem ich hier eine Hilfe in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, wo ich auf einen Triebsand gerathen mußte. Wenn man mir 200,000 Thaler zur Verwirklichung meiner Ideen anbieten wird, so werde ich Demjenigen, der sie mir auszahlt, sehr erkenntlich sein: dagegen von mir die Autorisation zu einer Lotterie zu fordern, hat mir nach den an der ‚Wagneriana' gemachten Erfahrungen einfach als ein streng zurückzuweisender Schwindel zu gelten, von dem mir lediglich der Skandal, Herrn L. aber die Wichtigkeit seines Verkehrs mit einer hochgestellten Frau bleiben würde, welchem ich meinerseits ein Ende gemacht zu sehen wünsche.'[1] — Das waren nun die Verhältnisse und die Hilfskräfte, mit denen die einzige wahre Gönnerin auf dem sterilen Boden der ‚Reichshauptstadt' dennoch unverdrossen und unentmuthigt im Dienste der großen Sache zu wirken fortfuhr! — —

Noch eine kleine Thatsache sei in diesem Zusammenhange erwähnt, weil sie die ungeheuere Verworrenheit des deutschen Publikums gegenüber dieser Sache und die Bestrebungen Derer charakterisirt, die sich als ihre ‚Gegner' aufspielten, um diese traurige Verworrenheit noch zu mehren. In demselben Mannheim, wo treu ergebene deutsche Männer — Wagner nannte sie gern seine ‚fünf Gerechten' — redlich um die Förderung des Bayreuther Werkes zu wirken fortfuhren, hatte damals der mehrerwähnte Kulturhistoriker Riehl öffentliche Vorträge gehalten, in denen er die Begründung von — Trutzvereinen gegen Wagner und seine Freunde in Vorschlag brachte! ‚Zur Herzstärkung' schreibt nun der Meister an Heckel, der ihm davon Kunde gab, er

[1] Heckel, Erinnerungen S. 39/40.

möge nur ruhig sein: ‚Herr H. W. Riehl bekommt für seine Mannheimer Vorlesungen nächstens von mir einen Denkzettel zu tragen. Wird Ihnen recht sein.‘[1] Der angekündigte ‚Denkzettel‘ bestand aus dem bald darauf im Musikalischen Wochenblatt wieder abgedruckten, im Laufe von fünf Jahren allzusehr in Vergessenheit gerathenen älteren Artikel für die ‚Süddeutsche Presse‘, welchem der gute Humor des Meisters bei dieser Gelegenheit noch einen köstlich pointirten Anhang in Bezug auf jene Mannheimer Vorträge hinzufügte.

Der Gedanke an die bevorstehende Übersiedelung beschäftigte ihn schon seit seinem ersten winterlichen Besuche in Bayreuth. Eine nicht geringe Schwierigkeit stand ihm dafür in dem Umstande im Wege, daß er sein Triebschener Asyl noch bis zum Oktober 1873 fest accordirt hatte. Andererseits trieb ihn die Nothwendigkeit, es schon jetzt zu verlassen, um dem Centrum von Deutschland so nahe zu sein, als es seine Geschäfte verlangten. ‚Schließlich bezeuge ich Ihnen noch,‘ schreibt er in diesem Sinne an den Bürgermeister Muncker (26. März), ‚daß mein jetziger Aufenthalt mir allmählich recht zur Pein wird, besonders auch da ich sehe, wie nöthig es immer mehr wird, daß ich dem Mittelpunkte Deutschlands nicht mehr fern bleibe. Ich bedauere die Stockungen, welche vielseitig von einer Langsamkeit herrühren, gegen welche ich eifrig einzuschreiten haben werde. So macht mir auch mein Berliner Freund, der Architekt Neumann, gar keine besondere Freude; Alles schleppt sich verdrießlich hin. So sind seine Zeichnungen und Pläne für mein Haus sehr schön ausgefallen; aber welche Zeit geht darüber hin, ehe sie meinen Bayreuther Freunden und Bevollmächtigten zur Ausführung übergeben werden!‘ Durchaus lieb und traulich willkommen war ihm insbesondere die Vorstellung: die beruhigende bürgerliche Niederlassung, in welcher er ‚seine so ungemein angestrengten Seelenkräfte einigermaßen durch freundliche Ausspannung zu stärken vermöchte‘, gerade in der Stadt Bayreuth mit ihren ihm bekannt gewordenen Verhältnissen sich begründen zu sollen. ‚Ich habe dies,‘ fährt er in der brieflichen Darlegung dieser Verhältnisse fort, ‚dem König von Bayern unumwunden zu verstehen gegeben; und hierzu hatte ich ein Recht, da Seine allerersten Versicherungen, auf welche hin ich mit ihm in Verbindung trat, dieses Eine betrafen, daß ich, aller Lebenssorgen enthoben, ungestört meiner freien Kunstübung leben können sollte.‘ Leider gab es nun aber hiermit noch eine unglaubliche Noth; eine schwere Krisis war auch hier wieder zu überstehen. Dem Könige ging es mit dem ganzen Bayreuther Gedanken, insbesondere aber mit der beabsichtigten dauernden Niederlassung in Bayreuth nicht anders, als dereinst bei der Entscheidung für Triebschen. Immer und immer hatte er gehofft, den Meister doch noch wieder nach seiner Hauptstadt zu ziehen, und sollte nun diesem Wunsche für alle

[1] Heckel, Erinnerungen S. 42.

Zeiten entsagen! Die bekannten Intriguen in seiner Umgebung blieben aber auch nicht unthätig, um nach beiden Seiten hin, sowohl nach derjenigen des Monarchen, wie nach der des von ihm beschützten Künstlers, die üble Aussaat der Verstimmung auszustreuen. Wieder mußte die Zeitungspresse als erprobtes Mittel der Unterminirung herhalten! Die ‚Augsburger Abendzeitung' brachte direkt aus Bayreuth einen Artikel, in welchem der geplante Umzug dahin und der projektirte Hausbau in ein häßlich verletzendes Licht gestellt wurde. Das Geklatsch gewisser Münchener Beamten von Bayreuther Herkunft mischte sich darein, denen aus ihrer Heimath in gehässiger Weise über den Meister berichtet worden sei. Wohl durfte dieser davor bewahrt bleiben, auch nur einen Augenblick etwa an eine Doppelzüngigkeit seiner Bayreuther Freunde zu glauben; aber ‚in ihrer Umgebung jenes gräßliche System, in welchem — durch München — alles bayerische Wesen befangen schien, ebenfalls eingenistet zu wissen', — Das verfehlte seine Wirkung nicht und mußte ihn wahrhaft erschrecken! Die Rückwirkung jener beharrlich auf München gerichteten Wünsche des Königs auf der einen, des Ekels vor jenen ‚infamen Quälereien' auf der andern Seite blieb nicht ohne Einfluß auf seine Entscheidungen. Hatte er zwar im Verlaufe der Unterhandlungen wohl auch erfahren, daß der königliche Freund sich schließlich in den Stand der Dinge zu fügen wußte, so zwang ihn doch — bei Festhaltung seiner Wünsche und Pläne — ein unantastbar gebieterisches, stolzes Zartgefühl, der höheren Mithilfe für seine Bayreuther Niederlassung sich zu begeben. In diesem Sinne erklärte er sich, um den Anfang April, gegen den Hofrath Düfflipp, und blieb dabei, die ihm bereits fest zugesagte königliche Unterstützung zum Zweck seiner Ansiedelung in Bayreuth abzulehnen. Damit waren denn aber nun all seine ferneren, bereits getroffenen Dispositionen für diese Ansiedelung, die er soeben noch freudigen Muthes getroffen, in ihrem Fundamente erschüttert. Er autorisirte daher Feustel, das bereits angekaufte Terrain für sein künftiges Wohnhaus gelegentlich — für Rechnung der Kgl. Kabinetskasse weiter zu verkaufen.

In welcher Verfassung dies, kurz vor dem Einlaufen in den letzten Ruhehafen, geschah, ist leicht zu vergegenwärtigen. Das Fehlschlagen dieses einen Wunsches bewog ihn fast schon dazu, all seinen Wünschen für Bayreuth zu entsagen. ‚Andererseits,' schreibt er darüber an Feustel, ‚hätte ich, mit Bayreuth, auch das ganze Unternehmen aufgegeben. Beide sind bereits mit einander verwachsen, und soweit mein großes Bühnenfestspiel Aufsehen erregt, fällt es auch schon mit dem Namen Bayreuth zusammen.' Was ihn aber alsbald alles Widerwärtige hintansetzen ließ, war — am 5. April — das Eintreffen zweier Briefe von Muncker und Feustel. ‚Ihre herrlichen Briefe,' schreibt er zwei Tage später in einem an beide Männer gerichteten Doppelschreiben, ‚haben mich durchaus umgestimmt. Halten wir denn Alles fest!

Das Werk soll gedeihen, möge auch sein Schöpfer dabei seiner alten Noth überlassen bleiben! Auch ohne Grundbesitz nehmen Sie mich doch wohl unter Ihre Mitbürger auf. Es hat uns zu Thränen gerührt, von der Sorgfalt zu vernehmen, mit welcher Sie, lieber Herr Muncker, die Bepflanzung des bisher für mich bestimmten Grundstückes in Ihre Sorge nahmen. Haben Sie Dank, als ob es wirklich für mich gewesen wäre.' Aber auch hinsichtlich der für den Sommer getroffenen Anordnungen blieb er im Zweifel, ob er nach seinem, dem Könige ausgesprochenen Verzicht — als einfacher Privatmann — und während er hier, in Triebschen, eine sehr theuere Jahresmiethe noch zu entrichten hatte, den geplanten Sommeraufenthalt in der ‚Fantaisie' sich vergönnen dürfte. ‚Meine so frühe Übersiedelung hätte doch nur den Zweck gehabt, meiner, nun aufgegebenen, definitiven Ansiedelung bei Zeiten nahe zu sein, sowie auch für meine Bemühungen für die zukünftigen Festspiele einen näheren Ausgangspunkt zu gewinnen. In letzterem Betreff sind wir nun wohl darüber einverstanden, daß wir nächstes Jahr noch nicht fertig sein werden, und demnach erst 1874 in Aussicht nehmen dürfen.' Unter diesen Umständen hält er es für rathsam, seine Abmachung mit dem Wirth des Gasthauses in der ‚Fantaisie' rückgängig zu machen, ‚wozu es wohl noch Zeit sein dürfte'. Allein schon eine Woche später (am 16. April) heißt es, wiederum in einem Briefe an Feustel: ‚Heute früh erhielt ich eine klägliche Protestation des Fantaisie-Wirthes, gegen seine Kündigung. Schon auf diese Zuschrift hin entschloß ich mich sofort, mein früheres Projekt einer prompten Übersiedelung auszuführen, und telegraphirte Herrn R(iederer), mir die Wohnung für 1. Mai für mich und meine Familie bereit zu halten. Ich erschrak plötzlich davor, meinen Bayreuther Freunden als ein Mensch von schnellwechselnden Entschlüssen und unzuverlässiger Mitbürger zu erscheinen.' Dies war der Abschluß der so plötzlich eingetretenen beunruhigenden Episode, zu deren Entstehung wiederum — München den Anlaß gegeben; doch ward schon diesmal München durch Bayreuth besiegt, durch das warme treue Festhalten der trefflichen Freunde an Allem, was der Meister mit ihnen vereinbart. So brauchte denn keine einzige der getroffenen Anordnungen aufgehoben zu werden; und auch die schweren Sorgen, die er den Bayreuther Vertrauten offen aussprach, wurden im Laufe der nächsten Zeit von ihm genommen. ‚Aufs neue wurde ihm der treue Beistand seines königlichen Gönners zugesichert, der nunmehr in unwandelbarer Huld dem Bayreuther Werke und seinem Schöpfer innigst zugethan blieb, und den die unauslöschliche Dankbarkeit Wagner's von nun an bei jeder Gelegenheit in begeisterten, aus dem Herzen kommenden Worten pries.'[1]

[1] Franz Muncker, Nachwort zu ‚Rich. Wagner's Briefe an Theodor Muncker' (Bayreuther Blätter 1900, S. 212).

Den ganzen Monat März hindurch, ja theilweise bis in den April hinein, zogen sich die Korrespondenzen über die Theilnahme von Sängern und Musikern an der Grundsteinlegungsfeier. Am 25. Februar war die erste Szene des dritten Aktes der ‚Götterdämmerung' aus der Bleistiftskizze heraus in die, mit Tinte geschriebene Orchesterskizze herausgearbeitet; neben der Fortführung dieser großen Arbeit beschäftigte ihn die Redaktion des VIII. Bandes der ‚Gesammelten Schriften und Dichtungen', deren III. Band soeben an die Öffentlichkeit getreten war. Sein Umzug nach Bayreuth war und blieb demnach auf den April festgesetzt. Schon aber drohte in dieser Zwischenzeit eine neue Beunruhigung durch das von ihm der österreichischen Kaiserstadt zugesagte Konzert. Unter den bestehenden Lokalvereinigungen zur Förderung seines großen Unternehmens war der Anciennetät nach der Wiener ‚Wagner-Verein' der zweite und hatte daher die nächsten ‚Ansprüche' auf eine Unterstützung seines Wirkens durch den Meister. Wie richtig er nämlich die Folgen des Mannheimer Konzertes in Bezug auf derartige Störungen seiner Ruhe vorausgesehen (S. 370), das bewies ihm manche, in gleichem Sinne an ihn gelangende Zuschrift, wie z. B. eine solche aus Hamburg, in welcher er einfach nach seinen ‚Bedingungen' gefragt wurde, um daselbst ein Konzert zu dirigiren! Nun hatte sich, wie wir uns entsinnen, das Wiener Wagner-Comité schon frühzeitig, ja noch während der Statuten-Entwurf erst seiner Bestätigung durch den Minister des Innern entgegensah, behufs der Leitung einer Musikaufführung im Vereinsinteresse an ihn gewandt (S. 371). Auf seine Zusage hin sah Wien schon im Spätherbst dem großen musikalischen Ereignis mit Spannung entgegen. Wir haben soeben des Näheren die Umstände verfolgt, die ihn bisher an der Erfüllung seines Versprechens verhindert. In einem Schreiben vom 7. Dezember hatte er auf eine dahin zielende Erkundigung erwidert, daß er sich die ersten drei Monate des folgenden Jahres zur ungestörten Arbeit am letzten Akte seines Werkes vorbehalten müsse, im Verlauf des nächsten April aber zur Vornahme des Konzertes bereit sei. Wie ungestört diese Monate für ihn gewesen waren, davon haben wir aber aus allem Vorhergehenden ebenfalls einen Begriff erhalten! Nun waren auch die Tage des April schon im Schwinden begriffen, und das Wiener Konzert sollte — Wagner's eigenem Wunsche gemäß — doch noch zu den, vor der Grundsteinlegung zu erledigenden Geschäften gehören. Der Termin desselben wurde demnach auf den 12. Mai anberaumt.[1]

Inzwischen war aber vor allen Dingen, und trotz aller unerhörten Anfechtungen von außen, auch der dritte Aufzug der ‚Götterdämmerung' am 10. April in der ersten Bleistift-Skizze zur Vollendung gebracht. Das war nun das letzte, in den gesegneten Triebschener Jahren zur Reife Gelangte;

[1] Bereits in einem Briefe an Hellmesberger vom 26. März.

schon die, seit dem 9. Februar gleichzeitig weiterrückende ausführliche Orchesterskizze desselben Aktes konnte nun nicht mehr in Triebschen, sondern erst in Bayreuth zum Abschluß kommen. Schon in einem Briefe vom 21. April, den die edle Genossin des Meisters an Judith Mendès richtete, lesen wir die folgenden entscheidenden, auf den Umzug bezüglichen Sätze: ‚Ein letztes Wort aus Triebschen, meine liebe Freundin, welches wir mit schwerem Herzen verlassen. Morgen (22. April) begiebt sich Wagner nach Bayreuth, und ich folge ihm in acht Tagen mit den Kindern und Ruß.' Und als Nietzsche an einem schönen Vorfrühlingstage (25. April), von Montreux kommend, zum Abschiednehmen nach Triebschen fuhr, fand er — den Meister nicht mehr, nur noch Frau Wagner beim Einpacken. Er verblieb trotzdem noch zwei schwermüthig beklommene Tage (bis zum 27.) daselbst, und schrieb darüber an Gersdorff: ‚Vorigen Sonnabend war trauriger und tiefbewegter Abschied von Triebschen. Triebschen hat nun aufgehört: wie unter lauter Trümmern gingen wir herum, die Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken; der Hund fraß nicht, die Dienerschaft war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuskripte, Briefe und Bücher zusammen — ach, es war so trostlos! Diese drei Jahre, die ich in der Nähe von Triebschen verbrachte, in denen ich 23 Besuche dort gemacht habe — was bedeuten sie für mich! Fehlten sie mir, was wäre ich! Ich bin nur glücklich, in meinem Buche mir selbst jene Triebschener Welt petrefizirt zu haben . . .'

Am 22. Mittags war der Meister abgereist; sein Weg führte ihn zunächst nach Darmstadt, wo er noch mit Brandt zu konferiren hatte. Zwei Depeschen vom 24. April erinnern noch an diesen Aufenthalt. Sie sind beide nach Leipzig an Herrn Otto Brückwald, Altenburgischen Hofbaumeister, gerichtet, und fordern ihn dazu auf, die Ausführung des Festspielhauses zu übernehmen. Damit hatte es folgende Bewandtnis. Der Berliner Architekt Neumann hatte nämlich wegen der übergroßen Langsamkeit seiner nie zu Ende kommenden Baupläne schließlich aufgegeben werden müssen.[1] Als seinen Nachfolger finden wir in den Korrespondenzen mit Feustel und Muncker wiederholt den Bayreuther Kreisbaurath Franck genannt. Nun war aber in den jüngsten Verhandlungen der bayerischen Abgeordneten-Kammer, gleichzeitig mit einer Genehmigung von Gehaltserhöhungen für das Baupersonal, auch der Beschluß gefaßt worden: allen Staatsbautechnikern die Übernahme anderer als staatlicher Bauten zu untersagen. Diese Verfügung betraf auch Herrn Franck, und dem Meister und seinen Bayreuther Freunden konnte es nur recht sein, sich nunmehr ganz auf die Empfehlung Karl Brandt's zu verlassen, zu welchem

[1] Vgl. die Briefe an Muncker vom 26. März und 7. April 1872 (Bayreuther Blätter 1900, S. 194 und 196).

Wagner ein unbegrenztes Vertrauen hatte. ‚Seine (Brandt's) Befähigung setze ich außer allem Zweifel: ich wünschte ihn gern zum eigentlichen Chef der artistischen Leitung auch des Baues bestimmt; denn Er ist es, der, außer mir, das eigentliche Verständnis von der Sache hat.'[1] Nun empfahl aber Brandt mit allem Nachdruck den soeben genannten Leipziger Architekten Otto Brückwald, dessen Name durch den nachmaligen Hebefeierspruch Wagner's für alle Zeiten in den Versen verewigt ist: ‚Ohne den Brückwald, seinen Riß und Plan kamen wir sicher nicht auf dies Gerüst heran.' Die erste offizielle Anknüpfung, nach vorausgegangenen privaten Unterredungen zwischen Brandt und Brückwald, bilden nun aber eben die erwähnten zwei Telegramme vom 24. April, deren eines, von Brandt unterzeichnet, schlicht und einfach die Anfrage stellt: ‚Haben Sie Zeit und Lust, Wagnertheater Bayreuth zu bauen?', — das andere, wenige Stunden später, von Wagner selbst an den gleichen Adressaten gerichtet, den Wortlaut hat: ‚Nach Rücksprache mit Brandt ersuche ich Sie, auf die Ihnen gemachten Mittheilungen unsererseits, um eine gefällige Benachrichtigung, ob Sie unseren Wunsch erfüllen wollen und schnellmöglichst hierfür eintreten können?' — —

Am Mittwoch den 24. April, Nachmittags vier Uhr, traf Richard Wagner, von Darmstadt aus, zum vierten Male in Bayreuth ein, um dasselbe von nun an zu dauerndem Wohnsitz zu wählen. Er nahm zunächst in dem schönen Feustel'schen Hause an der Bahnhofstraße Absteigequartier, um daselbst für einige Tage die liebenswürdige Gastlichkeit seines trefflichen Freundes zu genießen; dann bezog er das Hôtel Fantaisie bei Donndorff. Am Tage seiner Ankunft gab es im Rathhaussaale eine vom Verwaltungsrath einberufene Versammlung von Bayreuther Bürgern, um über die Einquartierung der für die Grundsteinlegungsfeier zusammenströmenden zahlreichen Gäste (an Musikern, Sängern, Patronen und sonst Betheiligten etwa achthundert bis tausend Personen) zu berathen; in den nächstfolgenden Tagen gingen dann die Einzeichnungslisten von Haus zu Haus und fanden allenthalben offene Thür. In der Frühe des 29. April geschah der erste Spatenstich, mit welchem die Erdarbeiten für das Bühnenfestspielhaus ihren Anfang nahmen. Am Vormittag war die erste Abtheilung Arbeiter auf dem Platze beschäftigt, Nachmittags ward ihre Anzahl verdoppelt. Von der Baustelle ward die ausgegrabene Erde sofort an den Fuß des Berges hinabgeschafft, um daselbst zur Planirung des gesammten Bodenkomplexes und zur Herstellung von Gartenanlagen zu dienen. Wer seine Schritte noch weiter hinauf über die Bürgerreuth nach dem Hohlweg zur Hohenwart richtete, den leitete das Klopfen der Steinmetzen nach der Richtung, wo bereits seit Wochen an

[1] An Feustel, 10. April Abends (d. h. am Tage der Vollendung des 3. Aktes der ‚Götterdämmerung' (in der Bleistiftskizze).

einem andern Bau rüstig gearbeitet wurde. Es hatte eine schöne Bedeutung für die Stadt Bayreuth, daß sie, gleichzeitig mit dem Beginn der Vorarbeiten für das Festspielhaus, in Erinnerung der jüngsten glorreichen Siege des deutschen Heeres und zum Andenken der in diesen Kämpfen Gefallenen den ‚Siegesthurm' errichten durfte, welcher bald darauf, weithin sichtbar, auf dem Grunde dunkler Tannenwaldungen sich erhob und noch heute dem in Bayreuth Einfahrenden, nebst dem Festspielhause zuerst in das Auge fällt.[1]

Am letzten Tage des für den Umzug bestimmten Monats April empfing der Meister um halb fünf Uhr Nachmittags die Seinigen, Frau und Kinder, nebst dem treuen Ruß, um sie sogleich mit sich nach Fantaisie zu führen. Nun erst konnte er ganz an dem neuen Wohnsitz sich heimisch fühlen. Tags darauf (1. Mai) fand die erste Konferenz mit Brandt und Brückwald statt, womit der Festspielhausbau in eine neue, hoffnungsvolle Phase trat, nachdem alles Vorhergehende nicht zu einem befriedigenden Ziele geführt. Nur wenige Tage der Rast waren indeß dem Meister vergönnt; dann trat die Wiener Konzert-Angelegenheit in ihr Recht, und nöthigte ihn zu zeitiger Abreise. Schon während der ganzen letzten vier Wochen war die österreichische Hauptstadt deshalb in Erregung gewesen, und der Andrang zu der bevorstehenden Musikaufführung ein ganz ungewöhnlicher. Obwohl die Eintrittspreise, da der Reinertrag zum Erwerb von Patronatscheinen für unbemittelte Kunstjünger bestimmt war, eine Höhe bis zu 25 Gulden erreichten und die Tagespresse kein Mittel unversucht gelassen, um den Meister und die ihm gewidmeten Bestrebungen des Wiener Wagner-Vereins in der Meinung des Publikums zu diskreditiren,[2] waren doch schon lange vor dem Tage des Konzertes fast sämmtliche Sitzplätze vergriffen. Täglich gingen aus Berlin, München, Pesth, Prag u. s. w. telegraphische Bestellungen ein. Der König von Hannover hatte seinen Landaufenthalt hinausgeschoben, um mit seiner Familie an dem Konzerte theilzunehmen; der Minister Andrassy, kaum aus Pesth zurückgekehrt, durch seinen Sektions-Chef Herrn v. Hofmann, der dem Vorstande des Komité's angehörte, sich einen Platz reserviren lassen; die Großfürstin Helene von Rußland machte auf der Durchreise Halt, um der Aufführung beizuwohnen. ‚Die Vorbereitungen zum Konzerte,' hatte ihm Standhartner bereits unterm 22. April ge-

[1] Der Aufruf zu Beiträgen für dieses schlichte, aber würdige Denkmal war sogar bis nach Triebschen gelangt; vgl. Wagner's Schreiben an Feustel vom 25. Febr. 72: ‚Man hat sich aus Bayreuth wegen eines ›Siegesthurmes‹ an meine Theilnahme gewendet. Da Sie nun mein Bevollmächtigter sind, bitte ich Sie, ganz nach Ihrem Ermessen, in meinem ›Auftrage‹ den Ihnen gutdünkenden Beitrag für mich zu zeichnen.' — [2] Dieser sollte in seinem Bestande eine ‚wunderliche Zusammenstellung von Personen sein, deren Namen in Verbindung mit der Musik hier zum ersten Male genannt würden.' Sonderbar! Sollten solche Namen z. B. diejenigen Herbeck's oder Hellmesberger's gewesen sein? Oder war nur gemeint, daß Professor Hanslick nicht zum Vorstande des Wiener Wagner-Vereins gehörte?

schrieben, ‚sind alle getroffen, und ich denke, Herbeck oder Hellmesberger hat Dir wohl darüber schon berichtet; ich kann nur beifügen, daß bis heute Mittag‘ (d. h. also drei Wochen vor dem Konzert!) ‚11,000 Gulden für dasselbe eingingen.[1] Eben brachte mir Gräfin Dönhof, eine Dame von eminenter Liebenswürdigkeit — eine geb. Principessa Camporeale aus Neapel — eine neue Zeichnung von Altgraf Franz Salm per 1000 Thlr.; ich bitte um mehr solche Altgrafen!‘[2]

Am Montag den 6. Mai, kurz nach zehn Uhr morgens, traf Richard Wagner, von seiner Gattin begleitet, von Bayreuth aus mit dem Schnellzuge der Westbahn in der Donaustadt ein, die er seit sieben Jahren nicht wieder betreten. Schon der ihm bei seiner Ankunft bereitete Empfang war ein festlicher. Außer den persönlichen Freunden hatte sich eine größere Anzahl von Verehrern seiner Kunst auf dem Westbahnhofe versammelt. Das Comité des Wiener Wagner-Vereins, unter Führung seines Obmannes Joh. Herbeck, begrüßte den Meister; der Primararzt Dr. Joseph Standhartner, als ältester und treuester persönlicher Freund in Wien, überreichte dessen Gemahlin einen prachtvollen Blumenstrauß. Die Ansprache, mit welcher Richard Wagner von Seiten des Vereins empfangen wurde, erwiderte er in herzlichster Weise. Nachdem er dann sofort eine vorläufige Verabredung über die Proben gehalten, sprang er rasch in den Wagen, der ihn, seine Gattin und Dr. Standhartner in des Letzteren Wohnung brachte, wo er für die Zeit seines Wiener Aufenthaltes Quartier nahm. ‚Des Jubels,‘ heißt es in dem vorerwähnten Briefe Standhartner's, ‚des Jubels in meinem Hause, dem zum zweiten Male die Ehre und Freude bevorsteht (dich zu beherbergen), ist kein Ende.[3] Was ich Dir bieten kann, ist nicht viel, aber ruhig und bequem: ein großes Zimmer, durch einen Vorhang in Schlaf- und Sitzraum getheilt; ein nettes Eintrittszimmer; zu beiden führt eine gesonderte Thür von der Haupttreppe — und zu Allem die herzlichste Freude Aller im Hause, den geliebten Meister und seine verehrte Frau in der Nähe zu wissen. Leider ist meine Wohnung vom Konzertsaale weit entfernt, doch wird während Deines Aufenthaltes ein Wagen für Dich immer bereit sein.‘

Das Programm sollte die Ouvertüre zur ‚Iphigenie in Aulis‘, die Eroica, Vorspiel und Einleitung zum ‚Tannhäuser‘ (nach der Pariser Bearbeitung), Vorspiel und Schlußsatz aus ‚Tristan und Isolde‘ und den ‚Feuerzauber‘ aus der ‚Walküre‘ bringen; doch kam davon wegen zu großer Ausdehnung des Ganzen die ‚Iphigenien‘-Ouvertüre in Wegfall. Die Proben waren so angesetzt, daß je ein Ruhetag dazwischen lag, der durch Verkehr mit der Stand-

[1] Am 6. Mai waren es bereits 14000 Gulden, und von den vorhandenen 1600 Sitzplätzen bloß noch 170 übrig. — [2] Dr. Joseph Standhartner an Richard Wagner, Brief vom 22. April 1872 (ungedruckt, in Wahnfried befindlich). — [3] Das erste Mal war der Meister im August (bis gegen Ende September) 1861 in Wien Standhartners Gast gewesen.

hartner'schen Familie und zahlreiche Besuche reichlichst ausgefüllt war. Wir erwähnen unter diesen letzteren insbesondere die Gräfin Dönhoff und ihren Gemahl.[1] Bei der ersten Probe — am Mittwoch den 8. Mai — ward ihm durch die — meist altbefreundeten — Wiener Musiker ein festlicher Empfang zu Theil: Alles strahlte vor Freude, den geliebten Meister nach so langen Jahren wieder zu begrüßen. Für die Konservatoriums-Schüler handelte es sich um eine dringende Entscheidung: ob ihnen das ehrende Vertrauen bewiesen werden würde, daß sie den Proben beiwohnen dürften, oder nicht? Die Frage konnte schicklicher Weise nicht ohne den Konzertgeber entschieden werden; sie wurde demnach dem Meister unterbreitet und er entschied sie ohne Weiteres im bejahenden Sinne. Neuer Jubel, als die draußen harrenden Schaaren durch ihn selbst der Zulassung gewürdigt wurden. Dann begann die strenge Arbeit an den ‚Tannhäuser'- und ‚Tristan'-Fragmenten. Charakteristisch war die ihm berichtete Thatsache, daß Anton Rubinstein, der bis dahin in Angelegenheiten seiner Kompositionen in der Kaiserstadt geweilt hatte, aus Wuth über die allgemeine — von ihm (leider) so wenig getheilte — Begeisterung plötzlich abgereist sei! Für den Abend war ihm eine harte Prüfung nicht erspart. Gleich bei seiner ersten Ankunft war die Zumuthung an ihn herangetreten, der Aufführung einer seiner ‚Opern': des Rienzi, Tannhäuser, Lohengrin oder der Meistersinger, im Hofopernhause beizuwohnen. Er hatte sich für den ‚Rienzi' entschieden, weil dieser ihm am fremdesten sei. Wohl hatte er Ungenügendes, Unvollendetes erwartet. Nun war aber die ihm durch Herbeck gebotene Aufführung geradezu abschreckend und schauderhaft: er that dabei einen Blick in das herrschende Opernwesen, wie in einen allertiefsten Abgrund der Abscheulichkeit. Es war das erste Mal, daß er das (am 25. Mai 1869 eröffnete) prunkende neue Wiener Opernhaus betrat, für welches er einst seinen Reorganisationsplan ausgearbeitet, nachdem im alten Opernhause sein ‚Tristan' durch das Übelwollen aller Betheiligten[2] nach siebzig Proben zu Grabe getragen war! Da man seine Anwesenheit bei der Aufführung vermuthete, war der Besuch der Vorstellung ein massenhafter und das Haus bis auf das letzte Plätzchen ausverkauft. Wagner erschien mit seiner Gattin in einer Loge des ersten Ranges, nahm aber ganz im Hintergrunde derselben Platz, so daß er nur von Wenigen gesehen werden konnte. Widerstrebte ihm an sich der bloße rauschende Jubel einer aufgeregten Menge, so mußte ihn derselbe vollends anläßlich einer so ungenügenden Darstellung geradezu peinlich verletzen. Schon nach der Ouvertüre brach ein nichtendenwollender Beifallssturm los und beharrliche Rufe nach dem Schöpfer des Werkes wurden laut.

[1] Vgl. die vom 8. Mai 1872 aus Wien an Bürgermeister Muncker gerichteten Zeilen: ‚Graf und Gräfin Dönhoff bitten um Besorgung von Logis in der ›Sonne‹. (Möglichst gut!) Vermuthlich auch eine Kammerjungfer dabei' (Bayr. Bl. 1900, S. 198). — [2] Wie sich durch dessen veröffentlichte Korrespondenz kürzlich erst herausstellte, sogar des Kapellmeisters Heinrich Esser!

Dasselbe wiederholte sich nach dem ersten Akte. Da sich der Meister nicht zeigte, beruhigte sich die Menge in der Annahme, er sei nicht im Hause. Der Beifall während und nach den folgenden Akten galt demnach nicht mehr seiner Person, sondern thatsächlich der — so ganz unwürdigen — Aufführung! Von der Darstellerin des Adriano sagte er später zu Herbeck, sie habe einem ‚angezogenen Affen' geglichen.[1] Nach dem Schlusse aber bildete das Publikum im Foyer zu beiden Seiten des Hauptausganges ein dichtes Spalier. Als Wagner aus seiner Loge trat, wurde er sogleich erkannt und von der Menge lautlos, aber ehrfurchtsvoll gegrüßt. Desto giftgeschwollener äußerte sich unmittelbar darauf die feindselige Wiener Presse über seinen ‚Hochmuth': daß er sich zwar mit seiner Gattin und der Gräfin Dönhoff im Foyer gezeigt, aber den Rufen des Publikums nicht Folge geleistet habe.

Der folgende Tag (9. Mai) brachte freundliche Beziehungen zu Standhartner's, Lenbach, Makart, vielen Patronen oder Angehörigen des Wiener Wagner-Vereins; auch eine Ausfahrt nach Dornbach und eine Abendgesellschaft im Hause eines Vereins-Vorstandes. Am 10., um drei Uhr Nachmittags, fand die zweite Probe, am Sonnabend den 11. die Generalprobe statt, im Beisein zahlreicher Wiener Gönner, zum Theil auch schon solcher, die aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, um der Aufführung beizuwohnen. Doch hatte sich der Meister, um des vollen Ernstes der Studien willen, im voraus jede Art von Ovationen ernstlich verbeten, die er in den vorausgehenden Proben, da ihm vor Allem die große gemeinsame Arbeit am Herzen lag, doch nur als lästige Störungen empfunden hatte.

Am darauf folgenden Sonntag, den 12. Mai, erfolgte dann um die Mittagsstunde das Konzert im großen Musikervereinssaale, der so ziemlich Alles in sich aufgenommen hatte, was sich in Wien für Musik und für deutsche Kunst interessirte. Es war den eingeschworenen, verbissenen Gegnern wirklich nicht leicht gemacht, die Kundgebungen dieser Versammlung als die einer bloßen ‚Partei' zu bezeichnen. Da fehlten nur wenige Repräsentanten der ‚künstlerischen Welt': Maler, Sänger und Darsteller aller Wiener Theater, die Aristokratie und die ‚haute finance', das beinahe vollzählige Herren- und Abgeordnetenhaus der österreichischen Hauptstadt hatten sämmtliche Sitze besetzt, und auch die Stehplätze zeigten ein Gewoge von Köpfen. Den Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit aber bildete die, von dem Vorstande der ‚Gesellschaft der Musikfreunde', deren Ehrenmitglied der Meister war, seiner Gattin zur Verfügung gestellte Direktionsloge, in welcher sich außer Frau Wagner viele interessante Persönlichkeiten, unter ihnen Frau Minister von Schleinitz aus Berlin, die Gräfin Dönhoff, der Maler Lenbach u. a. befanden. Mit größter Spannung harrte man dem Anblick des Meisters selbst entgegen, der

[1] Siehe ‚Johann Herbeck, ein Lebensbild, von seinem Sohne Ludwig Herbeck'.

einige Minuten nach halb ein Uhr erschien. Als er das Podium des Orchesters betrat und langsam dem Dirigentenpulte zuschritt, empfing ihn ein donnernder Jubelruf; ganze Ladungen von Lorbeerkränzen flogen unausgesetzt von der Gallerie, in fast bedrohlicher Weise für die Musiker, herab. Der stürmische Zuruf dauerte minutenlang fort; Wagner war sichtlich auf das Tiefste ergriffen. Nur allmählich trat eine Stille ein, als er das Zeichen zum Beginn der Eroica gab, welche die erste Abtheilung des Konzertes ausfüllte. Kaum waren die letzten Töne des vollendet ausgeführten Trauermarsches verklungen, als sich der rauschende Beifall von allen Seiten des Hauses wiederholte. Vom Scherzo zum Finale schnitt ein rascher Übergang von kaum einer Sekunde Zeit einen abermaligen Ausbruch des allgemeinen Enthusiasmus ab; der Zauber des Taktstabes, welcher das Orchester leitete, hatte dessen Klänge völlig neu belebt und verklärt und Alles in einen Zustand der Entrücktheit versetzt. Am Schlusse der Symphonie ward dem Meister ein bändergeschmückter Lorbeerkranz überreicht. Diese abermalige Huldigung ward das Signal zu einem neuen Erguß von Blumen und Kränzen und zu einem so andauernd lebhaften Beifallssturm, daß er, schon vom Schauplatze abgetreten, sich nach einigem Zögern wieder zeigen mußte. Die zweite Abtheilung des Konzertes begann mit dem neuen Tannhäuser-Bruchstück, dessen dämonische Wirkung auch durch die Vorführung im Konzertsaal nicht abgeschwächt werden konnte: nach den bacchantischen Tönen der Venusbergmusik war es beim geheimnisvollen Eintritt des, durch die Choristinnen der Hofoper von einem dem Publikum unsichtbaren, halb unterirdischen Platz hinter dem Orchesterpodium ausgeführten Sirenensanges wirklich, als blicke man in das verführerische Antlitz der Frau Holda. Allseitig machte sich die Gewalt des Vorspieles, die reinigende Macht des Schlusses von ‚Tristan und Isolde' geltend; überwältigend endlich wirkte — als letztes Stück — Wotan's Abschied und Feuerzauber. Einen besonderen Effekt hatte sich die Natur selbst für den Ausgang des Konzertes aufgespart: in die göttliche Musik des Feuerzaubers mischte sich Blitz und Donner eines, gleichzeitig über den Häuptern der Zuhörer sich entladenden wirklichen Gewitters; und als bei der Beschwörung Loge's ein heller Blitz aufzuckte, steigerte sich das dramatische Leben des Tonstückes bis fast zum unmittelbaren szenischen Eindruck. Am Schlusse machte sich die Begeisterung des Publikums in endlosen jubelnden Zurufen, Sicherheben von den Sitzen, Hüte- und Tücherschwenken Luft. Der immer und immer wieder hervorgerufene Meister ergriff zuletzt mit bewegter Stimme das Wort, indem er seine dankbare Erinnerung an den ihm schon früher in Wien zu Theil gewordenen warmen Empfang aussprach. Der heutige Erfolg sei für ihn um so erhebender, als er daraus erkenne, wie sehr sein Wirken und Schaffen auch jetzt, wo er an die Ausführung seines größten Unternehmens schreite, in Wien den gleichen warmen Anklang finde. ‚Wenn die Griechen ein großes Werk vorhatten, so

riefen sie den Zeus an, daß er ihnen zum Zeichen seiner Wohlgeneigtheit seinen Blitz entsende. Mögen wir, die wir Alle im Verein der deutschen Kunst einen heimischen Herd gründen wollen, uns auch die heutigen Blitze günstig deuten für unser nationales Werk — als ein segnendes Zeichen von oben!' — Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Worte. Was den engeren Freunden der Kunst des Meisters als freudig bewußtes, klar erkennbares Ziel ihres feurigsten und ernstesten Strebens vorschwebte, rief auch in den Herzen der Fernerstehenden eine verwandte Stimmung hervor, und der Appell an den Schutz einer höheren Macht für diese Kunst riß die Herzen Aller zu diesem einzeln dastehenden Manne hin, dessen großer Gedanke eines weitreichenden Schutzes noch sehr bedürftig war.

Dem Konzerte folgte ein von den nähern Freunden und Verehrern veranstaltetes Festmahl, im engeren Kreise eine trauliche Nachfeier des eben erlebten geräuschvollen Triumphes im Konzertsaal. Herbeck brachte dabei den Toast auf Bayreuth und das Bayreuther Werk aus; Wagner erwiderte darauf mit schlichten und herzlichen Worten, die jedem der Anwesenden tief ins Gemüth dringen mußten. Es sei soeben geäußert worden, daß im nächsten Jahre zu Bayreuth die Ideale der Musik verwirklicht werden sollten. Mit welchen Kräften und aus welchen Mitteln, das wisse er nicht. Eines erhalte ihn in dem Glauben, daß ihre Ideale zur Verwirklichung gelangen würden, und dies sei: der deutsche Geist. Worin dieser, nur zu oft als bloße Firma gebrauchte, deutsche Geist bestünde, das — wisse er abermals nicht. ‚Er ist unfaßbar, aber wir Alle fühlen uns von ihm umweht und kennen seine Manifestationen.' Wie tief, wie ahnungsreich erscheine er gleich in der gewaltigen neunten Symphonie, mit deren Vorführung die Begründung ihres Unternehmens eingeweiht werden solle; welch eine Welt an Gedanken, welche Keime zukünftiger musikalischer Gebilde berge sie in sich! Nun sei er nicht so stolz zu behaupten: er wäre auserseh'n, die in diesem großen Werke des deutschen Geistes vorgebildeten Ideen fortzuführen und zu verwirklichen; allein er stehe auf dem Boden dieses Werkes, trete mitten in dasselbe hinein und strebe von da an weiter. Mit ihnen, die als Musiker von Beruf oder kraft ihres deutschen Gemüthes sich seinen Bestrebungen anschlössen, wolle er das Glas leeren auf den deutschen Geist! Er blühe und gedeihe immerdar! — In hoffnungbelebter und ungebundener Heiterkeit entschwanden die wenigen, geflügelten Stunden, die der Meister in dem Kreise der Seinen verbrachte.

Tags darauf, um fünf Uhr Nachmittags, verließ er mit seiner Gattin, nach gerührtem Abschied von seinen vortrefflichen Gastfreunden, in Begleitung Hans Richter's das erregte Wien, nachdem ihm zuvor noch auch von den dankbaren Zöglingen des Konservatoriums, durch Überreichung eines kostbaren, lorbeerumwundenen Silberpokals eine Huldigung außerhalb des Konzertsaales

dargebracht war.[1] Am Abend gab die Hofoper den ‚fliegenden Holländer', und die Wiener musikalische Kritik spitzte nicht ohne Beklommenheit ihre Federn zum gewohnten destruktiven Geschäft, um hinter dem Künstler her den gewaltigen Eindruck, den sein Erscheinen im Publikum gemacht, zu verflüchtigen und zu verwischen. ‚Schon glaubten wir,' rief eine solche lebensmüde Stimme, in absonderlicher Interpretation der Naturerscheinung während des Konzertes, ‚der alte Gott Donar wolle im Unmuth über den irdischen Lärm seinen Hammer mitten in die festliche Gesellschaft hineinwerfen. Aber Donar war immer ein Freund des Volkes, und das Volk liebt die Wagner'sche Musik. Solchen Mächten gegenüber, den Göttern und dem Volke, was will da ein vereinsamter Protest von Männern, die sich ihrer ganzen ästhetischen Bildung nach in die neue Kunstweise nicht finden können? Ja wir Alten sind unterlegen in diesem Kampfe' u. s. w. Allerdings nicht für alle gehässigen Insinuationen an die Öffentlichkeit — unter dem Deckmantel der musikalischen Kritik — kann die Anforderung gestellt werden, daß in ihnen lediglich der Gegensatz einer veralteten ‚ästhetischen Anschauung' und einer ‚neuen Kunstweise' zu erkennen sei. Es war mehr als die spezifische ‚musikalisch-schöne', akademische Bildung des berühmten Kritikers der Neuen freien Presse, wenn dieser, gewohnt, jeden Fußbreit Bodens bis zum letzten Moment zu behaupten, noch kurz vor der Bayreuther Grundsteinlegung seine sehr zweckbewußten Bedenken gegen die Akustik des unsichtbaren Orchesters aussprach, so lange er eben noch nicht durch die Thatsache widerlegt werden konnte. Nicht unverhohlener kann sich Mißgunst und Übelwollen äußern, als in seiner Exklamation: ‚Wagner hat Glück in allen Dingen! Zuerst wüthet er gegen alle Monarchen: ein großmüthiger König kommt ihm mit schwärmerischer Liebe entgegen .... Dann schreibt er ein Pasquill gegen die Juden: das Judenthum in der Musik huldigt ihm um so eifriger durch Ankauf von Bayreuther Promessen. Er beweist, daß alle unsere Hofkapellmeister reine Handwerker sind, denen er nicht ein einziges Tempo seiner Opern anvertrauen könne: und siehe da, unsere Hofkapellmeister und Dirigenten gründen Wagnervereine und werben Truppen für die Schlacht von Bayreuth. Opernsänger und Direktoren, deren Leistungen Wagner auf das Grausamste hinrichtet, sie folgen, wo er nur hinkommt, seinen Spuren und sind von seinem Gruß beglückt. Er brandmarkt unsere Konservatorien als die verwahrlosetsten, zweckwidrigsten Institute: die Schüler des Wiener Konservatoriums bilden Spalier vor Richard Wagner und sammeln in der Schule für eine Ehrengabe an den Meister' u. s. w.

Mit dem Frühzuge des 14. Mai traf der Künstler indessen in dem friedlichen Bayreuth, als seiner neuen Heimat ein, wo seine Aufgabe immer noch riesengroß vor ihm lag. ‚Lieber theurer Freund,' schreibt er hier am 16.

[1] Dies war bereits am Vormittag des Konzerttages selbst geschehen.

aus Schloß Fantaisie an den, soeben aus Kissingen und München zurückgekehrten Feustel, ‚ich fühle mich so angegriffen, daß ich zweier Tage vollständiger Ruhe bedarf, um mich für die kommenden mühevollen Tage zu stärken. Somit würde ich nur in Fällen der äußersten Noth heute und morgen mein Asyl verlassen; diese Noth ist wohl aber kaum zu befürchten, da unser vortrefflicher Bürgermeister ja den ganzen Gang der Unternehmung in schöner ruhiger Ordnung erhält, Sie selbst nun schnell auch eingreifen können, und für alle musikalischen Anordnungen mein ausgezeichneter Kapellmeister Hans Richter stets auf dem Flecke sein wird. — Vielleicht aber dürfen wir hoffen, Sie für ein gelegentlich erübrigtes Stündchen auf der Fantaisie begrüßen zu können?' — —

Unter dem unversieglichen, reichströmenden Segen der höchsten Liebe war der Schöpfer des Nibelungenwerkes nun endlich wirklich an den entscheidendsten Wendepunkt seines ganzen künstlerischen Daseins getreten: die Grundsteinlegung zu seinem stolzen Bau stand bevor. Wozu ihm sogar sein König nicht hatte verhelfen können, unter dem Segen dieser Liebe hatte er nun es selbst aus eigener Kraft sich ermöglicht. Ohne diese Liebe hätte er — in tiefstem Lebensüberdruß — nicht einen Federzug mehr an seinem Lebenswerke gethan, sondern es völlig aufgegeben; durch ihre Macht und ihren unerschöpflichen Segen stand er nun dicht an der Vollendung desselben. Es gehört zu der tiefsten Tragik aller Menschenschicksale, daß der treueste, reinste, edelste Freund, daß Bülow von dieser Feier unvermeidlich ausgeschlossen war, und sie aus der Ferne miterleben mußte! Es gab aber noch einen anderen Freund, der durch eine ganz andere tragische Verflechtung, einen unheilvollen Einfluß von außen dem gleichen Vorgange fern zu bleiben drohte: seine Abwesenheit, die Abwesenheit Liszt's war in keiner Weise eine Nothwendigkeit, sondern ein bloßer trügerischer Eigensinn des Schicksals, das mit den edelsten Seelenkräften sein tückisches Spiel zu treiben scheint! Dieser Abwesenheit konnte er nicht müßig zuwartend entgegensehen. Einem Drange folgend, der ihn während dieser Tage nicht verlassen wollte und nun zur Bethätigung trieb, griff daher der Meister am 18. Mai — vier Tage vor der Grundsteinlegung — zur Feder und schrieb folgenden Brief an Franz Liszt, mit dessen wörtlicher Anführung wir dieses Kapitel beschließen wollen. ‚Mein großer lieber Freund,' so beginnt dieser Brief, ‚Cosima behauptet, Du würdest doch nicht kommen — auch wenn ich Dich einlüde. Das müßten wir denn ertragen — wie wir so manches ertragen mußten! Dich aber einzuladen, kann ich nicht unterlassen. Und was rufe ich Dir zu, wenn ich Dir sage: komm'! Du kamst in mein Leben als der größte Mensch, an den ich je die vertraute Freundesanrede richten durfte. Du trennteſt Dich von mir — vielleicht weil ich Dir nicht so vertraut gewesen war, wie Du mir. Statt Deiner trat Dein wiedergeborenes innigstes Wesen an mich heran — und erfüllte

meine Sehnsucht, Dich mir ganz vertraut zu wissen. So lebst Du in voller Schönheit vor mir und in mir — und wie über Gräber sind wir vereint! Du warst der Erste, der durch seine Liebe mich adelte. Zu einem zweiten höheren Leben bin ich ‚Ihr' nun vermählt — und vermag, was ich nie allein vermocht hätte. So konntest Du mir Alles werden, während ich Dir so wenig zu bleiben vermochte. Wie ungeheuer bin ich so gegen Dich im Vortheil! Sage ich Dir nun: komm' — so sage ich Dir damit: komm' zu Dir — denn hier findest Du Dich! Sei gesegnet und geliebt — wie Du Dich auch entscheidest! Dein alter Freund Richard.'

Das war der unwiderstehlich dünkende Anruf aus tiefstem großem Freundesherzen, — nach seiner Absendung durfte er getrost dessen Wirkung entgegensehen, er hatte das Seine gethan.

XVII.

Grundsteinlegungsfeier.

Eintreffen der Festgäste. — Proben der Symphonie. — Hauptprobe, danach Zusammensein auf Fantaisie. — Regenguß am eigentlichen Festtag. — Grundsteinlegungsfeier auf dem Hügel und im Opernhause. — Aufführung der Symphonie. — Bankett in der ‚Sonne' und im ‚Anker', Wagner's Toaste auf den König und auf die Stadt Bayreuth. — Versammlung der Patrone im Rathhaussaal. — Liszt's Brief.

Erhebet euch mit kühnem Flügel hoch über Euren Zeitenlauf!
Fern dämm're schon in Eurem Spiegel das kommende Jahrhundert auf.
Schiller (An die Künstler).

Allen, die unser einleitendes Fest mit uns feierten, ist der Name ‚Bayreuth' zu einem theuren Angedenken, zu einem ermuthigenden Begriff, zu einem sinnvollen Wahlspruche geworden.
Richard Wagner.

Auf den 19. Mai fiel der Pfingstsonntag des Jahres 1872. Kein bedeutungsvolleres Pfingstfest hatte er in seinem Leben verbracht, als dieses, welches zugleich einen so tiefeingreifenden Einschnitt in das gesammte geistige Leben der Nation, ja der ganzen Menschheit machte; so wenig auch der weitausgebreitete träge Körper dieser Nation zur Zeit noch davon empfand, ja sich in der Cirkulation seiner alltäglichen Verrichtungen dadurch nur berührt fühlte! Kein bedeutungsvolleres Pfingstfest hatte vor Allem auch diese stille Stadt Bayreuth erlebt, als dieses, welches zum ersten Male seine alterthümlichen, schlummernden Straßen, Gassen und Plätze mit jenem bunten, regen Menschenstrome erfüllte, den der, mit dem Namen ‚Bayreuth' von jetzt ab verbundene Zauber des Außerordentlichen, Unerhörten, des Inbegriffes deutscher Kunst, in der Folge immer wieder zusammenberief.

Nächst Hans Richter, den er sich von Wien aus mitgebracht, war von Mannheim aus Heckel als einer der frühesten Gäste schon am 16. eingetroffen und hatte, wie Jener, auf der Fantaisie Wohnung genommen. ‚Auf der

Fantaisie sang und spielte uns der Meister am Flügel den eben erst (?) vollendeten Aufruf Hagen's an die Mannen vor,' heißt es in Heckel's Erinnerungen. ‚Er war in der heitersten Stimmung und schon auf der gemeinsamen Fahrt von der Stadt nach der Fantaisie sprudelte sein Humor. Sein Lieblingshund Ruß, der ihn auf allen Spaziergängen begleitete, sprang lustig neben dem Wagen her.' Und in Bezug auf jenen Vortrag der Mannenszene: ‚seine Stimme klang voll und kräftig und erzielte die beabsichtigte dramatische Wirkung und drastische Deutlichkeit mit großer Energie.' Schon am Vorabend des Pfingstfestes waren einzelne Gäste, Alexander und Franziska Ritter, Nietzsche, Gersdorff, als Vorläufer der aus allen Landen (selbst aus Mailand, Florenz und Hermannstadt in Siebenbürgen!) zuströmenden Schaaren erschienen, und jeder neu ankommende Zug vermehrte ihre Zahl. Mit dem Ostbahnfrühzuge des Pfingstsonntags trafen die Musiker aus Wien und Pesth ein, mit den ferneren Tageszügen die Künstler und Patrone von Koburg, Meiningen, Weimar, Karlsruhe und München. Selbst das ‚Bayreuther Tagblatt' hatte in seiner Sonntags-Nummer[1] als Extrablatt den genauen Abdruck des Programmes zur IX. Symphonie aus dem zweiten Bande der ‚Gesammelten Schriften' gebracht und damit seinerseits auf die Aufführung vorbereitet. Als fernere Pfingstsonntagbesuche meldeten sich — zu Nietzsche, Gersdorff und Ritter — noch Porges und Cornelius, dann die Gräfin Krokow, Frau v. Schleinitz, Gräfin Dönhoff. An demselben ersten Feiertag Abends 6 Uhr fand bereits im alten Opernhause ein kleiner Empfang der schon anwesenden Gäste durch den Meister statt. Mit Jubel von den Versammelten empfangen, begrüßte er die, zum Theil aus weiter Ferne auf seinen einfachen Anruf Herbeigeeilten. Er betonte, wie leid es ihm thue, in den bevorstehenden Festtagen nicht zu jedem Einzelnen in diejenigen intimeren Beziehungen treten zu können, die er sich wünsche, und sprach die Hoffnung aus, eine gelungene Aufführung der großen Beethoven'schen Tonschöpfung werde das Band einer geistigen Verbrüderung um alle Erschienenen schlingen. Nach einigen anordnenden Erörterungen über Placirung des Orchesters u. s. w. trennte man sich unter dreimaligem Hochruf auf Wagner. — Gegen neun Uhr kam ein Extrazug an, der mehrere Hunderte von Gästen, und in den Leipziger und Magdeburger Sangeskräften (Riedel'scher und Rebling'scher Verein) die Hauptmasse der mitwirkenden Sänger und Sängerinnen brachte. Obgleich gegen den Abend ein Gewitterschauer über die Stadt hingezogen war, der bereits manche Befürchtungen über das zu erwartende Wetter wachrief, war der Zudrang zum Bahnhof außerordentlich stark. Galt es doch nicht allein der Neugier, sondern einer freudig zu erfüllenden Pflicht. An die Festgenossen waren Quartierbillets versandt und die gastliche Stadt in

[1] ‚Extra-Beilage zu Nr. 139 des ‚Bayr. Tagblatts,' von Sonntag, d. 19. Mai 1872.

Distrikte getheilt. Wer im Bezirk A wohnen sollte, lautete die Anweisung, müsse auf dem Bahnhof nach derjenigen bunten Laterne ausschauen, welche diesen Buchstaben trage; das Weitere werde sich finden. Um die Leuchten geschaart, standen die Gastgeber (oder deren Abgesandte) schon lange vor dem Eintreffen des Zuges, um die Fremdlinge zu erwarten. Als der Zug in den Bahnhof einlief, bildeten Turnverein und Feuerwehr geschäftig eine Kette zwischen den Waggons und der andrängenden Menschenmenge: in ihrem Schutz waren sämmtliche Gäste binnen Kurzem mit ihren Quartiergebern in Einverständnis gesetzt; wer seinen Mann gefunden, ward von ihm im Triumph unter Dach gebracht. Allerdings waren zahlreiche Quartiergeber leer ausgegangen: die Berliner Sänger und Musiker hatten in Leipzig den Anschluß versäumt und konnten daher erst am folgenden Tage eintreffen.

Die erste Probe unter Wagner's Leitung begann am Montag früh um 10 Uhr. Sie war ausschließlich den drei ersten, rein instrumentalen, Sätzen der Symphonie gewidmet. Als der Meister mit seiner Gemahlin, der Frau Minister v. Schleinitz und mehreren anderen Damen und Herren in der großen Mittelloge des Opernhauses erschien, wurde er von den Musikern mit solennem Tusch empfangen; er machte sich jedoch sofort wieder unsichtbar und erschien erst nach einiger Zeit im Orchesterraum, wo sich die gleiche begeisterte Ovation wiederholte, während das ganze Haus, Hüte und Tücher schwenkend, in stürmischen Jubel ausbrach. Die Bühne war für die Aufführung in einen Saal umgewandelt worden, deren Seiten und Decke durch Holzwände, mit einer dem Ganzen entsprechenden Malerei bedeckt, hergestellt waren. Längs den Seiten stiegen amphitheatralische Sitzreihen für die Sänger empor; in der Mitte des Bühnenraumes und auf den untersten Tribünen fanden die Musiker mit ihren Pulten Platz. Es waren ihrer über hundert, die sich aus den verschiedensten Richtungen des Vaterlandes versammelt, unter ihnen die vortrefflichsten und berühmtesten Namen. Einen vorzüglichsten Kern des gesammten mächtigen Instrumentalkörpers bildete vorzugsweise das Streichquartett: wohin man blickte, ein Konzertmeister, jeder ein Virtuos; an ihrer Spitze August Wilhelmj, demnächst die Herren Singer, Grün, Wille, Fleischhauer, Heckmann u. a. Es wurde treffend bemerkt, daß allein ‚Wehr und Waffen' derselben sich zu einer Ausstellung werthvoller Instrumente hätten verbinden können. So gelang es denn auch, wiewohl selbst dem Dirigenten-Genie Wagner's in der Vereinigung so verschiedener Elemente eine besondere Aufgabe gestellt war, der elektrisirenden Gluth des Führers, zuerst die Geigen in Fluß zu bringen, und das Quartett verschmolz wie zu einem Guß. Längerer Zeit bedurften die Bläser; nach mehrstündigem Bemühen war jedoch auch hier die Arbeit in der Hauptsache gethan. Sehr erleichterten die Verständigung die präzisen Weisungen, die der Meister meist in der knappen

Form des bildlichen Kernspruches gab. ‚Mit einem innerlichen Forte' sollte die wuchtige begleitende Figur der Streichinstrumente zum zweiten Thema des zweiten Satzes gespielt werden, um dieses selbst zu deutlichem Vernehmen gelangen zu lassen. ‚Keine Gefühlsnüance! kein Affekt! wie hinter einem Schleier muß das klingen!' — und der Hornist blies seine Ces dur-Tonleiter (3. Satz) sofort ganz anders. Manche dieser Bemerkungen wirkten nicht nur belebend auf die Spielfreudigkeit des Orchesters, sondern erregten stürmische Heiterkeit auch unter den Zuhörern. Ihren Inhalt verdankten sie der tiefen Erkenntnis; an ihrer Form hatte die glückliche Stimmung, die den Meister in diesen herrlichen, hoffnungsvollen Tagen beseelte, den meisten Antheil. Die erste Probe nahm die Kräfte des Dirigenten, wie der ausübenden Künstler, bedeutend in Anspruch; als sie nach mehr als dreistündiger Arbeit schloß, war es gegen halb zwei Uhr Mittags.

Nachmittags fünf Uhr war die zweite Probe angesetzt, an welcher sich auch die inzwischen vollzählig gewordenen Sänger zum ersten Male aktiv betheiligten. Unter den Gästen des Meisters war in der Mittelloge, außer den bereits Genannten, auch die soeben eingetroffene vielgetreue ‚Idealistin', Malvida von Meysenbug, sichtbar, dazu Baron Loën aus Weimar, Ernst Dohm aus Berlin, Professor Rohde aus Kiel, lauter engverbundene, zusammengehörige Elemente, die sich zum Theil, wie Malvida und Nietzsche, hier erst persönlich kennen lernten. Haupt an Haupt nahm jetzt der zum ersten Mal entbotene Chor die amphitheatralisch aufsteigenden Tribünen ein. In den beiden einstigen Trompeterlogen ragten die Heldengestalten Niemann's und Betz's aus einem Kreise stimmverwandter Sänger hervor. Die weiblichen Stimmen des Soloquartettes waren in den Händen des Frl. Lehmann aus Hamburg und der Nichte des Meisters, Frau Johanna Jachmann-Wagner. Als der Meister etwas verspätet erschien, hatte er Mühe, dem grüßenden Jubel zu steuern, um den Versammelten in kurzer Anrede seinen Dank auszudrücken, daß sie so vertrauensvoll seinem Ruf gefolgt. Es sei der freudigste Augenblick für ihn, da er sie in so großen Schaaren um sich vereinigt sehe. Dann rief er Feustel aus dem Zuhörerkreise hervor und indem er ihm vor allem Publikum kräftig die Hand schüttelte, rief er: ‚Das ist der Mann, der mir wacker geholfen hat; ja, ja, der Alles hier zu Stande gebracht hat, — meine Herrschaften, ich stelle Ihnen den Banquier Feustel vor.' Darauf, mit freudigem Blick um sich sehend, in dem gleichen traulichen und herzgewinnenden Ton: ‚aber heute ist es doch schön hier?' — Die Probe des letzten Satzes nahm ihren Anfang. Der plötzliche Aufschrei im Eingang desselben ertönte, wurde aber sogleich wieder durch das ‚Halt!' des Meisters gehemmt. Eine Tonfluth müsse hereinbrechen, plötzlich, wild, unaufhaltsam; Rhythmus, gute und schlechte Taktglieder, Accente u. s. w. sollten aufhören, die ganze achttaktige Periode wie ein mit gesteigerter Kraft auf den letzten

Ton hindrängender Auftakt erscheinen. Erst nach wiederholten Versuchen gelang es den Spielern, seiner Intention vollkommen gerecht zu werden, — aber mit welch schrecklich überzeugender Gewalt wirkte dann auch dieser furchtbare Ausbruch einer wilden Verzweiflung, der jetzt in seiner ganzen rhythmischen Chaotik über die Zuhörer hereinstürmte! In gleicher Weise wußte er den Charakter der jedesmaligen Stelle durch drastische Ausrufungen stets auf das Bestimmteste zu fixiren. Mit einem energisch gesprochenen ‚Nicht doch!' geschah dies z. B. bei den beiden isolirten Eingangsnoten des, nach dem flüchtigen Auftauchen des Scherzothema's wieder eintretenden Rezitativs der Bässe in Fdur. ‚Als wenn sämmtliche Pauken der Welt da wären,' sollte das hervorbrechende Fortissimo vor dem Eintritt der Menschenstimme ausgeführt werden. Dann erhob sich Betz: ‚O Freunde, nicht diese Töne!' Seine herrliche Stimme erfüllte den weiten Raum. ‚Lebendiger!' rief der Meister, ‚als wollten Sie sagen: Kerle, was spielt Ihr für ein greulich Zeug!' Der Sänger sollte seine Worte mit dem ganz dramatisch-individuellen Ausdruck einer Art von edler Entrüstung ausrufen. ‚Ganz recht!' erwiderte Betz und bewies sofort durch seinen veränderten Vortrag, daß er den Wink verstanden. Als Niemann von der Trompeterloge aus beim Beginn des Solo-Quartettes hinunterrief: ‚Meister, wenn Sie mir hier keinen Takt schlagen, kann ich nicht singen', antwortete Wagner: ‚Ich schlage keinen Takt, dadurch würde der Vortrag steif, Sie müssen diesen Satz ganz frei singen. Sie sind ein so vorzüglicher Künstler und können es; darum habe ich Sie und die Andern zum Quartett gewählt. Ich male es Ihnen in die Luft.'[1] Am meisten Verdruß und Mühe bereitete ihm seine eigene Nichte, Frau Jachmann-Wagner, die das Altsolo im Quartett zu singen hatte. Sie konnte die schwierige Partie (weil sie schlecht gelernt hatte!) nicht richtig treffen, und entschuldigte sich mit nichtigen Vorwänden, als könne sie dieselbe nicht deutlich lesen, bis er schließlich zu ihrer Unterstützung eine Dame aus dem Chor herbeirief;[2] dann klappte es endlich. Die Vorbereitungen des Chores durch Riedel, Rebling und Stern waren so sorgfältig gewesen, daß dem Meister hier glücklicher Weise fast nichts zu thun übrig blieb. ‚Auf Professor Riedel's Frage: ›Singen wir, was die Mode frei getheilt?‹ antwortete er: ›Wir singen frech getheilt!‹ und im Nachdruck seiner Betonung lag ein Wiederklang des Ingrimms, mit dem Beethoven selbst einst jene Änderung vorgenommen haben mochte.'[3] Das ‚seid umschlungen, Millionen!' dessen

[1] E. Heckel, Erinnerungen, S. 44. ‚Auch bei dem Solo der Celli und Bässe sagte er: ›Meine Herren, das müssen Sie jetzt auswendig können. Sehen Sie mich an, es giebt kein Taktschlagen, ich zeichne es Ihnen in die Luft. Das muß sprechen wie ein Rezitativ‹. Die Wirkung war eine wunderbare' (Ebenda, S. 44/45). — [2] Vgl. zu dieser Episode die Erinnerungen von A. Schorn (‚Zwei Menschenalter', S. 214). — [3] So berichtet E. Heckel in seinen Erinnerungen (S. 45); wobei uns einzig auffällig bleibt,

Ausführung einst in Dresden so viel Anstrengung gekostet, wurde hier zuerst von den beiden kleinen Chören in den Trompeterlogen allein gesungen, ‚gleichsam als wenn sie den Anderen ein Mysterium verkündeten.' Leider brach über die lehrreichen Stunden die plötzliche Kalamität eines unfreiwilligen Gasstrikes herein. Beide Gasuhren versagten nacheinander den Dienst: die Flammen erloschen, es drohte völlig Nacht zu werden, und für den Augenblick war nicht zu helfen. Gegen sieben Uhr erhielt demnach die Probe einen unerwarteten Schluß. — Abends fand, dem Festprogramme gemäß, eine Réunion in der ‚Sonne' statt. In kürzester Zeit füllten sich die Räumlichkeiten des Gasthofes derartig, daß schon um acht Uhr schwer ein Plätzchen zu bekommen war. Es ging hoch und heiter her, obgleich der Meister, nachdem er sich in den Proben heiß und müde gearbeitet, an der geselligen Freude theilzunehmen verhindert war und, zur nöthigen Schonung seiner Kräfte für alles noch Bevorstehende, sich sogleich heim und zur Ruhe begeben hatte.[1]

Der Morgen des folgenden Tages (Dienstag, 21. Mai) hatte eine größere Anzahl der Festgenossen zur Eremitage hinausgeführt. Gegen zehn Uhr aber begegnete man Jedem, aus welcher Himmelsrichtung er auch kommen mochte, auf dem Wege zum Theater. Die Probe nahm vor besetztem Hause ihren Anfang mit dem Kaisermarsch, dessen vokaler Schluß, das ‚Heil, Heil dem Kaiser!', von so vielen ausgezeichneten Stimmen mit Begeisterung gesungen, einen übergewaltigen Eindruck machte. Dann wurde die Symphonie von Neuem vorgenommen; rastlos erwies sich der Meister in der Anfeuerung Aller, in der Ergänzung seiner bereits gegebenen Vorschriften. In der ‚Schreckensfanfare' zu Beginn des letzten Satzes, deren Ausführung schon Tags zuvor so viel zu schaffen gemacht, verletzte sein Ohr die lückenhafte Mitwirkung der Trompeten, welche der Partitur nach — gemäß der beschränkten Beschaffenheit der damaligen Naturtrompete — ihre Theilnahme

daß Riedel diese Frage abermals gethan haben sollte, die zwischen ihm und dem Meister bereits brieflich erörtert worden war; vgl. Wagner's Brief an Riedel vom 4. Mai: ‚‚Frech‹, versteht sich! Aber nur das letzte Mal, als Steigerung.' — [1] Über die Réunion in der ‚Sonne' giebt das ‚Bayreuther Tagblatt' vom 21. folgenden eingehenden Bericht: ‚Die Stimmung war die animirteste; Wort und Rede wechselten in ununterbrochener Reihenfolge mit Musik und Gesang ab. Das Mitglied des Verwaltungsrathes, Herr Banquier Feustel, begrüßte Namens der Stadt in der herzlichsten Weise die Gäste, worauf Herr Kammermusikus Hardt aus Weimar die Gastlichkeit der hiesigen Stadt in gebundener Rede feierte und König Ludwig ein Hoch brachte; Herr Assessor Mattenheimer (Vorstand des hiesigen Wagner-Vereins) toastirte auf Richard Wagner, dem ein stürmisches Hoch gebracht wurde; während Herr Dr. Julius Lang aus Wien, Bismarck und Richard Wagner, die deutschen Reformatoren der Neuzeit auf politischem und musikalischem Gebiete feierte. Auch der musikalische Theil wurde reichlich bedacht, die hiesige Chevauxlegers-Musik wechselte mit dem Liederkranz in Vorträgen ab' ꝛc. ꝛc. (Bayreuther Tagblatt v. Dienstag, 21. Mai 1872).

am melodischen Gange gegen die ersichtliche Intention des Komponisten unterbrechen. Wagner griff unter diesen Umständen zu der Abhilfe, daß er die schmetternden Instrumente den Gang der Holzbläser vollständig mit ausführen ließ. Nun war Licht gewonnen: ‚man glaubte da nicht mehr bloß Musik zu hören, man glaubte die Melodie wie unmittelbar vor sich zu sehen.‘[1] Die Korrektur in den Stimmen erschwerte die Aufgabe, da ergriff Hans Richter die Trompete und half mit der ihm eigenthümlichen Energie. Sein Feuereifer veranlaßte die Bläser sogar, sich zu Gunsten der verbesserten Lesart eine Extraprobe anzuberaumen. — Zu der Nachmittags um fünf stattfindenden Hauptprobe waren zahlreiche Billette ausgegeben und das Haus gefüllt, als gälte es bereits der Aufführung. Des Meisters Ungezwungenheit übte trotzdem auf alle Anwesenden die hinreißendste Wirkung aus. Er ließ seinem Humor ganz die Zügel schießen, und sprach Vielerlei, bald zu Orchester und Chor, bald zum Publikum gewendet. Mit sichtlichem Behagen konstatirte er u. A. wiederholt die Abwesenheit einer offiziellen Journalistik. ‚Hier giebt es keine Programme, keine Annoncen, an den Ecken ist nichts zu lesen; wir geben kein Konzert, wir machen Musik für uns und wollen der Welt nur zeigen, wie man Beethoven aufführt und wer uns kritisirt, den soll der Teufel holen!‘ Stürmische Heiterkeit nahm diese gemüthlichste aller Verfluchungsformeln auf. Insofern in ihr eine Spitze enthalten war, richtete sich dieselbe gegen zwei Berliner Journalisten, die sich, wie der Meister wohl wußte, gegen seinen Willen und sehr zu seinem Ärger unter die Anwesenden mit eingedrängt, indem sie sich — eigens zu diesem Zwecke — durch ihre Redaktionen Patronatscheine, auf ihren Namen lautend, hatten kaufen lassen.[2] Während des Dirigirens gerieth er so ins Feuer, daß sein Taktstock mitten im Finale in zwei Stücke zersprang. Von dem gleichen heiteren Ernst, wie seine übrigen Äußerungen während der Probe, war die längere Ansprache getragen, mit der er zum Schluß nochmals seinen Dank an seine Musiker, Sänger und Sängerinnen aussprach und alle Anwesenden für den folgenden Tag zur Grundsteinlegung einlud. ‚Eine solche Compagnie kommt nicht so leicht wieder zusammen‘, diese Wendung ward schnell zum geflügelten Worte. Unmittelbar und absichtslos, spontan und impulsiv, wie bei jeder Gelegenheit eine jede seiner Äußerungen, war auch die — Allen sich mittheilende — hinreißende Mischung von Ernst und Heiterkeit in diesen göttlichen Tagen: ein unwillkürlicher, ungekünstelter und eben deshalb unwiderstehlicher Ausdruck seiner eigensten inneren Stimmung. Trotzdem mochte

---

[1] Gesammelte Schriften, Bd. IX, S. 288/89 (Zum Vortrag der IX. Symphonie Beethoven's). — [2] Der eine von ihnen war der berüchtigte, in jedem Sinne (nicht bloß im physischen) blinde Kritiker der ‚Nationalzeitung‘ Otto Gumprecht, der Jahrzehnte hindurch zu Gunsten Meyerbeer's gegen die Werke des Meisters gewüthet hatte.

ihn doch, wenn er sich in diesen Tagen in so reichem Maße persönlich vernehmen ließ, ein vollbewußter Drang nach verschwenderischer Mittheilung und Ausströmung seines innersten Wesens leiten: das Verlangen danach, gerade dieser, ihm persönlich unbekannten Menge, die so recht von draußen her, aus einer kalten, fremden unkünstlerischen Welt zu ihm zusammengeströmt war, zur Erinnerung an die Zeit, die sie bei ihm weilten und unter dem großen Doppelzauber Beethoven's und seiner Persönlichkeit standen, ein rechtes Gastgeschenk des Genius mit auf den Weg zu geben. Und so ergoß es sich von ihm weithin wie ein Rausch der Entrückung, wie ein Eintauchen und Versinken in die Sphäre des Künstlerischen, des Ideales, wie er seit jenen Grundsteinlegungstagen Bayreuth als ein unvergleichlich einziger Zauber zu eigen geblieben ist.[1]

Als der letzte Accord verklang, war es wiederum sieben Uhr Abends geworden. Im Festprogramm war für den Schluß des Tages ein Ausflug nach der Fantaisie projektirt. Zwar hing dunkles Gewölk gewitterdrohend über den Bergen; die finsteren Massen am Himmel schoben und thürmten sich durch- und übereinander, und von Zeit zu Zeit machte sich auch ein leiser ferner Schimmer des Blitzes sichtbar. Dennoch strömte der größte Theil der Festgenossen hinaus in das Freie; zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde, eine wahre Völkerwanderung, ging es nach dem, doch eine gute Stunde weit entfernten Parke. Karossen rollten hin und wieder, wo sie fehlten, mußten einfache Leiterwagen aushelfen, und wo ein Fuhrwerk ganz versagt war, schritten selbst auch die munteren Sängerinnen aus Leipzig, Magdeburg, Berlin, Koburg 2c. wacker zu Fuß in lichten farbigen Schaaren froh dem allgemeinen Ziele zu, um auch diesen Theil des Festprogrammes gewissenhaft zu erfüllen. Der schöne, dem Herzog Alexander von Württemberg gehörige Park stand in seiner vollen Ausdehnung offen: Thüren und Thore, sonst das ganze Jahr über verschlossen, waren durch die Gastlichkeit seines Besitzers heute weit geöffnet. Ein Sammelplatz der immer neu heranströmenden Theilnehmer dieser Festtage war das dicht am Park gelegene Hôtel zur Fantaisie; in seinen Räumen stauten sich die bunten Wogen. Ein Kreis von auserwählten näheren Freunden und Freundinnen war in der Häuslichkeit Richard Wagner's versammelt, unter ihnen Frau v. Schleinitz, die ‚Idealistin' Malvida, Redakteur Dohm aus Berlin, Justizrath Gille aus Jena. Unermüdet nach allen gewaltigen Anstrengungen des Tages hatte der Meister noch am späten Abend für Alles Auge und Ohr, für Jeden ein theilnehmendes und liebenswürdiges Wort. Eine Ausnahme hiervon behauptet Fräulein Adelheid Schorn gemacht zu haben. ‚Wagner kam', so erzählt sie, ‚als die Gesellschaft schon ver-

[1] Eine würdige Erinnerung an diese Festtage ist Heinrich Porges kleine Schrift: ‚Die Aufführung der IX. Symphonie unter R. Wagner in Bayreuth' (Leipzig 1872).

sammelt war. Er begrüßte einige Bekannte und plötzlich stand er vor mir, gab mir die Hand und sagte: ›und wen haben wir denn hier?‹ Jemand, der daneben stand, sagte: ‚Fräulein von Schorn aus Weimar‘. Da ließ er meine Hand los, drehte sich auf dem Absatz um und ging fort. Er wußte wohl, daß ich seiner Frau einen Brief ihres Vaters gebracht, und glaubte, das sei schon die Antwort auf seine Einladung. Daß Liszt nicht gekommen, hatte ihn tief verletzt, und ich mußte es entgelten. Er mußte (?) Fräulein v. Meysenbug und mich zu Tische führen; wir saßen an einer langen Tafel, er an dem einen schmalen Ende, wir Beide neben ihm an den langen Seiten: er hat es fertig gebracht, mich während des ganzen Abendessens nicht nur nicht anzureden, sondern nicht einmal anzusehen.‘[1] Wir würden diesen Bericht als einen werthvollen Beitrag zur Charakteristik der Situation und der durchaus spontanen, keines Zwanges fähigen Natur des Genius in allen ihren Äußerungen begrüßen, könnten wir uns nur davon überzeugen, daß die Wiedergabe dieser kleinen Züge — bei allem Feingefühl für Wagner's wirkliches Empfinden! — nicht doch eine allzu harte und schroffe Fassung erhalten hat. So lag doch z. B. durchaus keine Nothwendigkeit für ihn vor, die Dame persönlich zu Tische zu führen und sie an seine Seite zu setzen: diese ehrende Bevorzugung galt der Abgesandten Liszt's! Unerwähnt bleibt ferner, daß Herr Dohm oder Gille als Nachbar zur Rechten ihre Tischunterhaltung so lebhaft besorgte, daß dem Meister gewiß keine dringende Veranlassung geboten war, seinerseits auch noch in dieselbe einzugreifen.[2] Nach 9 Uhr brachte der Bayreuther ‚Liederkranz‘ dem, am Vorabend seines neunundfünfzigsten Geburtstages stehenden Meister eine Serenade. Mit farbigen Lampen zog die Schaar vom Schobert'schen Gasthof in den Schloßgarten hinüber, wo sich dieselbe unter seinen Fenstern postirte. Eine dazu abgesandte Deputation erhielt auf das Freundlichste die Erlaubnis zur Ausführung des Ständchens. Der Gefeierte applaudirte nach jeder Nummer und erschien zum Schlusse mit seiner Gemahlin im Garten, um sich unter die Sänger zu mischen und ihrem Dirigenten auf die schmeichelhafteste Weise seinen Dank auszudrücken. Der vorgerückten Stunde wegen kamen die auf eine weitere Huldigung abzielenden

---

[1] A. Schorn, zwei Menschenalter S. 215/16. — [2] Weiter heißt es in demselben Bericht: ‚Am nächsten Tag, während einer Pause des Konzertes, wurde ihm der Brief Liszt's, der sein Nichtkommen anzeigte, (also die wirkliche Antwort auf seine Einladung!) durch eine andere Dame aus Weimar überbracht; sie ist noch viel schlechter behandelt worden als ich.‘ Hier stehen wir nun aber auf einem ganz sichern und festen Grunde, um einer solchen irreführenden Darstellung zu widersprechen: diese ‚andere Dame‘ benahm sich, bei der Überreichung des herrlichen Briefes Liszt's, inmitten der allgemeinen Feststimmung so kalt und unfreundlich, daß der Meister wahrhaftig keine Ursache hatte, ihr seine Sympathie zu bezeigen, sondern nur den Freund wegen einer solchen, von ihm eigens geduldeten und gepflegten Umgebung — die zu seinem Fernsein an ihrem Theile mit beitrug! — zu bedauern.

Pläne des Riedel'schen Vereins nicht mehr zur Verwirklichung; dagegen brach ein Regenschauer aus, der für den folgenden Tag die ungünstigsten Aussichten eröffnete.

In der That zeigte sich schon am frühen Morgen des eigentlichen Festtages der Himmel dicht in Wolken gehüllt. Gegen acht Uhr begann ein feiner Regen, der immer intensiver wurde und um die elfte Stunde in einen strömenden Landregen ausartete. Um zehn sollte sich der festliche Zug vor dem Feustel'schen Hause in der Jäger- (nachmals Bahnhof-)straße in zwangloser Weise ordnen. Der Ungunst des Wetters zum Trotze ward es auf dem Wege dahin immer lebendiger, obgleich man nicht wußte, ob der für den Fall ungeeigneter Witterung in Aussicht gestellte Aufschub des feierlichen Aktes in Kraft treten werde oder nicht. Die Zeit verging, eine immer mehr anschwellende Menschenmenge schob und drängte sich in der Jägerstraße hin und her. Endlich verbreitete sich die Kunde, die eigentliche Festlichkeit mit Rede und Gesang werde, des andauernden Regens halber, um zwölf Uhr Mittags im Opernhause, der Akt der Grundsteinlegung jedoch zwar in abgekürzter Form, aber zur bestimmten Stunde, auf dem Festspielhügel stattfinden. Das bedeutungsvollste Ereignis dieses Vormittags war für den Meister eine soeben eingetroffene Depesche des königlichen Freundes, durch welche dieser, wenn gleich persönlich abwesend, an dem Weiheakt sich aus der Ferne betheiligte. ‚Aus tiefstem Grunde der Seele spreche ich Ihnen, theuerster Freund, zu dem ganz Deutschland so bedeutungsvollen Tage meinen wärmsten und aufrichtigsten Glückwunsch aus. Heil und Segen zu dem großen Unternehmen im nächsten Jahre! Ich bin heute mehr denn je im Geiste mit Ihnen vereint. Kochel, den 22. Mai 1872. Ludwig.' Vor der Auffahrt nach dem Bauplatze trug sich noch folgende Episode zu, die wir mit den Worten Heckel's wiedergeben, und die uns seinerzeit in mündlicher Mittheilung durch Nietzsche, als zweiten Augenzeugen derselben, in all ihren Einzelheiten genau übereinstimmend berichtet worden ist. ‚Frau Wagner,' erzählt Heckel, ‚nahm dem Meister, wenn es irgend anging, alle unangenehmen Erledigungen ab. Ein Berliner Journalist hatte eine unwahre Nachricht über Bismarck und das Bayreuther Unternehmen an seine Zeitung telegraphirt, und es war kaum zu erwarten, daß ein einfaches Dementi die Möglichkeit schädigender Folgen ausschloß. Als sich dieser Berichterstatter vor der Abfahrt zur Grundsteinlegung im Hause des Banquier Feustel, wo wir uns versammelt hatten, einfand, ersuchte Frau Wagner Nietzsche und mich in den Vorraum zu treten, um Zeugen einer Abfertigung zu sein. Hier hielt Frau Wagner mit außerordentlicher Größe und Feinheit dem Betreffenden die ganze Schändlichkeit eines Gebahrens vor, welches, um der Sensation willen, unwahre Gerüchte verbreitet, ohne Rücksicht auf das Schicksal eines großen Unternehmens. Der Zurechtgewiesene verlor vollständig die Fassung, er fügte sich allen Vorschriften

und verließ Bayreuth. Frau Wagner hatte mit sicherer Beredsamkeit meine innersten Gefühle und Gedanken über das Verhältnis eines Volkes zum Genius seiner Zeit ausgesprochen: es war ein von heiligem Zorn erfülltes Präludium zu den Eindrücken, die wir nach der Abfahrt zum Festspielhügel daselbst empfangen sollten.'[1]

Obgleich der Weg durch den aufgeweichten Lehm fast bodenlos geworden, fand sich ein dichtgedrängtes Publikum auf dem Festplatze zusammen. Mächtige Mastbäume mit deutschen und bayerischen Wimpeln und Flaggen, einundwanzig an der Zahl, fixirten die Ecken des künftigen Gebäudes, so daß sich der Beschauer die Linien desselben leicht im Geiste herstellen konnte. Tribünen und Erhöhungen schlossen den Festplatz ein. Die Auffahrt in der Vorderfront markirte sich durch zwei ausgehobene Erdgruben; hier waren die um den Grundstein gelagerten Quadersteine eingelegt. Vorn sollte sich der Verwaltungsrath postiren; über ihm war ein Podium als Rednerbühne eingerichtet, hinter diesem für die Patrone und Delegirten der Wagner-Vereine eine ovale Fläche abgegrenzt, über der sich in Kurvenlinien die Tribüne für Sänger und Sängerinnen erhob. All diese Herrichtungen waren vergebens getroffen, das von Minute zu Minute sich steigernde Unwetter ließ keine prunkvolle Entfaltung der Feier zu. Der Lehmboden war völlig aufgeweicht. Kurz nach 11 Uhr rollte der Wagen die Anhöhe empor, welcher mit dessen nächsten Angehörigen und Freunden den Meister brachte; dieser stieg unmittelbar neben dem Grundsteine aus. Unter den Klängen der Militärmusik, welche den Huldigungsmarsch an König Ludwig II. von Bayern spielte, wurde der Stein versenkt und begann die Vermauerung desselben. In die dem Steine eingefügte Blechkapsel waren mehrere beziehungsvolle Dokumente eingefügt: 1) der telegraphische Weihegruß des Königs ‚an den Dichterkomponisten Herrn Richard Wagner in Bayreuth', dessen Wortlaut wir soeben mittheilten; 2) eine handschriftliche Urkunde des Meisters, bestehend aus den wenigen, Alles sagenden poetischen Zeilen:

‚Hier schließ' ich ein Geheimnis ein, da ruh' es viele hundert Jahr':
so lange es verwahrt der Stein, macht es der Welt sich offenbar.'[2]

Richard Wagner ergriff den Hammer und that mit den Worten: ‚Sei gesegnet mein Stein, stehe lang' und halte fest!' die ersten drei Hammerschläge. ‚Als er sich umwandte, um den Hammer einem der Herren zu überreichen, war er leichenblaß und Thränen standen ihm in den Augen. Es war ein unbeschreiblich feierlicher Moment, den wohl Keiner vergessen hat,

---

[1] E. Heckel, Erinnerungen, S. 45/46. — [2] Außerdem 3) ein Exemplar der Statuten des ersten deutschen Richard Wagner-Vereines zu Mannheim; 4) ein Glückwunschschreiben der beiden Bayreuther städtischen Kollegien; 5) mehrere alte Münzen früheren Bayreuther Gepräges; 6) ein bayerischer Vereinsthaler und 7) ein deutsches Zwanzig-Mark-Stück.

der dabei war.'[1] Ihm folgten die Glieder des Verwaltungsrathes, Bürgermeister Muncker, Banquier Feustel und Advokat Käfferlein, die Patrone, Männer und Frauen, die Baumeister und Viele aus den Reihen der anwesenden Gäste. ‚Ein herrliches Bild bot Niemann's Hünengestalt, als er plötzlich vordrang und, anzusehen wie die lebendige Verkörperung eines Wagner'schen Helden, mit dem Hammer zu gewaltigem Schlage ausholte. Der Meister drückte ihm tiefbewegt die Hand.'[2] Die Klänge des Huldigungsmarsches waren verhallt, eine tiefe Ergriffenheit hatte sich Aller bemächtigt, als sich die Versammlung nach dreifachem Hochruf auf den Meister trennte. ‚Als an jenem Maitage des Jahres 1872,' erzählt Nietzsche, ‚der Grundstein auf der Anhöhe von Bayreuth gelegt worden war, bei strömendem Regen und verfinstertem Himmel, fuhr Wagner mit Einigen von uns zur Stadt zurück. Er schwieg und sah dabei mit einem Blicke lange in sich hinein, der mit einem Worte nicht zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein sechzigstes Lebensjahr: alles Bisherige war die Vorbereitung auf diesen Moment. Man weiß, daß Menschen im Augenblicke einer außerordentlichen Gefahr oder überhaupt in einer wichtigen Entscheidung ihres Lebens durch ein unendlich beschleunigtes inneres Schauen alles Erlebte zusammendrängen und mit seltenster Schärfe das Nächste, wie das Fernste wiedererkennen. Was mag Alexander der Große in jenem Augenblicke gesehen haben, als er Asien und Europa aus einem Mischkruge trinken ließ? Was aber Wagner an jenem Tage innerlich schaute — wie er wurde, was er ist, was er sein wird — das können wir, seine Nächsten, bis zu einem Grade nachschauen: und erst von diesem Wagnerischen Blick aus werden wir seine große That selber verstehen können — um mit diesem Verständnis ihre Fruchtbarkeit zu verbürgen!'

Es war zwölf Uhr geworden, als im alten markgräflichen Opernhause das allen Theilnehmern unvergeßliche Nachspiel des eben geschilderten gewichtigen Aktes vor sich ging. Der Zuschauerraum war in allen Rängen und Logen dicht besetzt; sämmtliche Musiker, Sänger und Sängerinnen hatten sich auf der Bühne eingefunden. Dann erschien der Meister, nachdem er inzwischen den am Vormittage ihm übermittelten, nun in dem Grundsteine verschlossen ruhenden telegraphischen Gruß des Königs auf gleichem Wege erwidert, und nahm im Vordergrunde der Bühne inmitten seiner Familie, des Verwaltungsrathes und anderer Getreuen Platz.[3] Die Heiterkeit der vorangegangenen Tage war allerseits einem tiefen Ernste gewichen. Die feierlichste

[1] A. Schorn, S. 217. — [2] E. Heckel, Erinnerungen, S. 46. — [3] ‚Herr Wagner erschien mit Frau Gemahlin und der reizenden Kinderschaar, unter welcher besonders der jüngste Sprößling, ein liebliches Knäblein mit langwallendem blondem Haar eine allgemeine Aufmerksamkeit erregte, im Vordergrund des Orchesterraumes' ꝛc. (Bayr. Tagbl. v. 23. Mai 72)

Stunde der bedeutungsvollen Festwoche war gekommen. Nach einigen einleitenden Worten des Bedauerns, daß die eigentliche Feier in so unlieber Weise gestört worden, übergab der Meister das Wort dem Bürgermeister Muncker, der als Vertreter der Stadt die Patrone und Gönner des Unternehmens, wie die zu seiner Verherrlichung versammelten Sänger, Sängerinnen und Tonkünstler begrüßte. Seine Ansprache endete mit einem dreifachen Hoch auf die deutsche Kunst, ihren Meister und ihre Jünger. Dann ergriff Wagner selbst noch einmal das Wort zu längerer Rede. ‚Durch Sie,' wandte er sich mit bewegtem Ausdruck an seine Patrone und Freunde, ‚bin ich heute auf einen Platz gestellt, wie ihn gewiß noch nie vor mir ein Künstler einnahm. Sie glauben meiner Verheißung, den Deutschen ein ihnen eigenes Theater zu gründen, und geben mir die Mittel, dieses Theater in deutlichem Entwurfe vor Ihnen aufzurichten. Hierzu soll fürs Erste das provisorische Theater dienen, zu welchem wir für heute den Grundstein legen.' An wen aber würde er sich zu wenden haben, um dem idealen Werke auch seine solide Dauer in der Zeit, der Bühne ihre schützende monumentale Gehäusung zu sichern? Jüngst habe man die Unternehmung öfter als die Errichtung des ‚Nationaltheaters in Bayreuth' bezeichnet. Er sei nicht berechtigt, diese Benennung als giltig anzuerkennen. Wo wäre die ‚Nation', welche dieses Theater sich errichtete? Als kürzlich in der französischen Nationalversammlung über die Staatsunterstützung der großen Pariser Theater verhandelt wurde, hätten die Redner sich feurig für die Forterhaltung, ja Steigerung der Subvention verwendet, weil man die Pflege dieser Theater nicht nur Frankreich, sondern Europa schuldig wäre. In welche Verlegenheit und Verwirrung müßte ein deutsches Parlament gerathen, wenn es die ungefähr gleiche Frage zu behandeln hätte? Im besten Falle würde ein deutsches Theater dort so behandelt werden, wie noch vor wenigen Jahren in unseren verschiedenen Landtagen das deutsche Reich, nämlich: als Chimäre. ‚Nur Sie, die Freunde meiner besonderen Kunst, meines eigensten Wirkens und Schaffens, hatte ich, um für meine Entwürfe mich an Theilnehmende zu wenden. Und nur in diesem, fast persönlichen Verhältnisse darf ich für jetzt den Grund erkennen, auf welchen wir den Stein legen wollen, der das ganze, uns noch so kühn vorschwebende Gebäude unserer edelsten deutschen Hoffnungen tragen soll. Sei es jetzt auch bloß ein provisorisches, so wird es dieses nur in dem gleichen Sinne sein, in welchem seit Jahrhunderten alle äußere Form des deutschen Wesens eine provisorische war. Dies aber ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von Innen baut: der ewige Gott lebt in ihm wahrhaftig, ehe er sich auch den Tempel seiner Ehre baut. Doch schon jetzt ist der Stein stark und recht gefügt, um dereinst den stolzen Bau zu tragen, sobald es das deutsche Volk verlangt, zu eigener Ehre mit Ihnen in seinen Besitz zu treten. Und so sei er geweiht von Ihrer Liebe, von Ihren

Segenswünschen, von dem tiefen Danke, den ich Ihnen trage, Ihnen Allen, die mir wünschten, gönnten, gaben und halfen! — Er sei geweiht von dem Geiste, der es Ihnen eingab, meinem Rufe zu folgen; der Sie mit dem Muthe erfüllte, jeder Verhöhnung zum Trotz, mir ganz zu vertrauen; der aus mir zu Ihnen sprechen konnte, weil er in Ihrem Herzen sich wiederzuerkennen hoffen durfte; von dem deutschen Geiste, der über die Jahrhunderte hinweg Ihnen seinen jugendlichen Morgengruß zujauchzt.'[1] An diese Ansprache des Meisters schloß sich, von den vereinigten Sängern vorgetragen, der Chor aus den ‚Meistersingern': ‚Wacht auf! es nahet gen den Tag!' — als ein rechter ‚jugendlicher Morgengruß des deutschen Geistes über die Jahrhunderte hinweg', — der Gruß Hans Sachsens an die ‚Wittenbergisch Nachtigall' galt nun, dreiundeinhalb Jahrhunderte nach seinem ersten Erklingen, dem großen Reformationswerke des deutschen Kunstreformators. Dann ergriff Feustel das Wort: er brachte dem Herrscher Bayerns, dessen treue Huld, dessen auf das Ideale gerichteter Sinn den geistigen Grundstein zum Werke des Meisters gelegt habe, hierauf auch dem deutschen Kaiser, ein Hoch, in welches alle Anwesenden tief ergriffen mit einstimmten. Dann trennte man sich, um am Nachmittag zur festlichen Aufführung der Beethoven'schen Tonschöpfung am gleichen Orte sich wieder zu versammeln.

Zum Mittag hatte der Meister die Freude, den treuen Wiener Freund Dr. Joseph Standhartner bei sich zu sehen, dessen Gastfreundschaft er erst kürzlich genossen, der aber nur so schwer von seinen ärztlichen Pflichten sich loslöste, daß es dazu schon eines Ereignisses, wie das heute gemeinsam erlebte, bedurfte. Nach kurzer Ruhe ging es dann an den letzten Theil der Feier: die Aufführung der Symphonie. Die fünfte Nachmittagsstunde war dafür bestimmt; aber schon von 4 Uhr an begann das heftige Zuströmen des Publikums. Eine förmliche Wagenburg bildete sich auf dem Opernplatze. Nur mit Mühe gelang es, den Weg in das Innere zu erreichen. Eine festlich geschmückte Zuhörerschaft erfüllte das Parquet und die drei übereinander emporsteigenden Logenreihen; ja selbst die vor der untersten Logenreihe umlaufende Gallerie, welche zu markgräflichen Zeiten während der Opernvorstellung eine Compagnie Leibgarde inne zu haben pflegte. In der großen Mittelloge nahm die Gattin Richard Wagner's in einem auserlesenen Kreise der engsten Freunde und ausgezeichnetsten Gönner Platz. Auf der Bühne war das Dirigentenpult mit mächtigen Lorbeerkränzen geziert. Der eine derselben trug auf breitem Atlasbande die Widmung: ‚Dem Meister Wagner zum 22. Mai 1872 der Wiener Wagner-Verein.' Der ringsum steil sich erhebende amphitheatralische Tribünenaufbau gewährte in der vielfarbigen Mannigfaltig-

[1] Der wörtliche Abdruck dieses historischen Dokumentes, der Grundsteinlegungsrede, findet sich im neunten Bande der ‚Gesammelten Schriften und Dichtungen', Seite 388/393.

keit seiner Insassenschaft einen zugleich anmuthigen und imponirenden Anblick. Gleich über den Musikern des Orchesters, welche den mittleren Bühnenraum und die untersten Sitzreihen einnahmen, der bunte Kranz der Sängerinnen, über ihnen die Sänger; in Allem nahezu ein halbes Tausend von Personen. Und doch war es nicht allein die freudig bewegte, festlich geschmückte Menge als solche, welche hier imponirte, und die sich etwa zu allerlei Musik- und Gesangsfesten ähnlich zusammenfinden mochte, sondern der sofort einem Jeden sich aufdrängende Eindruck, all diese Männer und Frauen — aus den entlegensten Gauen und Marken des Vaterlandes — seien von fern und nah dem Aufgebot eines einzigen Rufes gefolgt, sie alle von einem Geiste beseelt, und dieser Ruf wie dieser Geist der eines übermächtigen Genius! Es war das bestimmte Gefühl, daß all diese Zurüstungen einem großen Wendepunkt in der deutschen Kunstübung galten, der von dem heutigen Tage und der Vorführung der verheißungsvollsten aller Tondichtungen seinen Anfang nahm. Auch während des gesammten Verlaufes der Aufführung blieb dieses eine Gefühl die dauernde Grundlage, auf welcher die durch dieselbe erregten Empfindungen wechselten.

Der Symphonie ging der ‚Kaisermarsch' voraus, dessen Eindruck insbesondere bei den brausenden Klängen des Schlußchores überwältigend großartig war. Wer empfand nicht bei diesen wuchtigen Tönen, auf welchem Grunde der Künstler sein Lebenswerk errichtet sehen wollte? Nach kurzer Pause folgte der eigentliche Kern der Feier, die Beethoven'sche Symphonie. Sie drückte dem Feste den Charakter der religiösen Weihe auf, von den erschütternden Kämpfen, mit denen sie beginnt, bis zu den freudigen Schauern der Welterlösung im letzten Satze, deren Macht sich Keiner aus der großen Zahl der Hörenden zu entziehen vermochte, da sich unter dem Zauberstabe des Dirigenten auch die geheimsten Tiefen der erhabenen Tondichtung offenbarten. Und das Alles in diesem verschwenderisch zierlichen Rokokoraume mit seiner sinnig verschlungenen reichen Ornamentik! ‚Wem wären,' so schrieb davon nachmals der Meister selbst, ‚die verwunderlichsten Gedanken fern geblieben, als er hier am 22. Mai 1872 auf derselben Stelle Platz genommen, welche einst der markgräfliche Hof mit seinen Gästen, dem großen Friedrich selbst an der Spitze, erfüllte, um ein Ballett, eine italienische Oper oder eine französische Comèdie sich vorführen zu lassen, und von derselben Bühne her die gewaltigsten Klänge dieser wunderbaren neunten Symphonie von deutschen Musikern, aus allen Gegenden des Vaterlandes zum Feste vereinigt, sich zutragen ließ; wenn endlich von den Tribünen herab, auf welchen einst gallonirte Hoftrompeter die banale Fanfare zum Empfange der durchlauchtigen Herrschaften von Seiten eines devoten Hofstaates abgeblasen hatten, jetzt begeisterte Sänger den Versammelten zuriefen: ›seid umschlungen, Millionen!‹, wem schwebte da nicht ein tönend belebtes Bild vor, das ihn den Triumph

des deutschen Geistes unabweisbar deutlich erkennen ließ?'[1] Ja, es war das gemeinsame Gefühl einer ahnungsreichen, wonnevollen Hoffnung auf das siegreiche Werden einer neuen, deutschen Kultur, das alle Versammelten, von echtem Enthusiasmus für den Künstler und sein Werk erfüllt, hier an sich erlebten, wie den Sonnenaufgang eines neuen glorreichen Tages in der Welt- und Geistesgeschichte. Als der Zauber gelöst, der Bann gebrochen war, in welchem sich Alle bis zum Verklingen des letzten Tones befanden, brach der Jubel los; aus den Reihen der Zuhörer wie der Mitwirkenden regnete es Lorbeerkränze, Bouquets und was es sonst noch an Huldigungszeichen gab. Selbst tief erschüttert, lehnte der Meister alle Ovationen von sich ab, indem er stumm auf die Gesammtheit der Mitwirkenden hinwies, und dann statt alles Weiteren die Ankündigung gab: der ernsten Seite der Feier solle eine heitere folgen; er freue sich, sie Alle beim heutigen Festmahl wiederzusehen.

In den hell erleuchteten Räumen der ‚Sonne' fand die letzte Vereinigung aller betheiligten Elemente und der fröhliche Abschluß des großen Tages statt. Wegen beschränkter Räumlichkeit konnten nicht mehr als dreihundert Tischkarten zum Bankett ausgegeben werden. Demzufolge fanden sich auch im gegenüberliegenden ‚goldenen Anker', im ‚Reichsadler' und an anderen gastlichen Stätten förmliche Landsmannschaften zusammen. Doch blieb dem offiziellen Festmahl der ‚Sonne' durch die Anwesenheit Richard Wagner's mit seinen Angehörigen und näheren Freunden anfänglich eine Bevorzugung gewahrt. Der Hochruf, zu dessen Ausbringung hier der Meister von seinem Platze sich erhob, galt seinem königlichen Beschützer. ‚Meine verehrten Anwesenden,' so begann diese Ansprache. ‚Sie wissen, wenn eine so zahlreiche Versammlung sich zusammenfindet, wie hier, so gebührt es sich, daß man dem Landesfürsten ein Lebehoch bringt. Indem mir diese Ehre zugetheilt wird, treffe ich aber auf einen besonderen Punkt. Dem Landesfürsten für alle Wohlthaten zu danken, ist die Pflicht aller Derer, die unter seiner Regierung eines aufblühenden Wohlstandes sich erfreuen, — für mich aber ist er noch mehr, noch unendlich viel mehr, als er jedem Einzelnen in diesem Lande ist. Das, was er mir ist, geht über mein Dasein weit hinaus; das, was er in mir und mit mir gefördert, stellt eine Zukunft dar, die uns in weiten Kreisen betrifft, die weit über das hinausgeht, was man unter bürgerlichem und staatlichem Leben versteht: eine hohe geistige Kultur, ein Ansatz zu dem Höchsten, was einer Nation bestimmt ist, — das drückt sich in dem wundervollen Verhältnis aus, von dem ich hier rede. Als es mir endlich erlaubt wurde nach Deutschland zurückzukehren, als man dann in Deutschland nicht gewußt, was man mit mir anfangen sollte, und als namentlich die offiziellen Kunst-

[1] Gesammelte Schriften Band IX, S. 397.

institute gar nicht wußten, was sie mit mir anfangen sollten, hat die großherzige Stimme, die in mein Innerstes drang, mich zu sich gerufen und hat gesagt: ‚Ich will dafür sorgen, daß Du, künstlerischer Mensch, den ich liebe, dessen Gedanken ich ausgeführt wissen will, fortan von allen Lebenssorgen frei sein sollst. Auf diese mir zu Theil gewordene Großmuth gründet sich die Fähigkeit Ihnen solche Wunder vorzuführen, wie wir sie heut' erlebt haben. Die liebenswürdigsten und bedeutendsten Künstler, sie alle haben zusammengewirkt und mir die Ehre erzeigt, unter meiner Leitung ein Fest zu feiern, das in ähnlicher Weise nicht wiederkehrt. Meine Herren, das verdanke ich diesem König! Wenn ich jetzt den landesüblichen Toast ausbringe, so begreifen Sie, daß mich kein offizieller Brauch dazu veranlaßt, sondern, daß ich aus dem tiefsten Grunde des Herzens rufe: Bayerns herrlicher König lebe hoch!'[1] Gegen halb zehn Uhr verließ er in Begleitung seiner Gattin und der nächsten Freunde den Saal, um zunächst noch allein die im gegenüberliegenden ‚Anker' befindlichen Gäste zu begrüßen und auch hier durch sein Erscheinen Anregung zu spenden und die Gemüther zu erheben.

Mit Jubel empfangen, verweilte er auch hier eine reichliche Stunde und es kam sogar zu einem zweiten Trinkspruch, welcher nun, da er sich nicht wiederholen wollte, nicht mehr dem Könige gelten konnte, wohl aber der Stadt Bayreuth und ihren Vertretern, ihrer gesammten Bürgerschaft. ‚Ich möchte jetzt noch,' so sprach er, ‚der Stadt gedenken, die mich und Sie, meine verehrten Gönner und Freunde, so gastlich aufgenommen hat. In den Zeitungen haben sich die Journalisten mit dem Namen der Stadt beschäftigt und gesagt, mit meinem Theater solle in Bayreuth eine ›Bereit‹er-Bude errichtet werden. Das scheint mir eine ganz falsche Auffassung der Etymologie des Namens Bayreuth zu sein; denn wenn wir es recht betrachten, sind wir in Bayreuth ‚beim Reuth', wir sind hier beim Ort, wo man das Unkraut ausrottet. Und wie man einst den Wald hier gereutet und eine liebliche Stadt gepflanzt hat, so wollen auch wir hier ausreuten die fremdländische Aftermuse, die Zerrbilder der Kunst. Meine Herren, es sind Witze darüber gerissen worden, daß unser Theater in der Nähe des Irrenhauses stehen wird. Sie kennen Alle die Gründe, die mich dazu bestimmt haben, diese Stadt zu wählen; daran aber habe ich allerdings nicht gedacht, daß Bayreuth eine so gesunde Luft hat, daß es die Wahnsinnigen gesund macht und wer verrückt geworden ist,

---

[1] Diese, höchst verdienstliche, Fixirung der aus dem Stegreif gehaltenen Ansprache ist der Niederschrift eines Berichterstatters des Bayreuther Tagblattes zu verdanken; sie ist ersichtlich wortgetreu in Dem, was sie wiedergiebt, und es fehlen nur dazwischen, wo der eilende Stift versagte, einige gesprochene Sätze völlig; z. B. ist die Lücke vor dem: ‚als es mir endlich erlaubt wurde' deutlich zu erkennen; aber der Leser dieses Buches kann sich gerade diese Lücke deutlichst aus unserer ganzen vorausgehenden Erzählung ergänzen!

hier geheilt wird von weisen Ärzten. Es wäre gar nicht übel, wenn wir hier in der Nähe dieses großen Irrenhauses ein Haus errichteten für euch Alle, ihr Verirrten, ihr vom deutschem Geiste Abgeirrten, in dem ihr geheilt werdet von all den Fratzen und Entstellungen der Kunst, die ihr zum Hohne des Auslandes, das euch verlacht, vom Ausland herübergenommen habt, in dem ihr, den deutschen Geist verleugnend, das Schlechte aus der Fremde ins Schlechtere travestirt habt. Euch Allen, die ihr in der Irre geht, möchte ich zurufen: kommt her und seht, wir geben hier etwas Besseres, etwas Schärferes, aber Gesundes, aus dem deutschen Geist heraus, gesund wie das hiesige Klima, gesund wie der Sinn seiner Bewohner. Dieser Sinn wird gepflegt hier auf den Schulen; wir haben hier gelehrte Schulen, an deren Spitze Leute stehen, die fähig sind darüber nachzudenken, ob bloß Das das Rechte ist, was die Professoren auf der Universität als ‚Bildung' in Deutschland vertreten. Als ich hierher kam, fing ich nicht an von Opern, Rezensionen und Theaterintendanten zu reden, sondern ich sprach zu Männern, die jetzt meine theuersten Freunde sind, von einer Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegen soll. Sie hörten mich an, diese Männer, die jetzt im Verwaltungsrathe sind; es hörten mir zu Dekane, Konsistorialräthe und Professoren, um mich zu ergründen, ob ich etwas Thörichtes sagte, oder etwas was Fundament hat, und dieses aufmerksame Anhören Dessen, was ich will, hat mich tief gerührt und geehrt. Wir haben hier eine Bürgerschaft, welche es wirklich gezeigt hat, daß sie es mit dem Unternehmen gut meint, welche, um meinen idealen Gedanken durchzuführen, mir ein ganz reales Grundstück geschenkt hat; eine Bürgerschaft, welche sagte: wir wollen das Werk Wagner's fördern, und wir schenken ihm den schönsten Platz, den wir haben, den er finden kann. Und an der Spitze dieser Bürgerschaft sind Männer, die ich nicht zu loben brauche: da ist ein Bürgermeister, den Sie Alle kennen, und ein Vorsteher der Stadtverordneten, welchen Sie von früherer Arbeit in der bayerischen Kammer her und sonst schätzen gelernt haben und von dem Sie wissen, was er auch für dieses Werk gethan; da ist unser lieber Dr. Käfferlein, drei Männer, welche an das Werk gegangen sind, ohne Phrasen, mit Ruhe und Energie, aber mit der Überzeugung, daß ich kein Mensch bin, der zu Thorheiten ihnen Vollmacht gegeben hat. Wir sehen den Erfolg ihres Thuns; es war schwierig, diese Aufführung zu Stande zu bringen. Erinnern Sie sich meines ersten Aufrufes, er war halb ein Aufruf ins Blaue, eine Anfrage an das Schicksal, zu der ich getrieben wurde durch den Enthusiasmus mir außerordentlich ergebener Herzen. Es war schwierig, für die schöne Idee ein sicheres Geleise der Ausführung zu finden, — dieses Geleise ist gefunden! Durch das Zusammenwirken der guten Stadt Bayreuth und des trefflichen Verwaltungsrathes ist es möglich geworden, daß wir dieses Fest jetzt mit einander feiern konnten, und darum stoßen Sie mit mir auf den seltsamen Geist, den unverdor-

benen Sinn der wackeren Bürgerschaft Bayreuth's und all der verdienten Männer an!'[1]

Von hier aus begab sich Wagner noch einmal zur ‚Sonne' zurück, um seine Gemahlin abzuholen, die zwar nicht mehr im Festsaal, wohl aber in dem Privatzimmer der Gräfin Schleinitz mit anderen Damen seiner harrte. Auch auf dem Bankettsaal zeigte er sich noch einen kurzen Augenblick: hier herrschte bereits eine sehr animirte Stimmung. Die Begeisterung durch das große Erlebnis des heutigen Tages, das Bewußtsein seiner hohen geschichtlichen Bedeutung, die freudig gehobene Stimmung der Altgetreuen, Alexander Ritter, Porges, Cornelius, R. Pohl u. s. w., das bis ins Innerste erregte Hochgefühl echter deutscher Künstlerseelen, mußte ausbrausen und konnte nicht so zeitig zur Ruhe gelangen. Hier hatte sich denn inzwischen auch ein charakteristischer kleiner Vorfall zugetragen, den wir, da er nicht mit zu den erhebenden gehört, in den Anhang dieses Bandes verweisen. Jedenfalls erkannte der Meister daraus, daß er fast schon zu lange in dem frohen Kreise verweilt und begab sich um Mitternacht heim, um sich die nach allen Ermüdungen und Anspannungen des vollbrachten Tages nothwendige Ruhe zu gönnen.

Am folgenden Morgen, Donnerstag den 23. Mai, früh um acht Uhr, erblickte die enge Stiege und der düstere Saal des alten Bayreuther Rathhauses noch eine Versammlung der Patrone und Vereinsdelegirten zur gemeinschaftlichen Berathung und Beschlußfassung über Inangriffnahme des Baues. Vor kaum sechs Monaten war in demselben Raume das erste Schreiben des Dichtercomponisten an die bürgerlichen Behörden der Stadt zur Verlesung gekommen. Durch einstimmigen Beschluß wurde der Verwaltungsrath ermächtigt, ‚den Bau des Theaters mit aller Energie in Angriff zu nehmen und durchzuführen.' Mit der Entgegennahme und Prüfung der Rechnung, und Ertheilung der Decharge wurde, als der älteste, der Richard-Wagner-Verein zu Mannheim beauftragt. Während der Berathung über die Vergebung der fünfhundert Freiplätze erschien der Meister. Er erklärte, dieselben sollten vor Allem an solche Künstler vertheilt werden, die beim besten Willen nicht zu einem materiellen Beitrag fähig seien. Auf seine weitere Angabe, daß schon aus technischen Gründen eine Aufführung im folgenden Jahre unmöglich sei, wurde der Beschluß gefaßt, Alles zur bestimmten Ermöglichung derselben im Jahre 1874 vorzubereiten. Noch einmal forderte Wagner die Anwesenden auf,

[1] Auch diese zweite, herzlichst ergreifende Ansprache verdankt ihre Festhaltung der gleichen Quelle (Bayreuther Tagblatt Nr. 143 vom 23. Mai 1872), und wir entziehen sie hiermit durch vollen Abdruck der Vergessenheit, nachdem sie in den früheren Ausgaben dieses Buches nur auszugsweise mitgetheilt war. Sie ist, weil in all ihren Theilen dem Nachschreibenden besser verständlich, noch vollkommener stenographirt, als die erste, mit großer Treue selbst hinsichtlich der mannigfachen kleinen Inversionen, durch welche die improvisirte, lebendig sich entwickelnde Rede sich vom geschriebenen Worte unterscheidet.

darüber zu wachen, daß das Patronatswesen nicht zum Gegenstand der Spekulation werde, sondern der Charakter des Patronates, als einer Vereinigung von Freunden und Gönnern einer Allen gemeinschaftlich am Herzen liegenden Sache rein erhalten bleibe. Dann trennte sich die Versammlung, und ihre Glieder kehrten, noch erfüllt und begeistert von den empfangenen Eindrücken, in ihre Heimath zurück.

Der gleiche Tag lichtete auch die Reihen der übrigen Festtheilnehmer; jeder Zug entführte liebe Freunde, alte und neue Bekannte der Zurückbleibenden; am Freitag zerstoben auch deren letzte Häuflein. Wieder lag das Städtchen, soeben noch Zeuge des lautesten und buntesten Lebens, in alter friedlicher Stille. Über ihm aber war in strahlendem Schimmer der Stern seiner dauernden Ehre aufgegangen. Durch die eben stattgefundene Feier hatte es die Weihe empfangen für seine hehre Bestimmung: Heimstätte und Ausgangspunkt zu werden für die wahre und einzige Kunstübung, welche, wie die Liebe, nicht das Ihre sucht; die nichts will, als im Spiegel des Scheins die tiefste und ernsteste Wahrheit, und keine anderen Genießenden erwartet, als die dieser Wahrheit Bedürftigen; die nichts erstrebt, als die Freiheit, die ihr noththut, um ihr Ziel erreichen zu können, und keine anderen Interessen verfolgt, als die Gewinnung und dauernde Sicherung dieser Freiheit. Ihr Kampf- und Feldzeichen aber heißt: höchste Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit, zu welcher der Meister durch sein ganzes eigenes Leben das Vorbild geboten, und welche, diesem hohen Beispiel gemäß, dem Bayreuther Werke und den an ihm Wirkenden — in allen Anfechtungen von außen her — dauernd als höchste Richtschnur zu eigen geblieben ist. Diese moralische Höhe, sie ist es, die neben aller genialen Befähigung einen Hauptbestandtheil des, in den Grundstein verschlossenen, ‚Geheimnisses' bildet, der Stolz deutscher Art, der Inbegriff und das Wahrzeichen von ‚Bayreuth'.

Dem Bayreuther Tagblatt aber vertraute der Meister, unter dem Datum des 24., die folgende ‚Danksagung' an die Bürgerschaft an: ‚Im Verlaufe der vergangenen Tage bot sich mir wiederholt die Gelegenheit, den Theilnehmern und Förderern der von mir veranstalteten Kunstfestlichkeit die Gefühle meiner herzlichsten Dankbarkeit mündlich auszusprechen: der ganzen theuren Stadt Bayreuth und allen den Bürgern derselben, deren aufopferndste Hilfsthätigkeit wie eine segensvolle Schutzwehr uns Alle umfaßte, glaube ich nun auf diesem Wege der Öffentlichkeit sagen zu können, mit welcher freudigen Rührung ich der genossenen Wohlthat ihrer liebevollen Mitwirkung eingedenk bin. Ich sage im Besonderen meinen innigsten Dank den zahlreichen Familien, welche sich der gastlichen Bewirthung meiner hierher berufenen Freunde widmeten, den geehrten Mitgliedern des Wagner-Vereins, welche als Gast- und Festordner den erfolgreichsten Bemühungen sich unterzogen, dem kräftigen Turnercorps, den vortrefflichen Militärmusikern, welche selbst unter den

härtesten Beschwerden unsere festlichen Zusammenkünfte zu beschützen, wie zu verschönern mit wahrer Aufopferung sich angelegen sein ließen;[1] nicht minder danke ich der ganzen freundlichen Bevölkerung, welche sich mit getreulichen Grüßen um uns schaarte, ihren geselligen Vereinen, in deren Verkehr meine künstlerischen Gäste eine erquickende bürgerliche Unterhaltung fanden, deren Behörden durch die ermüdendsten Arbeiten jedes Gelingen der ungemeinen Unternehmung vorbereiteten, wie ich in ihren ersten Vorstehern von Anfang an die hingebenden Freunde gefunden hatte, denen jeder Dank, wollte ich ihn noch aussprechen, zu schwach dünken müßte gegen das nothwendig ihnen eigene edle Bewußtsein, durch ihre Freundschaft Alles, was uns gelingen sollte, eben erst ermöglicht zu haben. So begrüße ich aus vollem Herzen das liebliche Bayreuth, in welchem ich zu tiefster innerer Befriedigung den lang ersehnten heimathlichen Ruhesitz für mich gewonnen zu haben hoffen darf; und so erfasse ich das Gelingen der letzten schönen Tage als die günstige Vorbedeutung dafür, daß mein ferneres Verweilen in dieser Stadt ihr zu einem edlen Ruhme, sowie mir zu dauernder Beglückung gereichen werde.' Auch ein an die Mitwirkenden gerichtetes Danksagungsschreiben verkündet uns die Empfindungen des Meisters bei ihrem Scheiden: ‚Wie es mir unmöglich war,' heißt es darin, ‚jedem einzelnen Gliede des herrlichen Vereines künstlerischer Kräfte, welcher sich in jenen glücklichen Mai-Tagen zur Feier unseres großen Beethoven aus mancher Ferne um mich schaarte, beim Abschiede meine Hand zum Danke zu reichen, so erliege ich auch jetzt der Schwierigkeit, in dem gewünschten Sinne nach jeder Richtung hin selbst schriftlich diesen Abschiedsgruß zu vermitteln. So erwähle ich diesen Weg der allgemeinsten Öffentlichkeit, welchen ich für meinen Aufruf umgehen konnte, um an jeden der vortrefflichen Künstler und Kunstbeflissenen, die nun an ihren heimathlichen Herd zurückgekehrt sind, mein dankerfülltes Lebewohl gelangen zu lassen. Ich danke den hochbefreundeten Sängern und Musikern, welche von Norden und Süden, Osten und Westen, von Berlin bis Wien, von Pesth bis Mannheim, meiner schlichten Einladung zu einer edlen Kunstfeier folgten und sich hier versammelten; ich danke den werthen Führern der einzelnen Festzüge, den ausgezeichneten Pflegern des ernsten Chorgesanges in Berlin, Leipzig und Magdeburg, den künstlerischen Vorständen der Orchester von' — — hier bricht das handschriftlich erhaltene Fragment dieser herrlichen vollberedten Danksagung ab, von welcher ein vollständiger Abdruck bisher noch nicht aufgefunden worden ist.[2]

[1] Einen eigenen schönen Danksagungsbrief hatte noch am 22. Mai selbst der Kapellmeister Sonntag von der Militärkapelle des 7. Infanterie-Regiments, unmittelbar nach der Grundsteinlegung, empfangen (abgedruckt in der ‚Oberfränkischen Zeitung' vom 24. Mai 1872). — [2] Vgl. Bayreuther Blätter 1886, S. 13 („Das Bayreuther Werk. Briefe und Dokumente aus den Jahren 1871/76").

Auf Fantaisie gab es in diesen Tagen Abschiedsbesuche über Abschiedsbesuche; nur wenige ganz Getreue verblieben noch kurze Zeit am Orte und die Treueste der Treuen, Malvida, mit ihrem Zögling, Frl. v. Herzen, bis etwa drei Wochen nach dem Fest. Hatte auch der edelste Freund — Liszt — bei der Feier gefehlt, hatte er es über sein großes Herz zu gewinnen vermocht, noch einmal den, seinem innersten Wesen so fernstehenden, Rücksichten gegen die — unheilbar gegen Wagner verstimmte — Fürstin durch dieses Opfer zu genügen: so lag doch in seiner thatsächlichen Antwort auf die Einladung des Meisters die endliche, späte, lang verzögerte Vereinigung der beiden Zusammengehörigen sicher und unzweifelhaft verbürgt. Vor Allem für Liszt selbst sollte dadurch ein völlig neues Leben beginnen! Mit dem Wortlaute seiner, bloß um einen Satz gekürzten, Erwiderung beschließen wir daher diesen Abschnitt aus dem Leben unseres Meisters, für dessen soweit geführte Erzählung wir keinen würdigeren Abschluß finden können. ‚Erhabener lieber Freund! Tief erschüttert durch Deinen Brief, kann ich Dir nicht in Worten danken. Wohl aber hoffe ich sehnlich, daß alle Schatten, Rücksichten, die mich ferne fesseln, verschwinden werden — und wir uns bald wiedersehen. Dann soll Dir auch einleuchten, wie unzertrennlich von Euch meine Seele verbleibt — innig auflebend in ‚Deinem zweiten höheren Leben, in dem Du vermagst, was Du allein nicht vermocht hättest. Gottes Segen sei mit Euch, wie meine ganze Liebe! 20. Mai 1872, Weimar. F. L.‘

Kaum ein Vierteljahr später fand dieses Wiedersehen statt, und von da ab war auch dieser theuerste Freund unzertrennlich mit dem Meister und seinem Werke verbunden, fest zu Bayreuth gehörig.

Anhang.

Nachträge und Ergänzungen.

Nachträge und Ergänzungen.

(Zu Seite 8: Es war eine ruhig und angenehm gelegene Villa an der linken Seeseite, kaum eine Viertelstunde von Schloß Berg.) Das Pellet'sche Landhaus, gegenwärtig im fürstlich Barätinsky'schen Besitz war keineswegs, wie man häufig liest, eine ‚prächtige Villa', sondern ein einfaches Häuschen, auf welches die Wahl des Meisters hauptsächlich wegen seiner ruhigen Lage am See und seiner Gartenumgebung gefallen war, die es nach außen hin den Blicken der Neugier entzog.

(Zu Seite 8, Anm.: In jenen wenigen Wiener Tagen hatte er außerdem noch Zeit gefunden, seinen alten russischen Verehrer Seroff zu besuchen, der sich damals einer Kur halber in Dornbach bei Wien aufhielt.) Es ist uns nachträglich aus verschiedenen Gründen zweifelhaft geworden, ob der Besuch bei Seroff wirklich um die hier angegebene Zeit — Mai 1864 — und nicht vielmehr fünf Wochen später, gegen die Mitte Juni stattgefunden habe, was an sich zwar ganz ohne Belang ist. An diesen zweiten Wiener Besuch erinnert im übrigen ein, in der Zeitschrift ‚die Musik' (1902, Wagnerheft) autographisch veröffentlichtes Briefchen an den Fabrikanten Joh. Rebel in Penzing, vom 12. Juni 1864. Dasselbe bezieht sich auf den Rückkauf verschiedener Penzinger Effekten, die bei dem plötzlichen Abbruch seiner dortigen Niederlassung durch Vermittelung Standhartner's auf dem Wege des Kaufes in Rebel'schen Besitz gelangt waren. Da dem Meister diese Penzinger Einrichtungsgegenstände von Werth waren, rechnet er deren nunmehrigem Besitzer seine Bereitwilligkeit zu ihrer Rückerstattung als Verdienst und als ‚freundschaftliche Handlungsweise' an und sagt ihm dafür seinen ‚verbindlichsten Dank'.

(Zu Seite 25: Ein tüchtiger Gesangsmeister war für die Durchführung aller ferneren, auf München abzielenden Pläne von Wichtigkeit. ‚Der Ungeduld des Königs habe ich bis jetzt immer nur noch meine Verzweiflung, die Sänger dazu zu finden, entgegenzusetzen.') Wie wenig der Meister auch in dieser Hinsicht Alles auf eine Karte setzte, das beweist — neben seinen Verhandlungen mit Friedrich Schmitt — sein kürzlich erst zum Abdruck gelangter, bisher unbekannter Brief an den, damals in Hamburg lebenden, berühmten Gesangsmeister Julius Stockhausen, datirt aus Starnberg bei München, 27. September 1864: Geehrter Herr! In Kürze, doch mit großer Bestimmtheit, richte ich die Frage an Sie, ob Sie geneigt wären, nach München überzusiedeln, sobald Ihnen für Ihre Wirksamkeit als Lehrer und Leiter unserer Sänger eine vollkommen Ihren Wünschen entsprechende Stellung, sowie genügende Besoldung angeboten würde? Die Wichtigkeit, die ich der von mir gedachten Wirksamkeit und Stellung beilege, können Sie kaum hoch genug ermessen: ich betrachte die Möglichkeit, gerade Sie hierfür zu gewinnen, geradeswegs als die Grundlage für Alles, was ich je zu hoffen wage und zu verwirklichen beabsichtige. Ihre Stellung würde eine gänzlich neu zu schaffende, mit keiner der vorhandenen zu konfundirende sein.

Hierüber und über die Absicht, Sie vollkommen zu befriedigen, dürften Sie in keinem Zweifel sein. Einzig fragt es sich daher — haben Sie überhaupt Lust, solch eine Stellung einzunehmen? Und würden Sie sich entschließen können, Hamburg mit München zu vertauschen? Seit Jahren war es mein Wunsch, irgendwo in die Lage zu kommen, dies mein Anliegen Ihnen eröffnen zu können. Ich bin glücklich, durch einen für das Edelste begeisterten jungen König jetzt diesen Boden gewonnen zu haben. Auf geneigte Antwort harrend, empfehle ich mich Ihnen hochachtungsvollst als Ihr ergebener Richard Wagner.' — Stockhausen mußte damals ablehnen, da er an Hamburg gebunden war.

(Zu Seite 27: ‚Franz mußte seine Frau mit ihrer stattlichen Reihe Kinder hereinführen; sie wurden wie die Orgelpfeifen aufgestellt und jedes mit einem Glas Champagner versehen'.) Bloß um die Weißheimer'schen sog. ‚Erinnerungen' nicht völlig mit Stillschweigen zu übergehen, haben wir an dieser Stelle wieder den Versuch gemacht, einen einzelnen Zug daraus zu zitiren, der uns aus inneren Gründen einwandfrei erschien. Nun haben aber inzwischen unsere darauf bezüglichen Erkundigungen uns mit unzweifelhafter Bestimmtheit darüber belehrt, daß selbst dieser — noch so unscheinbare — kleine Vorfall aus zwingenden äußeren Gründen sich als unhaltbar erweist. Von einer ‚stattlichen Reihe von Kindern' des trefflichen Franz Mrazek konnte keine Rede sein: Mrazek's hatten überhaupt nur eine Tochter und einen Sohn, zu jener Zeit (Sommer 1864) vermuthlich nur die Tochter. Also ist auch diese ganze Erzählung unwahr, wie wir dies bereits im vorigen Bande an zahlreichen anderen Fällen nachgewiesen haben. — So hat denn auch die auf S. 60 von uns, ausschließlich auf Weißheimer's Angaben hin berichtete, Hochzeits-Geschichte, da sie von jeder andern Seite her der Bestätigung entbehrt, nur sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich; uns sind vielmehr starke Bedenken gegen ihre Zuverlässigkeit verlautbart worden.

(Zu Seite 28: Breneli Weitmann hatte den Meister bereits in der Luzerner Zeit, als er im Schweizerhof an der Vollendung des ‚Tristan' arbeitete, mit Verständnis für seine Bedürfnisse zu bedienen gewußt, weshalb er sie um die Zeit seines Umzuges nach München wieder in seine Dienste berief.) Über diese ausgezeichnete treue Dienerin, die an moralischem Werth wie an Bildung hoch über den Mrazek's stand und daher in der Lebensgeschichte des Meisters für alle Zeiten die gleiche Stelle beansprucht, die sie thatsächlich in seinem Leben ausgefüllt hat, — haben wir noch das Folgende in Erfahrung gebracht. Sie ist aus Ermbach im Canton Zürich gebürtig und in der Durchbildung ihrer ganzen Persönlichkeit ein Zeugnis für die vorzügliche Erziehung in den schweizerischen protestantischen Volksschulen. Alle die ernsten Konflikte im Leben des Großen hat sie mit empfunden und verstanden, ohne daß ein Wort davon über ihre Lippen gekommen wäre. Ihre Intelligenz war so bedeutend, daß sie vier Mal in den ‚Tristan' geschickt werden konnte. Ein Schicklichkeitsgefühl sonder gleichen beherrschte — unbeschadet ihres echten Volkshumors — alle ihre Äußerungen. Während fast alle, zu dem Meister auch nur in die entferntesten Beziehungen getretenen Personen in ihren Rückerinnerungen hauptsächlich ihre eigenen großen Verdienste um ihn zu verewigen gesucht haben, hat sie vielmehr in ihren, wiederholt von uns benützten schlichten Aufzeichnungen ihre, wirklich bedeutenden Verdienste um ihn geflissentlich verschwiegen, so daß man sie daraus kaum errathen kann. In München, wie in Triebschen und dazwischen in den Artichauts, hat sie Wagner's ganzen Haushalt geführt. Der auf S. 163 erwähnte Hund Ruß, einer der Lieblingshunde des Meisters, war ein Geschenk Breneli's, was außer Wagner Niemand je erfuhr; sie hatte ihn aus ihren Ersparnissen gekauft. In Triebschen entfaltete sich ihre ganze Thätigkeit. Kämpfe über Kämpfe hat sie mit den Arbeitern bestanden, um die Ausbeutung zu verhindern. Ihren späteren Mann, den braven tüchtigen Jakob Stocker, einen unabhängigen Bauern, heirathete sie nur unter der Bedingung, daß er nach Triebschen zog

und daselbst Diener wurde. ‚Aus diesem einzigen Wesen erwiderte die Volksseele dem Meister', mit solchen und ähnlichen Worten urtheilt man noch heute in Wahnfried über die Verdienste dieser treuen Dienerin. Bei der Übersiedelung von Triebschen nach Bayreuth verließ sie seinen Dienst, zu jeder Zeit aber hat er ihrer mit größter Dankbarkeit gedacht. In seinem letzten, an sie gerichteten Briefe, aus Venedig, vom 27. Dezember 1882 heißt es: ‚Leben Sie denn noch? Davon werden wir uns ganz gewiß nächstes Frühjahr überzeugen, wo wir — etwa im Mai — jedenfalls über den Gotthard zurückkehren werden.' — ‚Es sollte nicht sein', fügt sie in ihren Erinnerungen diesem Citate hinzu.

(Zu Seite 30: ‚Es ist mir nicht bestimmt, meine Muße in einer trauten Häuslichkeit zu pflegen.') Hier, wie auch an anderen Orten dieses Bandes (z. B. Seite 112 oben), hat sich, sehr wider unsern Willen und nach der letzten Korrektur, der entstellende Druckfehler ‚Muse' für ‚Muße' eingeschlichen, dessen Berichtigung wir nicht einzig dem Druckfehler-Verzeichnis am Schluß überlassen wollten, welches nur allzuleicht übersehen wird. Von seiner ‚Muse', als Person gedacht, spricht Wagner nicht oft; uns ist aus seinen brieflichen oder anderweitigen Äußerungen in diesem Sinne eigentlich nur die einzige Stelle aufgefallen, die im II² Bande dieses Werkes S. 430 citirt wird, und die zugleich ein so charakteristisches Licht auf seine angebliche Vorliebe für den ‚Luxus' wirft: ‚Wenn ich nicht arbeite, drückt mich Alles, was nach Unnöthigkeit aussieht; nur wenn ich die Muse zu mir zaubern und festhalten will, denke ich ernstlich daran, meinen Hausraum mir mit Ruhe und Traulichkeit auszustatten.'

(Zu Seite 43: Von Wagner's erster Begegnung mit Franz Lachner, im Mai 1864, erzählt Nohl als zufälliger Augenzeuge, wie belustigend dabei das gegenseitige Komplimentiren mit ‚berühmter Meister', ‚großer Künstler' u. s. w. gewesen sei.) Dieser Nohl'sche Bericht über das ‚gegenseitige Komplimentiren' ꝛc. ist uns von autoritativer Seite her als eine ‚irrthümliche Erinnerung' bezeichnet worden.

(Zu Seite 45, Anm.: Wie Schwind an seinen großen, auch von Wagner geschätzten Werken arbeitete.) Es versteht sich, daß hier der Ausdruck ‚große Werke' bloß auf den äußeren Umfang (‚Melusine', ‚die sieben Raben'), nicht auf ihren Gehalt bezieht. Schwind's Werke wurden von dem Meister nicht als ‚groß', sondern als ‚liebenswürdig' empfunden. Der Ausdruck an der betreffenden Stelle könnte hiernach verbessert werden.

(Zu Seite 49/50: Friedrich Pecht's famoser ‚byzantinischer' Zeitungsaufsatz: ‚Ludwig II. und die Kunst', welchen derselbe später seltsamer Weise ganz zu verleugnen scheint.) Der inzwischen — während des Druckes des gegenw. Bandes — in hohem Alter verstorbene vortreffliche Friedrich Pecht[1] spricht in seinen Lebenserinnerungen (‚Aus meiner Zeit' Bd. II, S. 156) in mysteriöser Weise von einem ‚von Wagner verfaßten (!), von Porges redigirten (!) Artikel', in welchem ein entsetzlicher Schwulst und wirklich byzantinische Schmeicheleien gegen den König (!) nur mühsam die Prätention verdeckten, einen ganz unerträglichen Einfluß auf den bayerischen Staat zu gewinnen (!!!).' Zu einem unentwirrbaren Knäuel, einer wahren zusammengeballten Riesenschlange (Boa constrictor) von Konfusion werden jedoch diese mystischen Andeutungen dadurch von ihm gesteigert, daß er diesen ‚Artikel' mit der Schrift über ‚deutsche Kunst und deutsche Politik' identifizirt. Dieser ist doch weder ‚von Porges redigirt' (!!), noch enthält er auch nur einen einzigen Satz, der sich auf König Ludwig II. bezöge, geschweige denn eine Silbe, die als ‚byzantinische Schmeichelei' im entferntesten gedeutet werden könnte. Wenn man also Pecht's Angaben in dieser Beziehung nicht schlechterdings für baren Unsinn halten soll, so kann er doch wohl einzig und allein seinen eigenen, damals einiges Aufsehen erregenden Artikel für den

[1] Friedrich Pecht, geb. 2. Oktober 1814, † 21. April 1903.

Wiener Botschafter: ‚König Ludwig II. und die Kunst' meinen, den absolut einzigen, welchem je — wenn allerdings auch nur von gegnerischer Seite her — der besondere Vorwurf des ‚Byzantinismus' gemacht worden ist! Diesen hat aber, als Verfasser und Redakteur, wiederum Pecht allein, und weder Wagner noch Porges zu verantworten! Weiteres haben wir an jener Stelle in unserem Text nicht sagen wollen.

(Zu Seite 75: Ansprache Wagner's an das Orchesterpersonal bei der Generalprobe des ‚Tristan' am 11. Mai 1865.) Wir theilen diese, im Text bloß in indirekter Rede angedeutete Ansprache nach der auf S. 76 Anm. erwähnten Quelle hier in ihrem vollen Wortlaute mit: ‚Meine Herren und Freunde vom Königlichen Hoforchester! Ich bitte Sie um einige Augenblicke Aufmerksamkeit. Wenn ich während der beschwerlichen Proben Sie dann und wann durch ein scherzhaftes Wort zu erheitern suchte, habe ich Ihnen jetzt nur Ernstes zu sagen. — Zuerst muß ich Ihnen mittheilen, daß ich mir die Ehre versagen muß, mich diesmal an Ihre Spitze zu stellen. Und es ist dies eine große Ehre, der ich entsage· nur wichtige Gründe können mich, das ermessen Sie wohl, zu dieser Entsagung bestimmen. Der erste dieser Gründe ist für mich betrübender Art: er rührt von meiner Gesundheit her. Ich bin leidender, als Manchem es den Anschein haben mag: die ungemeine Aufregung und Anstrengung, die für mich die persönliche Leitung des Orchesters mit sich führen würde, könnten mich leicht außer Stand setzen, ohne Störungen zu bereiten, Ihrer Leitung vorzustehen. Ich bitte Sie, der Wahrhaftigkeit dieser meiner Befürchtung vollen Glauben beizumessen! — Der zweite Grund ist dagegen erhebend und schön: ich bin Ihnen zum Gelingen nicht mehr nöthig! Wenn Sie mich recht verstehen, so sage ich Ihnen hiermit den zartesten Lobspruch. Sie haben mich nicht nöthig. Mein Werk ist in Ihnen aufgegangen, aus Ihnen tritt es mir wieder entgegen: ich kann es ruhig genießen. Dies ist ein einziges Glück. Das Schönste ist erreicht, der Künstler darf über seinem Kunstwerke vergessen werden! Was die theuren Künstler, die mir als Freunde hierher nachfolgten, mit so hingebender Liebe sich aneigneten, muß dieser Liebe werth gewesen sein: was Sie mit so außerordentlichem Fleiße, mit eherner Geduld, unter den mühseligsten Übungen zur vollen, schönen Erscheinung förderten, muß dieser Mühe sich verlohnt haben. Schwierigkeiten, wie sie noch nie geboten wurden, sind überwunden: die Aufgabe ist gelöst, und die Erlösung des Künstlers ist erreicht — Vergessenheit! Vergessen seiner Person! Wie gerne sehe ich mich selbst vergessen; habe doch auch ich zu vergessen, Vieles und Manches, worunter meine Person litt. Dieses beglückende und befreiende Vergessen rufe ich jetzt auch für meinen theuern Freund an, der meinen Ehrenplatz an Ihrer Spitze einnimmt: möge auch seine Person über seiner Leistung vergessen werden, der Sie gewiß mit mir die vollste gebührende Anerkennung zollen! — Und nun noch ein Wort über den Charakter unserer Probe: Heute werden wir das Werk unter uns vollständig wie zu einer ersten Aufführung behandeln. Wir wollen unsere Kräfte prüfen, einer nächsten Rekapitulationsprobe die Korrektur etwa noch angetroffener Mängel vorbehalten, und so heute das volle Gefühl der künstlerischen Leistung uns verschaffen. Für die erste wirkliche Aufführung bleibt uns dann nur übrig, die Wirkung auf das eigentliche Publikum — denn heute befinden wir uns nur vor eingeladenen Zuhörern einer Probe — kennen zu lernen. Ich hege keine Bangigkeit vor dieser Berührung mit dem wirklichen Publikum. Das deutsche Publikum war es, welches mich gegen die sonderbarsten Anfeindungen der Parteien überall aufrecht erhielt: auch dem Münchener Publikum darf ich zuversichtlich vertrauen; Sie waren noch kürzlich Zeugen, wie es mich gegen unwürdige Angriffe und Ehrenkränkungen aufrecht erhielt. Doch ist vielleicht der Haß nicht überall zu tilgen: gegen ihn wenden wir das Mittel an, welches uns Tristan und Isolde kennen lehrt. Isolde glaubt Tristan zu hassen, und reicht ihm den Todestrank: doch das Schicksal wandelt ihn in den Trank der Liebe. Dem gifterfüllten Herzen, das etwa auch unserem Werke nahen

sollte, reichen wir den Liebestrank. An Ihnen ist es, diesen Liebeszauber auszuüben: ich lege sein Werk in Ihre Hand!'

(Zu Seite 93: Schüré's Schilderung seiner Empfindungen bei der ersten Aufführung des ‚Tristan': ‚Mir war, als wäre ich bei rasendem Sturm in ein Schiff geworfen, das ich in allen Fugen krachen hörte.') Schüré's damaliger Brief an den Meister befindet sich im Besitze von Wahnfried; er drückt ganz anders, naiver, natürlicher und wahrer sein Erlebnis aus, als die späteren wogenden, stürmischen Schiffbruch-Bilder.

(Zu Seite 111: ‚Wenn man mit dem Schicksal Krieg führt, darf man nicht rückwärts blicken, sondern vorwärts!') Die Echtheit dieses Ausspruches in der gegebenen Fassung wird bezweifelt; insbesondere erscheint die Bezeichnung ‚Schicksal' ungenau wiedergegeben.

(Zu Seite 121: Mit welcher Beflissenheit die Intriguen seiner Gegner im Kgl. Kabinet und Ministerium einen jeden seiner Schritte durch ihre Präventivmaßregeln zu durchkreuzen suchten, sollte Wagner gerade bei dieser Gelegenheit erfahren.) Als die Dinge unentwirrbar unklar erschienen, geschah es einmal, daß Wagner einen an ihn gerichteten Brief Pfistermeister's, der das Gegentheil des königlichen Willens aussprach, dem Könige mittheilte, worüber Pfistermeister äußerst verletzt sich äußerte: von da ab war seine Feindseligkeit unverhüllt. — (Ebendaselbst, Anm.: Apellativbedeutung der Namen ‚Pfister' und ‚Pfistermeister'). Der scherzhafte Hinweis auf die Verwendung des ersteren Namens in der ‚Meistersinger'-Partitur veranlaßt uns noch nachträglich zu einem kleinen etymologischen Exkurs. Nach Grimm's Wörterbuch sub voce ‚Pfister' ist das, in Süddeutschland mundartlich noch heute begegnende Wort aus dem lateinischen pistor, Bäcker, entstanden; der berühmte Kanzelredner Geiler von Kaisersberg erklärt noch um 1520 — also beiläufig einige Jahrzehnte vor der Handlung der ‚Meistersinger von Nürnberg' — das Wort ‚Pfistor' mit ‚Brotbacher'; zahlreiche Belege vor- und nachher, bis ins Althochdeutsche zurück, bestätigen den gleichen Sinn; wonach es sich denn auch bei den angeführten Namen um die Bedeutung ‚Bäcker' und ‚Bäckermeister' (vgl. auch Beckmesser) handeln würde.

(Zu Seite 127: Durch die planvollen Aufwiegelungen seiner Gegner hatte sich der Zündstoff in der Bevölkerung bedenklich aufgehäuft; Adel und Klerus schienen sich in der Heraufbeschwörung eines drohenden Ungewitters vereinigt zu haben.) Unter den äußeren Ursachen der Verstimmung gegen des Meisters Persönlichkeit steht um diese Zeit (November 1865) seine Ablehnung des ihm angetragenen Maximilians-Ordens obenan. Durch sie machte er sich mit einem Schlage Alles, was die Intelligenz München's vertrat, zu Feinden. Sein ‚Hochmuth', seine Selbstüberschätzung schien dadurch offenkundig konstatirt; sie erschien wie eine Provokation der gesammten Ordenskörperschaft. Und doch war Wagner an nichts so unschuldig, wie an dieser Ablehnung; sie war ihm in einem gewissen Sinne nahegelegt. Der Sekretär, welcher ihm die Absicht des Königs mittheilte, ihn durch diese Ordensverleihung auszuzeichnen, hatte die Hauptsache zu melden unterlassen: nämlich, daß die Ritter dieses Ordens ein Kapitel bilden, welches seine neuen Mitglieder selbst erwählt, und der König dazu bloß seine Sanktion ertheilt. Die Ablehnung geschah von Wagner's Seite mit dem Bemerken an den Sekretär, der König habe ihm bereits so viele Gnaden ertheilt, daß dieser ihm zugedachte neue Huldbeweis fast zu viel erschiene und möglicherweise aufreizen könnte. Es hätte nur eines einzigen aufklärenden Wortes seitens des — in Ordensangelegenheiten wohlerfahrenen — Vermittlers bedurft, um ein Licht in diese Angelegenheit zu bringen; aber dieses eine Wort — wurde nicht gesprochen. Statt dessen erfolgte das Unvermeidliche: die Ablehnung des ihm angetragenen hohen Ordens lief durch alle öffentlichen Blätter; selbst in den ‚Signalen' vom 23. November 1865 lesen wir: ‚Richard

Wagner hat den ihm offerirten Maximilians-Orden abgelehnt, da es sein Grundsatz sei (!), sich nicht mit Orden dekoriren zu lassen.' Vor allem aber wurde die Sache in den Münchener Kreisen, und dieses Mal nicht in den schlechtesten, zum Stadtgespräch, zum Gegenstand der Ereiferung, und die Unterlassung des Sekretärs sah demnach — um es zart auszudrücken — wie eine Absicht aus.

(Zu Seite 147: Beide Gemeindekollegien lehnten einen, von ultramontanen Mitgliedern gestellten Antrag, dem König in einer besonderen Adresse für die Entfernung Wagner's zu danken, fast einstimmig ab.) Unsere Quelle für diese Angabe haben wir a. a. O. genannt; es sind die über Münchener Verhältnisse stets wohlorientirten ‚Neuesten Nachrichten' mit ihrem rückblickenden Artikel a. d. J. 1882. Andere Quellen hat offenbar Herr Sebastian Röckl in seinem Buche: ‚Ludwig II. und Richard Wagner'[1] benutzt, der gleichzeitig mit dem Verfasser den gleichen Gegenstand behandelte; denn er schreibt auf S. 152 seiner Schrift: ‚Am 8. Dezember findet trotz des Feiertages eine Kumulativ-Sitzung der beiden Kollegien des Magistrats und der Gemeindebevollmächtigten statt, in welcher über die Frage, ›ob eine Deputation an Se. Majestät abgesandt werden soll, um Allerhöchstdemselben den Dank der Stadt für die Entfernung Richard Wagner's aus Bayern auszusprechen‹, lang und scharf debattirt wird. Die Gemeindebevollmächtigten sind fast einstimmig für, das magistratische Kollegium ist gegen die Abordnung, und so unterbleibt sie, wie auch der angeregte Fackelzug.'

(Zu Seite 154/57: Nachrichten Kling's und des Tapezierers Giroud.) Auf was für Quellen der Verfasser sich für diese Periode der ‚völligen Einsamkeit' und Lostrennung von den Seinigen angewiesen sah, entnimmt der Leser unserem Berichte selbst. Immerhin sind und bleiben sämmtliche Nachrichten Fernstehender, die den Meister in Wahrheit nicht persönlich gekannt, von sehr zweifelhaftem Werth und wir waren uns bei der Einflechtung dieser Züge — im Gegensatz zu den Angaben Breneli's! — dieses Umstandes wohl bewußt. Obgleich wir aus den bezeichneten Nachrichten schon das Gröbste, Handgreiflichste ausgeschieden, ist doch selbst das von uns zur Mittheilung Ausgewählte, wie wir leider zu spät erfuhren, von solcher bedenklichen Beschaffenheit. So trifft gleich die Erzählung des Tapezierers Giroud auf S. 155 nicht das Rechte und steht vielmehr im vollen Widerspruch zu der erstaunlichen Geschicklichkeit, die der Meister in Wahrheit bei solcher Gelegenheit bewies. Das in der Note auf S. 169 aus den Angaben Giroud's Entnommene, insbesondere die Erwähnung der ‚Grotte', wird uns von einzig zuständiger Seite her als völlig erfunden bezeichnet; als höchst zweifelhaft auch die Erzählung mit dem Ausruf über den Kirchgang, da sich diese in jedem Falle nur auf Breneli beziehen kann; diese aber war freidenkende Protestantin, ging sehr selten in die Kirche, und nur mit Wissen des Meisters.

(Zu Seite 169: Das selbstgewählte Familienwappen: der Geier mit dem Siebengestirn, in Erinnerung an die aufopfernde Liebe des Stiefvaters Geyer, der nach Friedrich Wagner's Tode sich der, aus sieben Häuptern bestehenden, verwaisten Familie angenommen.) Daß das ‚Siebengestirn' in erster Linie das Sternbild des ‚Wagens' bedeute, ward an obiger Stelle von uns nicht eigens hervorgehoben und sei deshalb hier noch besonders nachgetragen.

(Zu Seite 177: Zwei Nächte weilte der König unter dem Dache seines großen künstlerischen Freundes.) Zu dieser Angabe bestimmte uns das Datum einer am 24. Mai 1866 9 Uhr 3 Minuten auf dem Bahnhof Zürich aufgegebenen Depesche, die mit den Worten

[1] München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1903.

beginnt: ‚Eben glücklich in Zürich angekommen, tief bewegt durch den Abschied.' Thatsächlich soll jedoch, wie wir nachträglich als gewiß erfahren, der König nur eine Nacht auf Triebschen verbracht haben.

Zu Seite 202/03: Nach der Beseitigung Pfordten's trat König Ludwig in eine neue Aera seiner Regierung, und die einzelnen Schritte derselben folgten Schlag auf Schlag einander auf dem Fuße.) Mit welchem schonenden Zartsinn der junge Monarch dabei die z. Th. einschneidenden Veränderungen im Personale seiner Ministerien vor sich gehen ließ und wie wenig ihm dafür gedankt wurde, das beweist wohl am besten ein — bisher noch nicht veröffentlichter — Brief August Röckel's an den Meister vom 22. April 1867: ‚Ja, du hast Recht, es steckt in dem jungen König das Zeug zu einem gar herrlichen Fürsten; möge ihm nur das Glück werden Dich oft um sich zu haben, ohne daß die Kunst darunter zu leiden braucht. Höre, was ich im Augenblick vielleicht allein in München weiß. Du erinnerst dich, daß ich Dir geschrieben, wie seit der Unterzeichnung der Entlassung Bomhard's der Wind völlig umgeschlagen zu haben schiene, indem der König in nähere Verbindung mit B. getreten, ihn allein zu Tische bei sich gehabt ꝛc. habe. Alles das war richtig, allein den Grund dieser auffallenden und beängstigenden Handlungsweise kannte nur der edle junge Mann selbst, errieth Niemand, auch ich alter Esel nicht; denn wer konnte in unsrer harten, liebloſen Zeit auch darauf kommen, und zumal von Seiten eines Königs! Der Grund war kein anderer als Zartgefühl, Schonung. Dein prächtiger Jüngling wollte dem bejahrten Manne durch die Zusendung der unerbetenen Entlassung nicht wehe thun, und versuchte ihn durch zarte Winke zu vermögen, selbst um seine Entlassung einzukommen. Deshalb sprach er ihn so oft allein; deshalb setzte er sogar sich selbst den scheinbar begründetsten Mißdeutungen aus. Nachdem nun aber Alles vergeblich war, Bomhard, sich an seinen Ministersessel klammernd, immer nicht verstehen wollte, sagte ihm endlich vor 2 Tagen der König ganz offen, er bäte ihn seine Entlassung zu nehmen, da er ihn unmöglich länger halten könne und selbst sein Freund Lutz diese Unmöglichkeit geltend mache. B. weigerte sich sogar jetzt noch die zarte Handlungsweise des Königs zu vergelten, oder vielmehr von ihr zu profitiren, und so that denn endlich der König den letzten, so gern vermiedenen Schritt. Generalstaatsanwalt Speyerer ist Bomhard's Nachfolger. — Von jetzt ab werde ich nicht mehr so leicht an dem Könige zweifeln, aber auch Sorge tragen, daß sein Wesen allgemein bekannt werde .... Meinst Du nicht, daß er sich einer lobenden Anerkennung verdient gemacht, die ihn natürlich von Deiner Seite am stolzesten machen würde? In treuer Liebe Dein A. R.'

Zu Seite 209: Münchener ‚Lohengrin'-Aufführung von 1867: ‚Tichatschek glänzend, Betz und Bertram-Mayer vortrefflich, Mallinger sehr poetisch.') Bülow bezeichnet hier die Darstellung der Elsa durch Frl. Mallinger als ‚sehr poetisch'. Von Wagner selbst wurde sie, wie wir nachträglich erfahren, als ‚vollendet' erachtet. In Bestätigung dieses, mit einem Worte Alles sagenden Meisterurteils fügen wir hier noch die breitere Ausführung desselben durch Nohl hinzu: ‚Elsa einzig gab bruchlos und rein den Ton wieder, der den Grundton der Gesammtaufführung bildete. Denn sie, die überhaupt von all unsern Bühnenmitgliedern die schönste Gesamtbegabung zu besitzen scheint, zeigte hier, auf welche Weise in Spiel und Gesang Kunst und Natur, Seelenadel und äußere Noblesse sich zu vereinigen haben. Sie enthüllte viel, sehr viel von dem poetischen Inhalt ihrer Rolle; ihre Art singend zu spielen und spielend zu singen hat Etwas, das — aus dem Innern stammend — auch das Innere wieder berührt! Unbezwingliche Wehmut ergriff das Herz, als Lohengrin scheidend Horn, Schwert und Ring ihr überreicht: denn in diesem stummen Spiel und Gebärden hallen all die süßen Laute wieder, mit denen sie zu Anfang ihr innig vertrauendes Schauen, dann ihr hingebendes Lieben und wieder die stille Beseligung des eigenen Herzens und das daraus

stammende Mitgefühl für das Leid des Andern, endlich ihre liebende Angst, ihre steigende Seelennot und die sie selbst vernichtende Schreckensfrage aus ihres Herzens Grunde hervorgesungen hatte.'

(Zu Seite 211: Im Laufe des Monats Juli hielt sich auch König Ludwig kurze Zeit in Paris auf, wohin ihn die Ausstellung lockte.) Aus inzwischen gewonnener besserer Kenntnis der Sachlage, müssen wir den hier von uns gebrauchten Ausdruck verbessern: die Ausstellung ‚lockte' den König nicht, er wurde zu ihrem Besuch gezwungen.

(Zu Seite 212: Beständige Intriguen und Abwiegelungen der Lachner-Partei.) Auf diese ununterbrochenen, gegen den Meister, wie gegen Bülow gerichteten Kabalen des Näheren einzugehen, dazu fehlt es selbst unserer ausführlichen Erzählung an Raum; auch würde ihre Schilderung bei weitem weniger in das Leben Wagner's, als in eine wahrhafte, nicht beschönigende Darstellung der damaligen Münchener Zustände gehören, — deren würdige Nachfolger die gegenwärtigen sind. Lachner hatte — natürlich im Sinne der Beschwichtigung seiner blinden Eifersucht — ein Handbillet vom König erhalten, in welchem in zartfühlender Begütigung von seinem ‚ersprießlichen Wirken' und seinen ›Verdiensten‹ die Rede war. Auch dienten die umlaufenden Gerüchte von seiner bevorstehenden Pensionirung zu wiederholten Demonstrationen seitens einzelner Hofmusiker. ‚Haben Sie gelesen,' schreibt Bülow aus St. Moritz an einen Freund, ‚neulich zur Feier des deutschen Juristen-Tages 50. Aufführung von Gounod's ›Faust‹ im Hoftheater. Lachner mit Tusch und Lorbeerkranz empfangen!' Diese Ovationen wiederholten sich; an zwei, auf Kosten des Hoftheaters (!) angeschafften Kränzen konnte man lesen: ‚Bleib' bei uns' u. dgl. mehr. Vgl. die, ebenfalls aus St. Moritz (22. August 1867) datirte Nachricht Bülow's an Felix Dräseke: ‚Lachner nicht pensionirt, soll wieder höllisch während meiner Abwesenheit intriguiren.' Erst am 6. Februar 1868 erfolgt dann (gegen H. v. Bronsart) die schließliche Meldung: ‚Dalai Lama vorgestern mit ‚von'-verleihendem Komthur-♯ auf ein Jahr disponibilisirt — alias pensionirt. Es war die höchste Zeit!'[1] Aus dieser Zeit fortdauernder Lachner-Demonstrationen und -Ovationen fanden wir in Wahnfried, unter anderen Papieren, ein zufällig erhaltenes Schreiben vom 5. Oktober 1867, in welchem dem Meister durch einen persönlich Unbekannten ein orientirendes Bild der herrschenden Zustände direkt aus der Isarstadt brieflich übermittelt wurde, welches noch für den heutigen Leser nicht ohne Interesse sein dürfte. ‚Der echt gemein bajuvarische Ton,' so beginnt dieses Schreiben, ‚mit welchem die ›Neuesten Nachrichten‹ die im jüngsten Akademie-Konzert stattgehabte Demonstration zu Gunsten Lachner's zu Seitenhieben auf die ›Süddeutsche Presse‹ benützen, veranlaßt (mich), Ihnen zur möglichen Orientirung, über die Urheber jener Demonstration, die, wie die ›N. N.‹ heuchlerisch anführen, ›nicht gemacht‹ wurde, einige kleine Anhaltspunkte zu bieten. Unter einer großen Anzahl der darstellenden Mitglieder der Hofbühne herrscht eine Art Verbrüderung zu dem Zwecke, sich bei jeder gebotenen Gelegenheit in Wort und That im sog. ›antiwagnerischen‹ Sinne zu bewegen. Es sind u. A. die Kreaturen Lachner's, Schmitt's und Janke's; die Herren Kindermann, Vogel und Bausewein, sodann Rüthling, Rhode, Possart u. a. Die Herren Rüthling und Rhode namentlich vertreten die ›Handarbeit‹, während die Übrigen hinter der Szene agiren, und thätig sind, Verbündete abzurichten. So ist die vorletzte Ovation im Hoftheater (›Faust‹) zu Gunsten Lachner's von der Schauspieler-Loge ausgegangen, wobei die Herren die Initiative zu den Beifallssalven gegeben; so ist auch im letzten Odeon-Konzerte der äußere Erfolg Lachner's durch die kräftigen Hände Rüthling's und Rhode's hervorgerufen und befördert worden. Herr Possart, welcher

[1] Für Bülow's Briefe, denen wir diese Citate entnehmen, ist indeß charakteristisch, daß Notizen dieser Art über die ihm so ungemein persönlich nahetretenden Münchener Kabalen niemals den eigentlichen Inhalt seiner Mittheilungen ausmachen, sondern seinen Briefen lediglich als Postskripte gelegentlich angehängt sind.

bei Allem vorsichtig hinter den Coulissen spielt, verschmäht es nicht, gelegentlich einmal ein anderes Gesicht zu zeigen, um womöglich nach einer anderen Seite hin dem ›Ich‹ die Existenz zu sichern. Für den Einsender dieses jedoch, dem genau die Fäden bekannt sind, an welchen die Puppen gezogen werden, giebt es natürlich keine Täuschung; wenn er sich erlaubt, Ihnen die gegenwärtigen Notizen zukommen zu lassen, so geschieht dies frei von Hintergedanken und nur aus Gründen, die Lüge und den Betrug ans Licht zu ziehen, die Feinde mit der Tartüffe-Larve kennen zu lernen, um ihnen im gegebenen Augenblicke auf die Finger klopfen zu können' .... Es ist nur der historisch-poetischen Gerechtigkeit entsprechend, daß das ›von'-verleihende Komthur-♯‹ in unseren Tagen auch für den gesinnungstüchtigen Lachner-Verehrer Herrn Possart nicht ausgeblieben ist;[1] es bleibt einzig zu beklagen, daß er es nicht wegen seiner Verdienste um den Autor der ‚Catarina Cornaro' erhalten hat, sondern für das ‚andere Gesicht', das ihm leider — in den Augen einer durch keine Reklame bestochenen Nachwelt — noch weit übler stehen dürfte!

(Zu Seite 215: Nachrichten Hans Richter's aus der stillen Triebschener Zeit 1867.) Es ist bei diesen Nachrichten, wie auch bei denen auf S. 197, nicht zu vergessen, daß hier nicht direkt Richter selbst spricht, sondern daß Andere seine gesprochenen Worte aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und dem Druck übergeben haben. Die Angabe, daß ‚während der Komposition der Meistersinger kein Ton auf dem Klavier angeschlagen worden sei', ist übertrieben; auch erscheint der Ausdruck ‚komische Wirkung' als nicht getreu wiedergegeben.

(Zu Seite 232: Hölzel schöpfte alsbald den lebhaftesten Enthusiasmus für die ihm zugedachte, im nächsten Sommer so glänzend durch ihn verkörperte Partie des Beckmesser.) Dem Verfasser ist hier ein Irrthum begegnet, den er wenigstens noch an dieser Stelle zu verbessern sich gedrungen fühlt. Hölzel's Beckmesser war nämlich leider — nichts weniger als ‚glänzend', sondern sehr unbefriedigend. Den einzigen Beckmesser — Friedrichs — hat der Schöpfer des Werkes nicht mehr erlebt! Die strenge Kritik der Hölzel'schen Leistung in Nohl's ‚Skizzenbuch' S. 448 ist nur allzu begründet. ‚Ganz dagegen,' so schreibt dieser, ‚muß nach der Seite der Gesammt-Auffassung hin Herr Hölzel-Beckmesser abgewiesen werden. Daß ihm die Gesangspartie im ganzen nicht mißlang, ist von einem langjährigen Kärntnerthortheaterbuffo nicht wohl anders zu erwarten, und wir erkennen mit Freude die treffliche Ausführung der oft genugsam verzwickten Gesangstücke, namentlich der Serenade, an, obwohl auch hier eine gewisse Schwerbeweglichkeit der alternden Kehle nicht zu verkennen war. Völlig aber verfehlte sein Spiel den entscheidenden Ton; allüberall merkte man den gemütlichen Wiener ‚Spassettelnmacher' durch, der nicht die Rolle selbst giebt, sondern das Hauptgewicht auf die eigenen — vermeintlich komischen — Zuthaten legt! Von seinem Kostüm wußte höhere Kunsteinsicht das bloß narrenhaft Barocke bald zu tilgen; nicht so leicht aber waren die Neigung zu possenhafter Detailübertreibung und namentlich gewisse känguruhartige Gesten aus seinen Gliedern zu vertreiben, welche selbst das Feuer des Meisters nicht völlig zu verjüngen vermochte .... Doch wir wollen billig sein und zugestehen, daß schwieriger gewiß keine Rolle in der musikdramatischen Kunst zu geben ist, denn genialer ist kaum je eine komische Gestalt erdacht worden, und dazu kommt noch die verwickelte Aufgabe eines verstellten und chargierten Gesanges!'

(Zu Seite 235: Familien-Verkehr mit Heinrich Porges.) Das persönliche Verhältnis des Meisters zu diesem ausgezeichneten Freunde kann durch nichts besser beleuchtet werden, als durch nachstehenden, in den ‚Bayreuther Blättern' veröffentlichten Brief aus Luzern vom 15. Mai 1867, nach Durchlesung von Porges' Abhandlung über ‚Tristan und Isolde',

[1] Wir entnehmen diese Nachricht während des Druckes dem ‚Musikal. Wochenbl.' v. 8. Okt. 1903, S. 572.

den wir hier seinem vollen Wortlaute nach abdrucken: ‚Mein lieber Heinrich! Sie haben soeben durch Ihre Arbeit über den 2. Akt des Tristan mich ungemein ergriffen und gerührt. Wohl mir, daß ich so empfunden und verstanden werde! — Ich sage Ihnen damit Alles und füge dem daher nichts weiter bei. Und wie ich es dennoch genau nehme, theile ich Ihnen doch mit, daß Sie bei Marke in Betreff seiner Quasi-Schuld etwas Unnöthiges, ja Unrichtiges gesagt und beim Nachspiel am Aktschlusse überhört haben, daß dies melodisch aus Marke's Hauptmotive (des Wohlwollens) gebildet ist, somit das Motiv des Selbstvorwurfs enthält, welches Tristan ostensibel niederwirft. — Das sage ich eben nur, um Ihnen zu zeigen wie genau ich auf alle Ihre Interpretationen eingegangen und wie richtig, schön und tief ich sie gefunden habe. — Nun bleibe es dabei! — Mit mir sollst Du im Paradiese sein! — Herzliche Grüße der kleinen Frau. Hoffentlich sehen wir uns Alle bald wieder. Von treuem Herzen Ihr Richard Wagner‘ (Bayreuther Blätter 1901, S. 298). Kein schöneres Denkmal, als diese an ihn gerichteten brieflichen Worte, kann sich je zu seinem Angedenken erheben; warm und treu schließen sich ihnen die Abschiedsworte an, die ihm nachmals der Sohn des Meisters, Siegfried Wagner, in voller Würdigung seiner Persönlichkeit in das Grab nachgerufen (Ebendaselbst, Jahrgang 1901, S. 6.).

(Zu Seite 239: Züge böswilliger Opposition während der ‚Meistersinger‘-Proben, seitens gewisser eingesessener verstockter Orchestermitglieder Lachner'scher Tradition: der erste Hornist erklärt eines Tages mitten in der Probe rundweg, ‚er könne nicht weiter blasen.‘) Man muß es sich direkt von Hans Richter erzählen lassen, wie der Hornist Strauß es plötzlich ablehnte im Orchester mitzuwirken, und wie er, Richter, resolut von der Bühne herab erklärte: er würde in der Probe das Horn übernehmen. Als ihm Strauß' Horn gereicht wurde, sagte er verächtlich: ‚Posthorn blas' ich nicht.‘ Man brachte ihm seines, welches er zärtlich erfaßte und natürlich zur höchsten Zufriedenheit Bülow's blies. — Daß Richter einmal Arrest erhielt, weil er in einer Probe der ‚Meistersinger‘ im Thätigkeitseifer eine bestimmte Grenze überschritt, charakterisirt die Gesinnung der obersten Behörde; die Entrüstung des Meisters darüber war grenzenlos.

(Zu Seite 254: Laube's Verhöhnung der ‚Meistersinger‘.) Eingehend gedenkt Nohl in seinem ‚Neuen Skizzenbuch‘ — wenn gleich ohne Namensnennung Laube's — dieses ‚ehemaligen Strebensgenossen‘ des Meisters, der jedoch ‚die wirkliche Lebensspur unserer Zeit in der Kunst bald verlor und zu den Hagestolzen der bloßen Haupt- und Staatsaktionen überging.‘ ‚Ganz im Styl und Ton jenes Fuchses, dem die Trauben zu sauer sind‘, seien seine Ausdrücke über den ‚Text voll grimmiger Ecken und Härten im Fibeltone‘ 2c. Und es sei nur gut, daß der ‚in seiner Eitelkeit so schwer Verletzte auch selbst wieder Aussicht habe, unter die dramaturgische Haube zu kommen.‘ ‚Da mag er denn, wie er's so selbstbewußt verheißt, soweit es übrigens seine Pariser Inklinationen zulassen, ›eine Pflanzstätte für dramatische Kunst mitten im freien strebsamen Bürgerwesen anlegen‹, aber auch, wie Eva dem Merker mit seinen neuen Schuhen wünscht, ›drin kleben‹ und die wirklich schöpferischen Geister unserer Zeit mit seinen ebenso seichten Einwürfen, wie niedrig persönlichen Unterschiebungen künftig in Ruhe lassen‘ (Nohl, Neues Skizzenbuch, S. 417).

(Zu Seite 280: Wagner's Erwählung zum Ehrenmitglied der Musikalischen Sektion der Königl. Akademie der Künste zu Berlin, 9. Mai 1869.) Neun Jahre früher — 1860 — zur Aufnahme in diese Körperschaft vorgeschlagen, war er ansehnlich in der Minorität geblieben, während einzig J. Rietz die erforderliche Stimmenzahl erhielt! Der ‚Kladderadatsch‘ brachte damals folgende ‚Inschrift für das Portal einer Kunstakademie‘ in Vorschlag:

‚Dies ist das Haus, dies ist die Uhr, der Saal dies sind die kunstgeweihten Hallen;
Auch ist bei einer Ehrenmitgliedswahl hier Richard Wagner durchgefallen!
Sie hatten Recht: für solchen Künstler wäre hier Mitglied sein, doch zweifelhafte Ehre.‘

Natürlich war dies unter dem Hochdruck des Einflusses des, damals noch lebenden ‚Generalmusikdirektors' Meyerbeer geschehen, der zwar selbst in der betr. Sitzung wieder einmal ‚nicht zugegen' war (vgl. seine ‚plötzliche Abreise' kurz vor der Berliner ‚Rienzi'-Aufführung von 1847!), dafür aber sämmtliche, an der Abstimmung betheiligten Musiker der Akademie in seiner Tasche hatte. Einstimmig standen diese gegen Wagner ein und führten somit ihren eigenen ‚Durchfall' vor der Nachwelt herbei, während sämmtliche Maler für den Meister eintraten und aus Empörung nun wiederum ihrerseits sämmtliche, sonst noch vorgeschlagenen Kandidaten der musikalischen Sektion — darunter auch Halevy — erbarmungslos durchfallen ließen. Bloß Rietz hatte die erforderliche Majorität erhalten, weil er vor Wagner zur Abstimmung gelangt war; sonst würde es ihm ebenso ergangen sein. Die Zusammensetzung dieses sonderbaren Areopags war, dem aktiven, an der Wahl betheiligten Personalbestande nach, im Jahre des Heils 1869 im Wesentlichen die gleiche, wie neun Jahre zuvor; der einzige Unterschied in der Situation war der, daß der große Wettermacher für Berlin, Paris und London inzwischen — nach zwanzigjähriger zäh ausdauernder Bekämpfung seines gefürchteten Gegners — aus dem Leben geschieden war.

(Zu Seite 286: Das ausgezeichnete Pariser Streichquartett, dem die Aufgabe zufiel, an seinem 56. Geburtstage den Meister durch die zartsinnig belebte Vorführung mehrerer Beethoven'scher Quartette über alles Irdische hinaus zu erheben), war das Quartett Morin-Chevillard.

(Zu Seite 287: ‚Heute ist der glücklichste Tag meines Lebens', sagte er zu Breneli und ließ durch sie, damit das ganze Haus an seinem Glücke theilnehme, einem jeden der dienenden Hausgenossen zum Andenken ein ansehnliches Geschenk überreichen.) Daß dieses ‚ansehnliche' Geschenk mit ‚überschwänglich' besser bezeichnet gewesen wäre, erfuhren wir seitdem; der Meister konnte sich in seiner Freude gar nicht Genüge thun; immer kam er mit erneuten Gaben.

(Zu Seite 287, Anm.: Die Orchesterskizze der ‚Götterdämmerung' war am 5. Juli 1870 bis zum Schlusse des zweiten Aktes vorgerückt, so daß nur noch der dritte Akt auszuführen übrig blieb.) Der Aufschub in der Vollendung der ‚Siegfried'-Partitur, auf welche an dieser Stelle hingewiesen wird, ist richtig, und man kann sich aus S. 306/07 dieses vorliegenden Bandes über die Gründe dieser Hinausschiebung näher unterrichten; falsch aber die obige Angabe unseres Textes, wonach am 5. Juli 1870 bereits der zweite Akt der ‚Götterdämmerung' in der Skizze vollendet gewesen sei. Das genannte Datum des 5. Juli ist vielmehr das des Beginnes (nicht der Vollendung) dieses zweiten Aktes. Der zu spät entdeckte Fehler in dieser Angabe ist jedoch bloß an dieser einzigen Stelle unseres gegenwärtigen Bandes unversehens durchgeschlüpft, wo er — nach vollendetem Druck des Bogens — nicht mehr verbessert werden konnte; an allen folgenden darauf bezüglichen Stellen (z. B. S. 328) finden sich die richtigen Angaben. Zu besserem Überblick lassen wir hier die authentischen (von dem Verfasser nach den Originalen verglichenen) Daten für die einzelnen Akte der ‚Götterdämmerung' folgen:

Authentische Termine zur Entstehung der Musik der ‚Götterdämmerung'.

	Bleistiftskizze.	Orchesterskizze (Hochformat).
I. Akt	begonnen: 9. Jan. 1870.	begonnen: Triebschen, 11. Jan. 1870.
	Schluß: 5. Juni 1870.	Schluß: 2. Juli 1870.
II. Akt	begonnen: 24. Juni 1871.	begonnen: 5. Juli 1871.
	Schluß: 25. Okt. 1871.	Schluß: 19. Nov. 1871.
III. Akt	begonnen: 4. Jan. 1872.	begonnen: 9. Februar 1872.
	Schluß: 10. April 1872.	Schluß: 22. Juli 1872.

Partitur der ‚Götterdämmerung'.

Erster Akt. Begonnen: Bayreuth, 3. Mai 1873; Schluß: 24. Dezember 1873.
Zweiter Akt. Anfang undatirt; Schluß: 26. Juni 1874.
Dritter Akt. Begonnen: Wahnfried, 10. Juni 1874; Schluß: 21. Nov. 1874.

(Zu Seite 293: Der alte weißhaarige Diener.) Wir haben uns begnügt, die Ungenauigkeit der — an sich höchst anspruchslosen und wohlgemeinten — Sseroff'schen Erinnerungen an einem einzigen Beispiel zu zeigen, ohne sie von Schritt zu Schritt in gleichem Sinne zu verfolgen. Die Tischszene z. B. wird folgendermaßen geschildert: ‚Die prächtig geschmückte Tafel, unter Beaufsichtigung des alten (!) Jakob, stand in einem langen schmalen Raum, der durch Bildnisse Wagner'scher Helden geziert war. Wagner war sehr bei Laune, er befahl Jakob alten Rheinwein zu serviren: ›aber wirklich alten, hörst Du?‹ — ›Der spart immer seines Herren Gut‹, fuhr er dann zu uns gewendet fort, ›und will den Gästen keinen guten Wein geben‹. Jakob bemerkte verlegen, daß doch nicht alle Gäste eines guten Weines werth seien.' — Daß Jakob Stocker, Vreneli's Mann (S. 440), damals höchstens vierzig Jahr alt war und dunkelbraune Locken hatte, ward bereits von uns bemerkt; außerdem aber giebt die ganze Schilderung ein falsches Bild der auf Triebschen herrschenden Sitten. Denn erstens, wurde die Dienerschaft nicht gebuzt; zweitens aber war es nicht Stocker's Gewohnheit, seinem Herrn zu entgegnen, er sprach überhaupt so gut wie nie; so daß die ganze Rheinwein-Geschichte — bei aller nichtssagenden Unbedeutendheit — sehr fraglich erscheint. Ähnlich bestellt, wie mit dieser einen herangezogenen Einzelheit, ist es aber auch mit den übrigen Details dieser ‚Erinnerungen', die wir an dieser Stelle nicht Revue passiren lassen können, weil uns dazu der Raum fehlt.

(Zu Seite 327, Anm.: Thatsächlich kam es unseres Wissens doch erst im Frühjahr des nächstfolgenden Jahres, am 18. Februar 1871 zu diesem Besuche, nachdem die Partitur des dritten ‚Siegfried'-Aktes vollendet war.) Abgesehen davon, daß in der letzten Zeile dieser Anmerkung die Worte ‚auch in der Partitur' als überflüssig gestrichen werden müssen, möchten wir noch bemerken, daß wir uns gegenwärtig nicht mehr so sicher, wie es an der citirten Stelle geschehen, dahin aussprechen möchten, daß es zu diesem Herbstbesuch in Mariafeld — ‚noch vor dem Fallen des Laubes' nicht gekommen sei; wir glauben im Gegentheil, daß er wirklich stattgefunden hat.

(Zu Seite 372/74: ‚Lohengrin' in Bologna.) Vgl. dazu den geistsprühenden Aufsatz Bülow's in dialogischer Form: ‚Lohengrin in Bologna. Kein Leitartikel, sondern ein vertrauliches Gespräch (im australischen Style) durch diplomatische Indiskretion in die Öffentlichkeit gebracht', — zuerst erschienen in der Leipziger Musikzeitung ›Signale für die musikalische Welt‹ (Dreißigster Jahrgang 1872, Nr. 2).

(Zu Seite 355/56: Besuch bei Bismarck.) Zu diesem Kapitel sind wir in der glücklichen Lage, noch einige authentische Einzelheiten hinzuzufügen. Zum Beispiel das Wort des Meisters an den Fürsten: ‚Sie haben Etwas gekannt, was wir Alle nicht kannten' (nämlich: die Kraft Preußens). Diese Äußerung steht mit der auf S. 356 dieses Bandes — aus dem Vorwort zu den ‚Gesammelten Schriften' — citirten in genauer Übereinstimmung. Von der auf S. 357 nach Heckel citirten ‚Pickelhaube' und ihrem ‚Loch' hat sich im Hause Wahnfried keine Tradition erhalten; der Fürst habe vielmehr von dem ‚Dampf' der partikularistischen Vorurtheile gesprochen, dem er durch die Krone einen Abzug verschafft (‚ich habe den Dampf durch die Krone durchziehen lassen'). Es scheint ferner, als sei die Schrift ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik' dem Fürsten vor dieser Begegnung zugesandt worden;

denn es könne nur bei dieser Unterredung gewesen sein, daß von Bismarck's Seite das Wort fiel: ‚er sähe die Bücher nur mehr vom Rücken an.' Zu einer Verstimmung des Meisters mag der Umstand beigetragen haben, daß der Besuch am Ende — statt in eine bedeutendere und fruchtbare Unterredung — in eine diplomatische Plauderei zwischen Bismarck, Varnbühler und Anderen auslief. Das Wort des Fürsten, ihm sei nie ein solches Selbstbewußtsein entgegengetreten, hat Lothar Bucher direkt aus seinem Munde vernommen und der Gemahlin des Meisters wiederholt, die sich dessen noch heute entsinnt; nur der einschränkende Zusatz ‚bei einem Deutschen' rührt nicht von Bismarck her.

(Zu Seite 432: Ein charakteristischer Vorfall, den wir, da er nicht eben zu den erhebenden gehört, in den Anhang verweisen.) Mit dieser Verweisung auf den Anhang haben wir uns selbst in eine Verlegenheit gesetzt, da er schließlich auch nicht einmal für diese Stelle wichtig genug erscheint. Bereits auf S. 420 gedachten wir des Umstandes, daß sich zwei Berliner Journalisten, die Herren Otto Gumprecht (von der ‚National-Zeitung') und Gustav Engel (von der ‚Vossischen Zeitung') unschicklicher Weise als angebliche Patrone unter die Festtheilnehmer mit eingeschlichen hatten. Ihr ‚Patronat' bestand darin, daß es sich ihre Redaktionen je 300 Thaler hatten kosten lassen, die neuesten Nachrichten über den Verlauf der Feier zu erhalten! Nun waren diese beiden Herren, am Ende der Tafel unter den wirklich hingehörigen Freunden der Sache sitzend, mit dem Vorstande des Berliner akademischen Wagnervereins, dem Architekten Carl Coerper und dem bayerischen Hauptmann M. v. Baligand (S. 385) in einen Wortwechsel gerathen, der unvermeidlich zu heftigeren Äußerungen führte und ein allgemeineres Aufsehen erregte. Alexander Ritter, am anderen Ende des Saales sitzend, wurde durch eine Dame darauf aufmerksam gemacht, es sei dort unten soeben ‚ein blinder Herr beleidigt worden'. Er begab sich auf ihre Veranlassung an Ort und Stelle, ließ sich den Herrn zeigen und sagte: ‚Nun, wenn es der Herr ist, so kann es mich nur freuen, wenn er beleidigt wird.' Es wäre nur gerecht gewesen, wenn die beiden Eindringlinge aus der Gesellschaft, in die sie nicht gehörten, einfach hinausgewiesen worden wären. Statt dessen geschah das volle Gegentheil; die ‚Angst vor der Presse' (Ges. Schr. X, S. 176) bewirkte, daß die mit Recht durch ihre Anwesenheit und ihr Benehmen provozirten Freunde ihnen noch eine Abbitte leisten mußten, was sowohl Ritter, der uns über den Vorfall berichtete, als den Meister, welcher bei seinem Wiedererscheinen im Saale davon erfuhr, innerlichst empörte.

(Zu Seite 435: Liszt's allzu ritterliche Rücksichtnahme auf die, unheilbar gegen Wagner verstimmte, Fürstin Wittgenstein.) Tiefer belehrend, als alle vier Bände der Briefe Liszt's an die Fürstin zusammengenommen, ist für die Beschaffenheit dieser Freundschaft der unvergleichliche Aufsatz: ‚Zu Liszt's Briefen an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein' in den ‚Bayreuther Blättern' 1900, S. 69/101, nebst zahlreichen (20) ‚Beilagen'.

Namenregister.

‚Abendzeitung, Augsburger' 400.
Albert, J., Photograph 83.
Albrecht, Erzherzog 186. 187.
Alexander, Herzog von Württemberg 421.
Alexander II., Kaiser von Rußland 14/15. 319A.
Allgau 146.
‚Allgem. Deutscher Musikverein' 17.
‚Allg. (deutsche) Musikzeitung' 81A. 95A. 354A. 379A.
‚Allg. Kunstzeitung' (Wien) 373A.
‚Allg. Zeitung, Augsburger' 38A. 40. 41A. 49. 54A. 55. 56. 57A. 58. 66. 85A. 90A. 118. 130A. 131A. 143A. 225. 230A. 266. 300. 301. 37 .
‚Allg. Zeitung, Norddeutsche' 278A. 358.
Alpnach 168.
Altlach (Bayern) 113.
Amerika 121. 273.
Am-Rhyn, Obrist 167.
‚An das deutsche Heer vor Paris' 330A. 343.
Andrassy (Minister) 405.
‚Anker, Goldener' (Gasthaus in Bayreuth) 429. 430.
‚Annales politiques et littéraires' 294A.
‚Anz.-Bl., Augsb.' 126A.
‚Anzeiger, Nürnberger' 131. 132A.
Arcostraße 11, Bülow's Wohnung (München) 206. 229.
Aristophanes 314A. 342.
Armansperg, Gräfin, verm. Fröbel 121.
Artaria, Braun-A., R. 85A.
Artichauts (Landhaus bei Genf) 153. 154. 156. 158. 159. 162. 166. 173. 440.
‚Artiste' (Moskau) 292A.
Aschaffenburg 195.
Äschylos 290. 313.
‚Athenäum' (London) 276.
Auber 371. 372A.
Auerbach, Berthold 274/75.
‚Aufklärungen über das Judenthum in der Musik' (‚Censuren') 266—268. 273—278. 280. 305. 307. 308A. 317. 335.
Augsburg 12A. 26. 31. 60. 146A. 179. 205. 236. 379A.
‚Augsburger Abendzeitung' 400.
‚Augsburger Allg. Zeitung' 38A. 40. 41A. 49. 54A. 55. 56. 57A. 58. 66. 85A. 90A. 118. 130A. 131A. 143A. 225. 230A. 266. 300. 301. 371.
‚Augsb. Anz.-Bl.' 126A.
Augusta, Königin von Preußen 317. 357.
Augustenburg, Prinz von 178.
‚Autobiographie' 198. 258. 310. 311.
‚Autobiographische Skizze' 198A.
Avenarius, Cäcilie, geb. Geyer (Stiefschwester R. Wagner's) 296.
Avenarius, Eduard (Buchhändler) 296.
Avignon 158.
Axenstein 296A.

Baader, Franz Xaver 4/5.
Bach, Joh. Seb. 118. 191.
Bache, Walter 298.
Bachmann, Sänger 233. 235. 236.
Baden 178. 318. 367.
Baden-Baden 97. 99. 375. 386.
Badenweiler 367.
Baechtold, J. 344A.
Bahnhofstraße (Bayreuth) 404. 423.
Baligand, M. v. 385. 451.
Bamberg 179. 195.
Barälinsky 439.
Barth 133/34.
Basel 196. 198. 206. 217. 259. 282. 286. 309. 310. 311. 313. 360. 380. 382. 385. 386. 389. 393.
Bassenheim, Graf und Gräfin 289/90. 305. 332.
Batz 309A.
Baudelaire 110.
Baur, Hôtel au lac (Zürich) 344.
Bausewein (Sänger) 446.
Bavière de, Hôtel (München) 22.
‚Bayerischer Courier, Neuer' 133.
‚Bayerische Zeitung' 76A. 120. 139. 142. 144. 213.
Bayreuth 29A. 39. 74A. 80/81. 93A. 146. 151. 167. 169. 188 195. 198. 256. 307A. 324/25. 337. 338A. 345. 347/49. 353. 358/59. 360. 361/62. 364/65. 366/67. 369. 370. 375/81. 382A. 384. 385/88. 390/93. 394/406. 409. 410/12. 414/16. 419A. 421/26. 427/28. 430/32. 433/35. 441. 450.
‚Bayreuther Blätter' 23A. 42A. 118A. 160A. 173A. 264A. 265A. 287A. 309A. 310A. 344A. 345A. 351A. 359A. 379A. 380A. 386. 390A. 396A. 401A. 403A. 407A. 447. 451.
‚Bayreuther Festblätter' 294A.
‚Bayreuther Tagblatt' 415. 419A. 425A. 430A. 432A. 433.
‚Bayreuther Taschenkalender' 61A.
Bayreuther Wagner-Verein 419A.
Bechstein, Karl 366. 219.
Beck, Bassist 230/31. 234. 238.
Beckenried 296.
Beethoven 9. 47. 191. 210. 254. 255. 285. 325. 326. 334/35. 336. 337. 418. 420. 421. 433. ‚Eroica' 406. 409. ‚Trauermarsch' 364. ‚C-moll-Symphonie' 354/55. 357. 358. ‚A dur-Symphonie' 382. 384. ‚Neunte Symphonie' 69. 325. 397. 410. 415. 416/17. 418. 419. 420. 421. 427/28. 429. 431. ‚A moll-Quartett 286. E moll-Quartett 286. Cis moll-Quartett 286. 337A. Es dur-Quartett 337A.
Beethoven, Ludw. van (Großneffe Beethoven's) 254/55.
‚Beethoven' (Wagner's Schrift) 267. 334/36. 339.
Belgien 51. 52. 319A.
Bellaggio 340.
Benediktenwand 84A.
‚Beobachter aus Schwaben' 248A.
Berchtesgaden 82. 250A.
Berg, Schloß S. 9. 17. 84. 94. 100. 114. 150. 179. 193. 206. 207. 299. 439.
‚Bericht an den deutschen Wagner-Verein' 376/78.
‚Bericht an S. M. den König Ludwig II. von Bayern über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule' 66/67.
Berlin 12. 15. 16. 21. 23. 24. 33. 38. 44. 45A. 51. 61A. 79. 87. 90. 129. 132. 133. 165. 188A. 189. 206. 208. 248A. 250. 253. 264. 267. 277. 278A. 279. 280. 290. 299. 300. 307A. 311A. 316. 317. 318/19. 328A. 329A. 338. 341. 342A. 343. 344. 345. 347. 349. 351/58. 360. 361. 364. 365. 366. 367A. 369. 377A. 378. 382. 383A. 384. 386. 392/94. 397/99. 403. 405. 408. 416. 417. 420/21. 423. 434. 448/49.

Berliner Musiker, Verein' 352/53.
‚Berliner Musikzeitung, Neue' 68A. 358A.
‚Berliner Tageblatt' 168A. 193A.
‚Berliner Wagner-Verein' 307A. 369. 451.
Berlioz 110. 278.
Bern 182.
Bertram-Mayer (Sängerin) 208. 209. 210. 445.
Betz, Franz 208. 209. 234. 245. 299. 302. 417. 418. 445.
Beyer, C. 176A.
Biebrich, 18. 27. 70. 223. 224.
Biesenhofen (Bahnstation) 124. 126. 176.
Bismarck, Reichskanzler Fürst Otto v. 114. 122. 123. 129. 132. 133. 178. 179. 187/89. 330A. 343/44. 355/57. 419A. 423. 450/51.
Bitter, C. H. 118.
Blasewitz (Dresden) 192.
‚Blätter, Bayreuther' 23A. 42A. 118A. 160A. 173A. 264A. 265A. 287A. 309A. 310A. 344A. 345A. 351A. 359A. 379A. 380A. 386. 390A. 396A. 401A. 403A. 407A. 447. 451.
‚Blätter, Fliegende' 148.
‚Blätter für bildende Kunst' 278A.
‚Blätter, Historisch-politische' 5.
Bodensee 219.
Bodenstedt, Friedrich v. 44. 367A.
Bohlig (Sänger) 34A. 69.
Boito, Arrigo 374.
Bologna 372/74. 450.
Bombard, v. (Minister) 445.
‚Botschafter, Der' (Wien) 49. 73. 80. 81. 86. 120. 121A.
Brandt, Karl 238. 297. 359. 376A. 378. 403. 404. 405.
Brassin, Louis 319A. 320.
Brater 120. 133/34.
Braun-Artaria, R. 85A.
Braunschweig 96A.
Breitkopf & Härtel 4A. 111A.
Brendel, Franz 16. 17. 308.
Breslau 274. 318A.
‚Brief an einen italienischen Freund über die Aufführung des ‚Lohengrin' in Bologna' 374.
Brienner Straße Nr. 21, vor den Propyläen (Wagner's Wohnung in München) 28. 30A. 80. 88A. 110. 191.
Brockhaus, Clemens 28. 359.
Brockhaus, Friedr. 132A.
Brockhaus, Fritz, Stud. 393.
Brockhaus, Prof. Herm. 26. 257. 305.
Brockhaus, Louise (Schwester R. Wagner's) 159. 358.
Brockhaus, Ottilie (Schwester R. Wagner's) 26. 257/59. 282. 296. 298. 327. 358/59. 379.
Bronsart, H. v. 225A. 446.
Brückwald, Otto 403/05.
Brunnen (Schweiz) 122. 123. 296.
Brüssel 52. 294A. 319. 320.
Buch, Marie v. (nachmal. Freifrau v. Schleinitz und Gräfin Wolkenstein) 318.
Bucher, Lothar 355. 451.
‚Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth' (Wagner's Schrift) 427A.
Bülow, Blandine v. 15. 221.
Bülow, Cosima v. 15/17. 51. 66A. 164. 165/67. 183/84. 243. 261/63 u. f. w. siehe: Wagner, Cosima.
Bülow, Danielav. 15. 164. 221. 281.
Bülow, Hans v. 12. 15/18. 21/25. 33/36. 37A. 46/47. 51/52. 53A. 55. 57/61. 67/70. 73/74A. 75. 76A. 80/83. 86/88. 89A. 90/91. 94. 96/97. 99/100. 103/10. 112/13. 115/17. 126/27. 130A. 135. 145. 149. 153/54. 156A. 160/61. 163/66. 175. 178/85. 188. 190/91. 194. 196/98. 200/12. 216/18. 220/21. 224/25. 227. 229/31. 235/36 238/40. 242. 249A. 244. 248. 254. 261/62. 264. 270. 273. 278/81. 285A. 288. 291. 302. 306A. 307. 312. 313A. 317A. 318A. 320/21. 324/29. 330A. 338A. 356. 364. 412. 445/46. 448. 450.
Bülow, Frau v. (Bülow's Mutter) 36. 165. 206. 281.
Bülow, v. (Namensvetter) 181.
‚Bund' (Bern) 182. 300/01.
Busch, Dr. 356A.

Calderon 41. 42. 110.
Campagne aux artichauts (Landhaus bei Genf) 152/54. 156. 158/59. 162. 166. 173. 440.
Camporeale, Principessa (nachm. Gräfin Dönhof) 406.
Carvalho 196A. 279.
Casarini, Camillo 372.
Cellini 191.
‚Censuren' 215A. 224/25. 266/68. 273/78. 280. 305. 307. 308A. 317. 335.
Cervantes 41.
Chamberlain, Houston Stewart 275. 364A.
Charavay 279A.
Charlottenburg 276A.
Charnacé, Gräfin 262A.
Chorley, Henry 276. 298.
Coerper, Karl 451.
Cohn, Banquier 392.
Comersee 340.
Compiègne 211.
Concerts populaires, Pariser 150. 246. 279.
Conservatoire (Paris) 62.
Cornelius, Peter (Maler) 45/46. 141.
Cornelius, Peter 8A. 11. 15. 24/25. 29. 36. 44/46. 60/61. 62A. 65. 83. 125. 145. 148. 210. 229. 240. 254. 415. 432. ‚Cid' 83.
‚Cosmopolis' 78A.
Coudenhove, Gräfin, geb. v. Muchanoff 298.
‚Courier, Fränkischer' (Nürnberg) 379A.
‚Courier, Neuer Bayerischer' 133. 150. 180. 181.
‚Courier, Pfälzischer' 142A.
Crépieux-Jamin 372A.
Cruslus, O. 326A.
Custozza 187.

Damrosch, Leopold 80. 83. 89. 92A.
Darmstadt 184. 236. 238. 297. 359. 375/76. 378. 382. 397. 403. 404.
‚Das Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth' 427A.
‚Das Judenthum in der Musik' 266/68. 273/78. 280. 305. 307. 308A. 317. 335.
‚Das Münchener Hoftheater' 230A. 301/02.
‚Das Wiener Hofopernthea-ter' 73A.
Decker 45A.
Degelberghütte 176A.
Deinet (Sängerin) 69. 100.
‚Dem königlichen Freunde' (Gedicht Wagner's) 11A. 112.
Dessau 264. 392.
Dessauerstraße 35 (Tausig's Wohnung in Berlin) 361.
Deussen Paul 291A.
‚Deutsche Kunst und deutsche Politik' 17A. 42. 118A. 136. 159/90. 192. 202. 214/15. 221. 224/25. 227/28. 231/32. 236. 450.
‚Deutscher Musikverein, Allg.' 17.
‚Deutsche Revue' 68A.
‚Deutsche Rundschau' 44A.
‚Deutsche Shakespeare-Gesellschaft' 367.
‚Deutsche Zeitung' 173A.
Devrient, Eduard 17. 22. 105A. 397.
Devrient, Ludwig 65.
Diez, Frau (Sängerin) 233. 239.
Dingelstedt, Franz 230/31. 264. 273A. 319. 367A.
Dittmar, Dekan 396.
Dohm, Ernst 352. 417. 421/22.
Döll (Theatermaler) 234. 289A.
Döllinger 201.
Dönhof, Graf 407.
Dönhof, Gräfin (geb. Principessa Camporeale) 319A. 406/08. 415.
Donizetti 372.
Donndorf (bei Bayreuth) 395. 404.
Dönniges, Helene v. 21.
Dönniges, Wilhelm v. 21.
Dorn, Heinrich 87. 89/90. 253A. 280. 351.
Dornbach (bei Wien) 8A. 408. 439.
Drach, Wilhelm (Pseudonym Wagner's) 278.
Dräseke, Felix 17A. 80. 83. 89. 205A. 206A. 446.
Dresden 13. 34. 45. 48/49. 64. 66. 69. 79. 81. 85. 95. 97/101. 106/07. 109. 133. 149. 158/60. 192. 208/09. 233. 235/36. 250/52. 264. 274/75. 280. 285A. 287. 296. 306. 311A. 315/16. 350/51. 369. 397. 419. Opernhaus 306. 316.
‚Dresdener Wagner-Verein' 369.
Dreyse 183.
Dubach (Pianofortefabrikant) 156.
Düfflipp, Lorenz v. 206. 209/10. 217. 240. 255. 268. 272. 273A. 278/79. 299. 302. 312/13. 320/21. 328. 400.
Dumas d. J., A. 371.
Dumba, Nikolaus 326.
Dumonceau'sche Bank (Langrand-D.) 52A. 53A.
Dürer 309. ‚Ritter mit Tod und Teufel' 339.
Durlach 387.
Düsseldorf 164.

Eberle, Ludwig 317A.
Eckert, Karl, Kapellmeister 277A. 280. 317/18. 351.
Edelsheim (Minister) 178.
Ehrenberg, F. 111A.
‚Eine Erinnerung an Rossini' (‚Censuren') 266A.
‚Eine Kapitulation' 342/43.
‚Eine Mittheilung an die deutschen Wagner-Vereine 367A. 377. 386.
Eisenach 45A. 299A.
Elberfeld 164.
Elisabeth, Kaiserin von Österreich 14. 203.
Enge (Zürich) 344.

Engel, Gustav 319A. 451.
Engel, Joseph 274.
England 267. 274.
Englischer Garten (München) 111.
‚Entwürfe, Gedanken, Fragmente' 63A. 278A.
Enzenberg, Graf (Baden) 186/87.
Enzenberg, Graf 186.
‚Epilogischer Bericht über die Umstände und Schicksale, welche die Ausführung des Bühnenfestspieles ‚Der Ring des Nibelungen' bis zur Veröffentlichung der Dichtung desselben begleiteten 376A.
Ermitage (Bayreuth) 348. 395. 419.
Ernbach (Canton Zürich) 440.
Erfurt 183. 393.
‚Erinnerungen an Auber' 371. 372A.
‚Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld' 70/72. 97/98. 104/06. 109. 209. 237/38.
‚Erinnerung an Rossini' (‚Censuren') 266A.
Erlangen 68A. 164.
‚Esprit nouveau' 246.
Esser, Heinrich 196/97. 240. 250. 257. 264. 306. 316A. 322. 325. 407A.
Euripides 313. 314A.
Europäischer Hof' (Mannheim) 380. 384/85.

‚Fama' (Mailand) 372A.
Fantaisie (Bayreuth) 395. 401. 404/05. 412. 414/15. 421. 435.
‚Faust'-Ouvertüre 34. 352/53. 435.
‚Ferdinand Hiller' (‚Censuren') 215A. 224/25.
Feustel, Friedrich 348. 358/59. 375. 378/81. 386. 388. 390/92. 394/95. 396A. 397. 400/01. 403/04. 405A. 411/12. 417. 419A. 423. 425. 427. 431.
Filippi, Dr. Filizzo 319A. 372A.
Finck, H. T. 251A.
Firdusi 42/43. 126.
Fischer (Sänger) 34A. 249.
Flaxland 279A.
Fleischhauer 416.
‚Fliegende Blätter' (München) 148.
Florenz 185. 281. 307. 312. 321A. 326. 329A. 373/74. 415.
Flüelen 123. 218.
Forel-Morsier, Mme. 153A.
Förster-Nietzsche, Elisabeth 282A. 290. 309/10. 314A. 315A. 339/40. 389A.
Franck, Kreisbaurath (Bayreuth) 403.
Frank, E. 373.
Frankfurt a. M. 18. 33. 80. 179. 187/88. 285. 359. 382.
‚Fränkischer Courier' (Nürnberg) 379A.
Frankreich 110. 158/59. 246. 267. 274. 371. 426.
Franz, Konstantin 192/93. 214. 237.
Franz Joseph I., Kaiser von Österreich 14.
Frauenfeld 330.
Freiburg 327.
‚Freie Presse, Neue' (Wien) 254. 274. 322. 355A. 411.
Freytag, Gustav 275.
Friedrich, Großherzog von Baden 6A. 178. 383/84.
Friedrich II., König von Preußen 20. 214. 428.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 349.
Fries, Prof. 396.
Fritsch, Cäsar 278A.
Fritzsch, E. W. 308/09. 336. 339. 341. 358.
Fröbel, Julius 8A. 10A. 51/53. 119A. 120/23. 125. 129A. 146. 152. 161A. 170. 178A. 180. 187A. 189. 192. 194. 207. 212/13. 215. 224/29. 235. 253. 268.
Frommann, Alwine 317.
Furchheim 319A.
Fürstenau, M. 209A.

Gallerie Schack 41. 284.
Garrigues, Malvina (nachm. Schnorr von Carolsfeld) 68.
‚Gartenlaube' 84/85A.
Gasperini, A. de 80. 83. 89. 93. 95. 246.
Gasteiganlagen (München) 116. 134.
Gastein 23. 178.
‚Gasthof, Schubert'scher' 422.
‚Gasthof zur Traube' (Darmstadt) 236.
Gaus, Bürgermeister (Baden-Baden) 386.
Gautier, Judith (Tochter Theophile Gautier's) 279. 293/97. 299. 305. 319A. 332A. 403.
Gautier, Theophile 279.
Geiler von Kaisersberg 443.
Genelli 41 (‚Bacchus unter den Musen').
Genf 153/54. 156A. 158. 161. 163/64. 167/68. 170A. 186A.
Genfer See 22. 146. 152/53. 163.
Genua 255. 373A.
Georg V., König von Hannover 405.
Georg, Prinz von Preußen 305.
Georgen, St. (Bayreuth) 378.
Gersdorff, Karl v. 291A. 386. 393. 403. 415.
‚Gesammelte Schriften und Dichtungen' 67. 118. 339. 343. 356. 363. 367A. 377/78. 402. 415.
‚Gesellschaft der Musikfreunde' (Wien) 408.
Geyer, Cäcilie, verm. Avenarius 297.
Geyer, Ludwig 169A. 311. 444.
‚Der bethlehemitische Kindermord' 311A.
Gille, Dr. (Jena) 17A. 73A. 80. 83. 154A. 161A. 163A. 209. 298. 421/22.
Giroud 157. 168. 169A. 444.
Gitschin 157.
Gluck 42A. ‚Armida' 231. ‚Iphigenie in Aulis' 406.
Glückstadt, Herzog von 153A.
Goethe 224. 277. 286. 290. 336.
Goethehaus (Frankfurt) 18.
‚Goldener Anker' (Bayreuth) 429/30.
Görres, Guido 5.
Görres, Jakob Joseph 5.
‚Götterdämmerung' 287A. 306/07. 309/11. 313/14. 322. 325. 328. 371. 376. 392/93. 396/97. 402/03. 404A. 415. 449. 450.
Gotthard, St. 168. 441.
Göttingen 282.
Gounod, ‚Faust' 98. 99A. 397A. 446.
Grand Hôtel (Paris) 220.
Grand Hôtel de Marseille 158.
Grandauer, Dr. 84/85. 106. 117. 120. 126.
Gravelotte 330.
Greifswald 282.
‚Grenzboten' 275A.
Grimm, Jakob 443.
Groß-Hesselohe (bei München) 242.
Gruben, Baron 53.
Grün 416.
‚Grüne Broschüre' 346. 361.
‚Grüner Hügel' (Enge bei Zürich) 344.
Grütli 123. 296A.
‚Guide musical' 153A. 197A. 198A. 215A.
Gumprecht, Otto 420A. 451.
Gutmann 317A.
Gymnase, Théâtre (Paris) 221.

Hähnel, Prof. Julius 159.
Halevy 449.
Halle 259.
Hallwachs, Dr. Reinhard 238. 246. 273. 289A.
Hallwachs, Emmy (geb. Heinz) 61A.
Hamburg 402. 417. 439/40.
Händlein, Pianist 366. 383.
Hannover 69. 231. 234. 264. 316.
Hanslick 253A. 254. 325/26. 341. 405A. 411.
Hardt, Kammermusikus 419A.
Hartmann, Moritz 225.
Hartmann, Sänger 69.
Hatzfeld, Gräfin 21. 318A.
Haydn 110.
Heckel, Emil 346A. 357A. 361/63. 364A. 367A. 369/70. 371A. 376A. 377. 380/83. 385A. 392A. 393. 394A. 395. 398/99. 414/15. 418A. 423/24. 425A. 450.
Heckel, Karl 362A. 381A.
Heckmann 416.
Heidelberg 350. 382.
Heigel, Karl v. 15A. 18A. 150A. 195A.
Heimgarten 84A.
Heine, Ferdinand 159. 235.
Heinrich, Erzherzog 289/90.
Heinrich (Sänger) 69.
Heintz, Albert 61A. 190A.
Heintz, Emmy (nachm. Fr. Dr. Hallwachs) 61A.
Heinze, G. 209A.
Helena, St. 218.
Helene, Großfürstin von Rußland 405.
Hellmesberger, Joseph, Kapellmeister 196. 402A. 405A. 406.
Helm, Dr. Theodor 337A.
Helmholtz, Prof. 355.
Helmholtz, Fr. Prof. 355.
Herbeck, Johann 251A. 298. 306. 316/17. 405A. 406/08. 410.
Herbeck, Ludwig 317A. 408A.
Hergiswyl (am Vierwaldstätter See) 296.
Hermannsstadt (Siebenbürgen) 415.
Herwegh, Georg 84. 123. 344. 367/69.
Herzen, Frl. Olga von 435.
Herzog, G. 69A.
Herzogstand 84A. 113.
Hessen 178A.
Hettner, Hermann 96A.
Heugel & Cie. 93A.
Heyse, Paul 44. 243.
Hill, Karl (Sänger) 33.
Hiller, Dr. Ferdinand 215A. 225. 253A. 275.
Hirth, Dr. Georg 201A.
‚Historisch-politische Blätter' 5.
Hochkopf (Bayr. Alpen) 113/14. 193A. 299.
Hof 188. 195.
Hoffmann (Kabinetssekretär) 10.
Hoffmann, E. T. A. 198.

Hofgarten (Bayreuth) 348. 349. 395.
Hofmann, v., Sektionschef (Wien) 405.
Hohenlohe, Fürst Chlodwig v. 200/01. 204. 207. 212. 228A. 231/32. 248A. 263. 300. 323.
Hohenschwangau 3. 4. 18. 20—22. 25. 26. 28. 30. 32. 33A. 34. 114. 116. 123—27. 129. 134/35. 138—41. 145A. 177. 301A.
Hohenwart (Bayreuth) 404.
Hohenzollern 193.
‚Hohle Gasse' 122.
‚Holländer, Der fliegende' 21. 29. 34. 34. 38A. 54. 62. 85. 99. 104. 238. 317A. 319. 393. 411.
Holmès, Mlle. Augusta 298. 305.
Holnstein, Graf 62A.
Holstein, Schleswig- 178.
Holstein, Schleswig-, Herzog von 153A.
Holtzmann 43A.
Hölzel, Gustav (Sänger) 231. 232/33. 234. 239. 248/49.
Holzkirchen 140.
Horawitz, Dr. A. 275/76A.
Hornstein, Frau v. 31.
Hôtel Baur au lac (Zürich) 344.
Hôtel de Bavière (München) 22.
Hôtel ‚Bayrischer Hof' (München) 92. 204. 381A.
Hôtel ‚Europäischer Hof' (Mannheim) 380. 384. 385.
Hôtel Fantaisie (Donndorf bei Bayreuth) 395. 401. 404/05. 412. 414/15. 421.
Hôtel zu den vier Jahreszeiten (München) 81. 82.
Hôtel du lac (Luzern) 293.
Hôtel Marienbad (München) 94. 101A.
Hôtel (Grand) de Marseille 158.
Hôtel Metropole (Genf) 153/54.
Hôtel du Parc (Berlin) 351.
Hôtel (Grand) Paris 220.
Hôtel de Prusse (Leipzig) 349.
Hôtel de Rome (Berlin) 351.
Hôtel Schweizerhof (Luzern) 28. 167/68. 218. 392.
Hugo, Victor 343.
‚Huldigungsmarsch' 20. 28. 29. 202A. 424. 425.
Hülsen, Botho v. 280. 354.

Innthal 211.
Isar 107. 116. 134. 151. 199. 253.
Isarstadt-Theater (München) 86A.
Isarthal 113. 114.
Isouard 85A.
Istel, E. 196A.
Italien 10. 179. 187. 255. 281. 284. 326. 372. 374.

Jachenau 113.
Jachmann-Wagner, Johanna (Nichte Richard Wagner's) 352. 417. 418.
Jägerstraße, nachmals Bahnhofstraße (Bayreuth) 423.
Jakob (Diener Wagner's) siehe: Stocker.
Jank (Theatermaler) 234. 289A.
Janke 446.
Jean Paul 348. 395.
Jena 73A. 80. 154A. 161A. 239. 421.
Jensen, Adolf 80. 81. 82. 83. 89A. 95A. 98A.
Joachim 338A. 351.
‚Joconda' (Isouard) 85A.
Johann, König von Sachsen 34. 64A. 99. 100. 315.
Jost (Knecht auf Triebschen) 174.
‚Journal, Mannheimer' 384A.
Jouvin, B. 372A.
‚Judenthum in der Musik' 266/68. 273/78. 280. 305. 307. 308A. 317. 335.
‚Jugend' (München) 201A.

Käfferlein, Advokat 395. 425. 431.
Kahl, Musiker 337.
Kahnt, C. F. 308. 319A.
Kaiser, Chr. 67.
Kaiser, Dir. 397.
‚Kaisermarsch' 343. 345/46. 350. 351. 354. 357. 361. 368. 382. 383. 419. 428.
Kalergis-Nesselrode (= Frau v. Muchanoff) 7. 24A. 267. 298. 305. 319A. 364.
Kalliwoda, Musikdirektor 89A.
Kaltbad (Rigi) 168.
Kant 291.
‚Kapitulation, eine' 342/43.
Karl, Prinz von Bayern 140/41. 187. 188.
Karl Alexander, Großherzog v. Sachsen-Weimar 217. 397.
Karlsruhe 6A. 16. 17. 22. 68. 79. 107. 108A. 186. 208. 264. 265A. 282. 316. 321. 329A. 376A. 381. 382.
Karlsruher Musikfest (Tonkünstler-Versammlung) 16/17. 22. 52A.
Karwendel 84A. 114.
Kastner, E. 311A.
Kaufbeuern 126A.
Kaulbach, Wilhelm v. 23. 45.
Kean 65.
Keller, Gottfried 344.
‚Kemptener Zeitung' 248A.
Ketteler, Erzbischof 21.
Kiel 327. 417.
Kietz, Gustav 149A. 159. 285A.
Kindermann (Sänger) 33. 34A. 63. 302A. 446.
Kissingen 14. 15. 187. 195. 250. 412.
‚Klabderadatsch' 253. 448.
Klindworth, Karl 12A. 24. 52. 53A. 80. 82. 83. 112. 306. 307A. 321. 328/29. 336.
Klindworth, Staatsrath 52. 53.
Klindworth-Street, Mme. 52. 53.
Kling, H. 153A. 154A. 155A. 156A. 160A. 162A. 164A. 169A. 444.
Koch, Friedrich 383.
Koch'sche Kapelle 361.
Kochel 423.
Köhler, Louis 80. 81. 82. 83. 310.
Kolff, Santen- 61A.
Köln 18. 225.
Kölner Dom 18.
Kölnische Zeitung 261. 300. 372.
‚König-Wilhelm-Verein' (Berlin) 354. 358.
Königgrätz 187. 189. 190.
Königsberg i. Pr. 12A. 80. 82. 282. 310.
Könneritz 99A.
Konrad, Pfaffe (‚Rolandslied') 158.
‚Korrespondent von und für Deutschland' (Nürnberg) 100A. 132. 147.
Kraft, Louis 349. 350.
‚Kraft-Liedchen' 350A.
Krausse, Robert 285A. 311A.
Kriete 159.
Krockow, Gräfin 364. 415.
Kulm (Rigi) 168.
Kulm (bei Bayreuth) 394.
Kummer, Kammermusikus (Dresden) 159.
‚Kunstzeitung, Allg.' (Wien) 373A.
Kürschner, Joseph 217A.
Küßnacht 123.

Lachner, Franz 32. 43. 44. 45. 68. 176. 197. 208. 212. 229/30. 231. 239. 250. 381. 397. 441. 446/47. 448.
‚Catarina Cornaro' 447.
Lachner, Vincenz 381. 385A.
Lago maggiore 255.
La Mara 23A. 51A.
Landolina, Garten (Syrakus).
Lang, Julius 267A. 274. 278A. 419A.
Langer, Ferdinand 393.
Langrand-Dumonceau'sche Bank 52A. 53A.
Lapommeraie, Dr. 110.
Lasker 275.
Lassalle, Ferdinand 21/22.
Lassen, Eduard 80. 82. 83. 92A. 112A. 298.
Laube, Dr. Heinrich 216. 217. 253. 254. 448.
Lausfot, Frau Jessie 191A.
‚La vie moderne' 325A.
‚Le Guide musical' 153A.
Lehel (München) 116.
Leipzig 4A. 25. 26. 27A. 28. 35. 41. 111A. 113A. 132A. 150. 159. 209A. 241A. 251. 254. 257. 258. 259. 268. 273. 276. 281. 282. 285A. 308. 319A. 326A. 330. 335. 336. 339. 349/50. 351. 354. 358. 359. 360. 364. 369. 375A. 394. 398. 403. 404. 415. 416. 421. 434. 451.
Leipziger Wagner-Verein 369. 398.
Leroy, Leon 246.
‚Lese-Museum' (Luzern) 185.
‚L'esprit nouveau' 246
Levi, Hermann 265A. 321/22.
‚Liberté' 279.
‚Liebesmahl der Apostel' 207.
Liederkranz (Bayreuth) 419A. 422.
Lindau (am Bodensee) 176.
Linz 233. 234.
Liszt, Blandine 165.
Liszt, Cosima 16. 51. 66A. 164. 165/67. 183/84. 243. 261/63 u. s. w. siehe: Wagner, Cosima.
Liszt, Eduard 22.
Liszt, Franz 16/17. 18A. 22/24. 25. 38A. 41. 43A. 45. 52. 53A. 83/84. 113. 115. 123 160A. 163. 165. 184. 203A. 217. 218. 219. 225. 261. 262A. 264. 273A. 280. 281A. 289A. 298. 319. 340A. 344. 346. 364. 412/13. 422. 434/35. 451. ‚Heilige Elisabeth' 113. 115A. 163. 217. ‚Christus' (‚Seligpreisungen') 24.
Liszt's Mutter 160A.
Loën, Freiherr v. (Weimar) 298. 319. 366. 367. 368. 392. 393. 394. 395. 417.
‚Lohengrin' 4. 6. 24. 29. 33. 38A. 104. 124. 125. 127. 175. 176. 186A. 204. 205. 207. 208. 209. 210. 212. 217. 233/34. 251. 272. 277. 279. 280. 288. 302. 317. 319. 320. 354. 357. 372. 374. 392. 393. 394. 407. 415.
Löhr, Franz 7/8A.
London 12A. 57. 68. 80. 82. 112. 163. 276. 298. 366. 449.
Löser, Bernhard, Kommerzienrath (Berlin) 353. 393/94. 398.

Louise, Großherzogin von Baden 6A. 383/84.
Löwenberg (Schlesien) 80.
Löwen-Denkmal (Luzern) 286.
Luboſch, Dr. E. 167/68A.
Ludwig I., König von Bayern 4. 10. 38. 46. 116. 132. 141. 146.
Ludwig II., König von Bayern 3/10. 11. 14/22. 24/26. 28/30. 32/36. 37/40. 42A. 45/65. 67. 68. 72/75. 79. 83/85. 88A. 91. 92. 94. 95. 98/107. 110/148. 150/51. 153. 157/61. 163. 165. 166. 169. 170. 175/82. 188. 191. 193/96. 198/207. 209/13. 220. 223. 225. 227. 228. 231. 236. 242. 246/48. 250A. 255. 260/64. 268/73. 278. 279A. 280. 281. 285/88. 296. 298/302. 304/06. 312. 313. 321A. 322/23. 324. 328/31. 333. 336. 345. 379. 385. 391. 399/401. 411. 412. 419A. 423/25. 427. 429/30. 440. 441. 442. 444. 445. 446.
Ludwigſtraße (München) 116.
Luitpoldſtraße 15 I. Bülow's Wohnung (München) 61.
Luther 214. 383A. 396. 427. ‚Sendſchreiben an den chriſtl. Adel deutſcher Nation' 214. ‚Ein feſte Burg' 383A.
‚Luther's Hochzeit' 294.
Lux, v. 56. 114. 122. 129. 141/42. 176. 445.
Luzern 6. 17A. 28. 122. 167. 168. 176. 185. 191. 210. 214. 215. 218. 219. 224. 225. 235. 236. 247. 248. 255. 257. 259. 260. 261. 279. 282. 293. 296. 321A. 324. 328. 331. 332. 336. 337. 339. 340. 344. 347. 360. 366. 373A. 374. 378. 388. 390. 392. 395A. 396. 440. 447.
Lyon 158.

Mac Mahon 330.
Magdeburg 25. 324. 382. 397. 415. 421. 434.
Maier, Mathilde 31. 32.
Mailand 255. 319A. 372A. 373. 415.
Main 188.
Main, rother 347.
Mainz 18. 21. 31. 250. 382.
Makart, Hans 408.
Mallinger, Mathilde 208. 209. 233. 245. 445/46.
Männergeſang-Verein, Wiener.
Mannheim 264 274. 316. 361. 362. 363. 366. 369. 370. 371. 375. 376. 380/85. 386. 393. 395. 397. 398. 399. 402. 414. 434.
‚Mannheimer Journal' 384A.
Mannheimer Wagner-Verein 362/63. 370/71. 380/83. 385. 395. 424A. 432.
Manz, Guſtav 240A.
Mara, La 23A. 81A.
Marbach, Prof. Dr. Oswald (Wagner's Schwager) 276.
Maria Alexandrowna, Kaiſerin von Rußland 18.
Maria Alexandrowna, Großherzogin von Rußland 15. 18.
Mariafeld 327. 332. 344. 450.
Mariani, Angelo 373. 374.
Marie, Königin von Bayern, Prinzeſſin v. Preußen (Mutter König Ludwigs II.) 7. 10. 22. 141. 203.
Marie Henriette, Königin von Belgien 320.
Marienbad, Hôtel (München) 94. 101A.
Mars la Tour 330.
Marſeillaiſe 296.
Marſeille 158.
Marſeille, Grand Hôtel de 158.
Mattenheimer, Aſſeſſor (Bayreuth) 419A.
Matthieu (Tapezier, München) 172A.
Maximilian II., König von Bayern 3. 4. 5. 7A. 29. 42. 84A. 113. 116. 130. 131. 146.
Maximilian, Herzog (Bayern) 203.
Maximilianeum 116. 134.
Maximilians-Orden 443/44.
Maximilianſtraße (Bayreuth) 347/48.
Maximilianſtraße (München) 116. 134. 199. 245.
Mayer, Frau Bertram- (Sängerin) 208. 209. 210.
Mayr, Julius 68A.
Mazzini 179.
Medlenburg 151.
‚Meine Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld' 70/72. 97/98. 104/06. 109. 209. 237/39.
Meiningen 264. 415.
‚Meiſterſinger von Nürnberg' 17. 18. 24. 34. 82. 99. 104. 105. 106. 121A. 157. 158. 162. 163. 185. 187/88. 190. 196. 198. 201/02. 203/07. 214/17. 219/20. 223/26. 229/258. 280. 262A. 263/65. 267. 272. 274. 279. 280. 282. 284. 286A. 288. 292. 301/03. 306. 310. 315/19. 327A. 328. 341. 349. 352/84. 407. 427. 443. 447/48.
Mendès, Catulle 293. 294. 297. 298. 305. 319A.
Mendès, Judith (geb. Gautier) 279. 293. 294. 296. 297. 298. 305. 3 9A. 332A. 403.
Mendelsſohn, Felix 44. 45. 275. 278. 280. 307. 317. 345.
‚Ménestrel, le' 93A.
Merhoff, C. 240A.
Metropole Hôtel (Genf) 153. 154.
Metz 330.
Meyerbeer, Jakob 38. 69. 90. 110. 280. 317. 345. 358A. 420A. 449.
‚Afrikanerin' 90.
Meyſenbug, Malvida v. 78. 331. 417. 421. 422. 434.
Miedelspeunth (Bayreuth) 349.
Mihalovich, E. v. 185A.
Milde, Fedor und Roſa v. 44A.
Mincio 187.
Mitterwurzer, Anton 69. 85. 89A. 94. 100. 101 104.
Mitterwurzer, Frau (Gattin des Vorigen) 89.
‚Mittheilung an die deutſchen Wagner-Vereine' 367A. 377. 386.
Modena 373.
Mohr (Verleger) 326A.
Moltke, Feldmarſchall 333.
Montaigne 310.
Monteſquieu 261.
Montez, Lola 132.
Montreux 403.
Mont Salève 163.
Morin-Chevillard, Pariſer Quartettgeſellſchaft 286. 449.
Moritz, St. 211. 446.
Mornex 163.
Morſier, Forel-, Mme. 153A.
Moskau 12. 16. 292A. 321. 336.
Moſzonyi, Michael 83.
Mozart 29. 42A. 45. ‚Don Juan' 45. ‚Die Zauberflöte' 45. 382. 383/84.
Mrazek, Franz 26. 27. 28. 114. 154. 159. 161. 162. 167/68. 171. 172A. 193. 206. 249. 440.
Mrazek, Anna (Gattin des Vorigen) 27. 161/62. 167A. 171. 172A.
Muchanoff, Frau Marie Muchanoff-Kalergis, geb. Gräfin Neſſelrode 7. 24A. 267. 298. 305. 319A. 364.
Müller, Franz, Regierungsrath (Weimar) 80. 81. 83. 245A. 298.
Müller v. d. Werra 350A.
Mulzer, v. 132A.
München 4/6. 10/14. 16. 19. 22/25. 27A. 28. 29. 31/35. 37/40. 42A. 43/52. 54/58. 60. 62. 63. 65. 66A. 67/69. 72. 73A. 74/76. 78/80. 82/87. 90. 92A. 93. 96/99. 101. 103/109. 114/72. 174/199. 201/20. 221/43. 246/65. 268/73. 278. 280/91. 294A. 296/315. 317A. 320/29. 359. 361. 366. 369. 378. 381. 382. 386. 391. 396. 397. 399/401. 405. 412. 415. 439. 440. 444/46.
‚Münchener Hoftheater, Das' 230A. 301/02.
Münchener Wagner-Verein 369. 386.
Muncker, Dr. Franz 173A. 348. 379/80. 390A. 391A. 401A.
Muncker, Theodor v., Bürgermeiſter 348. 379/80. 388. 390/92. 395/96. 399. 400. 401. 403. 407A. 412. 425. 426. 431.
Municipalpalaſt (Genua) 373A.
‚Muſik, Die' (Zeitſchrift) 196A. 234A. 249A. 337A. 439.
‚Muſikal. Rundſchau, Neue' 286A. 292A.
‚Muſikal. Wochenblatt' 5A. 69A. 93A. 153A. 336A. 337A. 340A. 341. 367A. 371. 386A. 390. 447A.
Muſikfeſt, Karlsruher (Tonkünſtler-Verſammlung) 16/17. 22. 52A.
Muſikfeſt, Züricher 74A.
Muſikverein, Allg. Deutſcher 17. 22. 52A.
Muſikzeitung, Allg. (Deutſche) 81A. 95A. 354A. 379A.
Muſikzeitung, Neue Berliner 68A. 358A.
Muſikzeitung, Neue (Stuttgart) 197A. 198A.
Muyden, van (Stilke & van Muyden) 278A.

Nachbaur, Franz (Tenoriſt) 209. 236. 237. 245. 274.
Nachod 187.
‚Nachrichten, Neueſte' (München) 49. 54. 55. 75. 120. 130. 132A. 133A. 136. 137. 139. 140. 147A. 148. 180. 298A. 299. 444. 445.
Napoleon I. 218.
Napoleon III. 190. 211. 332. 374A.
Naſſau 187.
Naſſau, Herzog v. 18.
‚Nationalzeitung' (Berlin) 300. 420A. 451.
Naumburg 282.
Neapel 328. 374. 406.
Neswadba 89A.
‚Neue Berliner Muſikzeitung' 68A. 358A.
‚Neue freie Preſſe' (Wien) 254. 274. 322. 355A. 411.
‚Neue Muſikzeitung' (Stuttgart) 197A. 198A.
‚Neuemuſikal. Rundſchau' 286A. 292A.
‚Neue Zeitſchrift für Muſik' 238A. 308.
‚Neuer Bayeriſcher Courier' 133.
‚Neueſte Nachrichten' (München). Siehe: ‚Nachrichten'.
Neumann, Wilhelm (Architekt) 353. 378. 392. 394. 399. 403.

Neumayr, v., Minister (München) 131. 132A. 180. 200.
Newa 12A.
Nibelungen-Gang im Königl. Schlosse zu München 38A.
Niemann, Albert (Tenorist) 64. 268. 277A. 317. 417. 418. 425.
Nietzsche, Elisabeth Förster-N. 282A. 290. 304/10. 314A. 315A. 339/40.
Nietzsche, Friedrich 19. 27. 112. 257. 259. 281/83. 286. 287. 290/91. 293. 296. 298. 309/10. 313/15. 326/27. 330. 336A. 339/40. 341. 343. 345. 363. 368. 370. 380. 382. 383. 385. 386. 388/90. 393. 403. 415. 417. 423. 425.
Nikolsburg 189.
Nimptsch, Frau von 318A.
Nissl, geistl. Rath 68A.
Nohl, Dr. Ludwig 29. 43. 44A. 47. 95A. 233A. 238. 239. 240. 245. 254. 255. 257. 263A. 268/69. 299. 381A. 383. 441. 445. 447. 448.
‚Norddeutsche Allg. Zeitung' 278A. 358.
Nötre-Dame 261.
Nuitter, Charles (Truinet) 220/21.
Nürnberg 179. 188. 193. 195. 196. 208. 252. 379A.
‚Nürnberger Anzeiger' 131. 132A.
‚Nürnberger Korrespondent von und für Deutschland' 100A. 132. 147.

Oberfranken 324.
‚Oberfränkische Zeitung' 434.
Oberhessen 187.
Obrist Am-Ryn 167.
Odeon (München) 446.
Oesterlein, Nikolaus 25A. 69A. 299A.
Offenbach 342A. 343. 372.
Oldenburg, Prinz von 153A.
Olivier, Emile 220.
Olmütz 179.
‚Oper und Drama' 234. 237. 258. 313/14A.
Opernhaus, markgräfliches zu Bayreuth 324. 348. 416ff. 425. 427. 428.
Opernhaus (Dresdener) 306. 316.
Österlein, siehe: Oesterlein.
Österreich 79. 178. 179. 189.
Öttinger, E. M. 274.
Otto I., König von Griechenland 211.

Paris 6. 14. 22. 34. 38. 48. 57. 62. 64. 78. 80. 83. 84. 86. 87A. 90. 93. 110. 119. 150. 156A. 160A. 165. 186A. 188A. 190. 208. 211. 220. 221. 222. 246. 266. 274. 279. 286. 294A. 298. 317. 318. 319A. 320. 325A. 330A. 333. 371. 374A. 406. 426. 446. 449.
Pariser concerts populaires 150. 270.
Pariser Weltausstellung (1867) 211. 220/21. 446.
Parma 373.
Parnasse contemporain 294A.
‚Parsifal' 279A.
Partenkirchen 140.
‚Parzival' 61. 115. 116. 179. 311. 313.
Pasbeloup 246. 274. 279. 371A. 372A.
Paul, Jean 348. 395.
Paulus (Apostel) 336.
Pecht, Friedrich 45A. 48. 49. 50/51. 56A. 73A. 105A. 120. 198. 199. 330. 331. 441/42.
Pellet, Villa (am Starnberger See) 8. 439.
Pension du Rivage (Vevey) 152.
Penzing (bei Wien) 8A. 439.
Perfall, Freiherr v. 67. 70. 117. 210. 216. 229. 230. 231. 235. 240. 273A. 279. 297. 299/302. 307. 312. 321.
‚Perseveranza' 372A.
Pesth 80. 113. 115. 116. 261. 286. 397. 405. 415. 434.
Petersburg, St. 12. 15. 16. 291.
‚Pfälzer Zeitung' 133.
‚Pfälzischer Courier' 142A.
Pfister, Philipp 121. 122. 443.
Pfistermeister, Franz v. 8A. 10/11. 25. 32. 38. 49. 52. 53. 56. 59. 72. 73. 94. 98/99. 119A. 121. 130. 132. 138/39. 140. 141. 176. 180. 206A. 443.
Pfordten, v. der (Minister) 114. 121. 129. 130. 131. 135. 138. 142. 161. 170. 176. 178. 179. 180. 187. 188. 189. 193. 194. 200. 201. 202. 203. 323. 445.
Pierrefonds 211.
Pilatus 168. 169A. 185. 218. 282. 328. 329.
Piloty 117.
Pindar 290.
Pisa 306.
Pohl, Richard 68/69. 73A. 80. 83. 86. 87. 89A. 92. 93A. 112A. 217. 218/19. 224. 228/29. 244. 247A. 248. 270. 273. 288. 298. 303. 311A. 310A. 367. 368. 381/82A. 383. 384. 432.
Pohl (Wagner's Hund) 8. 83. 145/46. 156. 160. 163.
Porges, Heinrich 15. 49/50. 80. 81. 83. 89. 106. 110. 117. 137. 145. 229. 240. 415. 421A. 432. 441. 442. 447. 448.
Poschinger, H. v. 355A.
Possart, E. 446. 447.
Prag 109. 187. 193. 258. 405.
Prager Bahnhof (Dresden) 109.
Präger, Ferdinand 112/13. 366.
Prélaz, Pension (Vevey) 152.
‚Presse' (Wien) 103/04A. 286A. 317A. 320A. 379A.
‚Presse, Neue freie' (Wien) 254. 274. 322. 355A. 411.
‚Presse, Süddeutsche' 212/13. 214. 215. 217. 224. 225. 226. 227. 228/29. 253. 268. 399.
Preußen 5. 51. 80. 178. 179. 187. 188. 189. 190. 193/94. 201. 202. 329. 330A.
Propyläen (München) 27. 28. 40. 56. 87. 170.
Pruckner 89A.
‚Publikum und Popularität' 253.
‚Punsch' (Münchener Witzblatt) 104A. 132A.
Pusinelli, Dr. Anton 109A. 157A. 158. 159. 160. 168. 173A. 229. 260. 270A. 287. 310. 316. 344. 345A. 350/51. 369.

Quaglio, Theatermaler (München) 234. 289A.

Rafael 23A.
Raff, Joachim 16A. 80. 96. 103A. 180A. 184A. 200. 201A. 202A. 204A. 250A. 254. 261. 273A.
Raimund, Ferdinand 337.
‚Ramajana' 114.
Ramann, L. 340A.
‚Räuberpark' (Triebschen) 168. 172. 295
Rauchenecker, 9. 86A.
Rauchenecker, Musiker 337.
Rebel, Johann 439.
Rebling, Musikdirektor (Magdeburg) 415. 418.
Regensburg 51. 52A. 53.
Reichenhall 85. 88. 89A. 375. 386.
‚Reichsadler' Hôtel (Bayreuth) 429.
Reklam 44A.
‚Religion und Kunst' 179A.
Remenyi 115A.
Rennweg (Bayreuth) 349. 395.
‚Revue, Deutsche' 68A.
‚Revue des deux mondes' 286A.
Rhein 18. 330A.
Rheinberger, Lehrer 68A.
‚Rheingold' 18. 73. 103. 104. 105. 106. 111. 112. 114/15. 161. 236. 270. 271. 272. 273. 278. 279. 287. 288. 289. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 304. 305. 309. 312. 313. 320. 329. 359.
Rheinland-Westfalen (projektirtes Königreich) 51. 52.
Rhode (Schauspieler) 446.
Rhone 163.
Richard (Sänger) 34A.
Richter, Hans 196. 197. 198. 202. 215. 216. 233. 236. 237. 238. 249. 250A. 252. 262. 278. 279. 285. 286. 288. 289A. 297. 298. 299. 302. 313A. 319. 320. 327. 328. 331. 336. 337. 340. 342. 343. 410. 412. 414. 420. 447. 448.
Riedel, Prof. Karl (Leipzig) 298. 397. 415. 418. 419A. 423.
Riederer, Hôtelbesitzer (Bayreuth) 395. 401.
Riegel, Hermann 45A. 46A.
Riehl, W. H. 68. 225. 398/99.
‚Censuren' 215A. 224/25.
‚Rienzi' 186A. 274. 279. 306. 383. 407. 408. 449.
Rietz, Julius 208. 251. 280. 306. 315. 316. 448. 449.
Riga 87. 155A.
Rigi 168. 169A. 289.
Rigi-Hôtel 289.
‚Ring des Nibelungen' 4. 26. 30. 33. 35. 37. 38A. 93A. 107. 112. 116. 146. 157. 165. 198. 220. 236. 256. 265. 267. 271. 272. 287. 293. 305. 306. 322. 323. 328. 333. 336. 346/47. 360. 361. 362A. 363. 364A. 370. 375. 376. 383. 400. 401. 410. 411. 412. 423. 432.
Riß, vordere (Bayr. Alpen) 299.
Ritschl, Prof. 281.
Ritschl, Fr. Prof. 257.
Ritter, Alexander 78A. 79. 80. 81. 83. 127A. 135. 141A. 156A. 160A. 184A. 188. 190. 196. 203A. 383. 415. 432. 451.
Ritter, Frau Franziska 78A. 80. 383. 415.
Ritter, Frau Julie 306.
Rivage, Hôtel du (Vevey) 152.
Röckel, August 80. 81. 83. 89. 148. 204. 206A. 207. 445.
Röckl, Sebastian 444.
Röder, F. 342A.
Rohde, Prof. Dr. Erwin 258. 259. 290A. 326. 327. 336. 341A. 345. 363A. 370A. 382. 417.
‚Rolandslied' 158.
Rollwenzelei (Bayreuth) 395.

Rom 16. 17. 22. 23. 24. 199. 217. 280. 326. 374.
Roseninsel (Starnberger See) 84A. 179.
Rossini (‚Barbier') 164. 266.
Roßplatz (Leipzig) 349.
Rothlauf, Peter (Red. des ‚Volksboten') 180. 181.
Rosti, H. v. 83.
Roy 153A. 163. 164.
Rother Main 347.
Rubinstein, Anton 12A. 407.
Rubinstein, Nikolaus 12A.
Rußl 285A.
Ruhoff (Musiker) 337.
‚Rundschau, Deutsche' 44A.
‚Rundschau, Neue musikalische' 286A. 292A.
‚Rundschau, Tägliche' 240A.
Ruß (Wagner's Hund) 163. 172—74. 218. 237. 278. 295. 403. 405. 415. 440.
Rußland 12. 22.
Rüthling (Schauspieler) 446.
Rüttli 122/23.

Sachs, Hans 252 (Denkmal in Nürnberg). 427 (‚Wittenbergisch Nachtigall').
Saint-Saëns 298. 319A.
Salève, Mont 163.
Paling, Minna 44.
Salm, Altgraf Franz 406.
Salomo 24.
Salzburg 82. 250A. 366.
‚Sammler' (Augsburg) 379A.
Santen-Kolff, J. van 61A.
Sanfovino 199.
‚Sarazenin, die' 311.
Savoyer Alpen 163.
Sayn-Wittgenstein, Fürstin Carolyne 22/24. 41. 43A. 52A. 83. 217. 219A. 262A. 264. 364. 412. 451.
Sayn-Wittgenstein, Nikolaus 23.
Schack, Adolf Friedrich Graf v. 41/43. 284.
Schack'sche Gallerie 41. 284.
Schäfer, Reinhard 299.
Schanzenbach, Dr. 235.
Schelle, Ed. 104A. 325/26.
Schemann, Prof. Ludwig 42A. 285A.
Schembera, B. K. 297A.
Schiller 244. 266. 285A. 291. ‚Tell' 122. ‚Wallenstein' 134.
Schiller-Verein 134.
Schleinitz, v. (Minister) 317. 338. 343. 355. 366.
Schleinitz, Gräfin Marie v. 298. 317/19A. 338. 351. 354. 356. 358. 365/66. 393. 398. 409. 415/16. 421. 432.
Schleswig-Holstein, Herzog v. 153A.
Schleswig-Holstein 178.
Schlosser (Sänger) 236.
Schloßgarten (Bayreuth) 348/49. 395.
Schloß Berg 8. 9. 17. 84. 94. 100. 114. 150. 179. 193. 206/07. 299. 439.
‚Schlußbericht über die Umstände und Schicksale' u.s.w. 376A. 377/78.
Schmidt, Gustav, Kapellmeister, 349/50.
Schmitt, Friedrich 25. 27A. 28. 32. 33. 35. 61. 62. 69. 102. 145. 191A. 195A. 210. 235. 466.
Schnorr v. Carolsfeld, Julius 88A. 89A. 92. 95. 95A.
Schnorr v. Carolsfeld, Ludwig 30. 34. 54. 62/66. 69/73. 76. 81. 82A. 85. 88/92. 94/112. 125. 176. 208/09. 237/38. 270. 288. 364.
Schnorr v. Carolsfeld, Malwina (geb. Garrigues) 68. 69. 73. 76. 77. 81. 82A. 85. 88/92. 94/97. 99/102. 106A. 288.
Schönau, C. 278A.
Schönaich, Dr. Gustav 337A.
Schopenhauer 19. 26. 258. 259. 283/85. 290/91.
Schobert'scher Gasthof (Bayreuth) 422.
Schorn, Adelheid v. 418A. 421/22. 425A.
Schott, Franz 196. 202A. 233. 250. 252. 257. 305.
Schott, Frau 250A. 305.
Schrenck, v. (Minister) 21.
‚Schriften und Dichtungen, Gesammelte' 67. 118. 339. 343. 356. 363. 376A. 377/78. 402. 415.
Schubert, Franz 45.
Schumann, Robert 278.
Schüré, Eduard 42A. 91A. 92A. 93. 94. 105. 109/11. 246. 286. 297A. 319A. 443.
Schwalbach 18.
Schwanstein, Schloß 3.
Schweiger'sches Isarstadt-Theater 86A.
Schweinfurt 195.
Schweiz 21. 86. 122. 139. 167. 176. 182. 196. 222. 262. 292/93. 297. 300/01. 340A. 368. 390.
‚Schweizerhof' Hôtel (Luzern) 28. 167. 168. 218. 392.
Schwind, Moritz v. 15. 441. ‚Melusine', ‚die sieben Raben' 441.
Schwyz 122.
Sedan, 332/33. 368.
Seehofer (Sängerin) 34A.
Selisberg 123.
Seifritz, Kapellmeister 80. 82.
Semper, Gottfried 36. 37. 38. 49. 56. 59. 72. 73. 84. 107. 115/17. 124. 129. 198/99. 271. 300A. 323. 330.
Seydel (Musiker) 89A.
Seydel, Pfarrer 68A.
Shakespeare 9. 42. 110. 278. 336. 367A. ‚Lear' 65. 367A. ‚Julius Cäsar', ‚Antonius und Kleopatra', ‚Sturm', ‚Was ihr wollt' 278. ‚Die beiden Veroneser', ‚Zähmung einer Widerspenstigen', ‚Komödie der Irrungen', Ende gut, Alles gut', ‚Troilus und Cressida', ‚Wie es euch gefällt', ‚Coriolan' 367A.
Shakespeare-Gesellschaft, Deutsche 367.
‚Siècle' 305A.
Siebenkäs (Musikmeister) 29.
Siebenbürgen 415.
‚Sieger, die' 43.
Siegesthor (München) 116.
Siegesthurm (Bayreuth) 405.
‚Siegfried' 34. 59. 104/09. 112. 114. 117. 123/24. 126/27. 157. 236. 263/64. 265/66. 271. 278. 281. 285/87. 290. 293. 296/97. 306/07. 310. 313. 327/28. 336. 340. 342. 344. 363. 449. 450.
‚Siegfried-Idyll' 340/41. 383.
‚Signale für d. mus. Welt' 47A. 60A. 68A. 95A. 124A. 150A. 208. 213A. 303. 316A. 317A. 318A. 375A. 443. 450.
Simons (Sänger) 69.
Singer (Konzertmeister) 416.
Sizilien 326.
Sömmerda 183.
Sokrates 313.
‚Sonne' (Hôtel in Bayreuth) 348. 378. 380. 407A. 419. 429. 432.
Sonnenberg (Schweiz) 292.
Sophie, Herzogin (Bayern) 203. 205. 220.
Sophienberg (bei Bayreuth) 394.
Sophokles 313.
Sorrent 326.
Spanien 192. 284.
Speyerer 415.
Spiridion (Liszt's Kammerdiener) 219.
Spontini 345.
Sheroff, Alexander 8A. 291/94. 296. 298. 439.
Sheroff, Frau 8A. 286A. 292/93. 296.
St. Georgen (Bayreuth) 378.
St. Gotthard 168. 441.
St. Helena 218.
St. Moritz 211. 446.
St. Petersburg 12. 15. 16. 291.
Stahe, Dr. Fr. 341. 372.
Stägemann 231. 234.
Stahlmann 395.
Standhartner, Dr. Joseph 8A. 405. 406. 407. 408. 410. 427.
Starnberg 8. 11. 12. 16. 18A. 20. 22/24. 26. 41. 84A. 98. 103. 124. 176. 204. 206.
Starnberger See 26. 84. 150. 176. 207.
Stauffacher-Kapelle 122.
Stehle (Sängerin) 34A.
Stein, Heinrich von 221A.
Steinen (Schwyz) 122.
Steingräber 378.
Stern, Prof. Julius 12. 352. 357. 397. 418.
Stille & van Muyden 278A.
Stocker, Jakob (Wagner's Diener) 218. 292/93. 440.
Stocker, Verena, geb. Weitmann 28. 32. 35. 126. 154. 158—60. 162/63. 168/72. 174. 183. 237. 262A. 287. 440/41. 444. 449.
Straeten, E. van der 319A.
Straßburg 330.
Strauß, Franz (Hornist) 239. 448.
Street, Mme. Agnes 52. 53.
Stresa 255.
Stuckberg (Bayreuth) 378. 390.
Stuttgart 10. 12A. 24. 197A. 207. 217. 238. 241A. 397.
‚Süddeutsche Presse' 212/15. 217. 224/29. 253. 268. 399.
‚Süddeutscher Telegraph' 248A.
‚Süddeutsche Zeitung' 120.
Sulzer, Jakob 340/41.
Swoboda (Tenor) 231/32.
Sybel, H. v. 187A. 188/89A. 194A.
Syrakus 42.

Tacitus 185.
‚Tagblatt, Bayreuther' 415. 419A. 425A. 430A. 432A. 433.
‚Tageblatt, Berliner' 169A. 193A.
‚Tageblatt, Neues Wiener' 207A. 355A.
‚Tägl. Rundschau' 240A.
Tann, von der (General) 179.
Tannera, C. 113A.
‚Tannhäuser' 3. 7. 29. 33. 34. 38A. 41. 54. 62/66. 69. 78. 84. 85. 89. 93. 104/05. 175/76. 192. 197. 204. 207/08. 211. 217. 279A. 303. 306. 317/19. 352. 374A. 383. 406/07. 409.